RICARDA HUCH

1848

RICARDA HUCH / 1848

H8

Ricarda Huch

1848
DIE REVOLUTION DES 19. JAHRHUNDERTS IN DEUTSCHLAND

ATLANTIS VERLAG ZÜRICH

80541

AUG 1963

Neuausgabe des Werkes « Alte und neue Götter »
Copyright 1930 und 1944 by Atlantis Verlag A.G. Zürich
Printed in Switzerland

Vorwort

Es war nicht meine Absicht, die Geschichte der revolutionären Bewegungen zu schreiben, die in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts stattfanden und mit den Ausbrüchen des Jahres 1848 endeten, sondern ich wollte ihren Zusammenhang mit der umfassenderen allmählichen Umwälzung beleuchten, die das wesentlich agrarische Deutschland in ein wesentlich industrielles verwandelte, was zugleich eine Verwandlung der Weltanschauung bedeutet. Ich beschränkte mich dabei nicht nur insofern ich die Geschichte der übrigen europäischen Staaten soviel wie möglich ausser Betracht liess, sondern auch dadurch, dass ich hauptsächlich die Menschen zu begreifen und darzustellen suchte, die diese Umwälzung teils herbeiführten, teils ihr widerstrebten oder von ihr mitgerissen wurden. In der Geschichte, dem Werk der handelnden Menschen und göttlich-natürlicher Kräfte, die durch Menschen wirken, scheint mir der Mensch in seinem persönlichen Denken und Verhalten das Wichtigste und Interessanteste zu sein, das was unvergänglich lebendig und Leben erzeugend bleibt, wenn die Verhältnisse, in denen er sich bewegte, gleichgültig oder unverständlich geworden sind.

Es ist natürlich, dass der Erzähler hauptsächlich auf die Menschen angewiesen ist, die im Vordergrund der Geschichte standen, von denen eine unmittelbare, vernehmliche Wirkung ausging: Staatsmänner, Fürsten, Schriftsteller, revolutionäre Führer, solche, die Zeugnisse ihrer Wirksamkeit hinterlassen haben. Gerade an der Revolution des vorigen Jahrhunderts indessen haben sich auch eine grosse Anzahl von Privatpersonen beteiligt, die kennen zu lernen uns leider dadurch erschwert ist, dass infolge der politischen Entwicklung die Angehörigen, Freunde und Nachkommen derselben ihren Anteil an der nunmehr verfemten Bewegung eher zu verbergen als zu erhellen suchten, damit ihnen kein Schaden erwüchse oder ihr Andenken geschändet würde. Es ist zu wünschen, dass die Dokumente und persönlichen Erinnerungen, welche Bezug auf die Revolution haben, gesammelt werden, bevor sie in Verlust und Vergessenheit geraten. In manchen Familien namentlich Süddeutschlands mögen noch Briefe und andere Aufzeichnungen, mögen auch mündliche Ueberlieferungen bewahrt werden, die unsere Kenntnis von der Verbreitung der revolutionären Ideen in jener Zeit erweitern und uns um das Bildnis denkwürdiger Menschen bereichern könnten. Die Einschätzung der Persönlichkeiten, die im öffentlichen Leben hervorgetreten sind, wechselt wohl nach der jeweils herrschenden politisch-sozialen Richtung; schliesslich aber gilt als rühmlich, was als echt und seiner inneren Berufung treu sich erwiesen hat.

Alte und neue Götter

Stein

Der erste grosse deutsche Revolutionär des neunzehnten Jahrhunderts, der Freiherr vom Stein, war zugleich ein Wiederhersteller. Es ist sinnvoll, dass, nachdem Sickingens gegen das anschwellende Fürstentum geplante Revolution gescheitert war und drei Jahrhunderte lang die Sieger Deutschland geteilt, entnervt, geknechtet und endlich selbst den Namen Deutschland vertilgt hatten, ein Ritter es war, der über sie Gericht hielt. Als Napoleon Frankreich gegen das Reich führte, erwies es sich trotz der Heimatliebe und Tapferkeit vieler seiner Bewohner als faul und morsch und brach zusammen; die Fürsten benützten die Fremdherrschaft gern, um das letzte bisschen Unabhängigkeit zu erlangen, das ihnen zur vollen Souveränität noch fehlte, der Kaiser legte willig die Krone Karls des Grossen nieder, nach der es den Fremdling verlangte, alle suchten durch Vermittlung des korsischen Emporkömmlings Stücke von Deutschland an sich zu bringen. Hätte jemand daran gezweifelt, so wäre ihm jetzt bewiesen, dass Ehre, Pflicht, Vaterlandsliebe dieser Menschenklasse nichts bedeutete gegenüber der Sorge für ihr persönliches Wohlergehen und der Erhaltung oder Verbesserung ihrer Stellung, nicht einmal Stolz besassen sie, der sie verhindert hätte, vor dem Eroberer zu kriechen, der sie verachtete. Der fürstliche Absolutismus hatte damit abgewirtschaftet, er hatte, wennschon es unter seinen Vertretern, wie sich von selbst versteht, auch wohlmeinende Personen gab, Deutschland aufgelöst und das einst wegen seiner kriegerischen Kraft gefürchtete Volk zu einer ohnmächtigen Masse herabgewürdigt.

Indem der Freiherr vom Stein die Aufgabe ergriff, das gedemütigte Preussen wieder aufzurichten, schwebte ihm das Reich vor, das soeben zu existieren aufgehört

hatte, mit dem sein eigenes eigentümliches Dasein zusammenhing. In den Reichsstädten und Reichsrittern lebte die Erinnerung an jene Zeit fort, wo es einen mächtigen deutschen Körper gegeben hatte, dessen wehrhafte Glieder die Grenzen schützten und über sie hinaus wirkten und herrschten. Die Fürsten hatten dem Volk die Wehr aus der Hand genommen und sie stehenden Heeren gegeben, die das entwaffnete im Zaume hielten; ein anderes Heer, die Beamten, führte des Volkes Geschäfte, die es früher selbst besorgt hatte. Die alte Volksfreiheit wiederherzustellen vermochte kein Gesetz, aber die Hindernisse wegzuräumen und den Boden zu bereiten, damit eine neue keime, das unternahm der neue Minister. Gegen das stehende Heer richtete sich die Reformation, die Scharnhorst durchführte, gegen die Beamten das berühmte Edikt von Jahre 1807, welches die Erbuntertänigkeit der Bauern aufhob und sie zu freien Eigentümern des von ihnen bebauten Bodens machte und das andere, welches die Selbstverwaltung der Städte einführte. Den Mittelpunkt des Staates griff er dadurch an, dass er die leitenden Entschlüsse, die bis dahin im Kabinett des Königs abgefasst wurden, von einem dem König zugeordneten Ministerrat ausgehen liess. Damit war die oberste Leitung aus dem Dunkel ans Licht gezogen und die Selbstherrschaft und Unverantwortlichkeit der Regierung erschüttert. So einschneidend waren diese Eingriffe, so tödlich das Wesen des Absolutismus treffend, dass seine Vertreter, König, Aristokratie, Offiziere und Beamte, sie so, in diesem Zusammenhang, freiwillig nicht geduldet hätten. Stein tat dem König Gewalt an, was der König verbissen ertrug, weil er, den Untergang des Staates vor Augen, keine andere Hilfe sah, und weil Stein ihn beherrschte. Zu beeinflussen war der beschränkte und engherzige Autokrat nicht, was um ihn her vorging bewirkte nicht, dass er die Dinge in reinerem Lichte sah; aber er fürchtete seinen Minister. Die Art, wie grosse Menschen auf die Taten, die sie tun wollen, vorbereitet werden, um im rechten Augenblick zur Stelle zu sein, hat etwas Schicksalhaftes. Als im Jahre 1806 der Rheinbund

gegründet und Preussen vernichtet wurde, das Reich zerfiel, der Eroberer seine Unterjochung zu vollenden im Begriff stand, trat Stein aus der Burg seiner Väter hervor, wie ein Barbarossa aus unterirdischen Höhlen, um die Schuldigen zu strafen und sein Volk zu sammeln. Der Kaiser konnte nach seiner Meinung wohl die Krone niederlegen, aber nicht das Reich auflösen, nicht einmal sein Land vom Reiche trennen; denn das Volk habe ein unveräusserliches Recht auf sein Dasein als eine Gesamtheit; das Reich blieb für ihn als Idee bestehen, und wenn es hundertmal vernichtet war. Von grossen Erinnerungen beseelt, verzehrt von unerklärlicher Ungeduld, war er den höfischen Menschen seiner Zeit unverständlich und schreckhaft durch seine Leidenschaftlichkeit und seinen schneidenden Befehl. Seine Aeusserungen trugen oft das Gepräge des Hasses und Zornes, wenn sie gegen die Fürsten und ihren Anhang gerichtet waren, das Gepräge erbarmender und bewundernder Liebe, wenn er vom deutschen Volke sprach. Es ist ihm das Volk über alle Völker, das treue, geduldige, arbeitsame, opferwillige, besonnene; die Fürsten sind ihm das Lumpengesindel. Er trennte nicht, wie andere Staatsmänner, die innere und äussere Politik nach entgegengesetzten Grundsätzen; das Volk, Träger und Zweck des Staates, sollte frei sein innen und aussen. Während er den Sturz Napoleons herbeizuführen sich bemühte, arbeitete er zugleich am Freiwerden des Volkes im Innern. Er und sein Volk sollten nicht die Fürsten retten, sondern das Reich, das alte Reich, das selbständig, blühend, fruchtbar gewesen war. Diese für einen Einzelnen, einen Privatmann, der er wieder war, seit Napoleon ihn geächtet hatte, übermässige Aufgabe konnte er nur lösen, indem er die Mächtigen durch die Macht seines Geistes und Charakters beherrschte. Er richtete Denkschriften an die von Napoleon bedrohten Monarchen, in denen er sie zu einem grossen Verzweiflungskampf, zu heroischem Untergang, wenn es nicht anders sein könne, anfeuerte, wobei sie sich nicht allein auf ihr Heer, sondern vor allen Dingen auf das Volk verlassen sollten. Der Gedanke einer Insurrektion

war dem König von Preussen unerträglich; ihm schien es annehmbarer, Vasall Napoleons zu sein, als Waffen in die Hände des Volkes, der Untertanen, zu geben. Waffen in der Hand des Volkes, das war seit Jahrhunderten in den Augen der Fürsten etwas Verbrecherisches; Stein, der geradezu die Mittel lehrte, um eine Insurrektion herbeizuführen und zu leiten, erschien dem König als Rebell. Diese Gesinnung, die von den Höfen in alle Kreise gedrungen war, stand dem Plane Steins im Wege; er scheiterte, wie er selbst sagt, an dem Phlegma, der Weichlichkeit und Genussucht der oberen Stände, an dem Mietlingsgeist der Beamten, an der allgemeinen Niedertracht, von der auch die unteren Schichten angesteckt waren. Es glückte ihm jedoch, Einfluss auf den nächst Napoleon mächtigsten Monarchen zu gewinnen, auf den Zaren Alexander von Russland; er wurde das Mittel, durch das er Deutschland von der napoleonischen Herrschaft befreite und durch das er es auch im Innern frei und gross zu machen hoffte.

Während seiner Verbannung hatte Stein Musse, die Linien des neuen Reiches zu ziehen, das er schaffen wollte; sie haben sich niemals wesentlich verändert, da ihm von Anfang an ein Bild vor Augen stand, dem er nach Möglichkeit nahe zu kommen suchte. «Könnte ich einen Zustand wieder herzaubern,» schrieb er im Jahre 1811 dem Grafen Münster, «unter dem Deutschland in grosser Kraft blühte, so wäre es der unter unseren grossen Kaisern des zehnten bis dreizehnten Jahrhunderts, welche die deutsche Verfassung durch ihren Wink zusammenhielten und vielen fremden Völkern Schutz und Gesetze gaben.» Oft hat er es wiederholt: ein mächtiger Kaiser, von ihm abhängige Fürsten, ein freies, in Stände geteiltes Volk, von denen jeder seine eigene Ehre hätte und die der anderen anerkennte; Besseres liesse sich nicht ersinnen. Wie wäre es aber möglich gewesen, einen Zustand wiederzubringen in einem Lande, das durch zerstörende Kräfte so verwandelt war, dass das Volk in allen seinen Teilen ihn kaum noch als die eigene Wurzel kannte? Zwischen den Kaiser und die reichsunmittelbaren Freien hatten

sich die Fürsten geschoben, Stein pflegte sie Mittelmächte zu nennen, die von Anfang an die lästige Oberaufsicht des Kaisers abzuwerfen trachteten, um ungehindert ihrer Herrschsucht zu fröhnen, und die nicht geruht hatten, bis sie die Einheit des Reiches durchbrochen und das Volk als eine Herde unschädlicher Schafe in ihre Ställe verteilt hatten. In drei Hauptteile war das Reich zerfallen: die alten Marken, die Nordmark Preussen und die Ostmark Oesterreich, und das eigentliche Reich, das sich vom Rhein bis an die Elbe erstreckte. Gemäss ihrer Bestimmung hatten sich die Marken zu Militärstaaten entwickelt, während der unkriegerische Westen dem Einfluss Frankreichs widerstandslos geöffnet war. Diese drei Einzelteile galt es zu einer Einheit zu verschmelzen.

Stein wollte das Problem so lösen, dass ein Teil des Reiches Preussen, ein anderer Teil Oesterreich angegliedert würde, und dass der daraus entstehende Staatenbund als Ganzes durch Kaiser, Bundestag und Reichsstände vertreten wäre. Die Rheinbundfürsten sollten ihr Dasein verwirkt haben, dagegen wünschte Stein die Wiederherstellung der Mediatisierten, weil er glaubte, dass für die Ruhe und den Frieden kleine Herrschaften vorteilhafter wären als mittelgrosse, wie etwa Sachsen, Bayern, Hessen, die durch ihre Eifersucht und ihren Wunsch, sich zu vergrössern, beständig Verwickelungen herbeiführten. Das Kaisertum sollte bei Oesterreich bleiben, weil die Ueberlieferung dafür spreche.

Wenn Stein von den Rheinbundfürsten mit unnachsichtigem Hohne sprach und sie wie Schuldige behandelt wissen wollte, die alle Rechte eingebüsst hätten, Preussen und Oesterreich dagegen die Hauptrolle im künftigen Reiche zudachte, so scheint darin eine Ungerechtigkeit zu liegen, da ja besonders der König von Preussen nicht viel mehr Ehrgefühl und Vaterlandsliebe gezeigt hatte als jene; dies erklären die Umstände und Steins Art, die Dinge aufzufassen. Er konnte, das betonte er immer wieder, das mittelalterliche Reich der Ottonen oder der Hohenstaufen nicht wiederbringen, er musste aus dem, was sich inzwischen herausgebildet hatte, in Eile einen

Notbau zimmern. Ohne eine Macht als Grundlage, eine kriegstüchtige Macht, konnte Deutschland zwischen Frankreich und Russland nicht bestehen; Deutschland bedurfte der Macht, es kam nur darauf an, sie zum Heil für das Ganze tätig zu machen. Das Mächtige, Kraftvolle war Stein sympathisch, weil nur das Kraftvolle grossartig handeln und wirken kann; er hatte nie das Bestreben, das Mächtige ohnmächtig zu machen, nur ihm grosse Ziele anzuweisen. Damit ist nicht gesagt, dass er voreilige Eroberungssucht gebilligt hätte, die er vielmehr Frankreich zum Vorwurf machte. Mit Bedacht wünschte er für das neue Reich die Form des Staatenbundes, dessen lockeres, gesättigtes Wesen ihm besser geeignet schien, die Mitte, den Ruhepunkt Europas zu bilden als ein angespannter Grosstaat. Er hoffte, dass einem so gestalteten Reich die stammesverwandten Grenzländer, Schweiz, Holland, Elsass, sich freiwillig angliedern würden.

Um überhaupt zu bestehen neben Frankreich, dem «ewigen, unermüdlichen, zerstörenden Feinde» Deutschlands, hielt es Stein für nötig, zuerst eine widerstandsfähige Macht zu konstituieren; dann aber sollte dem Volke ein ihm gemässes Dasein, eine Möglichkeit zur Entfaltung seiner Kräfte gewährleistet werden. Das Volk zu bilden, zu veredeln, hielt er für die wichtigste Aufgabe des Staates. Feierlich wurde sein Wort, wenn er, nachdem Napoleon gestürzt war, die Ansprüche für sein Volk zusammenfasste. «Es ist von der grössten irdischen Angelegenheit die Rede,» sagte er in einer Denkschrift des Jahres 1813. «Fünfzehn Millionen gebildeter, sittlicher, durch ihre Anlagen und den Grad ihrer Entwicklung achtbarer Menschen, die durch Grenzen, Sprache, Sitten und einen inneren, unzerstörbaren Charakter der Nationalität mit zwei anderen grossen Staaten verschwistert sind. Der Gegenstand der Erwägung ist also wichtig, der Moment verhängnisvoll, Zeitgenossen und Nachwelt werden strenge diejenigen beurteilen, die zu der Lösung der Aufgabe berufen durch ihre Stellung im Leben, ihr nicht alle Kraft und allen Ernst widmen!» Mit ganzer Seele war er bemüht,

den oberflächlichen, gleichgültigen, zum Teil frivolen Staatsmännern und Diplomaten, von denen das Geschick des Volkes abhing, etwas von seinem sittlichen Ernst, seinem Verantwortungsgefühl, seiner Liebe einzuhauchen. Er malt den Zustand von Freiheit und Ehre der Deutschen im Mittelalter und vergleicht damit ihre Lage in der Gegenwart: «Fünfzehn Millionen Deutsche sind der Willkür von 36 kleinen Despoten preisgegeben, und man verfolge die Geschichte der Staatsverwaltung in Bayern, Württemberg und Westfalen, um sich zu überzeugen, wie es einer Neuerungssucht, einer tollen Aufgeblasenheit und einer grenzenlosen Verschwendung und tierischen Wollust gelungen ist, jede Art des Glücks der beklagenswerten Bewohner dieser einst so blühenden Länder zu zerstören!» Als das Mindeste für die Untertanen fordert er eine Habeas corpus-Akte zur Sicherung von Freiheit und Eigentum; keine Abgaben als solche, die für die Länder auf den Landtagen, für das Reich auf den Reichstagen verwilligt worden wäre; keine willkürlichen Eingriffe in das Eigentum der Einzelnen und der Korporationen, Sicherheit der Ehre und des Lebens; über das Leben dürfe nur durch die ordentlichen Richter erkannt werden. Das Oberhaupt des Bundes, möge man es Kaiser oder wie sonst immer nennen, hat die Unterdrückten zu schützen.

Die Volksvertretung dachte Stein sich ständisch, so aber, dass der seit dem Mittelalter veränderten Schichtung der Bevölkerung Rechnung getragen würde. Dass namentlich der Bildung und Intelligenz eine angemessene Vertretung eingeräumt werden müsse, sah er ein und lobte die Einrichtung der Notabeln in den alten französischen Generalständen. Wie er immer, schon vor der Revolution, für die Stände als für eine den Despotismus beschränkende und die Menschen zu Selbsttätigkeit erziehende Einrichtung Partei genommen hatte, so wollte er auch, dass sie nicht zu kärglich mit Rechten ausgestattet würden. Nur beratende Stände, wie Humboldt und Hardenberg sie wollten, fand er lächerlich. Nach seiner Meinung müssten ihnen die drei altbewährten Rechte zustehen: Steuerbewilligung, Teil-

nahme an der Gesetzgebung und periodische Einberufung. Das Gerichtsverfahren sollte öffentlich sein, das Institut der Geschworenen sollte Ehre und Freiheit der Bürger gegen Willkür sicherstellen, die Richter sollten unabsetzbar sein, ausser durch richterliches Erkenntnis, die Beamten dagegen absetzbar.

Neben den Provinzial- und Reichsständen sollte die Selbstverwaltung der Gemeinden dazu dienen, den «gemeinsamen Feind», den «wahren Widersacher der guten Sache», das Beamtenheer von seinem «geheimnisvollen Schreiberwerk» zu verdrängen, es zu ersetzen. Immer wieder erhebt er unerbittliche Anklage gegen die «zentralisierende Bürokratie», die Büralisten, die das Volk um Geist und Mut gebracht haben. Die Erbitterung ganzer geknechteter Geschlechte scheint in den Worten zusammenzuströmen, die zischend wie Peitschenhiebe fallen: «Und dass sie fernerhin von besoldeten, buchgelehrten, interesselosen, ohne Eigentum seienden Büralisten regiert werden, das geht, solange es geht. Diese vier Worte enthalten den Geist unserer und ähnlicher geistlosen Regierungsmaschinen; besoldet, also Streben nach Erhalten und Vermehren der Besoldeten; buchgelehrt, also lebend in der Buchstabenwelt und nicht in der wirklichen; interesselos, denn sie stehen mit keiner der den Staat ausmachenden Bürgerklassen in Verbindung, sie sind eine Kaste für sich, die Schreiberkaste; eigentumslos, also alle Bewegungen des Eigentums treffen sie nicht, es regne oder scheine die Sonne, die Abgaben steigen oder fallen, man zerstöre alte hergebrachte Rechte oder lasse sie bestehen, man theoretisiere alle Bauern zu Taglöhnern und substituiere an die Stelle der Hörigkeit an die Gutsherren die Hörigkeit an die Juden und an die Wucherer, alles das kümmert sie nicht — sie erheben ihr Gehalt aus der Staatskasse und schreiben, schreiben, schreiben im stillen, mit wohlverschlossenen Türen versehenen Bureau, ohnbekannt, ohnbemerkt, ohngerühmt, und ziehen ihre Kinder wieder zu gleichen brauchbaren Schreibmaschinen auf!»

Den Adel dagegen behandelte Stein verhältnismässig schonend und legte Wert auf seine Erhaltung als

auf die einer Klasse, die durch den Grundbesitz unzertrennlich mit dem Lande verbunden und durch materielle Unabhängigkeit berufen sei, der Nation durch Wahrnehmung der öffentlichen Interessen zu dienen. Die Auswüchse der Adelsherrschaft allerdings sollten ausgemerzt werden, wie ja Stein die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit zu bewirken sich bemühte. Auch gegen die kastenartige Abgeschlossenheit des Adels war er und wies darauf hin, dass es im blühenden Mittelalter eine solche durchaus nicht gegeben habe. Einen Aufstieg tüchtiger Elemente in den Adel fand er notwendig, wie er überhaupt der Ansicht war, dass ein fortwährendes Hinaufströmen aus den unverdorbenen unteren Schichten die durch Weichlichkeit, Luxus, verdorbenen oberen reinigen müsse. Vor dem Streben nach Gewinn und Luxus wollte er den Adel nach Möglichkeit dadurch schützen, dass er ihm die gewerblichen Berufe verschloss; ausser dem öffentlichen Leben sollte ihm noch die Betätigung in Kunst und Wissenschaft offenstehen.

Ein alter deutscher Spruchvers heisst: Ein Wolf war krank — Da er genas — War er ein Wolf, als er eh was. So verhielt es sich mit den Fürsten nach dem Sturze Napoleons. In der Zeit der Gefahr hatten sie sich verkrochen, gute Worte gegeben, Versprechungen gemacht; kaum der Gefahr entronnen, waren sie wieder die alten, hochfahrend, aufgeblasen, ohne anderes Interesse als für die eigene Sicherheit und Macht. Kaiser Franz, von Metternich beraten, weigerte sich, die Kaiserwürde wieder aufzunehmen, die ihm keine Vermehrung seines Ansehens, nur Schwierigkeiten bringen würde; soweit er Einfluss auf Deutschland zu haben wünschte, ermöglichte ihm das seine Stellung im Deutschen Bunde. Dass die Rheinbundfürsten Steins Verachtung mit Abneigung erwiderten, war selbstverständlich. Auch Alexander von Russland hörte auf, seine Forderungen zu unterstützen; vielleicht war zum Teil daran die Erwägung schuld, dass ein Verfassungsstaat ihm als Nachbar unbequem wäre, sicherlich verstimmte ihn Steins Sympathie für die Freiheitsbestrebungen der Polen. Der König von

Preussen war aufrichtiger gewesen als der Zar, insofern er seinen Widerwillen gegen die volkstümlichen Neuerungen, gegen den Krieg, gegen Stein selbst, niemals verhehlt hatte, während Alexander liberale Grundsätze auf den Lippen hatte, weltbeglückende Absichten ausposaunte und dem Freiherrn persönliche Verehrung bezeugte. Vergebens erhob Stein beschwörend, warnend, prophetisch seine Stimme: seine Worte fielen unbeachtet zu Boden, man brauchte ihn nicht mehr und nicht mehr das Volk. Er musste es erleben, dass in der Friedensakte des Wiener Kongresses Frankreich als Sieger behandelt wurde: seine Grenzen blieben unangetastet und es bekam eine Verfassung. Zur Erfüllung der deutschen Volkswünsche geschah nichts, als dass ein Paragraph eingerückt wurde, welcher lautete: In allen deutschen Ländern werden Verfassungen eingeführt werden. Die Fassung war absichtlich undeutlich, zu nichts verpflichtend, gewählt worden.

Herr von Schön, einer von Steins jüngeren Mitarbeitern, sagte Stein, er habe in hohem Grade den horror miserabilitatis gehabt; man kann ermessen, wie schrecklich er gelitten hat.

Bei allen seinen Verfassungsplänen hatte Stein ein agrarisches Reich im Sinne. Er selbst fühlte sich immer als der grosse Grundbesitzer, das Leben auf dem Lande, der Umgang mit der Natur war das ihm angemessene. Bei aller Würdigung der Wissenschaft und des gewerbetreibenden Bürgertums, das er in seinen Bestrebungen durchaus unterstützte, gehörte sein innigster Anteil doch den Bauern, und es war ein Glück und entscheidendes Erlebnis für ihn gewesen, in Westfalen eine freie Bauernschaft vorzufinden, die nach uralten Formen ihre Angelegenheiten selbst verwaltete. Von dem gesunden Menschenverstande, der Besonnenheit, der Heimatliebe der Bauern hoffte er in Bezug auf die Volksvertretung am meisten. Nach mittelalterlicher Anschauung war ihm der Eigentümer zugleich der Inhaber politischer Rechte und das Eigentum gleichbedeutend mit Grundbesitz; nur Ueberlegung und Einsicht bewirkte, dass er auch andere Masstäbe gelten

liess. Eigentum war ihm ein Beweis von Leistungsfähigkeit, von Tüchtigkeit; er verachtete den Armen nicht, aber er war der Ansicht, dass der Schwache, als welcher der Arme sich erwiesen hatte, nicht geeignet für die Mitwirkung am öffentlichen Leben sei. Aus diesem Grunde erfüllte ihn das Eindringen des Prinzips der Teilbarkeit der Bauerngüter mit lebhafter Besorgnis. Durch die unbedingte Teilbarkeit und Veräusserbarkeit entstehe, so meinte er, auf der einen Seite Anhäufung von Grundbesitz in den Händen einiger grosser Eigentümer, wie das zum Schaden der Allgemeinheit im Kirchenstaat und in England der Fall sei, auf der anderen Seite eine Menge ärmlicher Kleinbauern und ganz eigentumsloser Taglöhner, Zunahme des Proletariats und der Verbrechen. Den Kampf für die Unteilbarkeit der Bauerngüter kämpfte Stein während seiner letzten Lebensjahre mit grösster Leidenschaftlichkeit und fast alleinstehend; denn die allgemeine Meinung war, dass nicht in die Rechte des Bauern eingegriffen werden dürfe. Ebensowenig Verständnis fand sein Eintreten für die Zünfte. Er hatte selbst, dem Zuge der Zeit folgend, Gewerbefreiheit eingeführt, bereute es aber später und wünschte sie wieder herzustellen, nachdem sie von Missbräuchen gereinigt und der Zeit angepasst wären. Auch wenn sie technisch und zur Vermehrung des Nationalreichtums weniger zweckmässig sein sollten als Gewerbefreiheit, hielt er sie für erspriesslicher. Ob durch Zünfte mehr oder weniger Schuhe, Wagen, Bürsten erzeugt würden, sei ihm ganz gleichgültig, sagte er, ihm sei der Staat kein Verein zur Hervorbringung und Verarbeitung roher Produkte, keine landwirtschaftliche und Fabriken-Verbindung, sondern sein Zweck sei moralische, geistige und körperliche Entwicklung des Volkes. «Es ist mir sehr wohl bekannt,» schrieb er einem Freunde, «dass diese Meinung der Ansicht derjenigen widerspricht, denen Bevölkerung und Erzeugung von Nahrungsmitteln der Hauptzweck des Staates ist, mir ist es aber religiös-moralische, intellektuelle und politische Vollkommenheit, und diese wird verfehlt, wenn die Bevölkerung sich in Tagelöhner, kleine ärmliche

Grundeigentümer, Fabriken-Arbeiter und in ein Gemenge von christlich-jüdischen Wucherern, Fabriken-Verleger und Beamte aufgelöst hat, die durch Genuss und Erwerbsliebe durch das Leben gepeitscht werden!»

Die volkswirtschaftliche Lehre, die zuerst in Frankreich ausgesprochen, dann in England durch Adam Smith und seine Anhänger ausgebildet wurde, dass das Erwerbsleben nicht durch den Staat geregelt, noch durch Korporationen gebunden werden darf, sondern dem Belieben und den Kräften der Einzelnen überlassen werden muss, in welchem Falle es sich auf Grund natürlicher Gesetze, welche im wirtschaftlichen Leben so gut herrschen wie in der Natur, von selbst am besten ordnen werde, war in Deutschland ziemlich allgemein angenommen worden. Stein setzte diesem wirtschaftlichen Liberalismus mit Nachdruck seine Auffassung entgegen, wonach das Erwerbsleben sittlich-religiösen Geboten und Zwecken untergeordnet werden müsse. Es war die mittelalterliche Anschauung, die das göttliche, von Christus verkündete Gebot in den Mittelpunkt der gesamten Lebensäusserungen des Volkes stellte. Im Masse, wie der mittelalterliche Gottesglaube verblich, wurde die Sonne eines unerschütterlichen himmlischen Rechtes, dessen Strahlen das irdische Recht durchleuchteten, ersetzt durch die Wissenschaft und ihre wechselnden Ergebnisse. In Stein war die mittelalterliche Anschauung noch lebendig. Allerdings war er in der Jugend durch die Lehrmeinungen seiner Zeit beeinflusst worden und hatte selbst die Gewerbefreiheit eingeführt; aber wie er in den Kämpfen des Lebens Einblick in die Lebensverhältnisse bekam und sich eine Ueberzeugung bilden konnte, kehrte er zu dem Gedankenkreise zurück, der die ihm auch politisch vorbildliche Zeit geleitet hatte.

Stein überlebte den Sturz Napoleons und den Zusammenbruch seiner Hoffnungen um 17 Jahre, er sah noch die Julirevolution. Während dieser Jahre begriff er allmählich, dass zwischen der Staatsbildung, die ihm vorschwebte, und der Gegenwart eine Kluft war, die ihre Verwirklichung auch unter günstigeren

Umständen erschwert hätte. Die allgemeine Auffassung vom Staat als einer Anstalt zur Erzeugung von Nationalreichtum, entsprach der Auffassung von der Bestimmung des Menschen zum Glück, zum Genuss, die in allen Schichten verbreitet war. Seiner hohen Auffassung von den Aufgaben des Adels widersprach die Erfahrung, die er beständig machte, dass der Adel ungebildet, hohl, vergnügungssüchtig war, nur auf Erhaltung der materiellen Vorteile seines Standes bedacht, mühelosen Geldgewinn durch Spekulation der Ehre voranstellend. «Leerheit, Unbeholfenheit und Egoismus» schrieb er einem befreundeten Standesgenossen, «geben keinen Anspruch auf Einfluss und Achtung.» In der protestantischen Kirche fand er entweder pietistische Sentimentalität mit «langweiliger, idyllenartiger Phraseologie», die ihn abstiess, oder Rationalismus, der ihm verhasst war. «Warum soll man das Unerklärliche erklären, das Geheimnisvolle enthüllen mit unserem zerstückelten Wissen, unseren beschränkten Kräften!» Ihm selbst war die Bibel Offenbarung, eine Stimme von oben, an der er nicht deutelte. Er sah, dass ein neues Zeitalter angebrochen war, in dem er sich fremd fühlte und dessen Wesen er verwarf: «ein wissenschaftliches, industrielles, kommerzielles, politisierendes, geschwätziges, frech absprechendes und höchst eitles Zeitalter.» Es ist, als stiesse der scheidende Heros die ihn umgebende Welt mit einer Gebärde des Ekels von sich, wenn er die schrecklichen Worte sagt: «Unser ökonomisch-technologisch-populierendes System, durch eine zentralisierende, regierungssüchtige Bürokratie angewandt, frisst sich selbst auf wie Saturn seine Kinder; wir sind übervölkert, haben überfabriziert, überproduziert, sind überfüttert und haben mit Buchstaben und Tinte die Beamten entmenscht, die Verwaltung entgeistet, alles in toten Mechanismus aufgelöst!»

Er hatte die bittere Erfahrung gemacht, dass gegenüber Verhältnissen, die einer Erneuerung durchaus bedürfen, die Herrschenden sich weigern, die offenkundig notwendige Reform zu vollziehen, mag auch die Gelegenheit noch so günstig gegeben sein. Die Zeit

erinnerte ihn so lebhaft an die, welche der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts voranging, dass er sich nicht enthalten konnte, dem Erzbischof von Spiegel zu schreiben, wie beklagenswert es doch sei, dass sich damals der Papst nicht zu einer durchgreifenden Reform entschlossen habe, die von allen Seiten verlangt worden sei; dann wäre Luther nicht aufgetreten, die grosse Spaltung mit allen ihren zerreissenden Folgen wäre nicht eingetreten, die Entwicklung Europas hätte einen anderen Gang genommen. Aus der Feststellung, dass die Oberen eine notwendig gewordene Umwälzung nicht vollziehen, zog er nicht die Folgerung, dass er es mit Hilfe der Unterirdischen tun wolle. Selbst wenn er jung gewesen wäre, selbst wenn es sich mit seinen Ansichten vertragen hätte, wie hätte er, der so ausserordentlich allein stand, daran denken können? Mit den wenigen Anhängern, die seine Ideen teilten, mit den Jünglingen, die ihm gefolgt wären, mit einem zahmen Volk, das man erst zur Freiheit und Stärke entwickeln will, liess sich das Bestehende nicht stürzen, Neues, Lebensfähiges nicht gründen.

Selten hat ein grosser Mann so tragisch geendet, wie dieser Kaiser eines Reiches, das für immer untergegangen war. Die Einsamkeit lag bleiern auf ihm. Wie traurig klingt es, wenn er als das Erfreuliche seiner Zeit die Befreiung Griechenlands und die Bildung südamerikanischer Republiken hervorhebt! Noch im Sterben schlug sein Herz für die Polen, die um ihre Freiheit kämpften. Was in Deutschland geschah, erregte nur seinen Groll. Es missfiel ihm, dass Studenten sich mit Politik befassten, und es ekelte ihn, dass Fürsten sich vor ihnen fürchteten und sich zu ihren Henkern machten. Er schied gern, kaum vermisst, durch kein Denkmal geehrt.

Unlösbare Probleme

Es lag nicht nur an der Selbstsucht gewisser Menschen und Kasten, dass Steins Leben so wenig sichtbare

Früchte trug, sondern auch daran, dass das Verwickelte seiner Ziele sie nicht leicht vielen fasslich machte. Er hasste den Machtstaat; sein Ideal war der Gesellschaftsstaat, der Volks- oder Rechtsstaat, wenn man so den Zustand des alten Reiches nennen will, das auf der freien, aber nicht ungeregelten, genossenschaftlichen Bewegung aller Glieder des Volkes beruhte. Im alten Reich waren Macht und Freiheit von der Gottheit ausströmende Kräfte, die sich bekämpften, aber einen Ausgleich fanden im Recht, das feststand, insofern es göttlich war, aber fliessend war, insofern es von den Menschen gefunden wurde. Als die Träger dieses mannigfachen Lebens sich erschöpft hatten, trat eine Erstarrung ein, indem die Macht zur Herrschaft gelangte im eigentlichen Staat. Der Mittelpunkt des alten Reiches war der Kaiser, namentlich als Richter und Rechtsquelle, gewesen, eine Person, die nicht herrschte, sondern in der sich alle Kräfte des Volkes kreuzten wie die Blutströmungen des menschlichen Organismus im Herzen; der Staat war eine Maschine, die das Volk von aussen bewegte, wie man denn auch in bester Meinung von der Staatsmaschine zu sprechen pflegte. Wie der dreieinige Gott, in dem alle Wesen leben und sind, zu dem Gott, der die Welt von aussen bewegt, so verhält sich der Kaiser oder Fürst des Mittelalters zum absoluten Fürsten, zum Staat. Das Volk wurde zur Gesellschaft und hatte Privatinteressen und Privatangelegenheiten; abseits davon besorgte der Staat die Geschäfte des öffentlichen Lebens. Staat bedeutete Herrschaft, Volk war untertan. Wie dem König der Sage alles zu Gold wurde, was er berührte, auch das Brot, das ihn ernähren sollte, so wurde alles, was in den Bannkreis des Staates kam, zur Macht; auch das Recht wurde von ihm verschlungen.

In dem Freiherrn vom Stein war noch Reichsgefühl lebendig und er hätte mit tiefster Genugtuung die Staatsmaschine zerstört und ein freies Volk sich selbst verwalten lassen; aber er wollte deswegen nicht auf eine kräftige, zu durchgreifendem Handeln fähige Regierung verzichten. Die Gegner des Absolutismus wollten zum

Teil sich selbst an die Regierung bringen oder sie wollten die Regierung schwächen, ihr den Nerv persönlichen Lebens abbinden. Steins Absicht war das nicht: er wollte ein kraftvolles Haupt, in das aus der Ursprungstiefe des Volkes beständig schaffende Kräfte einströmten. Macht war gerade damals erforderlich, um nur das Dasein des Volkes vor Vernichtung zu bewahren, würde gerade für Deutschland in seiner Lage zwischen Frankreich und Russland immer erforderlich sein, und Stein war überzeugt, dass eine mit dem Volke verbundene, vom Volke getragene Regierung kraftvoller sein würde als eine, die sich auf Bürokratie und stehendes Heer stützte. Wo aber waren die organischen Volkskräfte, die mit dem schweren Werk der Selbstverwaltung die Bürokratie hätten ersetzen können? Das alte Reich, dem Steins Gefühl gehörte, war ein agrarisch - handwerkliches; die genossenschaftlichen Kräfte, mit denen er es, soweit das möglich war, wiederherstellen wollte, waren die Adelskorporationen, die Stadtmagistrate, die Zünfte und vor allem die freien Bauerngemeinden. Die Bauern waren ihm die Hauptsache, sie sollten die Grundlage der Gesellschaft bilden.

Es ist eine vielerorts zu beobachtende Erscheinung, dass dem Aufblühen der Industrie die Befreiung der hörigen Bauern vorangeht. Die neuen Herren brauchen viele Sklaven, darum müssen die alten Herren die ihrigen freilassen. Diejenigen, welche die Befreiung zuerst herbeiführen, wissen davon nichts; eine allgemeine Veränderung der Gesinnung ist die Ursache, die Herrschaft allgemeiner Sätze in den Köpfen, die zu unabweisbaren Forderungen führen. Schon bevor Stein Minister wurde, hatten preussische Beamte den Plan der Bauernbefreiung gefasst, in diesem Punkte dem Adel entgegentretend, dem das Fürstentum die Bauern preisgegeben hatte, um es für seinen Staat zu gewinnen; aber erst Stein brachte die Energie auf, die notwendig war, um den Widerstand der herrschenden Klasse zu besiegen, und er handelte aus einer anderen Anschauung heraus als die Beamten. Er wollte die Bauern als Kraft gegen den absoluten Staat gewinnen, die Beamten

wollten den Staat durch ihn stützen. Sie waren es, die ihren Zweck erreichten; denn tatsächlich hatte ja Stein sie im Namen des Staates befreit, und dem Staat schlossen sie sich dankbar an, bei ihm suchten sie Schutz vor dem Adel, der die verlorene Herrschaft über die Untertanen wiedergewinnen oder, soweit er sie noch besass, sie erhalten wollte. Von nun an waren die Bauern der Teil des Volkes, bei dem der Absolutismus den sichersten Rückhalt fand. Das was Stein vorschwebte, ein selbständiges Gemeindeleben der Bauern, entwickelte sich nicht. Nichts von allem, was der Minister unternommen hatte, war ganz ausgeführt worden, und was ausgeführt war, wurde von seinen Gegnern, die sofort nach seinem Abgang wieder zur Geltung kamen, durch Einschränkungen oder Zusätze seiner wohltätigen Kraft beraubt. Die Städteordnung wurde so beschnitten, dass die städtischen Behörden wieder überwiegend der Beamtenaufsicht unterstellt wurden, die Selbstverwaltung der unteren Verwaltungskreise kam überhaupt nicht zustande. Die Aufhebung der bäuerlichen Erbuntertänigkeit blieb allerdings unangetastet, ebenso eine Verschuldungsgrenze der Bauerngüter, die Stein erkämpft hatte, um den Bauern ihr Land zu erhalten; aber die Patrimonialgerichtsbarkeit blieb bestehen, und durch zugesetzte Edikte, durch die Einführung der Teilbarkeit der Bauerngüter und die Aufteilung des Gemeindelandes, der letzten Reste uralter germanischer Markgenossenschaft, wurde zugunsten des Grossgrundbesitzes, der sich rasch vermehrte, der Bauer um das Land gebracht, das eben sein Eigentum geworden war. Ohnmächtig dem Verderben zu wehren, sah Stein voll Verzweiflung zu, wie der Boden zur Ware, wie sein Volk von der Erde losgerissen wurde. Gerade in diesem Punkte wurde er von niemandem, auch von den Bauern selbst nicht, verstanden; sie sahen in dem Grundsatz der Unteilbarkeit der Güter das Bestreben, ihnen die Freiheit wieder zu nehmen, die ihnen eben gegeben worden war.

Es war die bitterste Erfahrung, die er machen musste, dass sein grosser Plan nicht allein an der

Gegnerschaft des Staates scheiterte, den er umwandeln wollte, sondern auch an den Kräften, für die und mit denen er ein neues Reich erbauen wollte. Adel, Städte, Bauern, Zünfte, sie liessen sich nicht aus dem starren System des Fürstenstaates herauslösen, und sie waren keine saftvollen Stämme mehr, sondern versteinerte Trümmer, die keine grünen Triebe mehr erzeugen konnten. Neue gesellschaftliche Kräfte gab es kaum, und als er sie in den späteren Lebensjahren wahrnahm, erschienen sie ihm fast ebenso verabscheuungswürdig wie der Staat. Im Beginn seiner Laufbahn hatte er den Aufschwung des Gewerbes und des Handels begünstigt, an der Einführung von Maschinen sich erfreut; dann sah er mit Industrie und Geldwirtschaft eine Gesinnung sich ausbreiten, die der seinigen ganz entgegengesetzt war und die alles verdrängte und überwucherte, was ihm heilig war. Anstatt dass das alte Reich wieder auferstand, wie es sein Wunsch gewesen war, sah er von fernher eine neue Macht sich heranwälzen, um es vollends zu zerstören. Sie schien sich mit dem herrschenden Militär- und Beamtenstaat verbinden zu wollen, aber wie dem auch sein mochte, er sah nichts als diesen Staat, den er hasste, und ein «industrielles, kommerzielles, geschwätziges Zeitalter», dem er fluchte. Wenn das Widerspruchsvolle in seiner Stellung und seinen Handlungen ihn beklemmte, äusserte er sich oft in leidenschaftlichen Ausbrüchen, fast nie in zusammenhängender Erklärung. Wie die Reste des alten Reiches so in den herrschenden Staat hineingebaut waren, dass die meisten Menschen sie gar nicht als etwas Gesondertes erkannten, so war er selbst zu sehr im Machtstaate verwurzelt, als dass er den Gegensatz immer in aller Schärfe hätte zur Darstellung bringen können. So hinterliess er kein klares Programm, das etwaige Nachfolger hätten als Leitschnur benützen können, aber doch etwas seinem Volke, was früher oder später wirksam werden musste: eine unvollendete Revolution. Waren es auch nur glimmende Späne, andere würden Fackeln daran entzünden, das Feuer aus ewiger Glut war da, das keine irdische Gewalt mehr löschen konnte.

Wie alles, was Stein geschaffen hatte, war auch sein Plan der Einheit Deutschlands und der Einheit Preussens Bruchstück geblieben; aber die Gedanken erhielten sich, sie namentlich waren das Glied, an das neue Umwälzungen sich anschlossen. Der Mangel einer Einheit, welche einst in der Person des Kaisers und des kaiserlichen Gerichtes zum Ausdruck gekommen war, hatte gleich nach dem Rücktritt des Kaisers beinahe zum Untergang Deutschlands geführt. Einheit bedeutete Einigkeit, Möglichkeit zielbewussten, einheitlichen Handelns und insofern Kraft an Stelle systematischer Ohnmacht; zugleich bedeutete sie aber in den Augen Steins und seiner Anhänger Freiheit, da der Vertreter der Einheit, der Kaiser, die Macht der Fürsten zugunsten des Volkes einschränkte. Der Kaiser war Vertreter des Ganzen, des gesamten Volkes und seiner Rechte, der Beschützer und Rächer jedes verletzten Rechtes, insbesondere der Rechte der Schwächeren. Aus diesem Grunde waren die Fürsten, die sich soeben völlige Unabhängigkeit errungen hatten, grimmige Feinde der Einheit und der Steinschen Kaiseridee; dass sie das Symbol für Volksfreiheit, Wiedereinsetzung des Volkes in seine Rechte war, machte sie volkstümlich und hochverräterisch. Aehnlich wie mit der Einheit Deutschlands verhielt es sich mit der Einheit Preussens, die sogar überwiegend Freiheit bedeutete. Der König von Preussen war nicht in dem Sinne Vertreter des Ganzen wie der mittelalterliche Kaiser gewesen war, der überhaupt keine Macht hatte, ausser die in den Rechten des Volkes lag, die er gewährleistete; die Fürsten hatten alle Macht und alles Recht eingezogen und waren nur insofern Vertreter der Gesamtheit, als sie behaupteten, zum Wohle ihrer Untertanen zu regieren und verlangten, dass diese es glaubten. Glaubten sie es nicht, so war ihnen nicht zu helfen. In Steins Augen war die wichtigste Aufgabe, das Volk wieder selbsttätig zu machen; da aber der Staat einmal bestand, sollte doch

eine staatliche Vertretung des Volksganzen eingerichtet werden und die absolute Macht im Mittelpunkt beschränken, und dazu sollten die Provinzialstände dienen, die im ausgehenden Mittelalter, zur Zeit, als das Territorialfürstentum sich bildete, entstanden waren und bedeutende Rechte besessen hatten, deren der grosse Kurfürst und seine Nachfolger indessen sie gewaltsam beraubt hatten. Dies Organ sollte nach der Absicht Steins in das staatliche Leben Preussens wieder eingeführt werden, und Hardenberg, der nach ihm Minister war, hatte daran festgehalten. Während von der Einheit Deutschlands nur mehr das Wort, die Forderung da war, blieben von dem Gedanken der Einheit Preussens Dokumente. Unter den Aktenstücken, die in Bezug darauf zustandegekommen waren, gab es zwei besonders wichtige: die Verordnung über die zu bildende Repräsentation des Volkes vom 22. Mai 1815 und die Verordnung wegen der künftigen Behandlung des Staatsschuldenwesens vom 17. Januar 1820. In der ersteren heisst es nach längerer Begründung, der König habe die Bildung einer Repräsentation des Volkes beschlossen, die aus den teils noch bestehenden teils neu eingerichteten Provinzialständen gewählt werden und in Berlin ihren Sitz haben sollte. In der zweiten Verordnung wurde die Aufnahme jedes neuen Darlehens an die Zuziehung und Garantie der künftigen Reichsstände geknüpft. Als der König bald darauf beschloss, keine Reichsstände zu berufen, ging er doch nicht so weit, sein Versprechen förmlich rückgängig zu machen; er behielt sich nur, wie er sagte, den Zeitpunkt vor, wann er es erfüllen wollte.

In diesen Dokumenten war die Flamme der Revolution eingefangen; aber auch in lebendigen Gefässen, im Gedächtnis einiger Verehrer und Mitarbeiter Steins. Bei keinem von ihnen haben Steins Ideen einen solchen Widerhall gefunden, wie bei Ernst Moritz Arndt, aber es hat auch keiner so wie er auf Stein gewirkt. Der Freiherr und der Bauernsohn verstanden sich, weil sie beide noch mehr wie Glieder des Reiches als wie Untertanen eines Staates fühlten und dachten. Als Stein,

während er im Jahre 1808, aus Preussen flüchtig, unter ungern gewährtem österreichischen Schutze in Prag lebend, zum ersten Male Arndts Hauptwerk, den Geist der Zeit, las, war er tief ergriffen: aus diesen Blättern loderte ihm die eigene Seele entgegen. Arndts Sprache hatte noch etwas von Lutherscher Fülle, Anschaulichkeit und Süssigkeit, seine Gedanken waren Visionen; es war da weder im Inhalt noch in der Form das Seichte und Verschwommene, was Stein in den Aeusserungen der modernen Philosophie so widerwärtig war. Der Geist der Zeit, geschrieben, um die Deutschen zum Hass und zum Kampf gegen das napoleonische Frankreich zu entflammen, rühmt Kraft und kraftvolles Empfinden als die erste Tugend der Völker. Bei der Beurteilung der Menschen und Ereignisse ging Arndt nicht von Schulbegriffen einer ausgedachten Vortrefflichkeit aus, sondern von der Natur, ihrem Reichtum, ihren Widersprüchen, woraus das Grosse und Schöne erwächst. Er sprach Urteile aus, die sogenannte Idealisten entsetzten. «Mittelmässigkeit ist der Tod alles Grossen und Heroischen. Gut oder böse und beides in Vortrefflichkeit, kann man mit der Welt spielen und herrschen. Was bekam Preussen dafür, Teutschlands alte Grenzen nicht zu retten? Einige kleine und elende Herrschaften, im ganzen heiligen römischen Reiche zerstreut. Wollte es Krieg, so musste es mit Oesterreich und Russland sich über Teutschland vergleichen, wollte es Frieden, so musste Frankreich ihm Franken und Westfalen und die hessischen, sächsischen und mecklenburgischen Fürsten als seine Vasallen erlauben. Das war ein Preis, der ein Schelmstück in der Politik wert war. Sonst musste man schlagen, um mit den Seinen Ehre und Land zugleich zu gewinnen. Man verkaufte seine Ehre umsonst! Alle politischen Dummheiten sind Verbrechen. Wir haben uns durch eine schlechte Lehre einer empfindelnden Humanität und eines philanthropischen Kosmopolitismus einwiegen und betören lassen, dass Kriegsruhm wenig, dass Tapferkeit zu kühn, dass Männlichkeit trotzig und Festigkeit beschwerlich sei ... Kurz, die höchste Männerkraft, welche verteidigen und

und rächen kann, sie allein ist es, welche Völker herrlich und Menschen gross macht. Dies ist nicht das Herrlichste selbst, aber der Grund alles Herrlichen, mit welchem es rettungslos zusammenstürzt, um nie wieder aufzustehen.» Er beklagt es, «dass die Teutschen keinen zornigen Gott, keine heisse Liebe, keinen kühnen Hass, keinen brausenden und begeisterten Wahnsinn mehr haben, dass sie kein Leben mehr haben; dass sie gegen ihre Feinde demütig, gegen ihre Freunde gleichgültig, gegen alle Welt und alle Menschen gütig und gerecht, nur gegen sich selbst immer grausam und ungerecht sind.»

In seiner Heimat, Pommern, hatte er Deutschland als ein agrarisches Land kennen gelernt, dessen Bewohner, wenn nun die Eigenbehörigkeit aufgehoben war, im allgemeinen als kräftig, tüchtig zum Kampf und zur Arbeit gelten konnten. Wie Stein, sah er Schwäche als etwas Mangelhaftes an, etwas, was man womöglich stark machen müsse, das man aber nicht hätscheln, dem man vor allen Dingen nicht das Starke aufopfern dürfe. «Der eine» sagt er mit Bezug auf die Pazifisten seiner Zeit, «hat ein neues Rezept zu einem Kartoffel- und Eichelbrot, der andere ruft Knochensuppen, der dritte Gesundheitskatechismen und Kuhpocken, der vierte ein leichteres Pfluggestell aus, alle mit der roten Unterschrift: Heil der Menschheit. Für die Unmündigen, Halbtoten denkt und schreibt und schreit dies Volk in einem Augenblicke, wo es die Starken und Frischen mit Heldenmut entflammen und mit brennenden Herzen und rächenden Schwertern an die Feinde treiben sollte. Wer immer nur die Erbärmlichkeit und Verwesung der Welt sieht, wird ihre Wunden nicht heilen.»

Massenarmut, Proletariat, kannte er noch nicht. Er war, wie Stein, der Meinung, dass man der Verelendung des Volkes durch Acker- und Zunftgesetze vorbeugen müsse. Die unbedingte Teilbarkeit der Bauerngüter und die Gewerbefreiheit würden allzugrosse Bereicherung auf der einen Seite, Verarmung auf der andern zur Folge haben, ein Verhältnis, das dem germanischen Geiste ebenso zuwider sei wie die absolute Gleichheit.

Während diese von den Franzosen proklamiert werde, suchten die Deutschen annähernde Gleichheit, den Ausgleich schroffer Unterschiede. Als später die Maschinen eingeführt wurden, die Fabriken sich vermehrten, der Staat selbst sich fabrikmässig zu gestalten begann, erhob er mahnend, ganz im Steinschen Geiste, seine Stimme: er lobe die Länder, wo über die Hälfte, ja, wohl zwei Drittel aller Grundstücke an mittelmässige Besitzer verteilt wären, wo viel freie Bauern wohnten: Schweden, Norwegen, Ditmarsen, Ostfriesland, die Grafschaft Mark, das Havelland, das Herzogtum Magdeburg. Fabriken gäben wohl Glanz und Reichtum, verderbten aber einen Teil des Menschengeschlechtes leiblich und geistig. Man bewundere England, aber seine Lage sei durchaus nicht so beneidenswert, wie man meine. Fast aller kleine und mittlere Landbesitz sei dort verschwunden, die Grossen und Reichen besässen das Land, Pächter bebauten es. «Jetzt trägt sich alles noch einigermassen, weil England über den Handel und über die Schätze der Welt gebietet; aber Weltumwälzungen und vorzüglich Handelsumwälzungen können kommen — und sie sind vielleicht nicht so fern als manche glauben — wodurch die Engländer mehr auf sich selbst zurückgeworfen werden; dann werden sie die Verwirrung und Regellosigkeit der Verhältnisse in ihrer ganzen Hässlichkeit erblicken.» Bitter beklagt er die Zerstückelung der Bauerngüter, «also dass durch eine übel verstandene Freiheit das Verhältnis des Grundbesitzes, welches ein festes und ehrbares Verhältnis sein sollte, ein krämerliches und jüdisches und fast vagabundisches Verhältnis wird.» Bauern und kleine Grundbesitzer müssten unmittelbare Lehensmannen des Staates sein. Es ist das uralte Recht des Moses: «Darum sollt ihr das Land nicht verkaufen ewiglich, denn das Land ist mein» und «Die Kinder Israel sind meine Knechte, die ich aus Egyptenland geführt habe, darum soll man sie nicht auf leibeigene Weise verkaufen»; die Auffassung, die dem germanischen Rechtsgefühl entsprach, wonach alles Land dem Kaiser gehörte und alle Freien nur von ihm abhingen, reichsunmittelbar waren. «Und das ist noch das

Schlimmste,» so schliesst er diese Betrachtung, «dass diese ungebührliche Freilassung die verwünschte Fabriksüchtigkeit und Fabrikflüchtigkeit in die Menschen und ihre Einrichtungen gebracht hat, und dass die ganze Erde und der Staat selbst vor vieler Staatsverwalterei und Staatseinrichterei fast nur wie eine Fabrikanstalt gewürdigt und verwaltet wird ... Lieber wollen wir keine einzige Maschine als die Gefahr, dass dies Maschinenwesen uns die ganze gesunde Ansicht vom Staate und die alle Tugend, Kraft und Redlichkeit erhaltenden, einfachen, natürlichen Klassen und Geschäfte der Gesellschaft zerrütte. Wenn alle Handwerker Fabrikanten werden, wenn der Ackerbau selbst endlich wie eine Fabrik angesehen und betrieben wird, kurz, wenn das Einfältige, Stetige und Feste aus den menschlichen Einrichtungen weicht, dann steht es schlecht um das Glück und die Herrlichkeit unseres Geschlechtes. Wenn wir dahinkommen, dass Axt, Säge und Senkblei von selbst Häuser zuschnitten und aufrichteten, dass der Pflug und die Sense von selbst den Acker pflügten und abernteten, wenn wir endlich auf Dampfmaschinen über Berg und Tal fahren und auf Luftbällen in die Schlacht reiten könnten, kurz, wenn wir neben unseren künstlichen Maschinen, die alle Arbeit für uns täten, nur so hinzuschlendern brauchten — dann würden wir ein so entartetes, nichtiges und elendiges Geschlecht werden, dass die Geschichte auf ewig ihre Bücher vor uns schliessen würde.»

Als Professor in Greifswald beeinflusste Arndt den um neun Jahre jüngeren Jahn, einen selbständigen Geist und eine originale Persönlichkeit. Er stammte aus dem Dorfe Lanz an der hannoverschen und mecklenburgischen Grenze, wo sein Vater Prediger war; die Bewohner dieses Dorfes waren, eine Seltenheit in Deutschland, freie Bauern. In Jahns Denkweise spürt man den Untergrund altgermanischen Wesens. Für Geschichte und Sprache hatte er besonders viel Sinn und Begabung. Seine Ausdrucksweise ist immer originell und kräftig, wenn auch sein Bemühen, die Sprache durch Benützung alter Wortstämme aufzufrischen, zuweilen stört, und

wenn ihm auch die ambrosische Quelle nicht strömte, die durch Arndts Prosa und Verse perlte. Wie Arndt warf er die Theologie, zu der er bestimmt war, beiseite, so entschieden fühlte er sich zum Kampfe um die Herbeiführung eines einheitlich und volkstümlich gestalteten deutschen Reiches berufen. Wenn er das Volkstümliche in seinem Auftreten bizarr betonte, so war er doch keineswegs roh oder oberflächlich im Denken. Er erkannte das Einheitsstreben als das erste Sichselbstbewusstwerden einer Nation, es war ihm etwas Heiliges, von Gott Gewolltes; abgesehen davon zeigte die Not der napoleonischen Zeit die vernichtenden Folgen der Zerstückelung. Dadurch, dass er an Dr. Plamanns, 1805 in Berlin gegründeten, auf Pestalozzis Ideen fussendem Knabeninstitut angestellt wurde, bekam er Gelegenheit, auf die Jugend zu wirken, und wurde sich des Einflusses bewusst, den er ausüben konnte. Wie dem Rattenfänger liefen sie, gross und klein, dem seltsamen Zauberer und seiner Lehre nach. Er wollte durch Ausbildung des Körpers, durch Turnen und Wandern, die Jungen zu freigesinnten, furchtlosen Männern machen; deshalb fasste er sie hart an und mutete ihnen viel zu, aber er spielte auch mit ihnen und war ihnen ein gutgelaunter, an Einfällen unerschöpflicher Kamerad. Unter denen, die von 1810 bis 1814 Knaben und Jünglinge waren, gab es kaum einen, den er nicht, wenn er in seinen Umkreis geriet, bezaubert hätte. Alle, die an der Befreiung Deutschlands von der napoleonischen Herrschaft im Geheimen arbeiteten, spürten in der neuen Kunst des Turnens eine Mithilfe und begrüssten sie freudig; grollend sahen der König und die Partei der Junker zu, die den Beginn der Insurrektion darin witterten. Jahn im Verein mit Friesen, der, nachdem er gefallen war, zu einem siegfriedähnlichen Heros verklärt wurde, begründete das Lützow'sche Freikorps als ein Bild deutscher Einheit, als eine Vertretung Deutschlands neben dem preussischen Heere. Als Farben für die deutsche Legion wählte Jahn schwarz, rot und gold, welches nach seiner Ansicht im Mittelalter die Farben der Sturmfahne waren. Das Banner, welches Berliner Mädchen und Frauen für

die Lützower anfertigten, bestand aus roter und schwarzer, mit goldenen Fransen eingefasster Seide, worauf in Gold die Worte gestickt waren: Mit Gott fürs Vaterland. Mit verschiedenen Studenten, die Lützower gewesen waren, besprach Jahn die Gründung der Burschenschaft, welche die Idee der Freischar aufnehmen und fortführen sollte. Indem sie Studenten aller deutschen Universitäten umfasste, sollte die Burschenschaft ein Bild der Einheit aller deutschen Stämme sein, ein Vorbild und eine Vorschule; denn die Jünglinge, die während der Studienjahre die Einheit unter sich verwirklicht hätten, würden sie später ins staatliche Leben einzuführen suchen. Als Farben der Burschenschaft wurden, wie es nahelag, die Farben der Lützower übernommen. Als auf einem Burschentag im Herbst 1818 gleiche Tracht und gleiche Farben für die Burschenschaften aller Universitäten vorgeschlagen wurden, zog Robert Wesselhoeft, ein besonders angesehenes und tüchtiges Mitglied, Erkundigungen ein, und nachdem er berichtet hatte, schwarz-rot-gold wären wirklich die alten Reichsfarben und die ersten Burschenschaften hätten sie geführt, entschied man sich für sie. Sie wurden das heiliggehaltene Symbol eines einheitlichen Reiches, von den Gegnern eines solchen verfolgt. Zugleich waren sie das Symbol der Freiheit, worunter ganz allgemein eine Beschränkung des fürstlichen Absolutismus durch Verfassungen verstanden wurde, wie die Bundesakte sie in Aussicht gestellt und der König von Preussen insbesondere sie versprochen hatte. Man dachte dabei an die Wiedereinführung der Stände, die es überall gegeben hatte, und an eine Neubelebung der Selbstverwaltung; seinen Abschluss sollte das wiederhergestellte Reich in der Kaiserwürde finden, die man sowohl als Ausdruck der Freiheit wie der Einheit auffasste, indem durch sie die fürstliche Macht beschränkt und das Recht aller Bürger gewährleistet wurde. Dass die Fürsten, die jahrhundertelang auf die Abwerfung der kaiserlichen Oberherrschaft hingearbeitet hatten, sich nicht gutwillig wieder Fesseln würden anlegen lassen, setzte man voraus, man rechnete sogar damit, dass eine Anzahl ganz

verschwinden müsse. Jahn wies auf das Mittel des Hippokrates wider den Krebs hin: Was Arznei nicht heilt, heilt das Eisen, was Eisen nicht heilt, heilt das Feuer.

Neben Jahn war auch Arndt ein Ausgangspunkt für die Burschenschaft. Mit allen ihren Auswüchsen und Missbräuchen trat er energisch für die akademische Freiheit ein, er rühmt sie als einen Vorzug, den Deutschland vor allen europäischen Ländern voraus habe. In einer Zeit, wo auch in Deutschland die Universitäten Hochschulen waren oder dazu gemacht wurden, die, wie andere Schulen, vom Staate abhingen, pries er die Zeit, wo die Universitäten Staaten im Staate waren und wünschte, dass dieser Zustand im Studentenstaat, wie er die Gemeinschaft der Studenten und ihre akademische Freiheit nannte, wenigsten einigermassen erhalten bleibe. Die einstige Genossenschaft der Universitätsglieder nannte er eine «majestätische Innung», die jeden Eintretenden, sei es auch ein Bauer oder Knecht gewesen, geadelt und ihm ein Rittertum gewährt habe, das ihn den Edelsten gleichgestellt habe. Als einen Ritterstand wollte er die Studenten immer noch aufgefasst sehen, denen ein genialisches Ueberschäumen und selbst übermässige Wildheit gestattet sein müsse im Vertrauen auf ihre Ehre und die Kraft, mit der sie später ihre hohe Bestimmung erfüllen würden. Diese Gedanken wie überhaupt Arndts Ansicht vom germanischen Menschen, den er wesentlich heroisch sah, zu Ausgelassenheit, Torheit und Tollheit geneigt, aber auch der Keuschheit und Freundestreue ergeben und edelster Aufopferung fähig, haben in den nächsten Jünglingsgenerationen fortgewirkt.

Luden

«Unser Herzog Karl Augustus — Ist allein nach unserm Gustus», sangen die Studenten in Jena. Karl August hatte seinem kleinen Lande eine Verfassung gegeben, durch welche die Pressfreiheit gewährleistet

war. In Jena wirkte im Sinne der Stein, Arndt, Jahn, der Historiker Professor Luden. Er war der Sohn eines Bauern aus dem Herzogtum Bremen, gehörte also dem niedersächsischen Stamme an, der sich von jeher durch unabhängigen Sinn hervorgetan hatte. Er hatte äusserlich nichts von einem Revolutionär, war gewählt in seiner Kleidung, gemessen in seinem Betragen, sein Wesen hatte das Aristokratische, was Bauern eigentümlich ist. Seine Furchtlosigkeit bewies er durch sein Agitieren gegen Napoleon in seinen Vorlesungen unter den Augen der französischen Besatzung, und revolutionär war auch die Art, wie er Geschichte vortrug. Es war seine Absicht, auf die Gegenwart zu wirken. Er las die Geschichte der Deutschen im Mittelalter und behandelte diese Epoche nicht als ein Zeitalter der Barbarei und des Irrtums, wie das namentlich in Preussen üblich war, sondern den Absolutismus als eine Unterbrechung der gesunden organischen Entwicklung, der das Volk geschwächt, seiner angestammten Rechte beraubt und es fremden Einflüssen überlassen, der alle Errungenschaften der mittelalterlichen Kultur vernichtet habe. Er fühlte sich durchaus im Gegensatz zu der weltbürgerlichen Anschauungsweise des 18. Jahrhunderts. Wehrhaftigkeit des Volkes hielt er für Recht und Pflicht und wirkte in diesem Sinne auf die Studenten. Er war der geistige Führer der Vandalia, deren Mitglieder in grosser Zahl in die Lützowsche Freischar eintraten. Mit Jahn stand er dauernd in Verbindung und nahm lebhaften Anteil an der burschenschaftlichen Bewegung. Die zurückkehrenden Lützower begründeten eine jenaische Wehrschaft, deren Leiter zwei der besten Schüler Ludens waren, Kaffenberger und Scheidler. Dem letzteren schrieb Luden 1816 ins Stammbuch: Das Schwert ist not, und not ist auch das Wort — Drumm willst du, Jüngling, nur das Vaterland — So suche Meisterschaft in Schwert und Wort. Vielleicht zum ersten Male hörten viele von den jungen Männern von Luden, dass die Deutschen vor der Konstituierung der jetzigen Staaten eine grossartige Geschichte, eine reiche Kultur gehabt hatten, lernten sie das Bestehende als etwas dem deut-

schen Wesen Fremdes, Feindliches ansehen. An die Stelle der Territorialstaaten wollte Luden einen Nationalstaat, an die Stelle des absolutistisch regierten einen Rechtsstaat gesetzt sehen, einen lebendigen, organischen, dessen Wesen Freiheit sei. Wenn bisher Geschichtsprofessoren von Freiheit geschwärmt hatten, so bezogen sie sich auf die antiken Republiken; Luden hingegen sprach von der Vergangenheit des eigenen Volkes und von der Gegenwart. Als ideale Staatsform galt ihm die Republik oder die konstitutionelle Monarchie, zwischen den beiden machte er keinen Unterschied. Von Preussen wandte er sich ab, als die Reaktion begann, und wurde auch nicht als Professor nach Berlin berufen, wozu der Senat ihn schon vorgeschlagen hatte. Als im Auftrage Russlands der Wallache Stourdza die deutschen Universitäten als «gotische Trümmer des Mittelalters», als «Staaten im Staat» und insbesondere die Burschenschaft als eine revolutionäre Verbindung angriff, die unter die Aufsicht der ordentlichen Behörden gestellt werden müsse, trat er für die Studenten ein. Ebenso unerschrocken bekämpfte er Kotzebue als den deutschen Spion im Dienste Russlands. Ende 1817 fiel ihm das Bruchstück eines Berichtes in die Hand, in welchem Kotzebue dem Kaiser von Russland anklägerisch und verleumderisch die Zustände an den deutschen Universitäten schilderte und auch Luden in beleidigender Weise angriff. Diesen Bericht druckte Luden mit kritischen Bemerkungen versehen in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift für Geschichte und Politik, der Nemesis, ab, worauf Kotzebue die Weimarische Regierung zum Einschreiten veranlasste. Luden und einige andere wurden vom Leipziger Schöppenstuhl, daraufhin Schöpsenstuhl genannt, zu Gefängnis- und Geldstrafen verurteilt, vornehmlich «wegen öffentlicher Verletzung der schuldigen Ehrerbietung gegen das Oberhaupt eines fremden Staates», welches Urteil aber vom Oberappellationsgericht zu Jena aufgehoben wurde. Nun strengte Luden seinerseits Verleumdungsklage gegen Kotzebue an, der auch verurteilt wurde und widerrufen und zurücknehmen musste. Kurze Zeit darauf wurde Kotzebue

ermordet; es konnte scheinen, als habe Luden die Schneide des mörderischen Messers geschärft. Einige Jahre später wurde von Berlin aus ein Gegenschlag geführt. Unter den beschlagnahmten Papieren eines Studenten wurde ein Kollegienheft gefunden, das der Vorlesung Ludens über Politik nachgeschrieben war. Es fand sich darin allerlei Staatsgefährliches, wie zum Beispiel die Lehre von der Volkssouveränität und vom Recht der Selbsthilfe wider Gewalt. Besonders verderblich und geradezu revolutionär fand man den Satz: «Die wahre geschichtliche Grundlage der Staatseinrichtungen ist das Bedürfnis der Zeit» und die Mahnung, gegen drei Dinge unaufhörlich zu streiten: Gleichgültigkeit, Selbstsucht und bösen Willen. Die Folge davon war, dass Luden das Kolleg über Politik nicht mehr lesen durfte; die Nemesis hatte schon 1818 zu erscheinen aufgehört. Was die Flamme dieses Geistes an Licht und Kraft zu geben hatte, war damit erschöpft, erstickt; ohne noch einmal hervorgetreten zu sein, starb Luden im Jahre 1847, nachdem er mehrere Jahre an Gehirnerweichung krank gewesen war.

Revolutionäre Familien

Der Gegensatz zu der franzosenfreundlichen Politik der Rheinbundfürsten, die Sehnsucht nach einem kraftvoll geeinigten Deutschland, die Abneigung gegen die Beamten, die Organe der Willkürherrschaft, war so allgemein und stark, dass sich mit überraschender Schnelligkeit ein Netz gleichgesinnter Gegner des Bestehenden über Deutschland ausspannte, dessen feste Punkte die Universitäten und einige Familien bildeten, zwischen denen die Studenten hin und her wanderten. Auf ihren unendlichen Fussreisen fanden sie stets gastliche Aufnahme und Pflege bei Gesinnungsverwandten. In Süddeutschland waren besonders bemerkenswert die Snell, die mit den Münch, und die Follen, die mit den Vogt zusammenhingen. Die Snell und die Münch, dem Herzogtum Nassau angehörig, stammten von Pfarrern

ab. Dr. Christian Wilhelm Snell war Rektor einer Schule in Idstein und verband die Schwärmerei für das deutsche Kaisertum mit der Vorliebe für die antiken Republiken; war doch das mittelalterliche Reich ebensowohl republikanisch wie monarchisch gewesen. Als ein feuriger Pädagoge erfüllte er die Schüler mit seinen Ueberzeugungen, vor allem seine eigenen Söhne, von denen Wilhelm, Ludwig und Friedrich die bedeutendsten waren. Wilhelm studierte die Rechte, Ludwig Philologie, Friedrich Theologie; Ludwig wurde Rektor neben seinem Vater, später an eine Schule in Wetzlar berufen. Wilhelm und Ludwig traten in Beziehung zu Arndt und gründeten mit ihm die Deutsche Gesellschaft, welche bestimmt war, die Ideen Steins lebendig zu erhalten und ihre Ausführung vorzubereiten. In einer Denkschrift über die Deutsche Gesellschaft, die Ludwig Snell 1821 an den nassauischen Regierungspräsidenten Ibell richtete, benützte er einen Aufsatz von Luden: Das Vaterland oder Staat und Volk. Bei der Feier der Leipziger Schlacht im Jahre 1814 hielt Wilhelm eine Rede, in der die Sätze vorkamen: «Der Kreis, den der Staat uns zum Wirken anweist, ist für einen tatvollen Mann oft zu öde und immer zu eng. Der Kreis der Familie und der Freunde ist nicht minder unbefriedigend, und es bleibt dem Herzen noch eine heisse Sehnsucht übrig, auch auf ein Ganzes mit ganzer Seele zu wirken, und mit den Guten und Edlen seiner Nation vereint nach dem zu ringen, was sich im Herzen mit unendlicher Sehnsucht regt.» Man spürt in diesen Worten den Geist Steins, der den beiden Brüdern seine Gunst und seinen Schutz zuwandte. Wilhelm erliess einen Aufruf zur Gründung einer deutschen Freischar, die im Frieden die Wache des künftigen Kaisers bilden und das Reichspanier führen sollte, und forderte zur Bildung von Männervereinen auf, die «jenen Geist des Handelns erzeugen, wodurch andere Völker in Zeiten der Not aus ihrer Mitte heraus so gewaltige Dinge taten, ohne dass sie, worauf der allzu treue Teutsche bisher stets zu warten pflegte, von oben herab geboten wurden.» Beide Brüder waren in der Art ihres Vaters republi-

kanisch gesinnt, Ludwig entwarf eine republikanische Staatsverfassung, führte in der Schule eine republikanische Schulordnung ein, unterrichtete auch Knaben und Mädchen gemeinsam und erfreute sich besonders guter Erfolge mit den Mädchen. Ibell hassten sie schon deshalb, weil er Anhänger der Franzosenherrschaft gewesen war, und er gab ihnen den Hass wirksamer als sie es konnten zurück. In seiner Antwort auf Ludwigs Eingabe wegen der Deutschen Gesellschaft zeichnete sich folgender Satz aus: «Es ist eine ebenso unvernünftige als gesetzwidrige Idee, wenn Privatpersonen glauben mögen, berufen oder ermächtigt zu sein, einzeln oder auch in Verbindung mit anderen, selbständig oder unmittelbar, so jetzt als künftig zu den grossen Nationalangelegenheiten Deutschlands mitzuwirken.» Wilhelm gab zuerst Anlass, gegen ihn vorzugehen, indem er als Kriminalrichter in Dillenburg eine Petition für die Westerwalder an die Landstände schrieb, worin er sich über die Domänen, die der Herzog als Privatbesitz in Anspruch nahm, im entgegengesetzten Sinne aussprach. Er wurde seiner Stelle entsetzt, bekam die Professur in Bonn nicht, die der Freiherr vom Stein ihm verschafft hatte, ging als Professor nach Dorpat, wurde aber auch dort vom Zaren Alexander entsetzt und ausgewiesen. Mitten im Winter trat er trotz der Warnungen des Gouverneurs von Riga, der ihm wohlwollte, die Rückreise nach Deutschland an, hielt sich einige Tage in Berlin auf und ging dann auf heimlichen Wegen über das Gebirge, denn der Befehl, ihn zu verhaften, war schon ausgegeben, zu seinem Bruder nach Wetzlar, wo er kurz vor Neujahr 1820 ankam. Glücklich allen Gefahren entrinnend, gelangte er nach Strassburg, wo er zwei Freunde, Görres und Karl Follen, traf, mit denen er sich in die Schweiz begab. Bald darauf wurde auch Ludwig seines Amtes entsetzt, zunächst noch mit Beibehaltung seiner Besoldung, was aber aufhörte, als er nach England ging. Dort verkehrte er mit mehreren Flüchtlingen, besonders mit dem jungen Schwaben Bardili, der mit Karl Hase und anderen auf dem Asberg gesessen hatte und in Amerika einen frühen Tod fand. Im Jahre 1827

verliess er England und ging nach Basel, wo Wilhelm inzwischen Professor geworden war und wo Dahlmann, der damals gerade die Schweiz bereiste, das schöne und bedeutende Aeussere und die gewinnende Liebenswürdigkeit der Brüder auffiel. Beide wurden so heimisch in der Schweiz, dem Lande, wo so vieles verwirklicht war, was ihnen als Ideal vorschwebte, dass sie sich mit dem ihnen eigentümlichen Feuer an den dortigen Verfassungskämpfen beteiligen konnten, bald siegend, bald unterliegend. Gegen das Ende des Lebens neigten sie sich sozialistischen Ideen zu, die ja, wie Wilhelm sagte, auch im Christentum lägen. Sie erlebten mit lebendigstem Anteil die Revolution von 1848 und starben im Beginn der Fünfzigerjahre.

Die Ideen und Bestrebungen der Brüder Snell lebten in der Heidelberger Teutonia fort, die von Ludwig ausgegangen war. Von ihnen beeinflusst waren auch die Brüder Follen, die eine besonders energische Strömung in der Burschenschaft hervorriefen. Die Giessener Familie Follen hatte etwas auffallend Genialisches. Der Vater, ein Jurist, blieb bis ins Alter höchst temperamentvoll, arbeitete und focht mit seinen Söhnen, steckte voll origineller Einfälle, liess gern seinen Witz spielen; der Familienton war so, dass Freunde oft nicht unterscheiden konnten, was Scherz und was Ernst war. Wahrheitsliebe und unbedingtes Eintreten für das Recht schätzte er besonders hoch, Intelligenz und ein intensives Erfassen des Lebens waren selbstverständlich. Die Söhne, besonders August Adolf, der ältere, und Karl, der zweite, waren schön von Wuchs und Gestalt. Beide hatten dichtes, blondes Haar, August Adolf soll so gewirkt haben, dass, wer ihn zuerst sah, fast vor seiner Schönheit erschrak. Trotz ausgeprägten Familiencharakters waren die Brüder sehr verschieden. August Adolf liess sich gehen, gab sich zuweilen Ausschweifungen und trägem Geniessen hin, was seinen Grundsätzen widersprach und ihn hernach quälte. Auch in seinen Plänen hatte er etwas Schwelgerisch-Ausschweifendes, wie einer, dem es mehr auf das Planen als auf das Ausführen ankommt. Seine poetische Begabung war

bedeutend, er verfügte über einen reizvoll volkstümlichen, balladesken Ton in seinen Gedichten. Die Pracht seiner Erscheinung, sein leicht pathetisches Auftreten trug wohl dazu bei, dass er von den Freunden der Deutsche Kaiser genannt wurde. Als im Jahre 1815 Kaiser Franz, fadenscheinig und bürgerlich anzusehen, durch Heidelberg kam, fiel ihm, so wird erzählt, die königliche Gestalt seines jungen Nebenbuhlers auf; dieser fühlte sich vielleicht als Erwählter des Volkes dem verkümmerten Legitimen gegenüber.

Karl war klüger als sein Bruder und besass viel mehr Willenskraft und Selbstbeherrschung. Aus einem zarten Knaben machte er sich durch Abhärtung und Uebung zu einem kräftigen, jeder Anstrengung gewachsenen Manne. Die Ueberlegenheit, mit der er ausführte, was er sich vorgenommen hatte, war nicht weniger erschreckend als seines Bruders Schönheit. Aus der in der Familie herrschenden Religiosität machte er sich ein besonderes Christentum zurecht, dessen Hauptgedanke war, dass jeder sich zum Christus entwickeln und für seine Ueberzeugung sich opfern müsse. Freiwilligen Opfertod hielt er für das am meisten Erstrebenswerte. Dementsprechend fügte er den Idealen der Burschenschaft die Verpflichtung zu handeln hinzu, etwas zu unternehmen, um die Befreiung Deutschlands vom fürstlichen Despotismus herbeizuführen. Moralische Hindernisse erkannte er nicht an, wenn es galt, das für Recht Erkannte zu verwirklichen; sogar den Mord billigte er, wenn dadurch das heilige Ziel erreicht werden könne. Seine Anhänger in der Giessener Burschenschaft, nach ihrer altdeutschen Tracht die Schwarzen genannt, bekamen in Bezug auf diese Grundsätze den Namen Unbedingte. Seine gefährlichen Ansichten schreckten die Mehrzahl der jungen Leute ab, denen es auf eine fröhliche Studienzeit und später auf eine gesicherte Laufbahn ankam; aber so übermächtig wirkte seine Persönlichkeit, seine harmonische Schönheit, seine Sicherheit und Ruhe, dass er trotzdem nicht wenig Jünger gewann. Nach Schilderungen der Zeitgenossen war das Eigentümliche an ihm, dass das Schwärme-

rische, Fanatische seiner Lehre mit ebensoviel kühler, umsichtiger Besonnenheit vereint war. Er siegte auf allen Gebieten: seinen Lehrern war er wegen seiner Intelligenz, seiner Strebsamkeit, seiner Leistungen teuer, die Examina bestand er glänzend, Taube und Schlange zugleich, wusste er es so einzurichten, dass seine Gegner ihm nichts anhaben konnten. Als er nach der Ermordung Kotzebues verhaftet werden sollte, um mit Sand konfrontiert zu werden, setzte er es durch, dass man ihn auf sein gegebenes Wort allein nach Mannheim reisen liess. Nachdem die Begegnung am Krankenbette des unglücklichen Mörders beendigt war, schob er die Beamten, die ihn hindern wollten, zur Seite und schloss den dem Tode geweihten Freund zum Abschied in die Arme. In der Schweiz, wohin er flüchtete, fand er sofort eine Anstellung an einer Schule in Chur, dann, da seine religiösen Ansichten von den dort herrschenden abwichen, brach er dort ab und ging als Professor an die Universität Basel, wo schon de Wette und Wilhelm Snell waren. Den Kabinetten von Oesterreich und Preussen erschien er so furchtbar, dass sie der Regierung von Basel keine Ruhe liessen, bis sie nachgab und ihn auswies. Er ging nach Amerika, wurde Prediger und hätte neue Anhänger und Bewunderer um sich gesehen, wenn er nicht den Kampf gegen die Sklaverei unternommen hätte.

Seine Ansichten über Deutschlands künftige Verfassung wurzelten nicht so durchaus im alten Reich wie die des Freiherrn vom Stein. Er hatte immer Rousseaus «Contrat social» bei sich. Seine Schroffheit und Unbedingtheit verraten einen Menschen, der mehr vom natürlichen, angeborenen, als vom historischen Recht ausgeht; es war etwas von Robespierre in ihm. Stein berücksichtigte alles: das Gewordene, Ueberlieferte, das gegenwärtige Bedürfnis, die Natur des Menschen und die Gebote der Sittlichkeit. Indessen, hatte Karl Follen auch für das Verschlungene, scheinbar Schwerfällige der mittelalterlichen Zustände keinen Sinn, so hielt er doch fest an den Idealen der Keuschheit, Ehre, Treue und Wahrhaftigkeit, die Jahn und Arndt

als die Wahrzeichen des deutschen Jünglings ansahen. Deutschtum und Christentum galten in diesen Kreisen beinahe für gleichbedeutend. Ueber die Zulassung der Juden dachten nicht alle Burschenschafter gleich; die meisten lehnten sie ab.

Paul Follen, der jüngste der Brüder, blieb am längsten im Lande. Er war weniger auffallend als die beiden älteren, aber wegen seiner Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit angesehen und beliebt. Von dem Zuge der Freiwilligen gegen Napoleon, den der Grossherzog endlich widerwillig abgehen liess, war er durch seine Jugend ausgeschlossen; da es ihm unerträglich war, zurückzubleiben, ging er heimlich mit. Er studierte die Rechte und wurde ein gesuchter Advokat in Giessen. Ohne viel Aufsehen zu machen, hatte er seine Hand in allen revolutionären Bewegungen. Durch seine Teilnahme am Frankfurter Attentat war er so gefährdet, dass er zusammen mit seinem Schwager Münch den längst gehegten Plan ausführte, nach Amerika auszuwandern. Davon hatte auch Stein geträumt, als ihm der Ekel am Gange der deutschen Angelegenheiten die Lebenslust abschnitt. Die Unmöglichkeit, die geschichtlich befestigten, absoluten Mächte mit ihren Folgen zu überwinden, liess das Land beneidenswert erscheinen, wo das Morgenrot neuer Anfänge lockte, wo jungfräulicher Boden tatenlustiger Kräfte bedurfte. Auch die Brüder Snell hatten daran gedacht, zusammen mit einigen Freunden der guten Sache, drüben die daheim betrogenen Hoffnungen zu verwirklichen; von ihnen war der Plan auf die Brüder Follen übergegangen. Als Paul Follen und Friedrich Münch die Aufforderung zur Auswanderung erliessen, schlossen sich etwa 500 Personen an. Nach zehn Jahren der Arbeit und Enttäuschung starb Paul an einem typhösen Fieber; sein Schwager Münch kämpfte sich zu Wohlstand und Ansehen durch, nahm am amerikanischen Staatsleben teil und erreichte ein hohes, glückliches Alter.

Die einzige Schwester der Brüder, die den Professor Vogt heiratete und in Bern ein gastliches Haus führte, teilte den grossen Zug und die Freiheitsliebe der

Familie und besass den durch nichts zu erschütternden Humor des Vaters. Wärme und Heiterkeit zu verbreiten war ihre sonnenhafte Art, mit der sie die Flüchtlinge aller Revolutionen des Jahrhunderts umfasste. So hat die aus dieser Familie hochaufschlagende Lebensflamme weithin geleuchtet und gezündet.

In Heidelberg sass als bekannter Vertreter der Opposition der Buchhändler Winter, Vater schöner Töchter, ein etwas derber und prahlerischer Mann, aber ein zuverlässiger Beschützer der Burschenschaft und eine eindrucksvolle Persönlichkeit. In Darmstadt war der Bäckermeister Kahl, von dessen Söhnen einer das väterliche Geschäft übernahm, während der andere in der Winterschen Buchhandlung in Heidelberg lernte. Beide waren Freunde und Anhänger Karl Follens; der eine, Karl, ging, als die Verfolgungen begannen, nach Griechenland und starb vor Missolunghi, der andere, Friedrich, wanderte mit den Brüdern Wesselhoeft nach Amerika aus. Der Vater der letzteren, Buchdrucker in Jena, pflegte zu sagen, er werde zu seinen Söhnen halten, auch wenn ihre Bestrebungen sie an den Galgen bringen sollten. Die sehr tüchtigen, gediegenen jungen Leute waren Stützen der Jenenser Burschenschaft.

Unter der jüngeren Generation der hessischen Revolutionäre war der genialste, und derjenige, der einen neuen Ton anschlug, der 1813 geborene Georg Büchner, Sohn eines Arztes in Darmstadt. Dieser, der Vater, hatte eine auf die französische Revolution begründete freiheitliche Gesinnung; aber was den Sohn erfüllte, war nichts Uebernommenes, sondern, wenn auch vielleicht durch die Atmosphäre des Vaterhauses begünstigt, eigene, selbständig gewonnene Ueberzeugung. Er war einer von den Dichtern, deren prophetisches Innere mit frühem Tode rechnet, wenn auch nichts davon ins Bewusstsein dringt; die Temperatur seines Lebens war zur Fieberhitze gesteigert, damit die herbstlichen Früchte schon im Frühling reif würden. Kaum dem Knabenalter entwachsen, brachte er ganz Ausgereiftes hervor: Gedanken, Dichtungen, wissenschaftliche Arbeiten. Er war Sozialist insofern ihm eine Umwälzung innerhalb der Gesell-

schaft in Bezug auf die Besitzverhältnisse wichtiger schien als eine politische, und als ihm die Leiden der Armen mehr zu Herzen gingen als die politische Entrechtung der Bürger. Sehr bald durchschaute er die Gebrechen der liberalen Revolution, erstens das Kindische der Annahme, eine Handvoll freiheitliebender Menschen könnte gegenüber Regierungen mit disziplinierten Heeren etwas ausrichten, und zweitens, wie wenig die konstitutionelle Monarchie den Absichten der Idealisten entsprechen würde. Ja, selbst wenn eine Republik sollte eingerichtet werden können, würde sie, wenn nicht das Volk hinzugezogen würde, zum Geldaristokratismus führen wie in Frankreich. Das Volk, und darunter verstand er hauptsächlich die Bauern, müsse revolutioniert werden, damit die Revolution eine breite und starke Basis bekäme, von der Wut des Hungers durchdrungen würde, dann aber auch um der Gerechtigkeit willen. Der materielle Druck, der auf einem grossen Teil der Bevölkerung laste, sagte er, sei ebenso schimpflich und traurig wie der geistige; «es ist in meinen Augen bei weitem nicht so betrübend, dass dieser oder jener Liberale seine Gedanken nicht drucken lassen darf, als dass viele tausend Familien nicht imstande sind, ihre Kartoffeln zu schmälzen.» Als er in Strassburg auf dem Weihnachtsmarkt zerlumpte und frierende Kinder mit aufgerissenen Augen das billige Spielzeug anstaunen sah, brannte sein Herz: «der Gedanke, dass für die meisten Menschen auch die armseligsten Genüsse und Freuden unerreichbare Kostbarkeiten sind, macht mich sehr bitter.» Auf Büchners Drängen erklärte sich der Rektor Weidig, von Butzbach, der Führer der liberalen Bewegung in Hessen, damit einverstanden, dass eine von Büchner verfasste Flugschrift unter die Bauern verteilt würde, in der er ihnen aufzählte, welche Lasten sie tragen müssten, damit die Reichen, der Adel und die Beamten prassen und geniessen könnten. Büchner war der Meinung, um Ehre und Freiheit der Nation, um alle die Dinge, von denen die Liberalen redeten, würden die Bauern sich nicht rühren, von idealen Gütern

begriffen sie nichts und könnten es auch nicht; man müsse sie bei den materiellen Interessen fassen, wenn man sie für die Revolution gewinnen wolle. Aus den trockenen Berechnungen seiner Flugschrift spricht grimmiger Hass gegen die Besitzenden und die auf die unbelohnte Arbeit der Aermsten gegründete Staatsordnung, wie Büchner wünschte, dass die Bauern ihn fühlten; so und mit mehr Erfolg rechnete Engels zehn Jahre später auf die Rache der Arbeiter.

Weidig, der 1791 geboren, mehr als Büchner in den Verhältnissen der Vergangenheit wurzelte, änderte die Flugschrift, bevor sie verteilt wurde, in mehrerer Beziehung: er durchflocht sie mit Bibelsprüchen und Erinnerungen an das alte Reich, für das er Anhänglichkeit in der Bauernschaft voraussetzte, zum Beispiel: Der Herr hat das schöne deutsche Land, das viele Jahrhunderte das herrlichste Reich der Erde war, in die Hände der fremden und einheimischen Schinder gegeben, weil das Herz des deutschen Volkes von der Freiheit und Gleichheit seiner Voreltern und von der Furcht des Herrn abgefallen war, und weil ihr dem Götzendienst der vielen Herrlein, Kleinherzoge und Däumlings-Könige euch ergeben hattet. In dieser Weise stellte er der Epoche des fürstlichen Absolutismus die Volksfreiheit des Reichs gegenüber. Ferner ersetzte er, wo Büchner von den Reichen sprach, dies Wort durch Vornehme, um die Bauern nicht gegen das Eigentum aufzuhetzen. Büchner dagegen hielt gerade den Gegensatz von arm und reich für den wahrhaft, ja einzig bedeutungsvollen, an ihm sollte sich das revolutionäre Gewitter entzünden. «Das Verhältnis zwischen Armen und Reichen ist das einzige revolutionäre Element in der Welt...» schrieb er an Gutzkow. «Mästen Sie die Bauern, und die Revolution bekommt Apoplexie.» Es war wie ein Vorklang der sozialen Revolution, die herannahte, deren Träger aber nicht die Bauern sein sollten.

Das Bekanntwerden der Flugschrift führte zu Verfolgungen, langwierigen Untersuchungen, Einkerkerungen, denen sich Büchner durch Flucht nach Strassburg entzog. Dort lernte er Wilhelm Schulz kennen, der,

gleichfalls ein hessischer Revolutionär, eben glücklich dem Gefängnis entronnen war, und über Strassburg nach Zürich ging. Büchner folgte ihm im Herbst 1836 und wurde, obwohl erst 23 Jahre alt, als Privatdozent an der Universität zugelassen. Die einzige Vorlesung, die er gehalten hat, über vergleichende Anatomie der Fische und Amphibien, hinterliess in den Zuhörern einen unvergesslichen Eindruck von der Persönlichkeit des jungen Lehrers. Schon im Februar des folgenden Jahres starb er. Seine Krankheit, in der er von Schönlein behandelt und von Wilhelm Schulz und seiner Frau gepflegt wurde, schien nur die letzte Phase der genialen Glut zu sein, in der sein Leben sich verzehrt hatte.

Zwei Freunde und Mitverschworene des jungen Büchner in Giessen haben seine Gedanken so stark beeinflusst, dass sie treu daran festhielten; das waren der Student der Theologie August Becker und der Student des Forstwesens Karl Schapper. Beide haben, jeder in seiner Art, ihr ganzes Leben in den Dienst der Ideen gestellt, die Büchner in der Frühzeit der Revolution in ihnen anregte.

Revolutionäre anderer deutscher Länder

In Berlin war das Palais des Buchhändlers Reimer in der Wilhelmstrasse, eines Freundes von Arndt, Zufluchtsstätte für verfolgte Studenten, auch Schleiermacher, Arndts Schwager, trat für sie ein. Schildener, ein Freund Arndts, schrieb aus Pommern: «Jede Gemeinschaft muss sich selbst administrieren, der Fürst hat das Oberaufsichtsrecht, verfügt über das Heer und die Steuern und damit gut. In diesem Verhältnis haben die bedeutenden Städte immer gestanden. Von ihnen hat man die Staatswirtschaft zuerst gelernt, und sie blühen noch, nachdem schon mehrere neumodische Dynastien untergegangen. Welch ein Unglück, dass Preussen in seiner Verfassung alles Deutsche zerstört hat!» Aehnlich äusserte sich der geniale Greifswalder Maler Caspar

Wilhelm Friedrich. Dies waren aber nur vereinzelte Stimmen; es fehlte im Nordosten die Menge der Bürger und Bauern von Wohlstand und kräftiger, unabhängiger Gesinnung, die das südliche Baden, Württemberg, Nassau, Hessen und Pfalz bevölkerten und, wenn sie auch zunächst passiv blieben, doch einen tragenden Untergrund für verwegenere Erscheinungen bildeten.

Ein schwerbeweglicher Teig in der gährenden Masse der deutschen Länder war das junkerlich-bäuerliche Hannover. Die Universität Göttingen unterschied sich von allen anderen durch ihren vornehm steifen Stil, die neutrale Gelehrsamkeit ihrer Professoren. Einer von den Giessener Schwarzen, Friedrich Schulz, später ein hervorragender Sprachforscher, der auf dem Ararat ermordet wurde, fand Göttingen im Jahre 1818 «sowohl französisch verfeinert wie russisch versaut». Er stiftete, um im Sinne der Burschenschaft zu wirken, den Verein für Deutsche Geschichte, wurde aber verhaftet und nach Darmstadt ausgeliefert. Doch gab es an dieser monotonen Universität zur Zeit der Julirevolution einen revolutionären Advokaten und zwei revolutionäre Privatdozenten, die an der Spitze des mit leichter Mühe unterdrückten Aufruhrs von 1831 standen, nämlich Georg Friedrich Seidensticker, Theodor Schuster und Ernst Johann Hermann von Rauschenplatt. Der letztere zog seitdem stets dahin, wo etwas Revolutionäres im Schwange war, sei es in der Schweiz, in Deutschland oder in Spanien und widmete sich stillschweigend dem Unternehmen mit der Fertigkeit, die er allmählich darin erlangte. In revolutionären Kreisen war der blonde Rauschenplatt eine bekannte und wohlgelittene, wenn auch ein wenig schnurrige Erscheinung. Misserfolge verstimmten ihn nicht, überraschten ihn kaum. Im Baselland, wo er sich als Flüchtling aufhielt, erklärte sich das Gemeinwesen Diepflingen unter seiner Leitung als unabhängige Republik. Er war ein guter Kamerad, aber zu verschlossen, um Freunde zu haben; am Ende seines abenteuernden Lebens verfiel er in Irrsinn. Theodor Schuster, der ihm wohl am nächsten gestanden hat, ging nach dem Scheitern des Göttinger Putsches nach

Paris und blieb dort als Arzt, der bald, namentlich unter den zahlreichen Deutschen, eine bedeutende Praxis hatte. Er gehörte zu den Gründern des Bundes der Geächteten, der später als Bund der Gerechten eine so bedeutsame Rolle gespielt hat. Vielleicht beeinflusst durch die sozialistischen Ideen, die Frankreich bewegten, legte er mehr Nachdruck als seine deutschen Gesinnungsgenossen der Dreissigerjahre auf eine Umwälzung der bestehenden Gesellschaftsordnung. In seinem Buche «Gedanken eines Republikaners», das 1835 erschien, forderte er für Deutschland Errichtung von Nationalwerkstätten und Gründung von Produktionsgenossenschaften mit Staatshülfe. In späterer Zeit knüpften sich an den Namen Dr. Schusters unbestimmte Gerüchte und Verdächtigungen, als sei er Spion im Dienste der Reaktion geworden; es ist nie gelungen, den Tatbestand festzustellen. Seidensticker war 1797 in Göttingen geboren, ein bis zur Schroffheit energischer, unbeugsamer und ehrenhafter Mann, dessen soldatische Haltung davon zeugte, dass er die napoleonischen Kriege mitgemacht hatte. Er wurde Befehlshaber der Bürgergarde, die die Aufständischen in Göttingen bildeten. Er entfloh nicht, wurde verhaftet, verurteilt, 1845 amnestiert mit der Bedingung, aus Europa auszuwandern, und ging nach Amerika, wo er sich eine Stellung und Achtung errang und 1862 gestorben ist.

Aus dem Braunschweigischen stammten der brave, von Ueberzeugungen lebende Georg Fein und der gesellig liebenswürdige, im Sturme der Revolution verwehte Karl Weddo von Glümer, dessen Ahnen der Stadt Braunschweig von 1476 bis 1599 vier Bürgermeister geliefert hatten. Während seiner Studienzeit war er von den Idealen der Burschenschaft ergriffen und besonders mit Robert Wesselhoeft und seinem Landsmann Georg Fein befreundet. Andauernde Arbeit, zielbewusster Kampf war nicht seine Sache, und das vagabundierende Flüchtlingsleben mit Kind und Kegel, Sack und Pack in der Schweiz und Frankreich wirkte vollends auflösend. Seine tapfere und kluge Frau erhielt

die Familie durch schriftstellerische Arbeit und unbeugsamen Ordnungssinn.

Ganz von ihm verschieden, ein Mensch der Sammlung und Beständigkeit, war Georg Fein. Auch er stammte aus guter Familie, sein Vater war Hofrat und Bürgermeister von Helmstedt. Vermutlich von seiner ausgezeichneten Mutter erbte er die gesunde Urteilskraft und den menschenfreundlichen Sinn. Schon als Student versammelte er Handwerker um sich, denen er vorlas oder mit denen er sprach, um sie zu bilden und politisches Verständnis in ihnen zu wecken. Die Anschauungen des freiheitsfreundlichen Bürgertums, der sogenannten Liberalen, missbilligte er, insofern sie nur ihren eigenen Stand berücksichtigten. Er sah es als ein Unglück an, dass es kein einheitliches Volkstum mehr in Deutschland gebe, wie es zu Gellerts Zeit noch bestanden habe. Die Literatur, die nicht im Volke wurzelte, lehnte er ab, auch von der modernen Philosophie, die sich in Abstraktionen ergehe, nicht mit dem Leben verbunden sei, wollte er nichts wissen. Da nach seiner Meinung die Einheit des Volkstums im Wirtschaftlichen begründet sei, studierte er Geschichte und Volkswirtschaft. In der Schweiz, in Frankreich, in Amerika, in England, überall in Gefängnissen, überall ausgewiesen, beschäftigte er sich, solange es anging, mit den flüchtigen Handwerkern und Arbeitern, die ihn Vater Fein nannten und dankbar an ihm hingen. Bis ins Alter blieb er sich treu, anspruchslos für sich selbst, der Sache ergeben.

Er und seine Genossen fanden in der Schweiz angenehme Zuflucht auf dem Gute Mariahalden bei Zürich, das dem Grafen Benzel-Sternau gehörte, einem Verehrer Jean Pauls und Freund Börnes. Die einzige Tochter des Grafen und seiner Frau war in einem Teiche des Parks ertrunken; dies dunkle Ereignis und der Druck, den die Trauer der Frau ausübte, vertrieben Benzel-Sternau, und er hielt sich seitdem auf seinem Gute Eurichshofen zwischen Honau und Aschaffenburg auf. In den Dreissigerjahren war die Gräfin über sechzig Jahre alt, man sah ihr noch an, wie schön sie gewesen

war. Sie nahm gern politische Flüchtlinge bei sich auf und gewährte ihnen Ruhe und Musse nach etwa erlittenen Strapazen und Entbehrungen der Fremde. Dr. Fein und sein Landsmann, der Braunschweiger Dr. Giesker, wohnten vorübergehend bei ihr, ebenso Karl Follen.

Ein besonders hartes Los traf die bayrischen Reformer und Revolutionäre, die alle nicht aus Altbayern, sondern aus den neuen, fränkischen und rheinischen Teilen stammten. Dr. Wilhelm Joseph Behr war Professor des Staatsrechts und Bürgermeister von Würzburg. Auf seine Veranlassung wurde die staatswissenschaftliche Fakultät an der Universität Würzburg eingerichtet; eine Staatslehre zu schreiben war seit seiner Studienzeit sein Wunsch. In der Wiederherstellung der Kaiserwürde als Vertretung des Volkswillens und der Volkseinheit sah er die Rettung Deutschlands. Die 1818 in Bayern eingeführte Verfassung tadelte er als ungenügend, namentlich aber den Geist, in dem sie aufgefasst wurde; er griff die Regierung und die Willkür der Polizei scharf an und verlangte eine gerechtere Verteilung der Steuern. Der König hasste ihn; im Jahre 1833 wurde er verhaftet und aus früheren Schriften wurde ihm entfernter und nächster Versuch zum Hochverrat nachgewiesen. Man warf ihm besonders vor, dass bei Gelegenheit der Verfassungsfeier junge Leute ihm zugerufen hätten: Dies ist unser Frankenkönig! Nach seiner Untersuchungshaft von dreieinhalb Jahren wurde er zur Festungshaft zweiten Grades verurteilt, worunter «wenigstens» sechzehn Strafjahre zu verstehen waren, in dem günstigen Falle nämlich, dass der Gefangene zehn Jahre hindurch «ununterbrochen ausgezeichnete Aufmerksamkeit bewiesen, wegen Bosheit oder Ungehorsam keine Züchtigung verschuldet und somit unverwerfliche Proben gebesserter Gemütsart abgelegt habe». Ein besonderer Schnörkel der bayrischen Justiz war, dass die Verurteilten, bevor sie ihre Strafe antraten, vor dem Bilde des Königs knieend Abbitte leisten mussten. Behr verbüsste die Strafe auf der Feste Oberhaus bei Passau. Im Jahre 1842 wurde ihm

erlaubt, sich in Regensburg, später in Bamberg aufzuhalten; sein einziger Sohn war inzwischen gestorben, ohne dass er ihn wiedergesehen hätte.

Der Mediziner Eisenmann, zwanzig Jahre jünger als Behr, Sohn eines armen Handwerkers, hatte ein ähnliches Schicksal. Als Mitstifter der Würzburger Burschenschaft hatte er sich schon als Student verdächtig gemacht und erregte später durch Herausgabe freisinniger Zeitungen Anstoss. Ueber ihn erging dasselbe Urteil wie über Behr; doch wurde er erst 1847 nach vierzehnjähriger Haft entlassen.

Eine allgemeinere Wirksamkeit übte der 1799 in Hof geborene G. A. J. Wirth aus. In der Deutschen Tribüne, die er herausgab, arbeitete eine Zeitlang Georg Fein mit. Wirth war republikanisch im mittelalterlichen Sinne, das heisst, er war anti-fürstlich, sah das Territorialfürstentum, wie es sich seit dem siebzehnten Jahrhundert entwickelt hatte, für eine Abweichung vom echten Deutschtum an. Er hatte ein revolutionäres Temperament und sprach seine Ueberzeugung mit grosser Entschiedenheit aus. Im Jahre 1832 gründete er den Press- oder Vaterlandsverein, dessen offener Zweck der Pressfreiheit galt, der aber hauptsächlich dazu dienen sollte, die Gleichgesinnten zu vereinen und das politische Ziel zu erringen. Der Pressverein fand stürmischen Anklang namentlich in Süddeutschland; von der bayrischen und anderen Regierungen wurde er sofort verboten. Wirth wurde verhaftet und in Anklagezustand versetzt, aber vom Appellhof in Zweibrücken freigesprochen. Es war die Zeit des Triumphes für ihn. Am 28. Mai fand als Gedenkfeier der bayrischen Verfassung das Hambacher Fest statt, das in Wirklichkeit «nicht dem Errungenen, sondern dem zu Erringenden» galt. Es gestaltete sich zu einer grossartigen Heerschau der Revolution, die ein wolkenloser Frühlingshimmel mit dem Sausen der schwarz-rot-goldenen Trikolore glanzvoll umfasste. Dreissigtausend Personen waren anwesend, an vierzehnhundert Tafeln wurde gespeist. Die Frankfurter überreichten Wirth ein Schwert, was nicht nur den Zorn der Herrscher, sondern auch den

Spott Heinrich Heines erregte. Gerade jetzt nämlich zeigte sich eine Spaltung in der Opposition, die die bisher Einmütigen mehr und mehr trennen sollte.

Diejenigen, die bisher als Führer der revolutionären Bewegung aufgetreten waren, waren im achtzehnten Jahrhundert oder ganz im Anfang des neunzehnten geboren. Viele von ihnen hatten den Zusammenbruch des Reiches als junge Männer miterlebt, viele hatten die Freiheitskriege mitgemacht, manche als Knaben geweint, weil ihre Jugend sie daran verhinderte. Der Hass gegen Frankreich, das Deutschland beraubt und verwüstet hatte, lag ihnen im Blute. Die französische Revolution hatte keinen ausschlaggebenden Eindruck auf ihre Ideen gemacht, weil sie in der geschichtlichen Vergangenheit ihrer eigenen Nation wurzelten. Die immer wieder angerufenen Vorbilder waren Sickingen und Hutten, die nicht kritisch untersucht, sondern schlechtweg als Heroen im Kampfe für die Wiederherstellung der alten germanischen Freiheit angesehen wurden. Diese Namen aber verklangen mehr und mehr. Sie waren wie alte Fahnen, die man aus der Kirche, wo sie aufgehängt waren, hervorholt, um sie jungen Geschlechtern in die Schlacht voranzutragen. Eine Weile blicken diese staunend auf den vergilbten Ruhm, aber unter dem harten Lichte zerfällt der mürbe Stoff rasch, und sie merken es kaum. Die französische Revolution von 1830, als etwas Miterlebtes eindrucksvoll für die junge Generation, verband sich mit den Erinnerungen an die erste Revolution von 1789, und es schien nun vielen, als habe Frankreich die Freiheit und allgemeingültige Formen der Freiheit erfunden. Die Bemerkung des Freiherrn vom Stein, die Deutschen hätten die Freiheit schon in ihren Wäldern gehabt und reiner und besser als die modernen Franzosen, wurde von niemandem beachtet. Besonders den Juden, die in Deutschland so viel Zurücksetzung und Misshandlung erlebt hatten, deren Vaterland Deutschland nicht war, nicht sein konnte, wurde es leicht, Frankreich als wahre Heimat zu betrachten. Verherrlichung des Mittelalters, der Zeit ihrer Erniedrigung, hatte für sie etwas fast

Beleidigendes. Sie machten deshalb, wie namentlich Heine tat, die Zeit der Freiheitskriege und der alten Burschenschaften als Barbarei und Frömmelei lächerlich und trugen sehr dazu bei, die Verbindung mit dem Ursprung der deutschen Revolution zu zerreissen. Als eine handeltreibende und auf Geldwirtschaft angewiesene Nation fühlten sie sich mit Notwendigkeit von dem auftauchenden Zeitalter der Industrie angezogen. In dem bäuerlichen und handwerklichen Deutschland war kein Platz für sie gewesen; nun konnten sie bedeutende Rollen spielen als Herrscher, wie Rothschild, oder als Rächer, wie Marx und Lassalle. Napoleon hatte in den deutschen Ländern, die er beherrschte, die Befreiung der Juden durchgeführt; es ist selbstverständlich, dass sie Frankreich als aufgeklärtes Land priesen, Deutschland rückständig und unfrei fanden. Wie die Juden, so suchten auch die in der Heimat machtlosen Revolutionäre einen Rückhalt im Auslande und fanden ihn, wie einst die Protestanten, in Frankreich, während Russland, so wie einst Spanien, ihn den legitimen Mächten gab. Gerade wie einst die Protestanten glaubten, der französische König unterstütze sie aus Begeisterung für Libertät und Gewissensfreiheit, so bildeten sich jetzt die Liberalen ein, die französische Regierung werde im Hinblick auf Freiheit und Völkerverbindung das Entstehen eines freiheitlichen und geeinten Deutschland begünstigen.

Wirth unterlag dieser Täuschung nicht. Auf dem Hambacherfest hielt er eine Rede, in der er gegen Frankreich Stellung nahm, wenn dies, wie er voraussetzte, bei seinen alten Eroberungsplänen verharren sollte. Eher als dass die Deutschen einen Fussbreit Landes abträten, sagte er, sollten sie Elsass-Lothringen, alte deutsche, widerrechtlich entrissene Provinzen, zurückzugewinnen suchen. Dadurch kam er in Gegensatz zu Friedrich Schüler und Savoye, zwei bewährten Mitstreitern, die franzosenfreundlich waren und auch bald nach dem Fest, da sie verfolgt wurden, nach Frankreich flüchteten. Wirth sass zweiundzwanzig Monate in Untersuchungshaft; zwar wurde er frei-

gesprochen, aber die Regierung setzte es durch, dass er auf gerichtspolizeilichem Wege wegen Beleidigung eines Staatsbeamten zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Als er es verliess, kämpfte er weiter; aber das zweijährige Strümpfestricken in der Abgeschlossenheit hatte seine Kraft untergraben, und das gehetzte Leben voll Entbehrung und Enttäuschung, das er führen musste, war nicht geeignet, ihn wiederherzustellen.

Frankfurt

Der Gedanke der Wiederherstellung des ehrwürdigen Reiches, den Stein proklamiert hatte, fand nirgends stärkeren Widerhall als in der kaiserlichen Republik Frankfurt. Die Blüte und Würde der alten Krönungsstadt hing mit dem Reich so eng zusammen, dass man sich dort das Dasein nur mit dem Reich verbunden vorstellen konnte. Als Kaiser Franz Anfang November 1813 nach Frankfurt kam, empfingen ihn am Allerheiligentor Deputierte des Rates, unter denen solche waren, die 1792 bei der Krönung den Baldachin über ihm getragen hatten. Am Nachmittag empfing er die Bürgerkapitäne, Vorsteher der vierzehn Stadtquartiere, deren Sprecher, Advokat Dr Friedrich Sigismund Feyerlein, die Hoffnung auf Wiederherstellung des heiligen römischen Reiches betonte. In einer zweiten Audienz bat er um Aufhebung der Judenemanzipation und Ausschluss aller Nicht-Frankfurter von Aemtern und Anstellungen. Obwohl das Erteilen von Audienzen zu den Lieblingsbeschäftigungen des Kaisers gehörte, geriet er doch in einige Verlegenheit, als die enthusiasmierten Frankfurter ihn an ihre besonderen Beziehungen zu ihm als Kaiser deutscher Nation mahnten; denn er war entschlossen, sich die abgelegte Krone nicht wieder aufdrängen zu lassen und hatte ausserdem kurz vorher im Vertrage von Ried das damalige Grossherzogtum Frankfurt dem König von Bayern versprochen. Schwerlich hätte er sich das Schicksal der Stadt, wo er die Krone empfangen hatte, zu Herzen genommen;

aber der Freiherr vom Stein, der gleichfalls in der Eschenheimer-Gasse wohnte, trat für sie ein, der Reichsritter für die Reichsstadt, und setzte es durch, dass Bayern anders abgefunden wurde, und dass Frankfurt seine vormalige Verfassung wieder erhielt. Dr. Feyerlein hatte sich bei der Audienz, wo er in leichter Hofkleidung erschien, eine Erkältung zugezogen, an deren Folgen er am Weihnachtstage starb; aber er erlebte noch die förmliche Bekanntmachung der wiederhergestellten Munizipalverfassung seiner Vaterstadt. Im Sommer 1815 fand die Uebergabe der Regierungsgewalt statt, und künftig wurde am 18. Oktober zugleich mit der Schlacht bei Leipzig die wiedergewonnene Verfassung gefeiert.

Zur Wiederherstellung der alten Verhältnisse gehörte auch die Aufhebung der Judenemanzipation. Die Befreiung der Juden, die Dalberg als Grossherzog von Frankfurt durchgeführt hatte, wurde von vielen als eine verhängnisvolle Massregel angesehen; man sprach mit Abneigung von seiner französisch-jüdischen Regierung. Es zeigte sich, dass die Juden, nachdem die Schranken ihres alten Quartiers gefallen waren, sich mit überraschender Geschwindigkeit verbreiteten, eine Menge von Häusern kauften und alle Läden mieteten. In Anbetracht, sagte warnend der Geheimrat von Gerning, dass die Juden den siebenten bis achten Teil aller Einwohner ausmachten, müsse man sich darauf gefasst machen, dass in zehn bis zwanzig Jahren die Kleinhändler meist verarmt, in dreissig Jahren die Grosshändler und Wechsler gelähmt sein würden, und in vierzig bis fünfzig Jahren die freie Bundesstadt in eine Judenstadt und ein freies Jerusalem verwandelt sein würde. Man solle die Juden in der Judenstadt lassen und nie mehr als etwa fünfhundert Familien dulden. Der bekannte Philosoph Fries veröffentlichte im Jahre 1816 eine Schrift über die Gefährdung des Wohlstandes und Charakters der Deutschen durch die Juden, in der er sagte, die Juden könnten nicht Bürger von Deutschland werden, weil sie nicht nur eine Religionspartei wären, sondern ausserdem eine besondere Nation, eine

politische Verbindung und eine Makler- und Trödlerkaste. Sie hielten sich für das auserwählte Volk, dem einmal die ganze Erde untertan sein würde. «Judenschaft ist eine Völkerkrankheit,» sagt er. Wenn es noch vierzig Jahre so weiterginge, so müssten sich die Söhne der ersten christlichen Häuser als Packknechte bei den jüdischen verdingen. Wirklich wurden die Rechte der Juden wieder eingeschränkt. Im Jahre 1819 fand ein gegen die Juden gerich eter Tumult statt, bei dem den Rothschilds die Fenster eingeworfen wurden.

Mit dem Bundestage söhnten sich die regierenden Familien wohl oder übel aus; durch ihn war Frankfurt immerhin wieder die Hauptstadt Deutschlands geworden, er war, wie einst der Kaiser, die Basis ihrer Rechte und Freiheiten. Das Volk dagegen hatte kein Herz für die neue Einrichtung. Die mittlere Bürgerschaft, die unteren Klassen, einzelne Gebildete waren wohl auch Frankfurter Republikaner, aber mit der Erhaltung aller Missbräuche, mit dem streng aristokratischen Regiment, mit der Zerstückelung Deutschlands waren sie nicht einverstanden. Sie verhielten sich frondierend gegen die Regierung, es gab einen beständigen kleinen Krieg, der dem Leben der Stadt einen prickelnden Reiz verlieh. Im Anschluss an den Wirthschen Vaterlandsverein bildete sich ein solcher auch in Frankfurt; zu den tätigsten Teilnehmern gehörten Dr. Reinganum, Dr. Jucho, der reiche Weinhändler Hinckel, die Brüder Bunsen, Dr. Körner, Dr. Gärth, verschiedene Handwerksmeister und die Journalisten Funk und Sauerwein. Funk war der Sohn eines Lohnkutschers, studierte Theologie und erregte dadurch Anstoss, dass er das Abzeichen der Patrioten und Revolutionäre, den Bart, trug, was den Kandidaten der Theologie nicht erlaubt war. Vor die Wahl gestellt, gab er lieber die Theologie als den Bart preis. Auch Sauerwein war Theologe, studierte wie Funk in Heidelberg und schwärmte für Kaiser und Reich. Im Jahre 1828 wurde ihm die Zulassung zum Examen entzogen, weil er bei der Aufführung des Bürgerkapitäns, einer damals populären Dialektkomödie, mitgewirkt hatte. Er war talentvoll, hatte schlagende Ein-

fälle, von seinen Gedichten waren manche in aller Munde, besonders das Flüchtlingslied, das in späterer, trüberer Zeit entstand: Wenn die Fürsten fragen — Was macht Absalon? — Könnt ihr ihnen sagen — Ei, der hänget schon. — Doch an keinem Baume — Und an keinem Strick — sondern an dem Traume — Einer Republik.

Die erste tragikomische Szene einer revolutionären Bewegung fand in Frankfurt im Herbst 1831 statt. Es war altes Herkommen, dass zur Zeit der Weinlese drei Tage lang die Tore nicht gesperrt wurden, was der Bürgerschaft Anlass zu späterem Heimkommen, Rausch und Festfreude gab. Als es nun in diesem Jahre dem ordnungsliebenden Bürgermeister einfiel, den alten Brauch aufzuheben, kam es zu Unruhen, bei denen einer von den Posten, die die Tore zu bewachen hatten, getötet und zwei verwundet wurden. Es gab mehrere Angeklagte und nach beinahe zweijähriger Untersuchung Freiheitsstrafen; die Advokaten Jucho und Reinganum übernahmen die Verteidigung. Beim Ausbruch der polnischen Revolution gingen drei junge Frankfurter Aerzte nach Warschau, um ihre Dienste anzubieten, einer von ihnen starb dort am Typhus. Als dann im Januar 1832 der Durchzug der Uebriggebliebenen des geschlagenen Polenheeres stattfand, äusserte sich stürmisch die Sympathie der Frankfurter Bevölkerung. Das Begräbnis eines jungen polnischen Offiziers gestaltete sich zu einer grossartigen Kundgebung. Den Polen gab eine Feuersbrunst, bei der sie hilfreiche Hand leisteten, Gelegenheit, sich dankbar zu zeigen. Im Frühling wurden unter Leitung der Press- und Vaterlandsvereine ähnliche Feste wie das Hambacher in der Nähe Frankfurts gefeiert.

Der Bundestag nahm an diesen Bewegungen Anstoss und bewog endlich den Frankfurter Senat, ein Gesetz vorzulegen, das alle Vereine und Versammlungen nicht herkömmlicher, lokaler Natur, das Besprechen deutscher Angelegenheiten in der Presse oder in Versammlungen und das Tragen schwarz-rot-goldener Abzeichen verbot. Entsprechende Beschlüsse wurden im

Bundestage gefasst, Baden veranlasst, die dort bestehende Pressfreiheit aufzuheben. Obwohl die Vorlage im Frankfurter Gesetzgebenden Körper namentlich von Reinganum und Hinckel bekämpft wurde, ging sie im Juli 1832 durch und erhielt Gesetzeskraft. Kurz darauf fand in Hinkels Hause eine Versammlung des Vaterlandsvereins statt; anwesend waren Dr. Gärth und Dr. Jucho, der Advokat Bansa von Giessen, der Advokat Reh und Wilhelm Schulz von Darmstadt, der Redakteur Strohmeier aus Mannheim, der Bäckermeister Fischer aus Koburg, der Webermeister Krug aus Thüringen, die Heidelberger Studenten Venedey, Hude und Frei. Dr. Georg Strecker aus Mainz, ein ausserordentlich liebenswürdiger und beliebter Mann, übernahm das Präsidium. Als Burschenschafter hatte er dem Freunde Follens, Sartorius, zur Flucht verholfen, der Polen bei ihrem Durchzuge sich energisch angenommen. Er war in Darmstadt geboren, Mitglied des hessischen Ständehauses gewesen verliess aber wegen seiner freisinnigen Ansichten den hessischen Justizdienst und trat in eine Weinhandlung in Mainz ein, wo sein Haus der gesellige Mittelpunkt für alle Demokraten wurde. Eine ähnlich zusammengesetzte Gesellschaft traf sich am zehnten September in der Mainlust, einem neu eröffneten Vergnügungslokal, zu Ehren der badischen Professoren Rotteck und Welcker, welche daraufhin ihrer Professur entsetzt wurden; der eigentliche Zweck der Zusammenkunft war, die durch das neue, reaktionäre Gesetz geschaffene Lage zu besprechen. Graf Bentzel-Sternau präsidierte; anwesend waren ausser den bekannten Führern der Frankfurter Buchhändler Valentin Meidinger, Rauschenplatt, Apotheker Trapp aus Friedberg, Rektor Weidig aus Butzbach, Salineninspektor Wilhelm aus Nauheim, der Hammerwerksbesitzer Friedrich Döring aus Marburg. Die ausgesprochenen Ansichten waren verschieden: Rauschenplatt stimmte natürlich für sofortiges Losschlagen, Rotteck und Welcker wollten, dass man sich nur konstitutioneller Mittel bediene, andere meinten, dass nach den letzten Bundestagsbeschlüssen der Weg des Handelns beschritten werden

müsse. Graf Bentzel-Sternau schlug vor, man solle nach italienischem Vorbild bewaffnete Sektionen von je fünf Mann bilden, von denen jeder einzelne wieder mit vier anderen eine neue Sektion zu bilden habe und immer so weiter. Die, welche handeln wollten, traten zu einem aktiven Revolutionskomitee zusammen; die Seele desselben waren die Brüder Bunsen, Dr. Gärth und Dr. Körner, zu denen sich noch des letzteren Freund Theodor Engelmann gesellte. Der Vater desselben, der Forstmeister Friedrich Theodor Engelmann, war ein für das mittlere Rheinland charakteristischer Typus. Er war 1779 in Bacharach geboren, wo sein Vater reformierter Prediger gewesen war. Die Familie hatte die Franzosenzeit mitgemacht, war zwar durch die Entwicklung der Revolution enttäuscht, aber doch unter französischem Einfluss republikanisch geworden. Friedrich Theodor gehörte zu den Führern der liberalen Partei im bayrischen Rheinkreise. Sein schönes Gesicht mit grossen, feurigen, blauen Augen, seine imponierende Gestalt, sein heiteres liebenswürdiges Wesen, übten eine bezaubernde Wirkung aus, man fand, dass er Blücher ähnlich sehe. Um einem drohenden Schlage der bayrischen Regierung zuvorzukommen, wanderte er mit den Seinigen nach Amerika aus, wo er sich dem Wein- und Obstbau widmete. Er starb im Jahre 1854. Sein Sohn Theodor, Körners Freund, erfuhr durch diesen, als er im Begriff war, mit den Seinigen abzureisen, von der Revolution, die in Frankfurt vorbereitet wurde, und entschloss sich, dazubleiben und mitzukämpfen.

Der Plan der Verschwörer war, die Bundesversammlung in Frankfurt aufzuheben, was den Freiheitsfreunden in ganz Deutschland das Signal sein sollte, sich zu erheben und eine Nationalversammlung zu berufen, die die Umwandlung Deutschlands in ein einheitliches und freies Reich herstellen sollte. Nur der Jugend konnte es einfallen, eine solche heroische Tollheit zu unternehmen; es war die letzte Frucht der grossen studentischen Bewegung, die nach den Freiheitskriegen aufgegangen war, ein Traum, der Tat wurde. Bei diesem Aufstande war noch gar keine Technik oder Routine,

er war der Phantasie junger Menschen entsprungen, die fast ganz ohne materielle Hilfsmittel, aber voll Tatendrang, Mut und Hingebung an die Sache waren. Keiner von ihnen hatte für sich persönlich dabei zu gewinnen, sie wagten nur. Ebenso altmodisch wie das Unternehmen ausgedacht war, war es zusammengesetzt. Arbeiter waren gar nicht dabei. Man ahnte noch nichts von der schnellen Verbindung, die durch Eisenbahnen bald danach geschaffen wurde, deren Stelle vertraten Feuerzeichen auf den Bergen und im Herzen. Man rechnete auf gemeinsame Begeisterung, die zu gleicher Zeit auflodern und alle Gutgesinnten mitreissen, alle Widerstrebenden, es waren allein 36 Fürsten, niederwerfen würde. Immerhin zählte man auf einige bescheidene Hilfskräfte: erstens auf württembergisches Militär unter Führung des Oberleutnant Koseritz von Ludwigsburg, den die Legende zu einem Sohne des Königs von Württemberg machte; dieser wiederum galt für deutschgesinnt, und eine Zeitlang nahm man ihn als künftigen Kaiser von Deutschland in Aussicht. Von Koseritz erzählte man sich, er habe gesagt, dass er seine Soldaten niemals gegen das Volk führen werde. Er wurde von den Frankfurter Bestrebungen in Kenntnis gesetzt und versprach seine Mitwirkung. Dazu kamen die in Besançon konzentrierten Polen, die in Baden einfallen und dort die Revolution entfachen sollten, dazu kam schliesslich die Hoffnung auf eine Erhebung in Kurhessen und auf die Anzahl Bauern in der Umgegend, die zum Aufstande bereit waren. Der erste Schritt in Frankfurt, die Ueberrumpelung der Hauptwache, die Erstürmung des Zeughauses und Bewaffnung der Menge, die Besetzung des Bundespalastes war den Studenten vorbehalten. Im nahen Heidelberg war seit 1828 die allgemeine deutsche Burschenschaft wieder zu energischem Leben erwacht. Da sie verboten war, deckte die anerkannte Frankonia mit ihren Farben das verfehmte Schwarz-rot-gold. Im Herbst 1831 wurde auf dem allgemeinen Burschentage in Frankfurt ein folgenschwerer Beschluss gefasst. Als Zweck der Burschenschaft war bisher bezeichnet worden «Vorbereitung zur Herbei-

führung eines frei und gerecht geordneten und in Volkseinheit bestehenden Staatslebens mittels sittlicher, wissenschaftlicher und körperlicher Ausbildung auf den Hochschulen.» Auf Antrag von Jena und München wurde nun das Wort Vorbereitung weggelassen, so dass es sich um Herbeiführung, um unmittelbares Tun handelte. In Uebereinstimmung damit nahm die Burschenschaft am Presse- und Vaterlandsverein, an den grossen Festen des Jahres 1832 teil. Beim Hambacherfest tat sich der in Heidelberg studierende Brüggemann so hervor, dass mancher von ihm sagte, der kleine Preusse habe am besten geredet. Nach dem Fest wurden in Heidelberg mehrere der Burschenschaft verdächtige Studenten relegiert, die Stimmung wurde auf beiden Seiten schärfer. Jakob Venedey aus Köln wurde wegen Agitation für den Presseverein in Mannheim verhaftet, sollte an Preussen ausgeliefert werden, entfloh aber während des Transportes in Frankenthal mit Hülfe der den Burschenschaften freundlich gesinnten Bürger und ging nach Paris, wo er im Verein mit Dr. Schuster eine Tätigkeit entfaltete, die stetig fortwirkte. Um Weihnachten fand ein Bundestag in Stuttgart statt, auf dem zum Vaterlandsverein Stellung genommen werden sollte. Namentlich durch den Einfluss des Würzburger Abgeordneten Adolf Wislicenus fasste ein engerer Verein den Beschluss, dass im Falle einer Revolution die Burschenschaft sich zu beteiligen und vom Vaterlandsvereine Befehle anzunehmen habe.

Als Glieder der provisorischen Regierung, welche eingesetzt werden sollte, bis ein Vorparlament berufen sei, waren vorgesehen Graf Bentzel-Sternau, Adam von Itzstein, Sylvester Jordan, Friedrich Schüler und Rotteck. Körner ging nach Metz, wo Schüler als Flüchtling lebte und nach Kassel zu Jordan, um sich ihres Einverständnisses zu versichern, Bunsen ging im Februar nach Heidelberg, um sich mit der Burschenschaft ins Vernehmen zu setzen. Es wurde verabredet, dass Heidelberg vier Leute zur Eröffnung des Aufstandes stellen sollte, während die übrigen sich bewaffnet bereithalten würden. Man fing sofort an, Kugeln zu giessen und

Patronen zu machen. Auf den Abend des dritten April war das Attentat festgesetzt. Einen oder zwei Tage vorher fanden sich die Verschworenen, die Heidelberger, Göttinger, Würzburger, Erlanger, Freiburger Studenten heimlich in Frankfurt ein. Bereits aber war den Leitern des Handstreichs klargeworden, dass er misslingen müsse.

Koseritz zeigte sich neuerdings bedenklich; er schickte den eingeweihten Gütler Dorn nach Frankfurt, um abzumahnen und den Verbündeten mitzuteilen, dass in Württemberg der Aufstand im Augenblick nicht möglich sei. Dr. Gärth, der die Verhandlungen mit Koseritz führte, geriet ausser sich: man könne nicht mehr zurück, sagte er, da alles verraten sei und sie sowieso verhaftet werden würden. Dorn erzählte Koseritz, auf einem Balle des Bürger-Artillerievereins sei die ganze Nacht nach dem Walzer «Fürsten zum Land heraus» getanzt worden; der Text war von Sauerwein. In der Tat war der Plan dem bayrischen Bundestagsgesandten verraten worden und durch diesen die Frankfurter Regierung in Kenntnis gesetzt, die Militär zur Unterdrückung bereithielt; regierender Bürgermeister war von Guaita. Körner und Bunsen erklärten den Studenten die Aussichtslosigkeit des Unternehmens und stellten ihnen frei, zurückzukehren; allein dazu konnten sie sich nicht entschliessen; sie glaubten ihre Ehre verpfändet. Alle, auch Körner und die Bunsen, waren wie im Sprunge, der sich nicht mehr zurücktun lässt. Um die festgesetzte Zeit, halb zehn Uhr abends, überfiel ein Haufe, von Gustav Bunsen, Körner und Rauschenplatt geführt, die Hauptwache, ein anderer unter Gärth und dem Polen Michalowsky die Konstablerwache, einem dritten gelang es, sich des Pfarrturmes zu bemächtigen und Sturm zu läuten. Bei der Befreiung der Gefangenen auf den Wachen wurde der Weissbindermeister Henkelmann, der vom Herbstkrawall des Jahres 1831 her dort sass, von den Befreiern für einen Gefängniswärter gehalten und getötet. Dem bereitgehaltenen Militär gelang es leicht, die Aufständischen zu überwältigen; die Bürgerschaft, auf deren Teilnahme sie gerechnet hatten, blieb

ganz ruhig, verwundert sahen die Theaterbesucher, die gerade aus einer Vorstellung von «Robert der Teufel» kamen, dem Vorgang zu. Innerhalb einer Stunde war alles vorüber. Im ganzen wurden dabei zehn Personen getötet: sechs Soldaten, zwei Bürger, zwei Aufrührer, vierundzwanzig waren schwer verwundet, darunter vierzehn Soldaten. Verhaftet wurden achtzehn Studenten und Dr. Neuhoff, einer der Anführer. Während der Untersuchungshaft starben Dr. Neuhoff, nachdem er zweimal einen Fluchtversuch gemacht hatte und der Erlanger Dähnert. Der unglückliche Reitzenstein aus Celle verfiel in unheilbaren Wahnsinn, ebenso, nachdem er einen Selbstmordversuch gemacht hatte, der Würzburger Freund aus Pirmasens. Die Opfer vermehrten sich durch einen Befreiungsversuch, der unter lebhafter Anteilnahme der Frankfurter Bevölkerung stattfand, bei dem aber nur ein einziger entkam, zwei andere so unglücklich stürzten, dass einer, Heinrich Eimer aus Freiburg, ein Bein brach, der andere, Karl Ludwig Rubner, Sohn des Stadtpfarrers von Wunsiedel, ein begabter, ungestüm kampflustiger junger Mann, starb. Nachdem das Urteil schon gefällt war, gelang es noch sechs Studenten mit Hilfe eines Gefängniswärters, nach sorgfältig vorbereitetem Plane zu entfliehen. Es wurde eine Abendstunde benützt, wo das Hoftor wegen der Ankunft einer Holzfuhre geöffnet und das Personal mit dem Abendessen und Kartenspiel beschäftigt war. Die glücklich Entkommenen liessen sich aus dem Torschlüssel, den sie mitgenommen hatten, Ringe schmieden, in denen das Datum der Befreiung eingraviert war: der 10. Januar 1837. So lange hatte die Untersuchung sich hingezogen. Die Strafzumessung bewegte sich zwischen lebenslänglichem und sechsmonatlichem Zuchthaus. Bei dieser Gelegenheit wurde in den deutschen Ländern die Verfolgung der Burschenschaft erneuert, mit sehr verschiedener Betonung. Während Baden und Bayern gelinde verfuhren, verrieten Preussens Urteile bösartige Rachsucht, deren Ausgangspunkt man wohl berechtigt ist, in der Person Friedrich Wilhelms III. zu suchen. Das Kammergericht Berlin verhängte Strafen über 204 Stu-

denten wegen Beteiligung an der Burschenschaft und aufrührerischer Reden und Schriften. Von ihnen wurden neununddreissig zum Tode verurteilt, und zwar sollten vier, darunter Brüggemann und Guittienne, der Freund Fritz Reuters, von oben herab gerädert werden. Die Todesstrafen wurden in lebenslängliche bis dreissigjährige Kerkerhaft verwandelt.

Verschiedene Teilnehmer des Frankfurter Attentats waren nicht gefangen worden, sondern wurden von Frankfurter Familien verborgen; so der Pole Michalowsky, der durch einen Bajonettstich verwundet war. Mit Geld von den Bunsen versehen und mit einem Pass, den Rektor Weidig verschafft hatte, reiste er nach England. Gustav Körner verliess Frankfurt am Morgen nach dem Attentat zu Wagen, als Dame verkleidet mit seiner Schwester. Am Tore, das von der Bürgergarde besetzt war, gaben sie an, dass sie auf Besuch nach Darmstadt wollten, worauf man sie passieren liess. Körners Freund und später sein Schwager, Theodor Engelmann, mischte sich, entsprechend verkleidet, unter die Gärtner und Feldarbeiter, die in der Morgenfrühe die Stadt zu verlassen pflegten, und stiess kurz vor Darmstadt zu den Geschwistern. Von dort ging es weiter nach Heidelberg, wo sie im Hause einer befreundeten Dame abstiegen. Der Bundesbruder Winter brachte sie nachts nach Karlsruhe, von wo sie mit Karl Mathy's Hilfe nach Strassburg gelangten. Körner hat, als er 1862 Gesandter der Vereinigten Staaten in Spanien war, Frankfurt wieder besucht. Er ist als ein angesehener Mann im Jahre 1896, siebenundachtzig Jahre alt, gestorben.

Hallgarten

Neben der wilden Revolution gab es eine offizielle Opposition in den Parlamenten, die auf gesetzlichem Wege dem Volke die Rechte und Freiheiten verschaffen wollte, um die es betrogen worden war, und die man für notwendig hielt. In sämtlichen Ländern, die im

Besitz von Parlamenten waren, hatten sich die Regierungen nur widerwillig dazu bequemt und standen in dauerndem Kampf mit den liberalen Abgeordneten. Besonders gut vertreten war die Opposition in Baden, dem Lande, das überhaupt im übrigen Deutschland wegen seines hochentwickelten politischen Lebens teils mit Bewunderung, teils mit Abneigung und Furcht betrachtet wurde. Führer der badischen Opposition war Adam von Itzstein, der auch von den Frankfurter Verschwörern zum Mitgliede der künftigen, provisorischen Regentschaft Deutschlands ausersehen war. Er war 1775 in Mainz geboren, zur Zeit des Attentats schon fast sechzig Jahre alt. Sein Vater war Direktor des kurmainzischen Hofgerichtes und k. k. österreichischer ständiger Kommissarius der reichsunmittelbaren Ritterschaft des Kur-Rheinkreises, also durchaus in die Gliederung des alten Reiches gestellt. Der Sohn wurde in der strengen Weise der alten Zeit erzogen, abgehärtet und trotz reichlich vorhandener Mittel knapp gehalten. Er studierte die Rechte und begann seinen Dienst im kurmainzischen Oberamt Amorbach, von wo er nach Aufhebung der Abtei nach Miltenberg kam. Dann trat er in den Dienst des Fürsten von Leiningen und nach dessen Mediatisierung in den badischen Staatsdienst. Im Jahre 1819 wurde er Hofgerichtsrat in Mannheim, wo er schon im selben Jahre ins Parlament gewählt wurde. Dort trat er als beherzter Verteidiger der ständischen und der sogenannten Volksrechte auf: Pressfreiheit, Geschworenengerichte, Selbständigkeit der Gemeinden, und wurde zur Strafe an das Hofgericht in Meersburg versetzt. Da er sich weigerte, hinzugehen, indem er sich auf sein Recht berief, da angestellt zu werden, wo er zur Zeit seines Uebertrittes in den badischen Staatsdienst ansässig war, wurde er pensioniert. Als er nach dem Regierungsantritt des Grossherzogs Leopold im Jahre 1831 wieder in der Kammer erschien, hatte er schneeweisses Haar, in den Augen seiner Anhänger der Silberkranz des Märtyrers. Itzstein wurde von einigen Metternich, von anderen Goethe ähnlich gefunden; offenbar gehörte er zu einem Typus,

der sich im achtzehnten Jahrhundert in der Rhein- und Maingegend herausgebildet hatte. Von seinen Feinden wurde ihm der Besitz von Kenntnissen abgesprochen, und sicherlich war seine Bildung mehr praktisch als wissenschaftlich, wie es der älteren Kultur entsprach; aber in seinem Fache, der Verwaltung des Staates und der Finanzen, hatte er sogar bedeutende, bis ins Einzelne gehende Kenntnisse und wusste sie zu benutzen, um als Abgeordneter im Parlament die Reform zu erkämpfen, die der Liberalismus für nötig hielt. Die Feinheit, die man an seiner Person bewunderte, zeichnete auch seine Reden aus; er übte die Beredsamkeit als Kunst. Er sammelte seine Gründe und führte sie zur Attacke, den Gegner allmählich umzingelnd, härter bedrängend und endlich alle Kraft zum letzten Schlage zusammenfassend, jede Bewegung voll schneidiger Eleganz. Wäre er nur mutig und angriffslustig gewesen, würde ihn Metternich nicht für den einzigen Gegner erklärt haben, der der Regierung gefährlich werden könne: im Zusammenhang mit seiner Sachkenntnis und klugen Umsicht gaben seine persönlichen Eigenschaften der Opposition Gewicht und Erfolg. Im Parlament nahm er die Stelle als Führer der Opposition sogleich wieder ein, deren Wirksamkeit diesmal bedeutende Erfolge zeitigte: die Aufhebung der Frohnden, eine ausgezeichnete Gemeindeordnung. Besonders letztere wurde vom gebildeten Publikum mit Jubel begrüsst, Itzstein mit Dank und Ehrenerweisungen überschüttet; das Bürgertum pflegte seine Vorkämpfer durch silberne Pokale, Bürgerkronen, Denkmünzen und Festessen zu feiern. Es war ersichtlich, dass die Revolution nicht dem Mangel entsprang, sondern dem Ueberfluss: eine gebildete, wohlhabende Schicht verlangte die Bewegungsfreiheit und die Stellung im Staat, der sie sich gewachsen fühlte. Sein grosses Vermögen ermöglichte es Itzstein, diejenigen zu unterstützen, die von dem gemeinsam bekämpften Gegner, dem absoluten Fürstentum, getroffen wurden. Bei ihm war eine Sammelstelle für Beiträge, die er den Notleidenden übermittelte, so der Familie Sylvester Jordans, den Kindern Weidigs, beide Opfer des Frankfurter Atten-

tats, später den Göttinger Professoren und anderen. Man nannte ihn den Vater der Unglücklichen, den Deutschen Säckelmeister oder Vaterländischen Grossalmosenier. In seiner Persönlichkeit muss etwas Gewinnendes und Eindrucksvolles gelegen haben, sodass man in ihm gern den Vertreter alter deutscher Freiheit und Grossherzigkeit sah. Sein Gut Hallgarten im Rheingau wurde der Treffpunkt für die Gleichgesinnten, denen er sich als Wirt von formvoller Liebenswürdigkeit und unerschöpflicher Laune zeigte.

Die Versammlungen in Hallgarten, wo die Gäste in einem offenen Gartensaale edelsten Wein tranken, auf den Rhein herabsahen, der zwischen Rebhügeln glänzte, und den Liedern lauschten, die Hergenhahn aus Nassau zur Guitarre sang, kann man die Keimzellen der Frankfurter Nationalversammlung, des ersten deutschen Parlamentes, nennen. Politiker aller deutschen Länder kamen hier zusammen und begannen, sich als Körperschaft zu fühlen, als eine Vertretung der Nation. Etwa durch die Jahre 1835 und 1845 abgegrenzt, bezeichneten diese Zusammenkünfte das goldene Zeitalter der bürgerlichen Revolution. Noch war man vom höchsten Ziele so weit entfernt, dass etwaige Abweichungen in den Ansichten nicht bemerkt wurden oder leicht übergangen werden konnten, weil der Gegner allen gemeinsam war. Man erörterte die Unhaltbarkeit der öffentlichen Zustände, man besprach die Kämpfe im Parlament mit ihren Siegen und Niederlagen, man erwog eingreifende Schritte, man beschloss, Geld und Waffen zu sammeln. Aber das waren doch nur Vorbereitungen, deren Heimlichkeit die Geselligkeit würzte; der elektrische Tropfen Gefahr, den der Gedanke an künftige Taten in den Wein mischte, machte ihn feuriger und berauschender. Eine ähnliche Stellung wie Itzstein in Baden, nahm in Hessen Heinrich von Gagern ein.

Die Familie Gagern

Lieblich am Taunus hingestreckt lag das Gut Hornau, seine Heimat. Dort lebten seine Eltern in altfränkischer Weise bescheiden, wenn man mit heutiger Zeit vergleicht, doch in einer Sphäre reicher Kultur und feiner Sitte. Der alte Gagern, im Jahre 1767 geboren, gehörte in seiner Denkart dem achtzehnten Jahrhundert an; er war kosmopolitisch, religiös gleichgültig, verehrte die Antike und hielt die deutsche Kleinstaaterei und Bundesmisère für den gegebenen, unantastbaren Zustand. In seinen jungen Jahren war er Minister des Hauses Oranien geworden, hatte in Paris zu dessen Gunsten unterhandelt und gehandelt, bei der Schaffung des Königreichs der Niederlande mitgewirkt und die Rheinbundsakte unterzeichnet. Die Patrioten erhoben später den Vorwurf gegen ihn, dass er wohl dem Hause Oranien treu, Deutschland aber übel gedient habe. In ihm vollzog sich nicht etwa ein Umschwung, sondern er blieb dabei, dass er richtig gehandelt habe, und unterschied, um das zu begründen, seinen Dienst, der dem Hause Nassau gehöre, von seinem Herzen, das für Deutschland schlage. Dies Verhältnis und seine Ansichten hinderten ihn nicht, den Freiherrn vom Stein zu bewundern und ihm seine Freundschaft anzutragen, die dem Befreier und Erneuerer Deutschlands nicht ganz willkommen war; aber Hans von Gagern beachtete seine abwehrende Gebärde und sein gelegentliches, feindliches Aufbrausen nicht, tröstete sich vielmehr damit, dass er Stein mit dem ungestümen Luther, sich mit dem versöhnlichen Melanchthon verglich. Er teilte nicht Steins Hass gegen die Fürsten, insbesondere gegen den Herzog von Nassau, nicht seinen Hass gegen die Franzosen, hatte kein Verständnis für Steins, durch keine Klügelei oder Wissenschaft beirrte Gläubigkeit, das Ruhen dieses oft durch leidenschaftlichen Zorn erschütterten Gemütes in Gott. Gagern hatte eine hohe Meinung von sich und das Bedürfnis, eine Rolle zu spielen, überall dabei zu sein, genannt zu werden, mitzureden,

und er wäre wohl ein unleidlicher Schwätzer gewesen, wenn nicht Naivität und eine grosse Liebenswürdigkeit die störenden Eigenschaften aufgewogen hätten. Auf die Dauer vertrug er sich mit dem Hause Oranien nicht und zog sich mit der Familie auf das Gut Hornau zurück, das er als Lohn seiner Verdienste erhalten hatte. Er war, selbst Protestant, mit einer Katholikin verheiratet, ohne dass bei seiner gleichgültigen Duldsamkeit und ihrer Liebe daraus Schwierigkeiten entstanden wären. Aus der Ehe entsprangen zehn Kinder, sechs Söhne und vier Töchter. Die Söhne waren sehr stattlich, sodass die Mutter, als sie einmal alle zusammen dahergeritten kamen, überwältigt ausrief: Sind diese grossen Leute wirklich alle meine Söhne? Der grosse Wuchs war vielleicht ein Zeichen der pommerschen Abkunft; das Geschlecht stammte von der Insel Rügen, im 18. Jahrhundert hatte ein Zweig sich im südwestlichen Deutschland angekauft. Der älteste Sohn, Friedrich, zu Hause Fritz genannt, war der eigentliche Stamm der Familie. Schon früh zeigte sich in dem Knaben ein ausgeprägter Charakter, eine erstaunliche Gabe der Selbsterkenntnis und der Selbstbeherrschung und ein unbeirrbarer Wille. Dem Vater, einer weichen, anschmiegenden Natur, tat diese stolze Männlichkeit wohl, und er erhob den Siebzehnjährigen zu seinem Freunde. Immerhin machte er in der Wahl der Laufbahn seine väterliche Gewalt geltend, indem er Fritz, den er anfänglich für den österreichischen Militärdienst bestimmt hatte, kurz nach der Schlacht bei Leipzig dem niederländischen übergab. Der Sohn litt darunter, fügte sich aber. Seine Liebe zu seinem Vater war so gross und seine Gesinnung so fein, dass er, obwohl er sich als Freund, ja als Stütze des Vaters fühlen durfte, es nicht einen Augenblick an Ehrerbietung fehlen liess. Seinerseits war Hans von Gagern ein bequemer und liebenswürdiger Vater; er war kein Erzieher und machte nicht den Anspruch, es zu sein, liess die Söhne gewähren, in der Meinung, Erfahrung und Kampf werde sie am besten entwickeln. Vielleicht hatte er nie begriffen, was für ein schmerzender Zwiespalt durch

das Leben und Tun seines Sohnes ging, den der Erfolg und die Anerkennung nicht ausgleichen konnten, die ihm in den Niederlanden, später in Holland wurden. Allmählich gewöhnte sich Fritz daran, dass es so war, dass er Deutschland liebte, um Deutschland litt und sorgte, und Holland diente, das er vergebens in engeren Zusammenhang mit Deutschland zu bringen suchte. Eine ihm angeborene Neigung zur Melancholie wurde durch die Zwitterstellung verstärkt und durch die Untätigkeit, die oft das Los der Offiziere in Friedenszeiten ist. Er war auf Handeln gestellt und sehnte sich nach Taten, Taten im Vaterland und für das Vaterland. Indessen war er nicht der Mann, unerfüllbaren Wünschen nachzuhängen; er interessierte sich für die Aufgaben, die das Leben ihm nahelegte, zeichnete sich in allem aus, ergriff jede Gelegenheit, seinen Geist zu bilden. Er las sehr viel und stets das Beste, erwarb sich bedeutende Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten. Er hatte einmal leidenschaftlich und unglücklich geliebt und blieb unverheiratet. Für die Genüsse, denen sich junge Leute gern hingeben, hatte er keinen Sinn, unter Entbehrungen litt er nicht, da er sich von früh auf daran gewöhnt hatte. Seinen Brüdern war er ein bewundertes Vorbild, es war ein Fest, wenn er Urlaub hatte und in Hornau erschien; aber auch ihn zog es immer zur Heimat. Die Tage verliefen dort in idyllischer Gleichmässigkeit, heiter, sonnenbeglänzt. Alle liebten sie Sonne und blauen Himmel, der Winter war ihnen das Hässliche, Feindliche, woran sie zu denken vermieden. Im Sommer stand der Vater um vier Uhr auf, auch die Mutter arbeitete schon vor Tagesanbruch. Die Blüte des Tages war der Spaziergang um elf Uhr, den der Vater und Fritz zusammen unternahmen, wobei sie die Gegenstände besprachen, die durch Lektüre oder die Tagesereignisse angeregt waren. Wenn dabei heikle Fragen auftauchten, in denen sie nicht übereinstimmten, wurde Fritz schweigsam oder lief wohl auch plötzlich davon. Vor Tisch wurde etwa noch eine Schachpartie gespielt. Der Vater war noch mehr als alle übrigen Naturfreund, oft schmückte er

selbst den Mittagstisch mit Blumen. Wenn er fürstliche Gäste einladen wollte und die Mutter einwendete, es sei zu einfach bei ihnen, sie hätten zu wenig zu bieten, wies er wohl auf die Apfelblüte im Taunus hin, die allein eines Besuches wert sei. Abends nach dem Tee wurde musiziert, obwohl der Vater nicht musikalisch war und Fritz nicht musikalisch gebildet. Aber es war ihm etwas Wundervolles, die Mutter mit ihrer sanften, reinen Stimme singen zu hören; die alten, oft gehörten Lieder verschmolzen ihm mit dem Gefühl des Sommers und der Heimat und unzertrennlicher Freundschaft. Sonst hörte er Märsche am liebsten; ein Siegesmarsch konnte ihn berauschen. Wie Dynastien, die Habsburger oder die Fugger, fühlten sich die Cäsaren als eine Einheit, die nach aussen zusammenhängend zu wirken, eine gemeinsame Idee zu vertreten habe. Das war nicht einfach, da es wesentliche Punkte gab, wo die Ansichten des Vaters und der Söhne auseinandergingen. Fritz teilte, obwohl Offizier, die hauptsächlichen Anschauungen der Burschenschaft. Im Sommer 1816 gab es der Zufall, dass er mit dem jüngeren Bruder Heinrich zusammen in Heidelberg studieren konnte; er hörte mit besonderer Vorliebe Fries und nahm dessen Satz an: Vor allen Dingen setzen wir den republikanischen Geist im Staat dem despotischen entgegen. Unter republikanischem Geist verstand er nicht die deutsche Republik; er dachte sich Deutschland als Bundesstaat, dessen einzelne Glieder monarchisch wären, aber durch Repräsentation des Volkes beschränkt. Von den Fürsten dachte er sehr gering, fand ihre unbedeutenden Höfe lächerlich, ihre Aufgeblasenheit unerträglich. «Beständig quält die Fürsten das Bewusstsein, dass man ihrer Souveränität überdrüssig ist,» sagte er im Jahre 1820, «sie sind erbittert, so viele Feinde, aber niemand strafbar zu finden.» An der Spitze des Bundes dachte er sich einen erblichen König, und zwar nicht den Kaiser von Oesterreich, sondern den König von Preussen. Oesterreich hätte ihm, da er dort gedient und Beziehungen hatte, näher gelegen; er schaltete es aus folgenden Gründen aus: nur Oesterreich und Preussen, als die

mächtigsten Staaten, kämen in Betracht, Oesterreich aber, mit so vielen ausserdeutschen Ländern verbunden, werde schwerlich eine Volksvertretung bekommen, Volksvertretung müsse aber der Staat, der die Basis des deutschen Bundesstaates bilden solle, jedenfalls haben, müsse darin mit den anderen Ländern übereinstimmen. Er pflegte zu sagen, dass er weder die Hohenzollern, noch die Preussen, noch die Märker liebe, aber Deutschland bedürfe des gut geordneten, mächtigen Staates, dem gegenüber müsse jede persönliche Vorliebe oder Abneigung zurücktreten. So war es aber nicht gemeint, dass Preussen Deutschland beherrschen oder Deutschland ein Anhängsel Preussens werden solle; vielmehr sollte Preussen mit Deutschland verschmelzen, was er sich dadurch erzielbar dachte, dass Preussen Reichsland würde. Der erbliche Monarch, der an der Spitze des deutschen Bundesstaates stehe, dürfe nicht Regent eines besonderen Territoriums sein, und Preussen dürfe folgerichtigerweise auch keine eigenen Reichsstände haben. Demgemäss dürfe der Sitz des deutschen Königs nicht Berlin, sondern etwa Frankfurt müsste es sein; er sah überhaupt darin, dass Deutschland keine Hauptstadt habe, ein Hindernis der Einheit. Einheit im Bundesstaat, an dessen Spitze der König von Preussen als erblicher König, Freiheit durch Vertretung des Volkes in einem Parlament, das war der Kern von Friedrichs Forderungen. Entsprechend seinem Tatendrange und seiner ernsten, männlichen Natur missbilligte er die Entwicklung, die die Revolution in Deutschland genommen habe. Es wurde nach seiner Meinung zuviel geredet, zuviel gefeiert, zuviel geträumt, zuviel geklagt; anstatt der wechselnden Stimmungen, bald verzagter Niedergeschlagenheit, bald verstiegenen Hoffens, wünschte er energisches, gesammeltes Handeln. Gegen eine gewaltsame Revolution hatte er grundsätzlich nichts einzuwenden, wenn gesetzliche Mittel nicht genügten, damit Deutschland die Gestalt bekomme, auf die es ein Recht habe. Wenn es geht, so lautete sein Motto, durch die Fürsten, wenn nicht, ohne sie, und wenn es sein muss, gegen sie.

Heinrich von Gagern, fünf Jahre jünger als Fritz und kein selbständiger Geist, lebte sich ganz in die Anschauungen seines Bruders hinein, zu denen er ohnehin gestimmt war. Er gehörte in Heidelberg zu den Gründern der Burschenschaft und war ein stürmischer Vertreter ihrer Ideale. Er war weniger grüblerisch, weniger wissenschaftlich, weniger Denker als Friedrich und um so viel mehr geschickt zu öffentlicher Wirksamkeit, gewinnender im Umgang. Wenn er sich selbst für einen mittelmässigen Kopf hielt, so bedrückte ihn das nicht etwa als Mangel, er hatte das frohe Bewusstsein einer gerundeten Persönlichkeit, die die Ehre des Bruders und die Familie vertrat. Die Ideen, die er in sich aufgenommen hatte, hielt er mit Treue fest, und wenn er seine Ansichten je änderte, geschah es nicht durch innerliche Wandlung, Erfahrungen oder Erlebnisse, sondern ihm selbst fast unmerklich durch geschickte Beeinflussung. Dass er uneigennützig war, verstand sich ebenso von selbst, wie dass er in der Lage war, standesgemäss zu leben; die Familie war nicht reich und nicht geldgierig, Sucht nach Gewinn wäre nie eine Triebfeder seines Handelns gewesen.

Man muss annehmen, dass der Name des Freiherrn vom Stein, des Vaters Freund, den alle persönlich kannten, im Hause oft genannt wurde, und dass seine Ansichten auf die Söhne Einfluss hatten. Sicherlich war das auch der Fall, vielleicht aber erwähnten sie es absichtlich nicht. Es schmerzte die Söhne, dass sie die Anschauungen und Handlungen des Vaters nicht durchweg billigen konnten, dass sie ihn gegen Anklagen verteidigen mussten, in die sie heimlich einstimmten, und vielleicht hatten sie die Empfindung, als werfe der grosse Mann, dem Vater so benachbart einen Schatten auf ihn. Wenn aber auch seine Ideen im allgemeinen ihnen die Richtung gaben, in den Kern seiner Bestrebungen, in seinem Wunsche, das Volk selbsttätig zu machen, verstanden sie ihn nicht. Der alte Gagern stand Steins Vertrauen auf die Tüchtigkeit und den gesunden Menschenverstand der Bauern, der in den Ständeversammlungen sehr nützlich wirken würde,

skeptisch gegenüber; es mag sein, dass die Söhne ähnlich dachten. Sie waren warmherzige Menschen, fürsorglich und rücksichtsvoll im Verkehr mit Untergebenen und Dienstboten als echte Edelleute, deren Ueberlegenheit zu gesichert ist, um betont werden zu müssen; aber als Faktor im öffentlichen Leben kamen die unteren Klassen für sie nicht in Betracht. Sie kannten weder grosse Städte, noch Fabrikgegenden, noch Proletariat; wo sich ihr Leben abspielte, war alte Zeit, altes agrarisches Reich. Deutschland, sagte Fritz, ist ein Land, dessen Hauptnahrungszweig der Ackerbau ist und bleiben wird, und das ist gut. Im Jahre 1841 fragte ihn einmal sein Bruder Max, der unter katholischem Einfluss stand, ob er glaube, dass die Industrie den Absolutismus oder die Freiheit begünstige? Fritz antwortete, die Industrie schaffe neue Bedürfnisse und diene insofern der Bequemlichkeit und dem Genuss, je mehr verweichlicht aber ein Volk sei, desto weniger werde es der Freiheit Opfer bringen, die immer Opfer fordere. Die durch Industrie Reichgewordenen pflegten sich der Gewalt in die Arme zu werfen, teils aus Eitelkeit, teils weil Staatspapiere und öffentliche Anleihen ihnen die vorteilhafteste Gelegenheit zur Kapitalanlage böten; auch insofern schade der schnell wechselnde Geldreichtum der wahren Freiheit, als er den Einfluss der alten, landbesitzenden Aristokratie vermindere. Dazu komme, dass die durch Fabriken schnell anwachsende Bevölkerung gewöhnlich demoralisiert und verdumpft werde; eine solche Bevölkerung nun könne durch veränderten Geschmack oder Verlust des Marktes brotlos werden, daraus entständen Unruhen, die durch Gewalt der Waffen unterdrückt würden, was wiederum der wahren Freiheit hinderlich sei. Ein Problem war ihm die Industrie und das Proletariat für Deutschland noch nicht, geschweige denn in den Dreissigerjahren. Wenn die brotlosen Massen unruhig werden sollten, würde die Regierung sie mit den Waffen niederwerfen; er fand das sicherlich nicht schön, aber es gehörte zu den Schattenseiten der Industrie, deren Aufkommen er deshalb nicht für wünschbar hielt.

Es war bei den Ansichten der Brüder eine Befriedigung, dass Heinrich, der Jura studiert hatte, im Jahre 1832 in den hessischen Landtag gewählt wurde und somit in das parlamentarische Leben eintrat. Bereits hatte er sich Ansehen bei den Liberalen erworben durch eine Schrift über das Steuerbewilligungsrecht, das angegriffen worden war. Er nannte es das eigentliche demokratische Recht der zweiten Kammer, woran die höhere politische Bedeutung derselben in der Staatsmonarchie sich entwickelt habe. Seine stattliche Figur, seine freie schöne Haltung, sein grosses Auge unter den starken Brauen, seine Fröhlichkeit, seine Unbefangenheit gewannen ihm die Herzen, seine Beherrschung der gesellschaftlichen und parlamentarischen Formen, welche letztere er sich schnell aneignete, sein Auftreten, in dem, wenn er erregt war, leicht ein ritterliches Pathos lag, das seinem Empfinden entsprach, machte ihn zum Führer geeignet. Er fühlte sich als deutscher Patriot und als Vorkämpfer der freisinnigen Ideen, als Adliger ohne die Vorurteile des Adels; kein Zweifel kam ihm, dass er eine gute, heilige Sache vertrat, und indem er sich mit ihr identifizierte, fühlte er sich selbst gehoben. Der Alte, Mitglied der ersten Kammer, war nicht immer mit ihm einverstanden, liess ihn aber wohlwollend gewähren und freute sich seines wachsenden Ansehens; Friedrich lobte ihn und beneidete ihn fast. Er gehörte zu denen, die in der Weidig'schen Sache beim Grossherzog über den verantwortlichen Minister Beschwerde führten und als er seinen Platz im Landtage neben dem Richter Georgi bekam, den man die Schuld an Weidigs Tode zuschrieb, weigerte er sich, neben ihm zu sitzen. Als die Regierung diejenigen Staatsdiener, die zur Opposition gehörten, mit Pension entliess, nahm er den Abschied; seine Anhänger wollten ihm den Besoldungsverlust ersetzen, das schlug er aus und lebte einige Jahre in Zurückgezogenheit auf dem Gute Monsheim, das der Vater ihm überlassen hatte.

Stüve

Vertieft man sich in die Geschichte der Stadt Osnabrück, so scheint es einem, als sei das Volk der Sachsen in seinem Gemüt immer heidnisch geblieben, und als sei die Reformation für sie gar nichts anderes gewesen, als eine stolze und frohe Rückkehr zum Glauben der Väter. Sie mussten sich der römischen Kirche bequemen, aber es blieb in ihnen ein Widerwille gegen den Bilderdienst, gegen die gesalbten Pfaffen und ihre Alfanzerei in der Kirche, der oft ungestüm mit Fäusten hervorbrach. Sie blieben nordische Bauern und trugen, ohne es zu wissen, ihre Bauerngötter im Herzen, und wenn ihre Bürgermeister sich mit den Bischöfen herumzankten, so war es, als ob Thor mit einem Hammer Blitze aus den heiligen Gewölben schlüge. Christus war ihnen schon recht, sie reihten den Mann des Erbarmens und des Schwertes gern in den Kreis ihrer Ueberirdischen ein, aber sie wollten ihm nicht mit Rosenkranz und geschorenen Köpfen und Knechtschaft unter den Priestern dienen. Was in ihnen fromm und ahnungsvoll war, weckte das Rauschen ihrer Wälder, die Herrscherstimme des Sturmes, die fliehende Unendlichkeit ihres wolkigen Himmels, das Zauberbild der schwebenden Sternenwelt. Sie waren Geschöpfe der Natur, und ihre Häuser in der Stadt, auch die vornehmen, mit geschnitztem Bildwerk über und über bestickten, blieben Bauernhäuser im Gerüst, als sollten sie mit Ernte beladene Wagen und heimkehrendes Vieh aufnehmen. Obwohl es der trotzigen Stadt nicht gelang, die Reichsfreiheit zu erringen, bewahrte sie doch so viel von den alten schwer erkämpften Rechten, dass sie nach dem Dreissigjährigen Kriege fast unabhängig von den Bischöfen blieb, und selbst in dem Vertrage von 1814, durch den sie dem Königreich Hannover ausgeliefert wurde, erhielt sich teilweise die alte Verfassung.

In dieser bäuerlichen Stadt wurde gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts Dietrich Stüve geboren,

den Nachkommen als erster urkundlich beglaubigter Ahnherr bekannt. Er wurde Ratsherr in der Neustadt und begründete ein Geschlecht wohlhabender Bürger, die sich dauernd auf derselben Höhe hielten. Joh. Eberhard Stüve, 1715 geboren, war Ratsherr und Syndikus und Verfasser einer Geschichte des Hochstiftes Osnabrück; dessen Sohn Heinrich studierte ebenfalls die Rechte und wurde Bürgermeister. Ihm wurde im Jahre 1798 ein Sohn geboren, der die Namen Johann Karl Bertram erhielt, und in dem die Ideale und Kräfte der Familie und der Stadt noch einmal zu ausdrucksvoller Erscheinung zusammengefasst waren. Niemand kann sagen, wie es zugeht, aber es ist so, dass die Bestrebungen, die Anschauungen, der Charakter und Wille, ja die noch verborgene Zukunftsrichtung einer Stadt oder eines Landes sich in einem Menschen verkörpern können, so dass seine Seele die Seele dieser Stadt oder dieses Landes zu sein scheint, deren Zwecke ihn in seinen Handlungen leiten. Wie eine Blume einen bestimmten Geruch oder eine bestimmte Farbe hat, so war Stüve eine Vorliebe für alles Unbewusste, Gewachsene und Gewordene und eine lebhafte Abneigung gegen alles willkürlich Gemachte, wesentlich aus dem Bewusstsein Erzeugte, angeboren. Das war ein Gefühl in ihm, dem sich zu widersetzen unmöglich gewesen wäre, da es eins mit ihm selbst war, und es gab fast in allen seinen Verhältnissen den Ausschlag. Damit hing zusammen eine Neigung für die Historie, die das Gewordene hegt, eine Neigung, die Dinge bis zu ihrem Wurzeln verfolgen, wo sie einmal aus dem unbewusst schaffenden Volksgeist hervorgegangen waren. Es beglückte ihn, als er bei Macchiavelli die Bemerkung fand, es sei wünschenswert, dass von Zeit zu Zeit Stadt und Gemeinwesen zu ihren Anfängen zurückgeführt werden, wo etwas Gutes und Entwicklungsfähiges notwendig vorhanden gewesen sein müsse, dem sich allmählich das Verkehrte und der Missbrauch anhefteten. Stüve kam oft auf den Satz des weisen Florentiners zurück, der als Grundsatz aussprach, was immer sein Gefühl gewesen war.

Johann Karl Bertram Stüve, ein kleiner, zierlicher, aber sehniger Mann, hätte gern die akademische Laufbahn eingeschlagen, gab es aber auf, um bei der geliebten Mutter in Osnabrück bleiben zu können, die früh Witwe geworden war. Sie war eine ausserordentlich kluge, tüchtige Frau, eine wahre Herrin des Hauses und mit diesem Sohne besonders verbunden; in seiner Art war es, sich nicht leicht zu geben, nicht viel Umgang zu suchen, aber wenigen Freunden unverbrüchlich treu zu sein. Nachdem die Schwester seines Freundes Frommann in Jena seine Hand ausgeschlagen hatte, weil ihr Herz an einen anderen gebunden war, gab er keiner neuen Neigung mehr Raum und blieb unverheiratet. Seine Liebe zur Heimat war so stark, dass es vielleicht nicht einmal gut gewesen wäre, wenn daneben noch eine Familie Anspruch an seine Zeit und Kraft erhoben hätte. Ungern, nur aus Pflichtgefühl, nahm er zuerst die Wahl in die Ständekammer an, die in Hannover tagte; aber er bemerkte bald, dass er wirken konnte, dass sein Wort Einfluss hatte, dass es ihm gelingen werde, nicht ein glänzender, aber ein solider, überzeugender Redner zu werden. Es zeigte sich, dass er den anderen überlegen war: durch seinen lauteren und festen Charakter, durch seine Sachlichkeit, seine Kenntnis der Geschichte, durch eine in seiner Natur begründete und durch Erfahrung ausgebildete Ueberzeugung. Was er anstrebte, war hauptsächlich die Befreiung von Grund und Boden, denn die Eigenbehörigkeit der Bauern war 1830 nicht aufgehoben worden, und die Selbständigkeit der Gemeinden. Beides war ihm nicht das Programm einer Partei, sondern es lag ihm am Herzen. Wie Stein hasste er die Beamten, die Menschen wie Gliederpuppen am Draht regieren möchten. Selbsttätigkeit der Einzelnen hielt er für wünschenswert, weil nur dadurch der Einzelne mit dem Ganzen verbunden werde, weil nur innerhalb einer selbständigen Gemeinde sich die Liebe zum Gemeinwesen entwickle; nur derjenige aber, der aus Liebe, der Kraft über ihm, handle, habe unerschöpfliche Kraft, der allein aus sich selbst Handelnde sei schwach.

Wenn er die Beamten, das Staatsdienertum, wie er zu sagen pflegte, und die in Hannover allmächtigen Junker bekämpfte, so gehörte er deshalb doch nicht zu den Liberalen, denen er vielmehr ebenso feindlich gegenüberstand wie jenen. Das hing mit der ihm angestammten und angeborenen Anschauungsweise zusammen. Den Grundfehler des Liberalismus sah er darin, dass er vom Allgemeinen, von Theorien ausging; das Allgemeine, sagte er, lasse sich auf hunderterlei Arten verwirklichen, bleibe deshalb immer schwankend und führe zu nichts Gründlichem. Deshalb war ihm Liberalismus gleichbedeutend mit Schwätzen, Kannegiessern, Lufthiebe ausführen. Er selbst war sein Leben lang in der städtischen Verwaltung tätig: als Schatzrat, als Bürgermeister, Verwalter des Armenwesens und der Polizei. Er kannte das Gemeinwesen aus Erfahrung in allen seinen Verzweigungen, und das gab seinem Urteil die Solidität und Lebendigkeit. Die Deklamationen von Freiheit mitanzuhören, wie sie seit der französischen Revolution im Schwange waren, verursachte ihm peinliches Unbehagen. Was ist Freiheit? fragte er sich; was denke ich mir darunter? Wenn einmal ein Prinzip sein sollte, meinte er, möchte er der Freiheit das Sammeln von Kräften entgegenstellen, das viel wichtiger sei. Sammlung von Kräften habe stattgefunden in den Korporationen, Zünften, Gemeinden, Städten, Ständen, da sei Selbsttätigkeit, kräftiges Leben und Freiheit gewesen. Die Gewerbefreiheit, die der Liberalismus proklamierte, hielt er für durchaus verderblich, der menschlichen Natur unangemessen, die nur in der Begrenzung lebe. Sie möge für gewisse Gewerbe und Fabriken passen, übrigens spreche sich nur das Streben der Industriellen nach Gewinn darin aus. Man möge das Starrgewordene, Missbräuchliche entfernen, aber nicht, bevor das Volk selbst es verlange, Formen zerstören, die ihm jahrhundertelang Ehre und Sicherheit gewährleistet hätten.

In Hannover und Osnabrück hatte der Liberalismus wenig Vertreter und keinen nennenswerten Anhang; dennoch drängte sich Stüve immer wieder das Gefühl

auf, dass das Prinzip, das er hasste, siegen würde. Er setzte die Bauernbefreiung durch, nicht die Gemeindeverfassung so wie er sie gewollt hatte. Aehnlich wie man es zwanzig Jahre früher in Preussen mit der Städteordnung Steins gemacht hatte, wurde auch hier durch Einschiebung von Regierungsrechten der freiheitliche Charakter verdorben; denn die Verwaltung des Staates ist so verflochten, dass eine Verschiebung an einer Stelle die Funktionen einer anderen verfälschen kann. Als im Jahre 1833 das hannoversche Staatsgrundgesetz hauptsächlich durch sein Verdienst zustande kam, war er enttäuscht und traurig. Das Ergebnis jahrelanger Kämpfe war, dass das Staatsdienertum stärker als zuvor geworden war; er fühlte zum ersten Male die Ohnmacht des Einzelnen gegenüber der Zeitströmung. Beruhigung fand er in geschichtlichen Studien und in der Hingabe an die städtische Verwaltung. Die Tätigkeit auf einem begrenzten Gebiet, das er gut kannte, entsprach seiner Natur; er verwaltete seine Aemter mit Uneigennützigkeit, mit liebevollem Eingehen auf das Geringe wie auf das Wichtige, mit Geduld und auch mit Strenge. Ueberschwängliche Huldigung wies er ab, wie er selbst auch keine überflüssigen Worte machte; aber wenn bei festlichen Gelegenheiten sich zeigte, dass Bürger und Bauern ihm vertrauten, und dass seine Gefährten ihn hochschätzten, hatte er Augenblicke des Glücks.

Wenige Jahre später musste Stüve den Sturz des mühsam errichteten Werkes erleben. Der Tod König Wilhelms IV., der keine männlichen Nachkommen hinterliess, löste Hannover aus dem Zusammenhange mit England, da die braunschweigisch-lüneburgische Erbfolgeordnung weibliche Nachfolge ausschloss. Während in England seine junge Nichte Viktoria den Thron bestieg, folgte in Hannover sein Bruder, der Herzog von Cumberland, eine besorgniserregende Persönlichkeit. Vielleicht hatte Ernst August nicht alle die Laster an sich, und hatte er nicht alle die Verbrechen begangen, die man ihm in England zutraute, jedenfalls war er absolutistisch und gewalttätig und nur dann nicht hinterlistig, wenn er die Macht hatte, zu tun, was

ihm beliebte. Seine erste Handlung in Hannover war die Vertagung der zweiten Kammer. Er hatte dazu ein Recht, da er noch nicht gelobt hatte, die Verfassung zu halten, wozu er verpflichtet war; aber die Kammer fasste sich nicht schnell genug zu einem Protest und verschlechterte dadurch ihre Stellung den späteren Schritten des Königs gegenüber, auf die sie gefasst sein musste. Das Staatsgrundgesetz hatte das unbeschränkte Verfügungsrecht des Königs über die Domänen aufgehoben, und aus diesem Grunde wollte er, da er voll Schulden war, die Verfassung nichtig machen. Bei dieser Gelegenheit zeigten nur wenige Männer, und nur solche, die keine geborenen Hannoveraner waren, unabhängige Gesinnung und Mut: es waren die Göttinger Professoren Dahlmann, Wilhelm und Jakob Grimm, Gervinus, Albrecht, Ewald und Weber. Als ihr Führer galt mit Recht Dahlmann. Da bei der bevorstehenden Jubelfeier der Universität verschiedenen verdienten Männern die Doktorwürde verliehen werden sollte, schlug Dahlmann als vor allen würdig Stüve vor, sowohl wegen seiner historischen Arbeiten als besonders wegen seiner grossen Verdienste um das Zustandekommen des Staatsgrundgesetzes. Keiner von den Professoren wagte zu widersprechen, obwohl ihnen davor graute, eine Handlung rühmlich zu nennen, die der König verurteilte. Wirklich erregte die Ehrung Stüves, den er als seinen persönlichen Feind betrachtete, des Königs Zorn, und er erteilte der Universität eine grobe Rüge, die Dahlmann galt. Nachdem er das Staatsgrundgesetz förmlich aufgehoben und alle «königlichen Diener» vom Verfassungseid entbunden hatte, erklärten die genannten sieben Professoren der Universität, dass sie sich durch ihren Eid auf das Staatsgrundgesetz fortwährend verpflichtet hielten, und dass sie deshalb an der Wahl eines Deputierten für die neue Ständekammer nicht teilnehmen, noch eine etwa auf sie fallende Wahl annehmen könnten. Die Antwort des erbosten Königs, als er davon erfuhr, war, dass er die Professoren ihrer Stellung enthob, weil sie verkannt hätten, wie es in dem betreffenden Reskript hiess: «dass Wir ihr alleiniger Dienstherr sind, dass der Diensteid

einzig und allein Uns geleistet wird, sowie auch Wir nur allein das Recht haben, denselben ganz oder zum Teil zu erlassen». Dahlmann, Jakob Grimm und Gervinus mussten, weil sie zur Verbreitung ihres Protestes beigetragen hatten, binnen drei Tagen das Königreich Hannover verlassen.

Wer jetzt von diesem Ereignis hört, glaubt wohl, die Begeisterung, die ein fester Schritt in den öden Jahren der Reaktion erregte, und das eigene Bewusstsein müsse die Verfolgten über den Schlag, der sie traf, erhoben haben. Indessen war doch ihnen die Missbilligung und das Uebelwollen der meisten, die natürlich feige waren, sich duckten und zugleich über die Stolzeren ärgerten, weit fühlbarer. Zu erleben, dass die Universität sie nicht stützte, sondern dem König huldigte, dass keiner für sie eintrat, dass trotz beflissener Versicherungen der Minister keiner von den konstitutionellen Staaten den Mut hatte, sie zu berufen, weil Preussen sie als rebellische Untertanen angesehen wissen wollte, war eine bittere Erfahrung, die Nadelstiche täglicher Unbequemlichkeit und Entbehrung einer ungesicherten Existenz empfindlich, höchst peinlich der laute Beifall der Liberalen, die die überwiegend konservativen Professoren zu ihresgleichen machen wollten. Bald aber zeigte sich doch die Gesinnung der höheren Kreise der Bürgerschaft im besten Lichte. In Leipzig bildete sich ein Komitee, das sich zum sogenannten Göttinger-Verein erweiterte, zum Zweck, den Professoren bis zu ihrer Wiederanstellung das Gehalt auszuzahlen, das sie in Göttingen bezogen hatten. In Leipzig standen unter anderen an der Spitze Gustav Harkort, Crusius, Hirzel-Lampe, Karl Reimer, Salomon Hirzel, Otto Weigand, in Freiburg Rotteck, in Jena Frommann, in Marburg Victor Aimé Huber, in Königsberg Johann Jacoby; aus allen Städten flossen Beiträge, ja, auch die Deutschen im Auslande beeiferten sich zu helfen.

Während die Gegner des Absolutismus die Gelegenheit ergriffen, aufrechte Gesinnung und Hilfsbereitschaft zu betätigen, benützte sie dieser zu einer Aeusserung, die als Witzwort vom beschränkten Untertanenverstande

in den Sprachschatz des deutschen Volkes übergegangen ist. Als nämlich mehrere Bürger der Stadt Elbing an ihren Landsmann, den Professor Albrecht, eine Adresse richteten, in der sie «als Freunde gesetzlicher Ordnung» ihre Zustimmung zu dem Protest der Sieben aussprachen, der «ein Wendepunkt in der Geschichte soziellen Fortschreitens» sei, in der sie ferner stolz einen Vergleich zwischen dem gewalttätigen König von Hannover und ihrem Monarchen zogen, der ein Beispiel jener Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Gesetzes gebe, die er von den Bürgern fordere, und eine Abschrift der Adresse an den Minister von Rochow sendeten, wurde dieser von «unwilligem Befremden» ergriffen. Er halte, antwortete er dem Kaufmann Jakob von Riesen, der als erster die Adresse unterzeichnet hatte, das Verfahren der Sieben für eine ebenso unbesonnene als tadelswerte und nach diesseitigen Landesgesetzen selbst strafbare Anmassung. «Es geziemt dem Untertan, seinem König und Landesherrn schuldigen Gehorsam zu leisten und sich bei der Befolgung der von ihm ergehenden Befehle mit der Verantwortlichkeit zu beruhigen, welche die von Gott eingesetzte Obrigkeit übernimmt, und es ziemt ihm nicht, an die Handlungen des Staatsoberhauptes den Masstab seiner beschränkten Einsicht anzulegen und sich in dünkelhaftem Uebermut ein öffentliches Urteil über die Rechtmässigkeit derselben anzumassen.»

Herr von Riesen liess das ministerielle Reskript einrahmen und hängte es in seinem Vorzimmer auf; er hatte also Humor und man irrt vielleicht nicht in der Meinung, es sei auch bei Abfassung der Elbinger Adresse einige Ironie im Spiele gewesen.

Dahlmann

Wie Stüve war Dahlmann der Abkömmling von Ratsgeschlechtern und Juristen alter, unabhängiger Städte; seine Vorfahren waren aus Stralsund nach Wismar übergesiedelt. Die Ueberlieferung der reichen Vergangenheit war offenbar noch lebhaft in ihm, denn

er beklagte in seiner Jugend, dass «aus dem vielverzweigten, schattigen Baume des Staates ein hohler, nackter Baum» geworden sei; aber von dem Geist der nach einem inneren Gesetz langsam und mächtig wachsenden Städte war doch in ihm selbst nichts, ausser dass er mannhaft und kampflustig war und den fürstlichen Absolutismus hasste. Die Umstände und vielleicht auch Eignung machten ihn zum Professor; so lebhaft regte sich aber doch das Blut seiner Vorfahren in ihm, dass es ihm nicht genügte, auf dem Katheder zu stehen und zu dozieren, er wollte unmittelbar im Leben mitwirken. In Kiel vertrat er die holsteinsche Ritterschaft gegen den König von Dänemark mit solcher Leidenschaft und solchem Pathos, dass von ihm gesagt wurde, er habe die schleswig-holsteinische Frage erfunden, und seine Feinde dachten vielleicht, er habe auch die hannoversche Angelegenheit absichtlich über Gebühr aufgeblasen. Es war sein Unglück, dass er nicht nur Professor sein wollte, sondern auch Politiker, dass er im Grunde das Professorentum verachtete, und dass er doch, sowie er als Politiker auftrat, dozierender Professor blieb; Schulstaub ersetzte rasch den Schmelz der Seele, und seine Adler sassen schwerfällig auf der Stange und hatten ein Gitter dicht über dem Gefieder. Vielleicht waren es sogar nur ausgestopfte Adler. Indem er Vorkämpfer für den gebildeten Mittelstand sein wollte, den er als den Schwerpunkt des Staates betrachtete, mit dem der Monarch, absehend vom Adel sowohl wie von der unteren Klasse, sich in die Regierung teilen sollte, beschränkte er sein System auf eine Bürgerlichkeit oder Bourgeoisie, innerhalb welcher seine Geste zu weit ausladend war. Wenn Freiheit und Ordnung in Zwiespalt kamen, bekannte er, sich auf die Seite der Ordnung stellen zu wollen, und im Grunde war auch seine Freiheit nur eine besonders korrekte Bürgerordnung. Er hätte vielleicht ein zufriedener und beliebter Professor sein und bleiben können, wenn er nicht einen Hang zum Heroischen gehabt hätte, und so hätte vielleicht ein Held aus ihm werden können, wenn er nicht ein besonders schwerfälliger, in Bedenklich-

keiten eingeklemmter, von Vorurteilen gehemmter Professor gewesen wäre. Die Lehre von der Teilung der Gewalten, durch welche nach der konstitutionellen Lehre das Gleichgewicht zwischen Fürst und Volk hergestellt werden sollte, sagte seinem lehrhaften Geiste zu; er ging damit hausieren, als ob der konstitutionelle Staat ein von ihm erfundener Apparat oder eine Waschmaschine gewesen wäre, der Wäsche besonders schnell und billig säubern sollte. Mochte die Hausfrau sich wegen einer Eheirrung die Haare raufen, mochte sie ein eben verstorbenes Kind beweinen, hatte sie keine Zeit, kein Geld, er bewies ihr, dass das alles neben den Vorzügen der Waschmaschine gar nicht der Rede wert sei und durch die Waschmaschine sofort behoben sein würde. Dahlmann war ehrlich überzeugt, dass die Menschen, wenn sie ihm nur zuhörten und über die Vorzüglichkeit des konstitutionellen Gleichgewichts belehren liessen, ihre Bestimmung endgültig erreicht hätten. Wenn bürgerliche Abgeordnete in einem Parlament von zwei Kammern die Steuern bewilligten und die Gesetze berieten, und der König mit verantwortlichen Ministern die Exekutive handhabte, so war nach seiner Meinung für den Staat nichts mehr zu wünschen noch zu fürchten: er war schlechtweg in ein Paradies verwandelt. Der konstitutionelle Staat war der Kern der Weltgeschichte, zu dem die Menschheit auf langen, beklagenswerten Umwegen nun endlich vorgedrungen war. Dahlmann konnte nicht begreifen, dass die Monarchen so lange zögerten, ein System von so unwiderleglicher Vortrefflichkeit aufrichtig anzunehmen; aber er hoffte, dass seine belehrenden Briefe und seine von verschiedenen Prinzen besuchten Vorlesungen in Bonn, der Weltgeschichte den letzten noch fehlenden Ruck geben würden.

Um seine Ansicht zu bestätigen, dass blosse Gelehrsamkeit unfruchtbar sei, und dass Geschichtswerke nicht nur auf Wissen, sondern auch auf Gesinnung und Sinn für das Leben gegründet sein müssten, schrieb er Bücher über die englische und über die französische Revolution, worin er auf jeden gelehrten Apparat ver-

zichtete und sich an das gebildete Publikum wendete, ohne sich durch Tadel und Geringschätzung der Zunft beirren zu lassen. Er fand darin hie und da eherne Klänge, die den Monarchen als ein Mene Tekel an das Gewissen rühren sollten; aber so gut und gross seine Absicht auch war, so war doch Schulstaub auch auf diese Werke gefallen. Die eingesperrten Adler spannten ihre toten Flügel, wie wenn erschöpfte Damen in einer Tanzpause ihren Fächer auf-und zuschieben; keinem Fürsten wurde es bange, sie gingen zutraulich auf Dahlmann zu und schickten sogar ihre Söhne in sein Kolleg über Politik. Ohne ein Gutachten von Dahlmann wurde in Verfassungsfragen nichts unternommen. Sein Glaube an gemachte Verfassungen traf sich mit der Anschauungsweise der Zeit; so führte seine Bahn in eine Richtung, die der Stüves ganz entgegengesetzt war.

Friedrich Harkort

Als das schönste der Häuser im Stile des Bergischen Landes gilt Haus Harkorten, seit alter Zeit zu den Freigütern der Grafschaft Mark gehörig, die in Altena, der früheren Hauptstadt des Landes, ein eigenes Grundbuch mit besonderen Freigrafen besassen. Das im Jahre 1756 von der Familie errichtete Haus ist ein mit Schieferplatten belegter Fachwerkbau mit weiss umrandeten Fenstern und eigenartig anmutigem Giebel, einfach und bescheiden in den Verhältnissen und doch eine so vornehme, in sich abgeschlossene Sondergestalt, dass man es wohl als ein Schlösschen bezeichnen kann. So war auch die Familie bürgerlich und wollte nichts anderes sein und war doch tatsächlich eine aristokratische Dynastie, wie sie denn auch im Jahre 1734 ein Fideikommiss errichtete. Nach dem Ausgange des Dreissigjährigen Krieges gründete Johann Caspar den Wohlstand des Hauses durch Anlage von Eisen- und Stahlhämmern und den Handel mit ihren Erzeugnissen. Die preussischen Könige, denen die Grafschaft Mark als Erbteil zufiel, hatten für die entlegene Provinz wenig

Interesse, was ihren tüchtigen Bewohnern sehr zugutekam; sich selbst überlassen, wirtschafteten sie nach alter Weise und boten dem Freiherrn vom Stein, als er im Jahre 1782 als Leiter der westfälischen Bergämter und des märkischen Fabrikwesens nach Burg Wetter kam, wo das Märkische Bergamt sich befand, ein Bild altdeutscher Selbständigkeit und Mannhaftigkeit, das ihn entzückte und auf seine Anschauungen bestimmend einwirkte. Damals regierte im Hause Harkort Johann Caspar IV., der kürzlich Henriette Elbers aus Hagen geheiratet hatte. Er war ein Verehrer des Freiherrn und stolz, ihn zuweilen in seinem schönen Hause begrüssen zu können. Der Harkortsche Betrieb hatte sich in jener Zeit so entwickelt, dass er etwa vierhundert Hämmer umfasste. Die Leute, die dort arbeiteten, waren kräftige, zufriedene Menschen, Eigentümer eines Stück Landes, das sie bewirtschafteten; durchwegs war die Industrie noch mit Landwirtschaft verbunden. Das Leben war auch unter den Besitzenden frugal, was nicht ausschloss, dass sie bei Gelegenheit pompös repräsentieren konnten; der persönliche Verkehr zwischen Herren und Arbeitern hatte einen treuherzigen Charakter. Noch überwog ländliches Wesen das städtische; der Eindruck, den das Land machte, war so, dass der Freiherr vom Stein rückerinnernd sagen konnte: «Dort habe ich in einer schönen Gegend die Seligkeit der Einsamkeit genossen, ein Stachel der Sehnsucht dahin ist mir geblieben, ich hänge daran mit Liebe.» Als er im Jahre 1825, um sein Heimweh zu stillen, wieder nach Wetter kam, fand er die Burg, wo das Märkische Bergamt gewesen war, im Besitz von Friedrich Harkort, der dem vierten Johann Caspar vor zweiunddreissig Jahren geboren war. Der Sohn empfing den grossen Mann mit der freudigen Verehrung, die von den Eltern auf ihn übergegangen war, und die Stein mit väterlicher Anteilnahme vergalt. Friedrich Harkort, schön, gross, schlank, blond und blauäugig, ein echter Niedersachse, musste sich als jüngster Sohn selbst eine Existenz schaffen, und es fehlte ihm nicht an Kräften dazu. Er hat später einmal die modernen Grossindustriellen mit den Condottieri der Renaissancezeit

verglichen, die mit ihrem Kapital und Talent eine unbeschäftigte, zusammengewürfelte Menge an sich gekettet hätten, die nur durch das Gold zusammengehalten sei. Ihn könnte man mit den Conquistadoren jener Zeit vergleichen: ein Trieb nach grossartiger Tätigkeit, nach Abenteuer, nach neuen Dingen beseelte ihn und bestimmte seine Handlungen. Ruhe und Bequemlichkeit lockten ihn nicht. Insofern war er doch anders als jene, als er an Gewinn für sich kaum dachte, nicht einmal an Ruhm. Der Drang nach Umwälzung der deutschen Verhältnisse, der von dem alten Gewerbslande ausging, verkörperte sich in ihm. Viele sahen ein, dass es nötig sei, um den Wettbewerb mit England aushalten zu können, sich die Erfindungen und Verfahren anzueignen, die England das Uebergewicht auf diesem Gebiet verschafften, aber Friedrich Harkort hatte nicht wie sie die Geduld, zuzuwarten, sondern warf sich mit Leib und Seele in den Kampf um die Einführung der Neuerungen. Nachdem das Bergamt im Jahre 1815 von Wetter nach Bochum verlegt worden war, entschloss er sich, die alte Burg zu kaufen, um dort eine Fabrik zur Herstellung von Dampfmaschinen einzurichten. Die Arbeiter, die dazu geschickt gewesen wären, waren im Lande nicht aufzutreiben; er reiste nach England, und unter grossen Schwierigkeiten glückte es ihm, ein paar fähige, wenn auch sonst nicht einwandfreie Leute zu gewinnen. Durch einen Artikel über das englische Maschinenwesen suchte er seine Landsleute und die Regierung zu energischer Förderung der deutschen Industrie anzufachen, insbesondere zur Einführung von Eisenbahnen. Er war der Erste, der sich in Deutschland mit aller Kraft um die neue Verkehrsart, in England schon als vorteilhaft erwiesen, bemühte, wobei sein Zweck hauptsächlich war, eine Verbindung mit dem Meere unter Umgehung des holländischen Zolles zu ermöglichen. Stein, dem er eine darauf bezügliche Denkschrift persönlich überreichte, interessierte sich lebhaft dafür, wie er ja schon zur Zeit seiner Amtsführung in Westfalen sich die Herstellung besserer Verbindungen hatte angelegen sein lassen; aber er hatte

keinen Einfluss mehr beim König, eher konnte sein Fürwort schaden. Der König wollte für seine Person nichts von Eisenbahnen wissen. «Alles will Karriere sehen,» sagte er, «die Ruhe und Gemütlichkeit leidet aber darunter. Kann mir keine grosse Seligkeit davon versprechen, ein paar Stunden früher in Berlin und Potsdam zu sein. Zeit wird's lehren.»

Das war ein verständlicher und weiser, immerhin für einen König etwas einseitiger Standpunkt. Indessen war es auch nicht nur Weisheit und Stumpfheit, was aus dem König sprach, sondern auch Politik; denn durch die ausserordentlichen Ausgaben, welche die Anlage von Eisenbahnen erfordert hatte, wäre die Frage der Reichsstände aufgerollt worden, die nach dem Gesetz über neue Auflagen zu entscheiden hatten. Ueberhaupt sahen die Regierungen mit Misstrauen auf das Anwachsen der Tätigkeit der Fabrikanten, auf die Ansammlung von Reichtum, der eine ohnehin unruhige Menschenklasse unabhängig machen würde. Erst mehr als ein Jahrzehnt später wurde die erste Bahn in Preussen, die Berlin-Potsdamer, eröffnet. Friedrich Harkorts Bruder Gustav in Leipzig gehörte zu denen, die auf Anregung Lists den Bau der Leipzig-Dresdener-Bahn durchsetzten, die 1839, ein Jahr später als die Berliner, eingeweiht wurde.

Vergebliche Anstrengungen entmutigten Harkort nicht, er setzte sich mit demselben Eifer und mit Hintansetzung persönlichen Vorteils und persönlicher Bequemlichkeit für die Dampfschiffahrt ein. Seine Fabrik in Wetter, die er mit grosser Anstrengung im Gange hielt, hatte Erfolg; sie lieferte die ersten in Deutschland konstruierten Dampfmaschinen nach Elberfeld und Barmen. Von katholischer Seite wurde der neue Weg, den die Industrie einschlug, missbilligt. In der «Kölnischen Zeitung» erschien ein Artikel, der die Folgen düster ausmalte. «Eine Maschine,» hiess es da, «macht oft die Arbeit von tausend Menschen entbehrlich und bringt den Gewinn, den sonst alle diese Arbeiter teilten, in die Hände eines Einzigen. Mit jeder Vervollkommnung einer Maschine werden neue Familien brotlos,

jede neuerbaute Dampfmaschine vermehrt die Zahl der Bettler, und es steht zu erwarten, dass sich bald alles Vermögen in den Händen einiger tausend Familien befindet und der übrige Teil des Volkes als Bettler in ihre Dienstbarkeit geraten werde... Wir sind der Meinung, dass der Schaden, den unsere Gewerbe durch das englische Maschinenwesen erleiden, bei weitem leichter ertragen werden kann, als der Druck, der aus dem Flor der zu sehr durch Maschinen vervollkommneten Fabriken erwachsen würde, die Deutschland mit drei bis vier Millionen Bettlern bevölkern würden!» Furchtbar erfüllte sich die Prophezeiung; aber man hätte ihr entgegnen können, dass die fromme Stadt Köln, einst reich und mächtig, bei dem alten Zustand der Gewerbe auch eine Stadt von Bettlern geworden war. Harkort verkannte die Gefahr der neuen Entwicklung für das Volk nicht; er hatte in England mitangesehen, dass der Nationalreichtum wachsen kann, während ein grosser Teil des Volkes ins Elend sinkt. Wie alle Industrielle hoffte er, dass in Deutschland diese Folgen umgangen werden könnten und setzte sich wärmer und aufrichtiger als die meisten dafür ein. Insofern zwar verliess er den Standpunkt des Industriellen nicht, als er von Arbeiterassoziationen nichts wissen wollte, sozialistische Ideen von vornherein für verdammenswert hielt. Aber wenn er den Arbeitern die Selbsthilfe versagte, so forderte er vom Staat, dass er sich ihrer annehme. Er verlangte 1. unbedingtes Verbot der Beschäftigung von Kindern vor zurückgelegter Schulzeit, 2. Einhaltung eines Maximums von Arbeitszeit, wobei ihm elf Stunden nicht zu viel schienen, 3. gute, billige und gesunde Wohnungen mit Garten, schliesslich niedrige Eisenbahnpreise, damit die Arbeiter sich auf dem Lande ansiedeln und zur Fabrik fahren könnten. Sehr viel erhoffte er von besserem Volksunterricht. Als im Jahre 1842, also schon zur Zeit Friedrich Wilhelms IV., sein Antrag über die Besserung der wirtschaftlichen Lage der arbeitenden Klassen abgelehnt war, schrieb er «Bemerkungen über die preussische Volksschule und ihre Lehrer», die schonungslos

waren. Er deckte den kläglichen Zustand des Volksschulwesens in Preussen auf, das sich rühmte, in dieser Hinsicht als Muster dienen zu können. Seine Nachforschungen hatten ergeben, dass Württemberg und Sachsen Preussen weit überlegen waren. Der treue Monarchist nahm keinen Anstand, darauf hinzuweisen, dass Friedrich Wilhelm III. besonders im höheren Alter nur Interesse für das Ballett gehabt habe, dass in Berlin ausgegeben wurden 200,000 Thaler für Erbauung eines Wintergartens, 150,000 Thaler Zuschuss an Oper und Ballet und 94,000 Thaler für Schulen. Er verglich die Gehälter der Musikdirektoren, die jährlich 16,000 Thaler bekamen, mit denen der Schullehrer; im Jahre 1833 war die durchschnittliche Einnahme eines preussischen Elementarlehrers 78 Thaler jährlich, für den Tag 6 Groschen, 5 Pfennige. Im Jahre 1840 hatten 1180 Landschullehrer weniger als 20 Thaler Jahreseinkommen. Harkorts Bemühungen um den Lehrerstand fanden ebensowenig Anklang, wie die um die Arbeiter; er setzte sie unermüdlich fort und konnte sich auch endlich kleiner Erfolge erfreuen.

Wie viele von denen, die die Freiheitskriege mitgemacht hatten, und wie die Markianer überhaupt, war Friedrich Harkort unentwegt preussischer Patriot und königstreu; die Abweisungen, die er erfuhr, änderten daran nichts. Doch war er ein Gegner des Junkertums und von Herzen ein Freund des Volkes. Viel weniger als die meisten seiner Klasse war er durch ein an Gewinn und Ehre reiches Leben vom Volke getrennt, denn sein rastloser Geist, seine gewagten Unternehmungen liessen ihn erst spät zu einer gesicherten Existenz kommen. An die patriarchalischen Verhältnisse seiner Jugend gewohnt, stand er immer in persönlichem Verkehr mit den Arbeitern und sah bekümmert, wie ihre Lage sich nach und nach verschlechterte. Seine an die Arbeiter gerichteten Schriften, in denen er sie ermahnte, sich nicht von den Trugschlüssen des Kommunismus umgarnen zu lassen, gerieten allzukindlich im Bestreben, sie ihrem ungeschulten Verstande anzupassen, andererseits wurden doch die Forderungen, die er für ihr Wohl

stellte, immer radikaler. Er billigte das System wechselseitiger Unterstützung mit Zuschüssen vom Staate und Vereine zur Anschaffung der notwendigen Bedürfnisse in grossem Masstabe, wobei allerdings die Fabrikanten die Führung übernehmen sollten. Ausser dem Lohn, fand er nun, müssten die Arbeiter auch Anteil am Gewinn haben, die englische Zehnstunden-Bill müsse eine europäische Massregel werden. Ferner müsse Deutschland Kolonien haben; er dachte dabei an die Vertreibung der Türken aus Europa und Besiedelung der Donauländer, wodurch zugleich ein Bollwerk gegen die Slaven geschaffen würde. Wie Viktor Aimé Huber hätte auch er gern jeden Arbeiter, sowie jeden Bauer zum Landeigentümer gemacht; wenn er die Menge der grundbesitzenden Familien in Frankreich rühmt, wovon der Grund sei, dass dort die Revolution geteilt habe, so hört man darin nicht nur die Stimme des Industriellen, der den Balken im Auge des Grossgrundbesitzes sieht, sondern das Grollen des seiner Erde beraubten Volkes, als dessen Teil er sich fühlte.

Friedrich List

Betrachtet man neben Friedrich Harkort Friedrich List, den nächsten Herold des Eisenbahnwesens, so wundert man sich, dass sie Zeitgenossen waren. List war vier Jahre älter als Harkort und scheint doch ein Menschenalter jünger zu sein, als wäre er durch das technische Zeitalter hindurchgegangen, anstatt es zu verkünden. Dass er überhaupt sein Leben an die Einführung von Eisenbahnen und Maschinen, an Deutschlands Macht und Reichtum setzte, ist merkwürdig an dem Sohne des behäbigen Weissgerbermeisters von Reutlingen, an dem Sohne des überwiegend agrarischen Landes, das von Dichtern und Philosophen wimmelte. Man könnte an eine überirdische Berufung denken, die ihn aus uns unzugänglichen Gründen herausgegriffen und zum Diener einer wildfremden Macht bestimmt hätte. Daher käme dann das Zerflatternde, Launenhafte,

Unstete seines Lebens, das nur Zusammenhang hatte durch diesen Dienst an Deutschlands Verkehr, Handel und Industrie, Reichtum und Macht. Es war ganz etwas anderes, wenn Ernst Moritz Arndt und die Burschenschafter Deutschlands Ohnmacht beklagten und Einheit forderten; sie dachten dabei in erster Linie an die Wehrhaftigkeit, Vaterlandsliebe, sittliche Tüchtigkeit, an die Gläubigkeit und Einmütigkeit des deutschen Volkes. List dagegen dachte an die Einheit durch Zollverein und Eisenbahnen und kümmerte sich nicht darum, ob und wie das zur Geistesverfassung des deutschen Volkes passte. Er war ein echter, rechthaberischer, wunderlicher, etwas formloser Schwabe, der Phrase abhold, voll Humor und mit schwäbischen Schnurren im Kopfe; aber gar nicht philosophisch, gar nicht religiös, gar nicht heimisch in den schwimmenden Sphären zwischen Himmel und Erde. Mit schicksalhafter Ausschliesslichkeit ging er seinem Ziele nach, fasste er es hart herausgeschnitten nur in Bezug auf Macht und Reichtum ins Auge.

Der Hass auf die Bürokratie erregte zuerst in ihm die Kritik des Bestehenden. Dies in Deutschland so verbreitete Gefühl bekam in ihm persönliche Schärfe dadurch, dass seine Mutter sowie sein Bruder infolge Brutalität von Seiten eines Beamten starben. Es gab da einen unausstehlichen Oberamtmann, der es sich angelegen sein liess, die selbstbewussten Alt-Reichsstädter zahm zu machen und nicht ahnte, was für einen gefährlichen Gegner er sich in List schuf. Ein anderer dagegen erkannte die ausserordentliche geistige Lebendigkeit des jungen Mannes, das war der verdiente Kultusminister Wangenheim, ein sehr kultivierter, vorurteilsloser Edelmann. Trotz seiner Abneigung gegen die Bürokratie war List selbst in die Beamtenlaufbahn eingetreten, wurde siebzehnjährig Stadtschreiber von Blaubeuren und rückte dann in die Oberamtskanzlei von Tübingen auf, wo er juristische Vorlesungen hörte und wo Wangenheim auf ihn aufmerksam wurde. Solchen Eindruck machte der junge Mann auf den Minister, dass er ihn in der Kommission zur Reform der würt-

tembergischen Verwaltung beschäftigte, wo List sich mit Steinschen Ideen erfüllte, dann auf Lists Anregung eine staats- und finanzwissenschaftliche Fakultät gründete und ihn zum Professor an derselben machte.

Zu grösserem Einfluss kam List, als er in Frankfurt a. M. einige Kaufleute und Fabrikanten kennen lernte, die den dringenden Wunsch nach Aufhebung der Zölle im Inneren Deutschlands hatten und ihn aufforderten, eine Eingabe an die Bundesversammlung zu entwerfen, worin das Verlangen begründet würde. Gerade um diese Zeit nämlich hatte sich Preussen durch hohe Zölle vom übrigen Deutschland abgeschlossen und dadurch den Verkehr stark belastet. Es bildete sich unter Lists Mitwirkung aus Kaufleuten und Fabrikanten ein Verein, der sich Deutscher Handels- und Gewerbeverein nannte, dessen Sitz in Nürnberg war, und dessen Geschäftsführer er wurde. Auf seinen Vorschlag schickte der Verein an alle deutschen Höfe eine Abordnung, die für die Zollvereinigung werben sollte. Erst über zehn Jahre später wurde der Gedanke von Preussen aufgegriffen und allmählich durchgeführt. Wegen dieser Tätigkeit wurde List in Württemberg zur Verantwortung gezogen, und da er seit Wangenheims Rücktritt keine Stütze mehr hatte, sah er sich nach langen Quälereien gezwungen, um Entlassung aus seiner Amtstätigkeit zu ersuchen, die er auch 1819 erhielt. Indessen wenn List die Gabe hatte, sich durch Uebereifer und berechtigte, aber etwas kläffende Kritik unbeliebt zu machen, war er doch auf anderer Seite durch seine Angriffslust so vorteilhaft bekannt geworden, dass sich ihm eine andere öffentliche Wirksamkeit darbot: er wurde von seiner Vaterstadt Reutlingen zum Abgeordneten in die Kammer gewählt, trotz aller Verhinderungsversuche der Regierung. Sofort trat er mit aufsehenerregenden Anträgen hervor: auf Hebung von Handel und Gewerbe, auf gleichmässige Steuerverteilung, auf jährliche Budgetbewilligung durch die Kammer. In einer Denkschrift, die er der Kammer überreichte, kommen Sätze vor, die wie ein Nachklang der schneidenden Anklagen Steins berühren: «Eine von dem

Volk ausgeschiedene, über das ganze Land ausgegossene, in den Ministerien sich konzentrierende Beamtenwelt, unbekannt mit den Bedürfnissen des Volkes und den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, in endlosem Formelwesen kreisend, behauptet das Monopol der öffentlichen Verwaltung, jeder Einwirkung des Bürgers, gleich als wäre sie staatsgefährlich, entgegenkämpfend. Die Verwaltungsbehörden sind ohne Kenntnis des Handels, Gewerbes und Ackerbaus und was noch schlimmer ist, ohne Achtung für die erwerbenden Stände.»

Als Entgegnung suchte die Regierung ihn aus der Kammer zu entfernen, unter dem Vorwande, dass eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet und deshalb Ausschliessung erforderlich sei. Wie glänzend auch List sich verteidigte, hatten doch nur wenige den Mut, für ihn einzutreten; unter ihnen war der unbestechliche Ludwig Uhland. Der Plan der Regierung glückte, List wurde ausgestossen und im folgenden Jahre wegen «Ehrenbeleidigung und Verleumdung der Gerichts- und Verwaltungsbehörden und Staatsdiener Württembergs» zu sechsmonatlicher Festungsstrafe verurteilt. List entfloh, kehrte aber unvorsichtigerweise zurück und wurde sofort auf den Asperg gebracht. Nach vier Monaten wurde er entlassen gegen das Versprechen, nach Amerika auszuwandern. Der Aufenthalt in Amerika wurde bestimmend für ihn. Dort wurde er zum Feinde Englands und zum Gegner der Freihandelslehre des Adam Smith, die bis dahin unwidersprochen geherrscht hatte, und die Englands Aufstieg zur Weltherrschaft begünstigte, dort fasste er den Gedanken des Schutzzolls für die Staaten, deren Industrie noch schwach wäre. Dort lernte er die Vorteile eines ausgedehnten Eisenbahnnetzes für Handel und Industrie kennen, die er Deutschland zu verschaffen seitdem mit Einsetzung seiner ganzen Kraft sich bemühte. Ihm kam es nicht, wie den grossen Industriellen, die für Eisenbahnen wirkten, auf einzelne Linien, an, sondern er entwarf, das ist das Grossartige, ihm Eigene, ein ganz Deutschland zusammenfassendes

System von Linien, so wie es in seiner Grundform geworden ist und heute besteht.

Es hat etwas Rührendes, dass der schneidige Kämpfer List, der Weiträumigkeit, grosse Verhältnisse, weitgreifende Politik über alles schätzte, stets im Auslande, wo er das alles haben konnte, sich nach den Polizei- und Beamtenstaaten Deutschlands zurücksehnte. Er liebte seine Heimat und liebte sie vielleicht auch gerade deshalb, weil es da am meisten aufzuspiessen und auszuroden gab.

In Leipzig, wohin List 1833 als amerikanischer Konsul kam, fand er für seine Pläne bei Kaufleuten und Industriellen Verständnis, und auch die Regierungen fanden, dass Hebung des Wohlstandes doch auch in ihrem Interesse liege, und hörten auf, der Einführung von Eisenbahnen Widerstand entgegenzusetzen. Sogar Friedrich Wilhelm III. erklärte sich endlich damit einverstanden, nur wollte er, dass die Finanzierung der privaten Unternehmung überlassen bleibe. Auch die Aufhebung der Zölle im Innern Deutschlands, um die List sich vor Jahren so heftig und vergeblich bemüht hatte, wurde von Preussen in die Hand genommen, und wohl oder übel mussten sich die anderen Staaten allmählich anschliessen. Während sich die Kerker mit den Schwärmern für deutsche Einheit füllten, begann sie sich zu verwirklichen durch das Fallen der Zollschranken und das Rollen der Dampfwagen. Der junge österreichische Revolutionsdichter Karl Beck besang die Schienen als die blanken Trauringe, die die Länder miteinander tauschen.

Macht es nicht stutzig, dass die Revolutionäre in der Fremde darbten oder daheim in Ketten lagen, während ihre Kerkermeister einen Teil ihrer Ideen zu verwirklichen begannen? War das, was geschah und vorbereitet wurde, das, was der Freiherr vom Stein gewollt hatte, wovon die Burschenschaften schwärmten? Wurden die Deutschen dadurch Brüder, dass die Erzeugnisse der Industrie in die entferntesten Orte, die geringsten Dörfer einziehen konnten, dass alle dieselben Waren kauften, dass Tracht und Besonderheit ver-

schwanden, alle dieselben Kleider trugen, alle dieselben Bedürfnisse bekamen, dadurch, dass einige wenige Hauptstädte entstanden, schliesslich eine Hauptstadt, nach der sich alles richtete, der alles nachahmte? War die Bürokratie dadurch überwunden, dass die Beamtenschaft sich auf noch weniger Punkte konzentrierte und die Drähte der grossen Maschinerie desto fester zusammenfasste? Wurde das Volk dadurch reicher, dass der Nationalwohlstand zunahm? Schon tauchte hie und da aus schwarzen Nächten etwas Gespenstisches auf, das die, die es sahen, erschaudern machte: man nannte es Pauverismus und verstand darunter diejenige Massenarmut, die nicht aus natürlichen Gründen entsteht, sondern mit gewissen Einrichtungen des öffentlichen Lebens verbunden ist. Vom Provinziallandtage der Rheinprovinz ging im Jahre 1837 eine Adresse an den König, welche folgendermassen lautete: «Eurer Majestät treuergebene Stände haben sich veranlasst gesehen, das Schicksal der Kinder in Erwägung zu ziehen, welche in geschlossenen Fabrikräumen, namentlich in Spinnereien, arbeiten. Sie haben sich überzeugt, dass diese armen Kleinen in zu frühem Alter zur Arbeit benützt werden, und dass sie im allgemeinen zu lange, nämlich dreizehn Stunden des Tages, und zu anhaltend arbeiten müssen. Da sie nicht den gehörigen Unterricht erhalten können, so ist es nicht zu verwundern, wenn sie physisch und moralisch verkrüppeln.» Nicht die Kinder selbst erhoben Anklage, denn sie hatten ja keine Stimme vor den Menschen, noch auch ihre Eltern, die bei ihrem kärglichen Lohn auf die Mitarbeit ihrer Kinder nicht verzichten wollten oder nicht wussten, wer helfen könne, sondern der Oberpräsident der Rheinprovinz, von Bodelschwingh, und ein Fabrikant namens Schuchard fühlten die Verantwortung für so himmelschreiende Zustände und dachten sie durch ein Schulgesetz zu bessern. Darin war das Verbot vorgesehen, Kinder unter zehn Jahren, die nicht einen dreijährigen, regelmässigen Schulbesuch absolviert hätten, zu beschäftigen. Der Arbeitstag sollte zu zehn Stunden gerechnet werden, zwei Freistunden sollten

dazwischen liegen, und Nachtarbeit sollte für zehn- bis sechzehnjährige Kinder verboten sein. Erst nach anderthalb Jahren, in welcher Zeitspanne Selbstmorde von Fabrikkindern das Elend der Ohnmächtigen bezeugten, wurde in einer Sitzung des Ministeriums beschlossen, dass ein Reglement für die Rheinprovinz, nicht aber ein allgemeines Gesetz für den ganzen Staat erlassen werden sollte. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm war bei dieser Sitzung anwesend. Es ist anzunehmen, dass man von einem auf den ganzen Staat sich erstreckenden Gesetz deshalb absah, weil für den Gesamtstaat erlassene Gesetze auf die ominösen Generalstände hingewiesen hätten, welche der König einzuberufen versprochen hatte, aber nicht einberufen wollte. Indessen machte es die Rücksicht auf die Konkurrenz doch nötig, dass das Reglement für ganz Preussen Gültigkeit bekam. Es wurde im Jahre 1839 veröffentlich und verbot die Beschäftigung von Kindern unter zehn Jahren und setzte die zehnstündige Arbeitszeit fest. Zu Ungunsten der Kinder wurde der Vorschlag Bodelschwinghs so abgeändert, dass die beiden Freistunden auf anderthalb herabgesetzt wurden, und dass allerlei Ausnahmen vom Zehnstundentage zugelassen waren. Die Befolgung der Vorschriften zu überwachen, lag der Polizei ob, die wenig geneigt war, gegen die reichen Fabrikbesitzer vorzugehen. Für Uebertretungen waren Geldstrafen vorgesehen, die für die Betroffenen leicht zu tragen waren.

Von dem Grauen, das viele beschlich, als sie die ersten krassen Spuren des Arbeiterelends in Deutschland wahrnahmen, wenn sie dachten, es könne mit dem englischen Maschinenwesen und dem englischen Flor der Industrie auch die englische Arbeitermassenarmut sich in Deutschland ausbreiten, spürte List nichts. Die Industriellen selbst, die an der Notwendigkeit, England nachzueifern, nicht zweifelten, dachten doch darüber nach, auf welche Art in Deutschland die verhängnisvollen Folgen vermieden werden könnten, die das industrielle System dort erzeugt hatte. List dagegen kamen keine Bedenken. Es gebe, sagte er,

noch schlimmeres als ein Proletariat zu haben, das sei Nationalarmut, Nationalohnmacht, Nationaltod. Wer möchte bestreiten, dass das Ganze wertvoller ist als die Teile. Dennoch ist es auffallend, dass List nur die Wirkung des Reichtums eines Teiles der Nation auf das Ganze und nicht auch die Wirkung, die die Armut eines Teiles der Nation auf das Ganze ausüben würde, bedachte. Während eines Aufenthaltes in England besuchte er das Parlament, lernte er berühmte Parlamentarier kennen, die Arbeiterverhältnisse interessierten ihn nicht. Er bekämpfte die freie Konkurrenz zwischen den Staaten, die zur Ausbeutung des wirtschaftlich Schwächeren führte, weil Deutschland zu diesen gehörte; aber gegen die freie Konkurrenz im Innern, deren Opfer der kleine Gewerbetreibende und der Arbeiter wurden, trat er nicht auf. Er bewunderte, beneidete und hasste England; Deutschland ihm ebenbürtig zu machen, war sein ganzes Trachten. Für die Vorzüge der hohen deutschen Kultur, deren letztes Aufblühen er noch miterlebte, hatte er keinen Sinn. Auf das Vergangene und Vergehende warf er keinen Blick, das Künftige lockte ihn, die Vision des reichen, mächtigen, von Schienen durchschossenen, von Rädern durchsummten, des stolzen und freien Deutschlands.

List's Bestrebungen führten ihn hauptsächlich mit Welt- und Geldmenschen zusammen, in deren Natur es lag, den eigenen Vorteil zu wahren und Verhältnis und Menschen nach Möglichkeit auszunützen. List war nicht so; die Sache, um die er kämpfte, kam ihm zuerst, dass er auch leben musste, daran dachte er erst hernach. Wenn es ihn erbitterte, dass die Herren sich mit seinen Gedanken bereicherten und seine Person ausschalteten, kam es ihm doch nie in den Sinn, dass unsentimentale Schneidigkeit und Geschäftsschlauheit sich im neuen, reichen Deutschland vielleicht stark vermehren könnte.

An Bewunderern im In- und Auslande fehlte es ihm nicht; aber der Erfolg beglückte ihn nicht und beschwichtigte die nagende Unrast nicht, die ihn verzehrte. Um dem Dämon zu entrinnen, der ihn aus den lieblichen Hügeln seiner Heimat fortgedrängt hatte,

damit er auf wirren Wegen einem fremdartigen Ziele nachjagte, gab er sich im Winter 1846 den Tod.

Rheinländische Magnaten

Im Jahre 1832 erschienen in der «Augsburger Allgemeinen Zeitung», die von Gustav Kolb redigiert war, einem vortrefflichen Schwaben, der mit Friedrich List und Karl Hase auf dem Hohen Asperg gesessen hatte, Berichte über die Zustände in Frankreich von Heinrich Heine, der damals seit etwa einem Jahre in Paris lebte. Es waren gerade die Bundestagsbeschlüsse bekannt geworden, die das Frankfurter Attentat im Gefolge hatten, und sie erfüllten Heine, wie viele andere, mit Zorn. Frankreich erschien ihm mit dem schläfrigen Deutschland verglichen, wie eine Freiheitsgöttin mit dem Flammenschwert in den Händen; aber er hatte Augenblicke, wo er nüchterner dachte und den Kern der von ihm gepriesenen Umwälzung nicht schön und nicht wohlschmeckend fand. «Mehr aber noch als die Männer der Wissenschaft,» schrieb er, «haben die Männer der Gewerbe den Sturz des alten Regimes befördert. Glaubten jene, die Gelehrten, dass an dessen Stelle das Regime der geistigen Kapazitäten beginne, so glaubten diese, die Industriellen, dass ihnen, dem faktisch mächtigsten und kräftigsten Teil des Volkes, auch gesetzlich die Anerkenntnis ihrer hohen Bedeutung, und also gewiss jede bürgerliche Gleichstellung und Mitwirkung bei den Staatsgeschäften gebühre. Und in der Tat, da die bisherigen Institutionen auf das alte Kriegswesen und den Kirchenglauben beruhten, welche beide kein wahres Leben mehr in sich trugen, so musste die Gesellschaft auf die beiden neuen Gewalten basiert werden, worin eben die meiste Lebenskraft quoll, nämlich auf die Wissenschaft und die Industrie.» Auch auf das, was diese neue Herrschaft bedrohte, wies er einige Jahre später: «Die Bourgeoisie, nicht das Volk, hat die Revolution von 1789 begonnen, 1830 vollendet, sie ist es, welche jetzt regiert, obgleich viele ihrer Mandatarien

von vornehmem Geblüte sind, und sie ist es, welche das andringende Volk, das nicht bloss Gleichheit der Gesetze, sondern Gleichheit der Genüsse verlangt, bis jetzt im Zaum hielt. Die Bourgeoisie, welche ihr mühsames Werk, die neue Staatsbegründung, gegen den Andrang des Volkes, das eine radikale Umgestaltung der Gesellschaft begehrt, zu verteidigen hat, ist gewiss zu schwach, wenn auch das Ausland sie mit vierfach stärkeren Kräften anfiele, und es zur Invasion käme, würde die Bourgeoisie abdanken, die unteren Klassen würden wieder an ihre Stelle treten, wie in den schrecklichen Neunzigerjahren, aber besser organisiert, mit klarerem Bewusstsein, mit neuen Doktrinen, mit neuen Göttern, mit neuen Erd- und Himmelskräften.»

Unter den vielen, die Heines Berichte lasen, war ein junger Rheinländer, Gustav Mevissen, der Sohn eines angesehenen Zwirnfabrikanten in der Nähe von Krefeld. Einen Strudel von Gedanken und Empfindungen erregten die Betrachtungen Heines in dem begabten und ehrgeizigen jungen Manne. Klareres Bewusstsein — neue Götter — neue Erd- und Himmelskräfte! Mochte das französische Volk immerhin von solchen geführt werden, auch in der deutschen Wissenschaft und Industrie waren sie enthalten und vielleicht war er selbst ausersehen, sie zu verkünden. Er stellte hohe Anforderungen an sich und andere, die jungen Leute seines Standes stiessen ihn ab, er fand, dass die Kaufleute ein Tier- und Schlaraffenleben führten. «Wie haben diese Kaufleute, die ich besuchte,» schrieb er, «mir Gemeinheiten, die scheusslichsten, menschenfeindlichsten ausgekramt! Wie bläht sich stolz auf sich selbst die wucherische, übertriebene, keiner heiligen Umzäumung mehr bewusste Gewinnsucht!» Die Ideen Saint-Simons, die er durch Heines Berichte kennengelernt hatte, machten tiefen Eindruck auf ihn. Nachdem die Bindungen des Mittelalters aufgelöst wären, sagte Saint-Simon, und das Volk in lauter Einzelwesen zersplittert, und der Egoismus bewusst als Mittel des Fortschritts angesehen und gepriesen wäre, bedürfe es einer neuen Welle schaffender Liebe, die die getrennten und streitenden

Atome wieder in Verbindung brächte. Das neue Christentum, die erneuerte Lehre der Brüderlichkeit, dachte sich Saint-Simon nicht als eine Religion, sondern als Gesinnung aufgeklärter, einsichtiger Menschen. Den um sich greifenden Industrialismus, das Maschinenwesen, den Kapitalismus wollte er nicht gehemmt wissen, aber mit dem Geiste der Brüderlichkeit durchdrungen. Mit ähnlichen Gedanken erfüllte sich der junge Mevissen, und sie erregten ihn bis zur Berauschung. Er sah ein neues Zeitalter stürmisch heranrücken und die Trümmer des alten, sinnlos gewordenen wegfegen, fühlte sich als ein Träger, ein bedeutender Träger des neuen. Ein neues Zeitalter, eine neue Religion, eine neue Kultur mit neuen Genüssen und Gefahren! Wie so viele seiner Zeitgenossen wäre Mevissen am liebsten Dichter geworden; aber er war klug genug einzusehen, dass er auf diesem Gebiete wohl über guten Willen und allerhand Einsichten und Ansichten verfügte, nicht aber über das Zauberhorn, das neue Weisen bläst. Auch machte ihn sein massloser Ehrgeiz, seine ausserordentliche Willenskraft und sein praktischer Sinn viel geeigneter für eine grosse Laufbahn im wirtschaftlichen oder politischen Leben. Materieller Erfolg indessen genügte ihm nicht, er wollte Grosses leisten, sich ein Denkmal edler Gesinnung setzen. Er gönnte seiner Lebensflamme nie ein ruhiges Ausleuchten, sondern suchte sie zu beständigem Lodern und Hochaufschlagen anzufachen. Er glich darin seinem Landsmann Kinkel, dem es auch nur wohl war, wenn ihm die Wogen über dem Kopfe zusammenschlugen und der wie die Prinzessin im Märchen das Glöckchen so oft vergebens läutete, dass man ihr in wahrhaft gefährlichen Augenblicken nicht recht glaubte. Kinkel war insofern einheitlicher, als er sich nur mit idealen Gütern wie Freiheit, Menschenliebe, Bildung, Kunst befasste, während Mevissens Spinnmaschinen, Kreditsysteme und Kommanditgesellschaften sich in dem Faltenwurf, mit dem er sie behängte, ziemlich grotesk ausnahmen; andererseits geben diese Realitäten Mevissen eine Festigkeit, die dem mehr poetischen Kinkel abging. Mervis-

sen war es ein Leichtes, Menschliches und Uebermenschliches, Gemeines, Erhabenes, Nahes und Fernes in unvorhergesehene Verbindung zu bringen. Kant — im Bade der Vernunft gestählt, werden wir im Wettkampfe mit den Nationen edelste Siege erstreiten; Hegel — ausgebreitet vor uns liegt die Bahn des unendlichen Fortschritts, und wenn auch die Meilensteine Jahrhunderte bezeichnen, wir verlieren den Mut nicht, da wir wissen, dass uns die überwundenen Naturkräfte auf eisernen Schienen und schwingenden Drähten der Gottheit näherbringen müssen. Die französische Revolution — Herrliches Hervorbrechen der gefesselten Menschenrechte über dem Schwanengesange des Feudalismus; Saint-Simon — Kolumbus, der ein neues Lebensmeer entdeckt, Industrialismus und Kapitalismus, aus dem die Menschen endlich als wahre Christen verklärt auftauchen werden. Aktiengesellschaften — Neues Knospen des germanischen Verbrüderungsgeistes, in dem die Gesellschaft sich zu einem erneuten christlichen Staat zusammenschliessen wird. Solcher Art waren die Vorstellungen, die sich in Mevissens Kopfe jagten, während er in den Pausen praktischer Tätigkeit sich einer umfassenden, systematisch betriebenen Lektüre hingab.

Auf einer Reise nach England lernte er die ungeheure Steigerung des Wirtschaftslebens kennen, die die Maschine herbeigeführt hatte, und die Anschauung dieser Betriebsamkeit vermehrte seine Ungeduld, das wunderwirkende Werkzeug in Deutschland eingeführt zu sehen. Seit 1834 kam englisches Maschinengarn nach Deutschland und verdrängte das einheimische Fabrikat, dessen Erzeugung seinen Vater reich gemacht hatte; die Notwendigkeit erforderte den in England üblich gewordenen Maschinenbetrieb, damit man im Wettbewerb Schritt halten könne. Indem er die Gründung mechanischer Flachsspinnereien befürwortete, schlug er als Mittel die Vergesellschaftung der Kräfte vor, und zwar in der Form der Aktiengesellschaft, die unter französischer Herrschaft in den Rheinlanden eingeführt und gesetzlich organisiert war, aber in jedem einzelnen Falle die Genehmigung der Regierung bedurfte.

Als im Jahre 1815 die Rheinlande mit Preussen vereinigt wurden, sagte der Bankier Schaafhausen von Köln: «Do hürode mer awwer in een arme Familje!» Diese Stimmung der reichen Provinz gegenüber der knappen Regierung charakterisiert die Beziehung, die zwischen beiden entstand; ein wenig Geringschätzung auf Seiten der Provinz, Abneigung, Scheu und verstohlenes Werben auf Seiten der Regierung. Wenn die Katholiken ungern Untertanen eines reformierten Königs, Teil eines reformierten Landes wurden, so misstrauten die Industriellen und Kaufleute einer Regierung, die die feudale Landwirtschaft begünstigt und für die Hebung der Industrie nichts besonderes getan hatte. Das Verhalten der Regierung hatte verschiedene Quellen: Misstrauen gegen die anwachsende Geldmacht, die zu einer politischen Macht werden konnte; die Rechtlichkeit vieler höherer Beamten, die an dem Egoismus der Fabrikanten Anstoss nahmen und überhaupt in der Anhäufung des Geldes etwas Brutales, Unzähmbares, Verderbliches witterten; die Abneigung des Königs, grosse Aufwendungen zu machen, welche durch das Gesetz vom 17. Januar 1820 verstärkt wurde, worin die Aufnahme jedes etwa erforderlichen, neuen Darlehens an die Zusicherung und Garantie der künftigen Reichsstände geknüpft war. Unter der französischen Herrschaft hatten die Rheinlande von oben her eine ganz entgegengesetzte Beeinflussung erfahren. Napoleon begünstigte die Industrie, die überhaupt in Frankreich schon viel entwickelter war als in Deutschland. Viele Personen in den Rheinlanden gelangten durch Gründung von Fabriken und Handelsunternehmungen in französischer Zeit schnell zu Reichtum; und zwar waren das hauptsächlich Protestanten. Der Katholizismus sah die Industrie als verbunden mit Unglauben und Materialismus an; er hatte etwas von der Religion des agrarischen Reiches bewahrt, die die Geldwirtschaft mit allen ihren Folgen als ungöttlich verdammte.

Nicht ganz aus denselben Gründen wie die Kirche, aber doch zum Teil auch aus moralischen, hielt die Regierung mit Konzessionen für die Gründung von

Aktiengesellschaften sehr zurück. Unternehmungen, für welche die Gründer mit ihrem ganzen Vermögen hafteten, hielt sie für anständig, nicht aber solche, die zugrundegehen konnten, ohne die Unternehmer zu ruinieren, die nur einen Teil ihres Vermögens eingesetzt hatten. Sie fürchtete, die Industriellen könnten sich an solchen Gesellschaften mehr um des zu erhoffenden Gewinns willen beteiligten, als um Gewerbe und Handel zu fördern; sie sah Spekulation und Börsenspiel und schnelles Anwachsen des Kapitals voraus ohne Arbeit und sogar ohne Verantwortung und ohne Interesse am öffentlichen Wohl und Wohlstand. Deutlich illustrierten diese Befürchtungen die berüchtigten Lebensverhältnisse in Frankreich, die der junge Mevissen durch Heine kennen und verurteilen gelernt hatte. Wenn er trotzdem so dringend für Aktiengesellschaften eintrat, tat er es in der Ueberzeugung, die gefürchteten Folgen würden für Deutschland vermieden werden. Vielleicht hatte er noch nicht ganz vergessen, was für eine Meinung er von der sittlichen und intellektuellen Verfassung der Handel- und Gewerbetreibenden sich gebildet hatte; aber ebenso lebhaft empfand er sein eigenes sittliches Pathos und die Ueberzeugung, dass die neue Kultur auch die Heilung der Schäden, die sie mitbrachte, in sich trage. Es hatte für den Industriellen etwas Beleidigendes, dass die verhasste Bürokratie, die nichts wagte, die im Schutze des Staates warm sass, sich eine höhere Sittlichkeit zuschrieb, als die der Gewerbetreibenden, die auf ihren eigenen Kopf und ihre eigene Regsamkeit angewiesen waren. Es war zu durchschauen, dass die Regierung auch aus anderen als moralischen Gründen den Auftrieb der Industrie ungern sah. Der König von Preussen stützte sich auf den gutsbesitzenden Adel und die von ihm abhängigen Bauern; würde er eine Schicht von grossen Kapitalisten, die über abhängige Arbeiter verfügten, beherrschen können? Ein Gegenkönigtum erwuchs ihm und seiner Aristokratie aus der Allmacht des Geldes. Bereits machte sich fühlbar, dass die Unternehmer den Standpunkt der Regierung als kleinlich, veraltet, dumpf und arm-

selig ansahen. Den grossen Weltbeziehungen der Industrie und des Handels, der verwickelten Bewegung des Geldes, den schrankenlosen Möglichkeiten seiner Macht gegenüber, erschien das Reich des halbländlichen Beamtenkönigs sehr eng.

Ausgangspunkt des grossartig erblühenden wirtschaftlichen Lebens in den Rheinlanden war das alte, heilige Köln. Die Stadt, die einst durch die Kraft ihrer Reliquien, durch ihren Reichtum und durch den Glanz ihrer Kunstwerke, den Stolz und Wagemut ihres Adels und ihre erkämpfte Freiheit zu den Kleinodien des Abendlandes gehört hatte, war in der Zeit des verfallenden Reiches die Stadt der Bettler und der Mönche geworden, festgeklammert an erstarrte Vergangenheit, ohne einen Hauch ihres Geistes sich gerettet zu haben. Die französische Herrschaft, der die Gebeine der heiligen Könige, die Kirchen und Kirchhöfe, das ganze Altertum und die reichsstädtische Würde nur Moder und Plunder war, kehrte aus und baute neu; um Industrie und Handel zu heben, richtete Napoleon eine Handelskammer ein, die einzige am Rhein, deren Tätigkeit den Erwartungen entsprach. Die Decke eines langen Schlummers schien plötzlich abgeworfen, so rasch erhob sich die Tochter des Rheins, durch den Strom mit dem Meere verbunden, zu neuer Blüte und erinnerte sich zugleich ihres ersten Glanzes, als sie ein Haupt der Hansa war. Die Träger des Aufschwungs waren fast durchweg nicht geborene Kölner, sondern Protestanten, deren Unternehmungsgeist rasch mit dem Machtgefühl der alten Herrscherin am Rhein verschmolz.

Es war im Jahre 1830, dass Ludolf Camphausen, 1803 in dem kleinen Orte Heinshoven bei Aachen geboren, nach Köln übersiedelte, um das vom Vater ererbte Tabak- und Oelgeschäft durch eine neue Oelmühle zu vergrössern. Er war ein ernster, schweigsamer Mann, gross und mager und etwas steif, zurückhaltend im Ausdruck der Gefühle auch den Nächsten gegenüber. Fremden erschien er kalt und hochmütig; sicherlich war er zu stolz, um jemals sich oder andere

zu belügen, den Ton höher zu stimmen, als seinem Gefühl entsprochen hätte. Nie kam eine Redensart über seine Lippen, was um so schätzenswerter war in einer Epoche, wo leere Begeisterung so in Mode kam, dass sie oft auch die Aeusserungen ehrlicher Menschen verfälschte. Mit Bezug auf die Tendenzen der Gegenwart sagte er einmal: «Keine religiöse Lehre, keine politische Lehre wird an die Spitze des neuen Zeitalters treten; wenn man andeuten darf, wem die leere Stelle einzunehmen bestimmt sein wird, so wäre es das Streben aller Völker nach materiellem Wohl.» Er beklagte nicht, dass es so sei, noch lobte er es, er stellte die Tatsache fest und widmete sich der Förderung materieller Interessen im Grossen. Doch hatte er sowohl starke wissenschaftliche wie künstlerische Interessen und mit Begabung. Seine Neigung für die Literatur trat allmählich hinter seiner beruflichen Tätigkeit zurück, je mehr sie folgenreich ins Weite wirkte, aber er blieb doch mitten im Drange der Geschäfte heimisch in einer Region des Gemütes und der Phantasie. Auch nur eine zeitlang ohne Musik zu leben, war ihm schwer, er phantasierte auf dem Klavier und hatte sich damit schon als Knabe das Herz des spröden kleinen Mädchens erzaubert, das er sein Leben lang liebte. Er war ein reicher Mann, wusste zu schätzen, dass er es war und wollte es bleiben; aber er war nicht geldgierig und nicht genussüchtig, Arbeit war ihm Bedürfnis, und es lag ihm daran, auch der Familie eine verhältnismässige Anspruchslosigkeit zu bewahren. Er war noch nicht lange in Köln, als der Gedanke einer Eisenbahnverbindung zwischen Köln und Antwerpen ihn ergriff, noch bevor List in Sachsen die Anlage von Eisenbahnen angeregt hatte. Der Vorteil, den Köln, den das Rheinland und Preussen von der neuen Erfindung, die in England und Amerika bereits erprobt war, haben würde, war augenscheinlich; er studierte die Frage gründlich und verfasste dann eine Denkschrift über eine zum Zwecke der Bahn von der Stadt Köln zu erhebende Anleihe. Daraufhin wurde er zum Stadtrat gemacht, ein Komitee wurde gegründet, das Kapital

geriet in Bewegung. Als der Kronprinz, der spätere König Friedrich Wilhelm IV., wegen der Einweihung des Andernacher Felsentunnels durch Koblenz kam, setzte Camphausen ihm den Plan zur Rheinischen Eisenbahn-Gesellschaft auseinander; im Jahre 1835 genehmigte sie der König. Eine unerwartete Schwierigkeit stellte sich der Ausführung dadurch in den Weg, dass ein anderer Wirtschaftsfürst, es war David Hansemann, verlangte und den König damit bedrängte, dass die Bahn über Aachen geführt würde, was von Camphausen nicht vorgesehen war.

Hansemann ging nicht aus gewerbtätigen Kreisen hervor wie Camphausen, Mevissen, Beckerath, Harkort; sein Vater war Pastor in einem abseitigen hannoverschen Orte, den moderne Ideen nie berührt hatten. Er, der Vater, war ein guter Kanzelredner, gesund, kräftig, witzig, die Mutter eine Frau von unzerstörbarer Heiterkeit und Elastizität, von Frömmigkeit, Anspruchslosigkeit, Herzensgüte und Naivität, so wie man sich die Mutter eines Dichters denkt. Im Pastorhause wurde mit vollen Händen gegeben, so dass es oft an Geld fehlte, was aber bei der Gemütsart der Mutter, einer Bürgermeisterstochter aus Hameln, die gläubige Fröhlichkeit des Hauses nicht trübte. David, ihr jüngster Sohn, trat in ein kaufmännisches Geschäft in Rheda ein, das gewählt war, weil sein älterer Bruder Hauslehrer bei dem Grafen von Bentheim-Tecklenburg zu Rheda war. Mit der Wissbegierde und Energie, die ungewöhnlichen Menschen eigen zu sein pflegen, ging der junge David morgens um vier Uhr aufs Schloss, um vor Beginn des Geschäftes bei seinem Bruder Unterricht zu nehmen und seine Kenntnisse zu vermehren. Seine Tüchtigkeit erwarb ihm die Zuneigung seines Prinzipals. Indessen, wenn er ungemein leistungsfähig und pflichtbewusst war, so hatte er auch eine hohe Meinung von sich und einen unbeugsamen Willen. Er sah ein, dass er für abhängige Stellungen nicht taugte und eröffnete im Jahre 1817 zu Aachen ein Kommissionsgeschäft in Wolle, Krapp, Oel und Farbhölzern. Aachen war ebenso wie Köln unter französischer Herrschaft aus Verdumpfung

und Armut zu gewerblicher Blüte gebracht. Mit der Ablösung von Frankreich, das für Aachens gewerbliche Erzeugnisse ein gutes Absatzgebiet gewesen war, und im Anschluss an das arme, bedürfnislose Preussen, erfolgte zunächst ein Umschwung. Ohnehin brachte die Umwandlung des handwerklichen Betriebes der Gewerbe im Fabrikbetrieb Verarmung der unteren Klassen mit sich. Trotzdem erhöhte Hansemanns Wollhandel sein Anfangskapital von 1000 Thalern in fünf Jahren auf 100,000 Franken. «Wer fortwährend,» sagte er, «sein Terrain mit grösster Aufmerksamkeit betrachtet und mit Luchsaugen die Gelegenheit zum guten Kauf erspäht, mit der Pfiffigkeit des Juden und mit Falkenschnelle sie ergreift, der findet nicht leicht in einem anderen Artikel (als Wolle), solch fruchtbaren Boden.» So war Hansemann; alle seine Gedanken waren auf Erwerb, auf Reichwerden und Angesehenwerden gerichtet, diesem Gesichtspunkt ordnete er auch seine Heirat unter, ohne aber die Rücksicht auf gute Eigenschaften der Frau beiseite zusetzen. Reichtum erstrebte er nicht als Zugang zu sinnlichen Genüssen, sondern er liebte das Geld um der Macht und des Einflusses willen, den es verleiht und betrieb das Geldverdienen wie eine notwendige Lebensfunktion, Atmen oder Essen, die man nicht lassen kann. Er inszenierte eine grossartige Wohltätigkeit nicht aus Ueberfluss des Herzens, sondern um des Ansehens willen, aus Organisationstrieb und weil allgemeines, angestrengtes Geldverdienen ihn befriedigte. Im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts breitete sich das Versicherungswesen in Deutschland aus, nach dem Beispiel von Frankreich und England entstanden in Berlin, Leipzig und Elberfeld Feuerversicherungen auf Aktien, im Jahre 1821 gründete der Kaufmann Arnold in Gotha eine Feuer- und Lebensversicherungsbank. Vier Jahre später gründete Hansemann, nachdem er das Versicherungswesen aufs gründlichste studiert hatte, eine ebensolche in Aachen, die er in origineller Weise mit einem Wohltätigkeitsinstitut verband, so nämlich, dass der zu erzielende Gewinn zwischen den Teil-

habern und eben dem Institut geteilt werden sollte. Er reiste selbst nach Berlin, um die Gründung der Bank zu betreiben und erlangte auch die Sanktion des Königs; aber erst neun Jahre später kam der Verein zur Beförderung der Arbeitsamkeit, dem die Hälfte der Einnahmen übergeben werden sollte, zustande. Unterstützt sollten nach Hansemanns Absicht nicht die ganz Hilfslosen, Schwachen, Untauglichen werden, sondern die Fleissigen sollten zu erhöhtem Fleiss und zu Sparsamkeit angeleitet werden, indem sie, was sie erübrigen konnten, in einer Spar- und Prämienkasse anlegten. Der Aachener Verein zur Beförderung der Arbeitsamkeit begann sein Dasein im Jahre 1834 und verfügte im Jahre 1850 bereits über hunderttausend Thaler. Die grossen Summen, die ihm zuflossen, wurden indessen durchaus nicht in der Hauptsache für Arbeiter ausgegeben, sondern zum Teil für «gemeinnützige Zwecke», zum Beispiel für Errichtung einer technischen Hochschule. Den Arbeitern kam die Errichtung mehrerer Kinderbewahr-Anstalten zugute. Hansemann war durchaus nicht ohne Wohlwollen für die Arbeiter und Armen, nur mussten sie in ihrer bescheidenen Dunkelheit bleiben. Er war überhaupt weder ungebildet noch unliebenswürdig; wie seine Eltern war er fröhlich und witzig und ein angenehmer Gesellschafter, sofern man ihm in geschäftlichen oder politischen Dingen nicht in die Quere kam. Im Gegensatz zu vielen Rheinländern war er als ächter Niedersachse ohne Pathos, ohne ausladende Gesten und erging sich nicht in hochtrabenden Reden. Geld nannte er Geld und Geschäft Geschäft und führte weder den Namen Gottes, noch das Menschheitswohl, noch die Heiligkeit des Fortschrittes überflüssig im Munde. Merkwürdigerweise vertrug er sich besonders gut mit Beckerath und Mevissen, die beide sogar das Bankwesen mit Tränen der Begeisterung benetzen konnten. Seine Nüchternheit und Schlichtheit zeigte sich auch in seinem Auftreten und in seiner Erscheinung; wenn er Kleidungsvorschriften und andere Formen nicht beachtete, so lag darin keine Plumpheit, sondern die Sachlichkeit des grossen Geschäftsmannes,

der sich mit unwesentlichen Dingen nicht abgibt und den Mangel durch natürliche Sicherheit reichlich ersetzt.

Die fröhliche, freigebige Frau Pfarrer Hansemann war bekümmert darüber, dass ihr Jüngster den Glauben an Gott verloren habe; er wusste jedoch ihr liebevolles Gemüt darüber zu beruhigen. Er nannte sich einen Deisten, womit er wohl sagen wollte, dass er an ein vernünftiges Wesen glaube, dem die Weltregierung obliege. Dieser Gott hatte keinen Adler neben sich, schwang keinen Hammer oder Dreizack, ritt kein Pferd schneller als der Sturm über nächtliche Meere; er war eine Art Buchhalter im sauberen schwarzen Gehrock, den er sich als Angestellter grosser Firmen leisten konnte, und teilte aus einem Beutel kleine Münzen an brave Arbeiter aus, sorgfältig auslesend, damit keiner über Verdienst bekäme. Er hatte viel Aehnlichkeit mit demjenigen, den Immermann mit dem aristokratischen Hohne des Dichters den Garngott von Elberfeld nannte, aber ebensowenig mit dem schlummertrunkenen alten Weissbart an der Pfaffengasse am Rhein, wie mit dem dekorierten preussischen General, der die jenseitige Musterparade bei der Ankunft der Könige abzunehmen hatte.

Priester und Pastoren sind oft herrschsüchtig; diese Eigenschaft mag David Hansemann von seinem Vater ererbt haben. Widerspruch ertrug er schlecht. Es lässt sich denken, wie er unter der oft barschen und befehlshaberischen Art der Beamten litt, die aus den östlichen Provinzen an den Rhein geschickt wurden und die preussische Regierung in allen Kreisen unbeliebt machten. Erbittert bekämpfte er diese Beamtenschaft, die seine Pläne für Preussens Grösse, wie sie ihm vorschwebte, nie förderte, nur hemmte. Ein dringendes Anliegen der rheinischen Kaufleute und Industriellen war Vermehrung der Kreditanstalten zu leichterer Geldbeschaffung für ihre Unternehmungen. Die königliche Bank, die Friedrich der Grosse gegründet hatte, genügte dem vermehrten Bedürfnisse nicht mehr, dazu stellte sie im Jahre 1831 die Ausgabe von Bank-

noten ganz ein. Besonders ärgerlich wirkte es, dass von dem Verbot der Errichtung privater Banken im Jahre 1824 eine Ausnahme gemacht wurde zu Gunsten eines adligen Gutsbesitzers, des Ernst von Bülow auf Cummerow, einem Gut in Hinterpommern, das er 1805 erworben hatte. Er war fünfzehn Jahre älter als Hansemann, also um 1824 bereits neunundvierzig Jahre alt, ein lebendiger, betriebsamer, unternehmungslustiger Mann, offenbar mehr für kaufmännischen und politischen Umtrieb, als für die stetige Arbeit des Landwirtes geschaffen, als welcher er kein Glück hatte. Seine Veranlagung machte ihn zu einem natürlichen Gegner der Bürokratie, und er befürwortete eine Verfassung und Vertretung der Nation in Preussen, wobei jedoch der Adel in der veränderten Form seine alte bevorrechtigte Stellung behalten sollte. Auf sein Ersuchen gestattete die Regierung die Gründung der Ritterschaftlichen Bank in Stettin, die zur Hebung des Kredits der Grundbesitzer dienen sollte, und leistete dazu sogar einen Zuschuss. Die Bank bekam das Recht der Notenausgabe bis zu einer Million, während die Ausgabe von Papiergeld im allgemeinen Staatsmonopol war. Uebrigens musste sie die Notenausgabe in zehn Jahren wieder einstellen. Hansemann fand, dass diese Bank den Leichtsinn verschuldeter Grundbesitzer befördere. Seine Bemühungen, in Aachen eine Niederrheinische Bank zu gründen, die den Charakter einer Zettelbank haben sollte, scheiterte an der verhängnisvollen Eifersucht zwischen Aachen und Köln.

Nach den Erschütterungen der Juli-Revolution hielt Hansemann den Zeitpunkt für günstig, dem Könige seine Ansicht über die notwendige Umgestaltung Preussens auseinanderzusetzen. Er nämlich, sowie die meisten anderen Kaufleute und Fabrikanten des Rheinlandes, hatte sich mit der Zugehörigkeit zu Preussen ausgesöhnt, so sehr, dass er sich als preussischer Patriot fühlte. Er empfand eine Art Verwandtschaft mit dem verständigen, nüchternen, sparsamen Staat, der dem Erwerbsleben die Ruhe und Ordnung sicherte, die es brauchte, um sich zu entfalten. Obwohl ihm

Frankreich in vieler Hinsicht ein Vorbild war, so waren ihm doch die häufigen Erschütterungen, die es heimsuchten, die radikalen Theorien, die dort auftauchten, zuwider. Preussen war ihm recht, so wie es war, wenn nur Industrie und Handel die ihnen gebührende Stelle bekämen, eigentlich die Stelle, die bisher der gutsbesitzende Adel innegehabt hatte. Diese Forderung hielt er nicht für den Anspruch des Egoismus, sondern für ein Ergebnis der Zeit, notwendig, damit die öffentlichen Zustände sich in Uebereinstimmung befänden mit der von der deutschen Nation erreichten Kulturstufe. In den Rheinlanden gab es nicht viel bedeutenden Adel; die Adelsherrschaft in Preussen erschien den rheinischen Kaufleuten und Industriellen als etwas rückständiges; lächerlich und beleidigend, dass der Adel sich vom industriellen und kaufmännischen Geschäft fernhielt. Hansemanns Ansicht war, dass die Herrschaft jetzt nur den reichen und aufgeklärten Nationen zustehe, und dass es Pflicht der Regierung sei, diejenigen Stände zu unterstützen, die den Reichtum ansammelten und für Volksbildung sorgten. Bildung war ihm gleichbedeutend mit Ausbildung des Verstandes und Bekämpfung der Dummheit.

In seiner Denkschrift «Ueber Preussens Lage und Politik» wendete er sich zunächst gegen die Bürokratie in Worten, die wieder wie ein Nachhall Steinschen Zornes erklangen: «So hat die ganze Administration nach und nach den Typus des Beamtenwesens annehmen müssen. Alles muss da administriert werden; das lebendige Wort und die rasche Handlung weichen den schriftlichen, weitläufigen Formen, so dass von dem vielen Schreiben die Kraft des Denkens und Handelns wesentlich geschwächt wird; eine Masse Gelehrsamkeit wird erworben und angewendet, um über einfache Gegenstände zu diskutieren und zu bescheiden, die der schlichte Menschenverstand, verbunden mit einiger Erfahrung, schnell begreift und zu ordnen versteht.» In allem was Handel und Industrie betraf, waren die Beamten ohne Erfahrung und ohne Verständnis, und vergebens war vorgeschlagen worden, dass Kaufleute zum

Zollvereine zugezogen würden und daraus eine Art Zollparlament entstände. Der Beamtenregierung stellte Hansemann die parlamentarische gegenüber, in welcher das bürgerliche Vermögen angemessene Vertretung finden sollte. Ein Zuziehen der unteren Klassen stellte er sich insofern vor, als das Wahlrecht an keinen Zensus gebunden sein sollte, das Recht der Wählbarkeit dagegen an einen hohen. Politische Rechte müssten Privilegien für Geburt und Vermögen sein. Er dachte sich das Parlament wie in Frankreich mit zwei Kammern, deren erste erbliche Pairs bilden sollten.

Im selben Jahre, in dem Hansemann die Denkschrift überreichte, zerstörten Arbeiter der Dampfspinnerei von James Cockerill in Aachen dessen Haus; sie sahen in den Maschinen, die er eingeführt hatte, die Ursache ihres Elends. Als Cockerill Schadenersatz verlangte, kam durch Allerhöchste Kabinettsordre der Bescheid: da die Behörde in Aachen ihre Pflicht getan hätte, halte sich der Staat nicht verbunden, für den Schaden aufzukommen. Wäre Cockerill arm, so hiess es in dem Erlass nicht unwitzig, so könne er auf dem Gnadenwege etwas erlangen, da er aber ebenso prächtig wie bisher weiterlebe, so werde er den erlittenen Schaden zu den unvermeidlichen Widerwärtigkeiten des Lebens rechnen und mit christlicher Ergebung tragen müssen. Augenscheinlich betrachtete der König das Missgeschick des reichen Industriellen mit leiser Schadenfreude. Hansemanns Denkschrift nahm der König wohlwollend entgegen; aber im folgenden Jahre wurde ihm die Dispensation zum Provinziallandtage verweigert, und er schloss daraus, dass seine Kritik Missfallen erregt habe. Im Machtgefühl des Reichen nahm er es gelassen hin; den königlichen Pfeil ohne zu blinzeln beiseiteschiebend, erwiderte er ihn durch grobes Geschütz, ein Buch, in dem er seine Kritik erneuerte und vertiefte. Er betitelte es: Preussen und Frankreich, staatswirtschaftlich und politisch, mit vorzüglicher Berücksichtigung der Rheinprovinz. Er beschäftigte sich darin hauptsächlich mit den Steuer- und Finanzverhältnissen der beiden Länder und machte kein Hehl

daraus, dass er Frankreich mit seiner regierenden Bourgeoisie für das Ideal ansah, dem Preussen nachzueifern habe. Er wusste, dass viele anders urteilten; aber er wies den Vorwurf zurück, dass das, was er erstrebe, einseitige Klassenherrschaft sei. Dem alten Wort, dass der Adel verpflichte, setzte er seinen Wahlspruch entgegen, dass Reichtum verpflichte. Man könne, meinte er, den Reichen die Sorge für die unteren Klassen ruhig anvertrauen. Zum Zeichen seiner gerechten Gesinnung bekämpfte er die Mahl- und Schlachtsteuer, die hauptsächlich auf die Armen drückte, um sie durch eine Klassensteuer zu ersetzen und bekämpfte ebenso, denn auch die Agrarier müssten Opfer bringen, die Steuerfreiheit der Adelsgüter.

Deutlich äusserte sich hier, was der König mit scheelem Blick die französische Partei nannte; vom Rheinlande, der Sphäre des französischen Einflusses, ging sie aus und gabelte sich naturgemäss in zwei Zweige: die eine bildete sich nach der Bourgeoisie, die andere nach den Republikanern und Sozialisten.

Tod und Persönlichkeit Friedrich Wilhelm III.

Wenn ein Herz von Empfindungen gepresst voll, ein innerer Himmel von unverrückbaren Sternbildern erleuchtet, das Zauberwort, das wie Honig aus Blumenkelchen über verschlossene Lippen quillt, wenn diese Gaben den Dichter machen, so war Jakob Burckhardt ein Dichter; er war ein grösserer als viele von seinen Zeitgenossen, die als solche bewundert wurden und noch genannt werden. Ein Dichter wäre er nicht gewesen, wenn er nicht die Persönlichkeit unendlich hoch gewertet hätte, wenn er nicht jede Richtung abgelehnt hätte, die die Kraft und Wirksamkeit der Persönlichkeit leugnete oder ausschalten wollte; merkwürdig ist es aber, mit welcher Bestimmtheit er früh schon die Tendenz seines Jahrhunderts zu allgemeiner Entpersönlichung erkannte, hasste und fürchtete. Eine tief-

wurzelnde Schwermut umgab schon den Jüngling; denn es ist gerade für den Jüngling ein Fluch, wenn er den Willen seiner Zeit für schlecht oder falsch hält und ihm doch nicht widerstreben kann, weil er ihn als maschinenhaft daherstampfende Notwendigkeit begreift. Zur Einsamkeit ist der Prophet verdammt, der mitten im Siegesfest Untergang weissagt; Burckhardt aber gönnte das Schicksal am Anfang seiner Laufbahn eine Spanne voll Jugendgoldglanz, der tief in sein Leben hineinstrahlte und ihm Deutschland, die Szene seiner Universitätsjahre, zum heimatlichen Paradiese verklärte. Berlin allerdings, wo er im Oktober 1839 eintraf, gefiel ihm gar nicht, wenn es ihm auch nicht ganz so zuwider war, wie später. Der alten Magd aus seinem Vaterhause schildert er es in einem Brief vom März 1840 folgendermassen: «Auch ist Berlin ein ganz widerwärtiger Ort; eine langweilige, grosse Stadt, in einer unabsehbaren, sandigen Ebene. Viele Stunden herum ist kein guter Acker, Obst wächst der Kälte wegen nicht mehr; nichts als Föhren und etwa Buchen, deshalb ist hier alles arm, selbst die vornehmen Leute haben lange nicht so viel als die Baslerherren, und Herr Christoph Merian hat ein viel grösseres Einkommen als der Kronprinz von Preussen . . . . Die Stadt ist sehr gross, und man kann sich leicht verlaufen, so dass man weder Weg noch Steg weiss und fragen muss; denn in einer Zeit von vier Monaten kann man unmöglich alle Gassen kennen lernen. Ich wohne in dem neueren Teile der Stadt, welchen man die Friedrichsstadt nennt, weil ihn der alte Fritz erbaut hat . . Das Essen ist sehr schlecht im Vergleich mit dem, was man in Basel hat; zum Glück hat man hier nicht halb so viel Appetit, und es gibt Tage, wo man wirklich nichts den Hals hinunterbringt... Dazu kommt noch, dass das Wetter abscheulich ist... Den ganzen März hindurch schneite es alle paar Tage und ich fror fast jeden Morgen; nachmittags aber ist immer ein Kot zum Umkommen. Fast den ganzen Monat war kein Stückchen blauen Himmels zu sehen... Wenn man sich etwas zugute tun will, so sitzt man auf die Eisenbahn und rutscht in dreiund-

dreissig oder fünfunddreissig Minuten nach dem fünf gute Stunden entfernten Potsdam, wo die Gegend etwas besser und sonst noch vieles zu sehen ist. Das Fahren auf den Eisenbahnen ist sehr lustig; man fliegt eigentlich wie ein Vogel dahin... Es heisst, der König von Preussen werde dieses Jahr sterben, und er selber glaubt es. Auch ist er schon ziemlich schwach und siebenzig Jahre alt. Ich habe ihn schon öfters gesehen. Es heisst, man sehe im hiesigen Palast bisweilen die weisse Frau, welche das Hausgespenst des preussischen Hofes ist und immer erscheint, wenn jemand von der königlichen Familie sterben soll... Es gibt hier Leute, die sonst sehr vernünftig sind und doch daran glauben. Es wäre merkwürdig, wenn ich hier noch das Begräbnis des Königs sehen könnte. Man spricht hier ganz ungescheut von dem nahen Tode des Königs.»

Es gibt Ereignisse, in denen das rieselnde Geschehen sich so verdichtet, dass von da an wie auf einer Wasserscheide die Ströme nach verschiedenen Richtungen sich ergiessen. Etwas so Einschneidendes wurde in Deutschland vom Jahre 1840 erwartet. Auf dieses Jahr war, als 1837 zu Mainz das von Thorwaldsen dem deutschen Genius gestiftete Denkmal enthüllt wurde, das Gutenberggedenkfest festgesetzt worden, das alle hundert Jahre feierlich begangen werden sollte, und das als Gelegenheit ergriffen wurde, laut zu klagen, dass dasjenige Volk, aus dessen Mitte die ars divina hervorgegangen sei, keinen freien Gebrauch von ihr machen dürfe. Es gab kaum etwas in Deutschland, worunter so allgemein alle litten, was alle gleicherweise so entrüstete, wie die Knebelung der Presse, worin auf der anderen Seite die Regierungen, namentlich Oesterreich und Preussen, so unzugänglich waren. Um die vorauszusetzenden Kundgebungen zu verhindern, verbot der König von Preussen die Gutenbergfeier in seinem Lande und nach einiger Zeit, von allen Seiten bestürmt, gab er zwar die Erlaubnis zu Festen, wo man sie durchaus wünsche, aber ohne kirchliche Feier und ohne Umzüge durch die Stadt; gerade auf diese kam es aber den Korporationen an, die sich ihrer alten

Würde erinnern wollten. Die Aussicht auf das Jubiläum schwand; da hörte man Gerüchte, dass ein wachehabender Soldat im Schlosse zu Berlin die weisse Frau gesehen habe; sie glitt langsam durch einen Gang, er folgte ihr, da verschwand sie durch eine Mauer, wo keine Tür war. Man besann sich, dass der König seit dem Vorfrühling kränkelte, dass er sich selten mehr zeigte, und man verband mit diesem Zeichen die Bedeutung der Zahl vierzig für das preussische Königshaus: im Jahre 1640 hatte der grosse Kurfürst die Regierung angetreten, im Jahre 1740 Friedrich der Grosse. Zum Andenken an diese denkwürdige Thronbesteigung hatte der König für angemessen gehalten, die Errichtung eines Standbildes zu befehlen, obwohl er so wenig Pietät für seinen Grossoheim wie innere Verwandtschaft mit ihm fühlte, und die Grundsteinlegung auf den 1. Juni angesetzt. Bei Ausgestaltung der Feierlichkeit wirkte bereits mehr der Sinn des Kronprinzen als der des totkranken Königs; er pflegte allen öffentlichen Veranstaltungen einen militärischen Charakter zu geben, die Neigungen des Kronprinzen machten sich durch das in Berlin sonst nicht übliche Aufziehen der Handwerkerinnungen bemerkbar. Die noch bestehenden Innungen hatten zwar ihre Bedeutung längst eingebüsst, gingen aber eifrig auf den Wunsch des Thronfolgers ein und scheuten die Kosten nicht, um sich Embleme und Fahnen anzuschaffen oder zu erneuern. An den Augen des sterbenden Königs, der sich einen Stuhl ans Fenster hatte bringen lassen, um der Feier zuzusehen, mag das bunte Dekorationsstück aus dem Mittelalter wie etwas Fremdartiges, mehr noch Unverständliches als Unerwünschtes, vorübergegangen sein. Auch in Gestalt eines neuen Arztes musste er die neue Zeit erleiden, nämlich des Dr. Lukas Schönlein, der in den Dreissigerjahren, eine Anklage auf Hochverrat befürchtend, aus Bayern in die Schweiz entflohen war und in Zürich als Professor einen bedeutenden Ruf erworben hatte. Er stellte den modernen, wissenschaftlichen Arzt vor, im Gegensatz zum alten Hausarzt, der mehr durch lange Kenntnis des Patienten und durch

gesunden Menschenverstand wirkte; bis zu seinem letzten Augenblick liess der König ihn fühlen, dass er in geringerer Gunst stand als die übrigen Aerzte.

Es ist erstaunlich, dass gerade Friedrich Wilhelm III. eine besondere Verehrung so ziemlich aller Klassen des Volkes genoss, der eher Anlass zum Gegenteil gegeben hatte. In seinem Charakter ist wenig Liebenswertes, in seiner Begabung nichts Ausgezeichnetes zu finden. Er war beschränkt in den Kräften des Herzens wie des Verstandes. Hervorstechend in ihm war seine Abneigung gegen geniale, geistvolle Menschen, von denen er argwöhnen mochte, dass sie ihn verachten oder irgendwie übervorteilen könnten. Er war nicht aus Herrschsucht Tyrann, sondern aus Neid und Misstrauen. Jedermann wusste, dass seine Politik ängstlich und armselig gewesen war, dass er im Anschluss an Frankreich das Heil gesucht und nicht verschmäht hatte, aus den Händen Napoleons Hannover, das dem König von England gehörte, als Geschenk anzunehmen. Er hatte die grossen Männer, die Preussen erhoben und befreit hatten, die Stein, Scharnhorst, Blücher, Gneisenau, mehr oder weniger gehasst und gefürchtet und liess sich gern bewegen, sowie sein Thron wieder befestigt war, die alte Adels- und Beamtenherrschaft, der jene entgegengewirkt hatten, wieder einzurichten. Stets betonte er, dass er Russland viel mehr Dank schulde, als jenen Männern und seinem Volke. Von jeher mochte er die Studenten nicht leiden; das sorglose Spiel ihres Lebens, das Ueberschäumen ihrer Laune, ihre Ungebundenheit erschienen ihm wie Uebergriffe, als eine Auflehnung gegen sein Regiment, vielleicht empfand er sich in der Enge seines Gemütes sogar als Gegenstand ihres Spottes. Im Jahre 1798 erliess er folgende, die Studenten betreffende Verfügung: «Bei groben Exzessen soll in keinem Fall auf Geldbusse oder Relegation, sondern jederzeit auf Gefängnis oder körperliche Züchtigung erkannt werden. Eine jede solche Züchtigung muss als ein väterliches Besserungsmittel angesehen, sie muss im Gefängnis in Gegenwart des Vorgesetzten vollstreckt und von diesem mit den nötigen Ermah-

nungen begleitet werden.» Dadurch solle das Ehrgefühl des Studenten nicht gekränkt werden, er solle vielmehr die Strafe so ansehen, als wenn er sich noch auf einer niederen Schule befinde, wo Züchtigungen zu keinem Vorwurf gereichen können. Bedenkt man die Freiheit und Selbständigkeit der Universitäten im Mittelalter, so musste eine solche Verordnung wie empörender Hohn klingen; das Bestreben, sie zu staatlichen Instituten, die Professoren zu Beamten herabzudrücken, war mit der Zentralisierung des Fürstentums allgemein geworden, nirgends aber in so beleidigender Weise ausgesprochen. Als die aus dem Kriege zurückkehrende Jugend, die sich auf den Universitäten sammelte, die Wiedergeburt Deutschlands, die herbeizuführen er förmlich versprochen hatte, zu verwirklichen suchte, verfolgte er sie wie gemeine Verbrecher. In keinem deutschen Lande wurden die jungen Leute, die sich einem hohen, zum mindesten von der preussischen Regierung selbst gewiesenen Ziele weihten, mit so unverhältnismässig schweren, grausam ausgeführten Strafen belegt, wie in Preussen; es lag persönlicher Hass darin. Den König an sein Wort zu mahnen, wurde gleichfalls als Verbrechen angesehen; obgleich er entschlossen war, es nicht zu halten, galt es ihm als strafbar, nicht unbedingt auf seine Erfüllung zu vertrauen. Allerdings war der König arbeitsam, besonders in den Sachen, die er zu verstehen glaubte; aber er verstand sie meistens nur in beschränkter und eigensinniger Weise. Sein anstössiges Verhalten in den grossen vaterländischen Angelegenheiten wurde nicht aufgewogen durch persönliche Liebenswürdigkeit oder schmückende Eigenschaften; er war mürrisch, verschlossen, wortkarg, sah den Leuten nicht ins Gesicht, wenn er sie ansprach oder anbellte, selbst zwischen ihm und seinen Kindern bestand keine Vertraulichkeit. Am meisten gute Laune zeigte er den Ballettmädchen, deren Künste er im Theater bewunderte; das Theater war seine liebste Unterhaltung, nicht als Bildungsanstalt, sondern wegen der Mittelmässigkeiten, die es darbot. Einzig durch seinen hohen Wuchs, seine stramme Haltung und ein

hübsches, wenn auch unbedeutendes Gesicht, gab er dem Publikum Stoff zum Enthusiasmus.

Dass der Adel und die Beamtenschaft als die bevorzugten Klassen in Friedrich Wilhelm III. die Bürgschaft für die Erhaltung eines Zustandes sahen, der ihrem Wohlsein diente, und ihm infolgedessen unbedingt anhingen, ist natürlich; dass er bei seiner eher antipathischen Wesensart auch von dem ganz anders gerichteten gebildeten Mittelstande geliebt wurde, erklärt sich wohl dadurch, dass auch in diesem Kreise der Fürst nicht so sehr als Person wie als Symbol empfunden wurde. Es war den Deutschen der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts bewusst, dass Umwälzungen bevorstanden, deren Charakter noch unbestimmt war, die viele wohl herbeiwünschten, die sie aber doch auch fürchteten. Der Wohlstand des Deutschen Reiches beruhte damals noch hauptsächlich auf dem Ackerbau und dem Handwerk, zum kleineren Teile auf dem Handel; der Grundsatz herrschte, dass diese drei Erwerbsgebiete sich ungefähr das Gleichgewicht halten sollten, so aber, dass der Ackerbau die Grundlage zu bilden hätte. Dieser Zustand konnte sich nicht erhalten, nachdem England und Frankreich sich zu Industriestaaten entwickelt hatten; denn der Zusammenhang der europäischen Staaten ist so, dass ihre Organe bis zu einem gewissen Grade ineinander passen müssen und sich auch stets einander angleichen, sei es allmählich, sei es in krampfhaften Bewegungen. An Deutschland grenzten im Westen die Industriestaaten England, Frankreich und Belgien, im Osten die noch ganz agrarischen Oesterreich und Russland; es war also natürlich, dass der Westen umwälzende Bestrebungen aufnahm, während der Osten sich mit verwandtem Sinn an das unermessliche russische Agrargebiet lehnte. Im Westen gab es Vertreter einer bereits blühenden Industrie, die von den noch bestehenden Beschränkungen des alten bürokratischen Staates freizuwerden suchten, um sich ungehemmt zu entwickeln, einflussreiche, über grosse Mittel verfügende Herren, die sich fühlten; im Osten den grundbesitzenden Adel, der um jeden Preis

das Bestehende erhalten wollte: es musste zu einem Zusammenprall zwischen den beiden Machthabern kommen. Das alte, in allen seinen Gliedern blühende, von unten aufwachsende Reich, in dem Freiheit, Recht und Macht sich durchdrangen, dessen Wiederherstellung Stein gewollt hatte, versank dazwischen immer mehr, nur in einzelnen spiegelte sich noch seine Grösse und erregte Sehnsucht. Das Gefühl, dass es anders werden sollte und anders werden müsse, war allgemein verbreitet. Tief innen ist jeder prophetisch, wenn auch von seinem Zukunftwissen nicht mehr als eine unklare Stimmung ins Bewusstsein tritt; so schlürften die Menschen von damals innig geniessend die Neige der guten, alten Zeit, von der sie fühlten, dass sie auf immer dahinging. Was Abschied nimmt, steht in abendroter Verklärung; gerade die Bürgerschaft hatte manche Ursache, die Gegenwart, so mangelhaft sie war, zu schätzen. Wie alle Städte, hatte auch Berlin noch einen ländlichen Einschlag, noch viel Gemütlichkeit und Urbanität. Es gab noch keine soziale Frage, keine Eisenbahnen, keinen Sport, kein Börsenspiel, kein Gehetz und keine Uebermüdung; noch war vielerorts die Volkstümlichkeit und Naturnähe wirklich, die uns auf den Bildern Ludwig Richters so wehmütig bewegt. Der Bürger lebte eng und gedrückt und hoffte Befreiung und Aufschwung; aber das mochte kommen, wenn der König, der Vertreter des Alten im guten und bösen Sinne, die Schutzwehr gegen den Andrang des unbekannten Neuen, gestorben sein würde. Indem man ihn schonte, schonte man sich selbst; man gönnte sich ein Stündchen halbwacher Traumseligkeit, bevor man vom Lager aufsprünge und Waffen und Werkzeug ergriffe, um den Tag zu beginnen.

Nun, am 7. Juni des Jahres 1840 schlug die bedeutungsvolle Stunde: Friedrich Wilhelm III., mit dem eine Epoche zu Ende ging, starb. Cela va mal, sagte der Sterbende zu seinem Schwiegersohn, dem Kaiser von Russland, der ihn fragte, wie es gehe; ein letztes Wort der Verdrossenheit von den missgünstigen Lippen, kein grosser Ausblick, kein königliches Vermächtnis. Mit

altherkömmlichem Pomp ging die Bestattung nach seiner eigenen Vorschrift vor sich; auch dieser nüchterne Mensch hatte sich an der Vorstellung der düsteren Solennitäten geweidet, deren stummer Held er sein sollte. Am 10. Juni fand die Ausstellung des Sarges im Thronsaal des Schlosses statt, umgeben von Sesseln, auf denen die Insignien seiner Macht lagen: Krone, Kurhut, Schwert, Szepter und Reichsapfel. Am folgenden Morgen wurde er in den Dom getragen, begleitet von König und Königin, Prinzen und Prinzessinnen und den anwesenden Monarchen. Als der Segen gesprochen war, warf sich der nunmehrige König, wie vom Uebermass des Schmerzes hingerissen, laut weinend auf die Stufen vor dem Sarge nieder und küsste den Sammet, der vom Katafalk niederhing. Es war die erste Probe von Friedrich Wilhelms IV. Eigenart, einem Schwelgen in Rührung, das im Gegensatz zu seiner oft verletzenden Kälte stand, verbunden mit der Lust an aufsehenerregenden Auftritten. Um Mitternacht wurde der Sarg nach Charlottenburg geführt, um im Mausoleum, das der Verstorbene als Begräbnisstätte seiner Frau errichtet hatte, an ihrer Seite beigesetzt zu werden. Langsam bewegten sich Wagen, Fackelträger und die Gardes de corps die Linden und die Allee entlang durch die warme Sommernacht, ohne Musik, ohne Trommeln, an schweigenden, schwarzgekleideten Menschen vorüber; am Mausoleum warteten die Kinder des Toten. Es wurde bemerkt, dass, als die Trauernden in der Morgendämmerung nach vollzogener Zeremonie ins Freie traten, der erbleichende Mond und die aufgehende Sonne zugleich sichtbar waren. Man fasste es als ein Symbol auf: die aufsteigende Sonne war das Bild des neuen Königs, des glänzenden, von dem so viel erwartet wurde. War es wirklich der Beginn seines Reiches, den sie verkündete? War er der neue Herr?

Die Bürokratie und die Gegner in Oesterreich

Die Langeweile ist nicht nur ein beschwerliches, sondern auch ein gefährliches Leiden, indem es Sucht nach Sensationen um jeden Preis entstehen lässt; wenn ein Volk an Langeweile erkrankt ist, sind ihm Kriege und Revolutionen, Unglücksfälle und Verbrechen willkommen, wenn sie nur Erlösung vom Drucke der Langeweile bringen. Zum Teil liegt die Ursache der Langeweile im Menschen selbst, sei es in geistiger Schwäche, sei es im Mangel an Phantasie, und vielleicht hat im gleichen Masse mit der Abnahme der Phantasie auch die Langeweile im allgemeinen zugenommen, aber auch von aussen, durch allzu grosse Ordnung und Regelmässigkeit kann sie erzeugt werden; denn die menschliche Seele wird von Eindrücken gespeist und bedarf des Wechsels, um nicht stumpf und schlaff zu werden. Wenn irgend ein Absolutismus die Freiheit der Persönlichkeit unterbindet, aus deren Unergründlichkeit immer wieder Ueberraschendes hervorbricht, wenn vor dem hellen Licht des Verstandes die Dämonen Zufall und Wunder ein Land verlassen, verödet es. Nirgends wurde die Langeweile so als Druck und Plage empfunden wie in den absolutistisch regierten Ländern Russland, Oesterreich und Preussen. In den beiden letztgenannten Ländern herrschten merkwürdigerweise ungefähr gleichzeitig zwei langlebige Monarchen, bei denen Einförmigkeit Grundsatz war und daneben noch aus ihrem Wesen hervorgehend sich ihren Völkern aufdrängte. Das lange und langweilige Gesicht des Kaisers Franz, das vierzig Jahre lang über Oesterreich hing, war der Abdruck eines ausgestorbenen Innern, das schon am Knaben seinen Oheim, Kaiser Joseph II., erschreckt und abgestossen hatte. Er meinte es nicht gerade böse wie auch nicht gerade gut; maschinenhafte Regelmässigkeit ohne lebendigen Rhythmus war die Atmosphäre, in der er sich wohl-

fühlte. Die Beamten selbst pflegten in Oesterreich von der Regierungsmaschinerie zu sprechen, und wenn sie auch die Stütze des Thrones waren und es bleiben wollten, waren sie doch weit entfernt, sich dabei zu amüsieren. Das kleinliche Misstrauen des Kaisers liess keine selbständige Entscheidung zu, auch das geringste Geschäft lief von ihm durch alle Stellen und wieder zu ihm zurück, wodurch der Gang der Maschine schwerfällig und nicht einmal schnelle Erledigung erzielt wurde. Nach dem Urteil eines hohen, treu dynastisch gesinnten Beamten war das Charakteristische des österreichischen Staatswesens, dass nur verwaltet, nicht regiert wurde; in dieser autokratischen Monarchie war also das Ideal der kommunistischen Systeme erreicht. Das Oesterreich des guten Kaisers Franz war ein träger Körper, der leidlich atmete und verdaute, aber keine persönlichen Impulse empfing oder gab und wie ein blindes Pferd im Karussel ziellos im Kreise herumging. Als nach dem Tode des Kaisers im Jahre 1836 sein schwachsinniger Neffe zur Regierung kam, blieben noch mehr Geschäfte als sonst unerledigt und frischere Bewegung wurde dringendes, nicht nur gemütliches, sondern auch praktisches Bedürfnis. Da glaubte der Adel die Stunde gekommen, wo er sein an die Beamten verlorenes Recht wiedergewinnen könne. Kaiser Joseph II. hatte die Stände, in denen hauptsächlich der Adel vertreten war, aufgehoben, sein Bruder Leopold hatte sie wiederhergestellt, ohne dass sie Einfluss hätten ausüben können. Ihre einstige Macht war ganz auf die Bürokratie übergegangen, die nicht dem Adel allein, sondern auch den Bürgerlichen, ja sogar vorzugsweise diesen vorbehalten war, da es dem Kaiser nur darauf ankam, taugliche Werkzeuge zu bekommen. Mit Ausnahme einiger Familien der hohen Aristokratie, die dem Throne nahestanden, hasste deshalb der Adel die Beamtenschaft mit empfindlichem, rachsüchtigem Hasse, der ebenso vergolten wurde.

Im Jahre 1841 veröffentlichte der Freiherr Viktor von Andrian-Warburg ein Büchlein unter dem Titel

«Oesterreich und dessen Zukunft», das durch scharfes Gewürz des Hasses und Hohnes noch dem heutigen Leser stellenweise schmackhaft ist. Nach ihm ist das Leben und die Aussicht des Beamten ohne «Zweck, ohne Tendenz, ohne inneres Leben, sine ira et studio, als ein wahres Jammerbild der Beschränktheit, von einer Kanzleistube in die andere zu roulieren, seinen Geist unter die elenden Lappalien zu krümmen, aus denen sich der bei weitem grösste Teil des Administrations-Schlendrians zusammensetzt, und endlich, wenn er lange lebt, vom Glücke begünstigt ist, und zu einer jener wenigen privilegierten Familien gehört, als altersgrauer Mann irgendwo Gouverneur oder Präsident zu werden, um dann mit dem Bewusstsein ins Grab zu steigen, während seines ganzen, langen Polypenlebens auch nicht eine nützliche, einflussreiche, wahrhaft wohltätige Handlung vollbracht zu haben, welche er sein nennen und mit Selbstgefühl auf seine Nachkommen vererben könnte». Denn, so etwa fährt Andrian fort, nicht einmal diese elende Bürokratie, am wenigsten der Kaiser, ist die herrschende Macht in Oesterreich, sondern die Gewohnheit, das Hergebrachte, die alltägliche, unwiderstehliche Macht der Routine. Die eisernen Schranken, die sie errichtet, überspringt der kühnste Ehrgeiz, der stärkste Einfluss nicht: «jedes neugeborenen Oesterreichers zukünftige Geschichte und Fata könnte man ihm an der Wiege mit historischer Genauigkeit schreiben.» Ja, fast möchte man die hochmütigen und doch so bettelhaften Beamten bemitleiden, die nach sechzehnjährigem Schneckengang eines vorgeschriebenen Studiums, wo der Geist und das Gemüt, das sie etwa hatten, verkrüppelt und erwürgt wurde, in eine dumpfe Kanzleistube übergehen, wo sich der morsche Faden ihres Lebens langsam abwickelt, bis der Tod die Maschine anhält.

Der Pest, dem Krebs, dem Fluch der Zentralisation, vertreten durch die Bürokratie, stellt Andrian die Stände und die freie, selbständige Gemeinde gegenüber als die wahre Grundlage germanischer Freiheit. Die Stände waren im wesentlichen das Organ der Aristo-

kratie, die, wenn auch jetzt verarmt und beiseitegeschoben, in seinen Augen ein wichtiges Glied des Staates war, weil sie ihm neben dem ohnehin immer mehr zunehmenden materiellen Interesse eine geistige Macht gewährleiste: Nationalstolz, Selbstgefühl, heilig gehaltene grosse Erinnerungen, Tatendrang und Ruhmsucht. Eine Macht von vorgestern, sagte er, habe die aus uralter germanischer Anschauung hervorgegangenen aus ihrer Stellung zwischen der Monarchie und dem Volke verdrängt, die Jahrhunderte hindurch alle Gesetze bestätigt hätten, zu jedem Opfer bereit gewesen wären, wenn das Reich in Not gewesen sei. Die Achtung der Monarchie vor den alten Vertretungskörpern, vor geschlossenen Verträgen, sei so gross gewesen, dass Ferdinand II., der nach der Schlacht am Weissen Berge, im Jahre 1620, alle ständischen Rechte in Böhmen und Mähren aufgehoben und das Blut des Adels in Strömen habe fliessen lassen, doch nach einiger Zeit diese Rechte teilweise wiederhergestellt habe. Es waren, nachdem Leopold die durch Joseph II. aufgehobenen Rechte der Stände erneuert hatte, ihnen im allgemeinen geblieben: das Recht, die Steuern und Abgaben von Jahr zu Jahr zu bewilligen, zu verteilen und auszuheben, das Recht des Beirats in allen das Land betreffenden Gesetzen, das Recht der inneren Verwaltung des Landes, das Recht, in Zivil- und Kriminalsachen von seinesgleichen gerichtet zu werden, das Recht der Aufnahme von Individuen, Familien und Korporationen in die Stände, das Recht, auch ohne Genehmigung der Regierung von ihrem Landmarschall versammelt zu werden, das Recht, mit dem Landesherrn unmittelbar zu verhandeln, das Petitionsrecht. Alle diese Rechte aber waren während der letzten Jahrzehnte unbeachtet geblieben, geschmälert, durchbrochen, auch gänzlich beiseite geschoben.

Gleichsam als Antwort auf die Schrift des Freiherrn von Andrian rührten sich die Stände zu frischem Leben, ganz besonders die von Nieder-Oesterreich, Böhmen und Mähren. Graf Montecuccoli, Landmarschall der niederösterreichischen Stände, übernahm die Füh-

rung dieser konservativ-revolutionären Bewegung in Wien. Eine Reihe folgenschwerer Anträge gingen von ihm aus: auf Ablösung der bäuerlichen Lasten, auf eine den modernen Verhältnissen angemessene Vertretung der Bürgerschaft in den Ständen, auf Einführung einer allgemeinen Einkommensteuer zur Entlastung des Proletariats, auf Abschaffung des Lotteriewesens; aber niemals wurde ihnen von der Regierung eine Antwort zuteil. Man wies sie nicht laut ab, tadelte sie nicht, geräuschlos liess man ihre genau begründeten, sorgsam ausgeführten Anträge verschwinden, geschweige, dass man sie ihrem Rechte gemäss persönlich zum Throne zugelassen hätte. Damit begnügte sich die «um ihre Fleischtöpfe besorgte» Bürokratie nicht: während sie die volksfreundlichen Anträge der Stände mit Schweigen begrub, verleumdete sie sie als eine nur auf Erhaltung ihrer Sonderrechte bedachte, egoistische Kaste und verstärkte dadurch das Vorurteil der unteren Klassen gegen den Adel.

Tatsächlich sah der Adel ein, dass die Stände in ihrer alten Zusammensetzung den Forderungen der neuen Zeit nicht genügten, und suchte namentlich das Bürgertum, das sowohl über das Geld wie über die Intelligenz verfügte, für sich zu gewinnen. Aristokratie, Intelligenz und Gemeindefreiheit, dies war das Motto, unter dem einzig, nach Andrians Meinung, der Sieg erhofft werden könne. Der gemeinsame Feind aller war die Bürokratie, die durch keine Entrüstung, keine Herausforderung und nicht durch das Sausen des näher und näher drohenden Sturmes, das Krachen des morschen Staatsgebäudes, sich aus ihrer ledernen Sicherheit, aus ihrem sinnlosen Kreislauf aufstören liess. Seit Stein waren trotz der allgemeinen Opposition gegen die Bürokraten so schneidende Anklagen nicht erhoben worden; auch hatte Andrian offenbar an diesem grossen Vorgänger sich gestärkt. «Gibt es denn,» ruft er in seinem Buche aus, «über den Beamten keinen Staatsmann? Ist kein Stein da?»

Friedrich Wilhelm IV.

Immer knüpfen sich Hoffnungen an den Thronfolger, der, nicht selbst handelnd, beobachten kann, was sein Vater vernachlässigt oder übertreibt und unwillkürlich zu verstehen gibt, dass er einst ausgleichen wird. In diesem Falle hatten die Unzufriedenen besonders Ursache, einen Umschwung zu erwarten, weil der Sohn so durchaus verschieden vom Vater war. Aeusserlich stand er dem alten König nach, dessen soldatische Erscheinung die Berliner entzückte; Friedrich Wilhelm IV. war dick, eher einem kleinstädtischen Rentier als einem Fürsten ähnlich, nur im Gang hatte er etwas Elegantes. Was ihn äusserlich auszeichnete, war eine hohe, schöngeformte Stirn und der hohe Schädel, der ein Anzeichen von Religiösität sein soll. Das Militärwesen liebte er nicht, vielmehr zog er Vertreter der Wissenschaft, Literatur und Kunst heran, mit denen er sich geistreich unterhalten konnte. Er war nicht nur in den Augen der Schranzen, sondern in der Tat witzig und liess seinen Witz gern an den schwachen Punkten der väterlichen Regierung aus, was diejenigen, die auf einen gänzlichen Bruch mit der Vergangenheit hofften, als günstiges Zeichen auslegten. Man wusste, dass er die Härte gegen die Burschenschafter missbilligte, dass er das Verfahren gegen Arndt und manche andere beklagte; er pflegte zu sagen, dass er die Liebe für Deutschland von seiner einer Heiligen gleich verehrten Mutter ererbt habe. Es lag nah, ihn in seinem Verhältnis zum Vater mit Friedrich dem Grossen und dem Soldatenkönig, Friedrich Wilhelm I., zu vergleichen, was der Umstand zu bekräftigen schien, dass er den Thron gerade 100 Jahre nach dem Regierungsantritt seines berühmten Ahnen bestieg. Mit Friedrich dem Grossen verglichen zu werden, fand er in der Ordnung, ohne dass er sich dadurch zu einer bestimmten Richtung verpflichtet gefühlt hätte; überhaupt kostete er den Vorteil seiner langwährenden Kronprinzenrolle aus, die ihm gestattete, was er so gern tat, zu spielen. Wäre

er immer Kronprinz geblieben, würde er den Ruf eines liebenswürdigen, phantasievollen, geistvollen, das Beste wollenden Fürsten hinterlassen haben, der wie ein Genius mit dem Füllhorn nur auf den Augenblick wartete, sein Volk zu beglücken. Von einem König erwartet man Taten, eine sichtbare Fahne, der man folgen kann; von Friedrich Wilhelm IV. kamen immer nur Worte, die einander widersprachen, und Ansätze zu Taten, die sich gegenseitig aufhoben.

Man versteht diese schlüpfrige Seele am besten, wenn man daran denkt, dass der König in Geisteskrankheit endete; man versteht auch die Krankheit besser, wenn man sein Wesen und Verhalten von Anfang an verfolgt. Dauerndes Selbstbelügen muss zu geistiger Erkrankung führen oder ist schon Symptom einer krankhaften Verfassung; vielleicht können es nur solche Menschen tun, in deren Bewusstsein eine Spaltung ist oder denen eine Leere in der Person das Spielen von Rollen nahelegt. Die glücklichsten Augenblicke waren für Friedrich Wilhelm IV., wenn er sich in pathetischer Rede vor dem Volke darstellen konnte; es drängte ihn, eine Bühne zu betreten, wo er effektvoll agieren und Beifall und Kränze ernten konnte. Vom Schauspieler unterschied ihn, dass dieser wieder er selbst ist, wenn der letzte Akt des Stückes gespielt ist; für Friedrich Wilhelm fiel der Vorhang nie, es gab für ihn keine Trennung zwischen seinen Rollen und seinem Selbst. Das überschwängliche Gefühl, das er in Reden und Briefen ausströmte, die Grundsätze, die er feierlich verkündete, waren ihm nur ein für den Augenblick dienendes Requisit wie Schminke und Perücke; was aber darunter war, wusste niemand und kaum er selbst, denn er war nie ganz abgeschminkt und nie ganz ohne Perücke. Er erschien weich und für jeden Einfluss empfänglich; aber auch seine geschätztesten Freunde und Berater wurden inne, dass er wohl im Augenblick nachgab, aber in Wirklichkeit nicht um Haaresbreite von einer einmal gefassten Meinung abwich. Trotz der Verschwommenheit seines Wesens nämlich, war er eindeutig und unerschütterlich in seinem Willen, um jeden

Preis die absolute Macht zu behalten, und in seiner Ueberzeugung, allen überlegen zu sein, die so mit ihm verwachsen war, dass man sie Grössenwahn nennen kann. Der Nebel des Wahns umhüllte ihn und schied ihn von den Menschen; er hätte eine tragische Erscheinung sein können, wenn ein einziger Zug echter Grösse seine Feigheit und Unwahrhaftigkeit durchdrungen und überglänzt hätte. Indessen gehört es zu dem widerspruchsvollen Wesen Friedrich Wilhelms IV., dass auch das Gegenteil von allem diesem in seinem Wesen begründet war. Er war feige, und doch setzte er sich aus, er war unwahr und doch leicht zu durchschauen. Wenn er mit dem Leben und mit den Menschen spielte, so spielte er ehrlich, aus verträumter Kindlichkeit heraus. Ueberhaupt war er bis zur Kindlichkeit menschlich und gab sich dadurch mehr preis, als ein Hochstehender und ein so gearteter wagen darf, was er wiederum tat im Vertrauen auf seine gottähnliche Stellung, auf seinen Geist und seine allgemeine Ueberlegenheit. Er hatte ein wahrhaftes, kindliches Bedürfnis, mit seinem Gott, seinen Freunden, seinem Volke einig zu sein, wenn das auch im tiefsten Grunde das Bewusstsein innerer Unsicherheit war, und wenn er auch seinem Gott, seinen Freunden, seinem Volke sich an Einsicht überlegen fühlte. Im Umgang war er einfach, menschlich, liebenswürdig, reich an Einfällen, er konnte hinreissend wirken; dann wieder befremdete seine Umgebung eine Gleichgültigkeit oder Kälte, die ihr die Empfindung gab, als habe sie kein Dasein für ihn. Wenn er keinen Anstand nahm, andere zu kränken, so liess er sich wiederum viel gefallen; er war zu weich und zu liebebedürftig, um nicht gern zu verzeihen, wenn er nur sicher war, der Herr zu bleiben.

Von entscheidender Bedeutung wurde für den Kronprinzen ein Buch, das im Jahre 1818 zu erscheinen begann: Hallers Restauration der Staatswissenschaften. Zur Zeit, als die Revolution und Napoleon das Abendland umgestalteten, lebte in Bern ein Nachkomme des berühmten Albrecht von Haller und sah den Untergang der alten heroischen Stadtrepublik, deren Sohn er war,

mit Trauer. Indem er über die Grundsätze nachdachte, die von Frankreich aus verbreitet wurden, und denen zuliebe Träger einer langen und grossartigen Geschichte gestürzt worden waren, wurden ihm allmählich die wesentlichen Unterschiede zwischen den Einrichtungen des mittelalterlichen und des modernen Lebens klar. Damals war der Charakter des Mittelalters so gut wie vergessen, teils weil die Philosophie des 18. Jahrhunderts, ihm entgegengesetzt, allgemeingültig geworden war, teils weil die mittelalterlichen Einrichtungen, soweit sie noch bestanden, durch Missbrauch verdorben oder mit neueren durchsetzt und dadurch entstellt waren. Der Einblick in ein gewaltiges organisches Gewächs, wie es das heilige römische Reich deutscher Nation gewesen war, erfüllte Haller mit Bewunderung, mit Andacht; das moderne System, das das Gepräge menschlicher Begriffsbildung, künstlicher Konstruktion trägt, erschien ihm im Gegensatz dazu nicht nur fehlerhaft, sondern satanisch.

Das wesentlich Unterscheidende des mittelalterlichen Reiches war, dass Staat und Gesellschaft nichts Getrenntes waren, sondern zusammenfielen, so dass es einen Staat im modernen Sinne überhaupt nicht gab; es gab nur private Beziehungen, die aber zugleich für das Allgemeine bestimmend waren. Auch darin ist der Charakter des Mittelalters ausgeprägt, dass das Leben am Gegenständlichen haftete, dass das Allgemeine im Einzelfalle begriffen wurde. Der Fürst, so definierte Haller, war nur insofern von den übrigen Menschen verschieden, als er mächtiger war als sie, woraus sich allerlei Abhängigkeitsverhältnisse bildeten, die durch freiwillige Verträge festgelegt wurden. Die Grenze seiner Macht war nach oben der Wille Gottes, nach unten das Recht der Untertanen. Die Beamten, die er ernannte, hatten seine Angelegenheiten zu bestellen, nicht die der Untertanen, die ihn gar nichts angingen; ihre Beziehungen untereinander waren ihre Sache, die sie selbst regelten. Seine Ausgaben musste er aus seinem Privatbesitz, seinen Domänen bestreiten, er hatte kein Recht, seine Untertanen zu besteuern, noch auch Kriegsdienste von

ihnen zu verlangen; was in dieser Beziehung geleistet wurde, war aus freien Stücken, auf seine Bitte hin bewilligt. Es ist ein Uebel und ein Unrecht, wenn sich fürstliche Beamten in Privatangelegenheiten mischen, alles regieren und reglementieren wollen, es sollten vielmehr möglichst wenig Gesetze gegeben werden. «Alles geht gut, wenn der Fürst seine Sachen regiert und andere die ihrigen regieren lässt und wo es nötig ist, jedem zu seinem Rechte verhilft.» Schulen, Waisenhäuser, Spitäler sollten durch Städte, Korporationen, Privatpersonen eingerichtet und regiert werden, wie es in den schweizerischen Stadtrepubliken und früher in den Städten des Reichs üblich gewesen war; sie würden es besser machen als der Fürst. Religion und Wissenschaft sollten unabhängig von ihm sein, die Universitäten selbständige Korporationen, als welche sie gegründet waren und lange bestanden.

Das mittelalterliche Wesen war nach Hallers Auffassung zerstört worden durch die Philosophie, welche den Begriff der Volkssouveränität erfunden und die Fürstengewalt als ein Amt aufgefasst habe, die dem Fürsten vom Volke übertragen sei, damit er sie zum Wohle desselben ausübe. Es sei der Fehler der Fürsten des 18. Jahrhunderts gewesen, der sogenannten aufgeklärten Despoten, dass sie sich von der Philosophie hätten umgarnen lassen und aus Herrschsucht ihre Grundsätze sich angeeignet hätten; gestützt nämlich auf die Behauptung, dass sie die Interessen des Volkes verträten, hätten sie alles an sich reissen können, was bisher das Volk selbst getan hätte, es bevormunden, ihm Gesetze geben, es ausbeuten. Das sogenannte Volkswohl wurde zum Deckmantel des Eigennutzes und der Ungerechtigkeit; waren die Fürsten Beamte, denen ihre Macht vom Volk übertragen war, so wurden ihre Kriege Volkskriege, ihre Schulden Nationalschulden, ihre Bedürfnisse Staatsbedürfnisse. Willkürliche Auflagen, erzwungene Dienste aller Art, liessen sich aus der Idee des Gemeinwesens, der Volkssouveränität ableiten, Privatrechte und Rechte der Korporationen galten nichts mehr, wo alles auf das Interesse des Volkes ankam.

«Das ist die Schlangenstimme, mit welcher man leichtgläubige Fürsten verführt und in den Abgrund gezogen hat.» Auch den Beamten, obwohl er ihre Vielregiererei missbilligte, gestand er mehr Selbständigkeit neben dem Fürsten zu, als sie besassen. Die Lehre Montesquieus von der Teilung der Gewalten nannte er verderblich für die Kraft der Persönlichkeit. Er nannte sie ein fabrikmässiges Spaltungssystem, wonach niemand mehr verschiedenartige Geschäfte nebeneinander betreiben dürfe. Der Beamtenstand komme dadurch um seine Ehre, die auf einem gewissen Anteil an der Macht des Fürsten beruhe, und als maschinenmässige Zersplitterung der Geschäfte beraube sie der Einsicht und Umsicht, der Fähigkeit, ein wichtiges Geschäft in seinen verschiedenen Beziehungen zu betrachten.

Man konnte nach diesen Feststellungen erwarten, Haller werde als Tribun für das entrechtete Volk auftreten; aber anstatt die Fürsten zu bekämpfen, die den von ihm bewunderten Gott-Naturbau des Mittelalters untergraben hatten, machte er sich zu ihrem Fürsprecher und behandelte sie, als wären sie nicht die Träger der Zentralisation, der modernen Staatsidee, sondern die Träger des mittelalterlichen Gesellschaftsstaates. Er ging darüber hinweg, dass es Keime der modernen Staatsidee schon im Mittelalter gab, die sich namentlich in den städtischen Republiken entfalteten, die aber auch darin lagen, dass die Fürsten nicht nur Grundherren, sondern auch Landesherren waren, als welche sie Inhaber einer Macht waren, die ihnen vom Kaiser übertragen war. Die Oberhoheit des Kaisers ertrugen sie stets ungern; seit dem 15. Jahrhundert strebten sie bewusst und planvoll danach, sich von ihr zu befreien und zugleich alle Rechte der Untertanen in ihre Hand zu bringen. Wollte Haller das mittelalterliche Fürstentum charakterisieren, so musste er es als dem Kaiser unterworfen schildern; unaufrichtigerweise aber stellte er die Souveränität, die sich die Fürsten erkämpft und erschlichen, die ihnen durch äussere Ereignisse zugefallen war, als zum Wesen des Fürstentums gehörig hin. Es ist nicht wahr, dass sie nur Gott über

sich hatten, sondern sie hatten den Kaiser über sich, wenigstens insofern sie Landesherren waren, und nicht einmal der Kaiser war ganz unabhängig, da er absetzbar war. Während Haller das Mittelalter anpries, wollte er das Bestehende, das im Gegensatz zum Mittelalterlichen entstanden war, erhalten wissen. Er nannte die Fürsten seiner Lehre gemäss mächtige Herren, denen sich Schwächere freiwillig angeschlossen hätten; aber er gestand ihnen zugleich die gesamte Machtfülle zu, die sie ihrer natürlichen Macht mittels falscher philosophischer Ideen hinzugefügt hatten. So wie sie sich entwickelt hatten, unbeschränkte Inhaber der Staatsgewalt, so sollten sie bleiben, ohne aber den ihnen gefährlichen Folgerungen aus den modernen Theorien ausgesetzt zu sein, auf denen ihre Gewalt aufgebaut war. Die Idee der Volkssouveränität war nach Haller verwerflich, teuflisch, das Fürstentum war kein Amt, der Fürst nicht der erste Diener des Staates; aber der Machtzuwachs, der ihm aus diesen Begriffen geflossen war, sollte ihm verbleiben. Zwar setzte Haller voraus, dass der Fürst die Stände versammle; aber sie sollten nicht ihre alten, oft sehr beträchtlichen Rechte haben, wodurch sie den Fürsten etwa sogar in Abhängigkeit von sich bringen konnten, sondern sie sollten nur beraten dürfen und ihre Einberufung sollte vom Fürsten abhängen. In dieser Form hätten sie noch etwas bedeuten können in einer Zeit, wo der Fürst nur seine eigenen Angelegenheiten besorgte und die Untertanen für die ihren sorgen liess, wo er aus seinem Eigenen lebte, keine Steuern, keinen Kriegsdienst verlangen durfte, nicht aber in der Zeit der Zentralisation und des Absolutismus. Haller konnte nicht gut anders, als den Untertanen das Recht der Selbsthilfe zuzugestehen, wonach sie unrechtmässiger Gewalt des Fürsten mit Recht Gewalt entgegensetzen dürften; aber er tat es ungern und verstohlen und empfahl vielmehr gegen unerträglichen Despotismus das Recht der Auswanderung. Wenn er über die Fürsten, seit es keinen Kaiser mehr gebe, nur Gott stellte als einzige Macht, der sie verantwortlich wären, so hätte er mindestens

die Glaubensstärke des Mittelalters und die Unabhängigkeit, das Ansehen und die Widerstandskraft der Kirche wieder beleben müssen. Niemals zog er daraus, dass er die Herrschaft nur auf private Macht gründete, und dass er keine anderen als erworbene Privatrechte anerkannte, den Schluss, dass es jedem, wenn er sich nur mächtig genug fühlte, freistehen müsse, die seiner Macht entsprechenden Rechte zu erwerben. Die Natur wolle, sagte er, dass der Mächtigste herrsche, dass der Schwächere sich ihm unterwerfe, um Schutz von ihm zu empfangen. Einst hatte der Besitz grosser Güter mächtig gemacht; wenn nun der Besitzer von Fabriken von Geld mächtig wurde, könnte es dahin kommen, dass der Fürst zu dessen Gunsten abdanken müsste. Derartige Betrachtungen stellte Haller nicht an. Es kam ihm darauf an, die bestehende Macht zu stützen und das Eindringen demokratischer Ideen und Einrichtungen zurückzuweisen; ihnen stellte er die volkstümliche Freiheit des Mittelalters entgegen, die, wie verschieden immer von ihnen, doch in ihren Folgen eher mit ihnen übereinstimmen konnte, als der fürstliche Absolutismus.

Der wunderliche und widerwärtige Mischmasch, den Haller gebraut hatte, machte, dass der Freiherr vom Stein, den das Buch in mancher Hinsicht sympathisch hätte berühren müssen, es mit einer souveränen Geste ablehnte, als man ihm davon erzählte. Es ist mit die Ursache geworden, dass sich eine ganz verkehrte Auffassung des Mittelalters in Deutschland einbürgerte, als sei es gleichbedeutend mit dem herrschenden Absolutismus, einschliesslich gewisser feudalistischer Einrichtungen, die sich als Trümmer darin erhalten hatten. Kaum jemals ist eine grosse, ruhmreiche Epoche so vollständig verschüttet und vergessen worden, wie das Mittelalter; die siegenden Fürsten stampften es ein und setzten ihre prunkvollen Residenzen über den kostbaren Schutt. Was das Volk davon wusste, waren bunte Aeusserlichkeiten, wie sie bei den Romantikern figurierten, und gewisse Einrichtungen, die, durch den Einfluss der neueren Zeit verfälscht, sich nur als demütigender Druck bemerkbar machten, wie die Erbunter-

tänigkeit und die Patrimonialgerichtsbarkeit. Das Hallersche Buch, er nannte es «Restauration der Staatswissenschaften oder Theorie des natürlich-geselligen Zustandes .... der Chimäre des künstlich-bürgerlichen entgegengesetzt», klärte infolge seiner Eigentümlichkeit die Auffassung des Mittelalters nicht, sondern verwirrte sie noch mehr; man nannte es schlechtweg Feudalismus und verstand darunter jeden Druck, unter dem man litt.

Vielleicht war es gerade das Zweideutige, das Hysterische, das Verschwommene des Hallerschen Buches, was Friedrich Wilhelm, den damaligen Kronprinzen, anzog und fesselte. Er eignete sich seinen Inhalt an und machte ihn zur Richtschnur seiner Regierung. Während seines ganzen Lebens konnte man in seinen Aeusserungen Hallersche Ideen, Sätze und Ausdrücke anklingen hören. Er zog sich hauptsächlich das heraus, dass er ein mächtiger Herr sei, der niemand über sich habe als Gott, nur Gott über seine Handlungen Rechenschaft schuldig sei, dass er etwas Gottgefälliges tue, wenn er den Wunsch seiner Untertanen nach Verfassung abweise, weil eine Verfassung Menschenwerk sei, worin die menschliche Natur sich nicht entfalten könne. Anstatt dessen wollte er Stände versammeln, durch die Adel, Städte und Bauern vertreten wären, die aber beileibe nicht die weitgehenden Rechte haben durften, die sie im Mittelalter besassen, und die zu vernichten seine Vorfahren sich so sehr hatten angelegen sein lassen. Ebenso hatte er eine Vorliebe für die Zünfte und ihre Embleme, nicht aber für ihre einstigen politischen Rechte; für die Städte und ihre Denkmäler, nicht aber für die Unabhängigkeit und Macht, durch die sie einst neben, ja, über den Fürsten gestanden hatten. Er sprach viel vom freien Fürsten und freiem Volk als von seinem Ideal und von der Selbstverwaltung als dem eigentlichen Wesen der Freiheit; aber tatsächlich wirkte jede Aeusserung ungeregelten und ungehemmten Volkslebens wie gefährliche Unbotmässigkeit auf ihn, gegen die die Polizei einschreiten musste. Am ehesten hätte er der Kirche eine gewisse

Unabhängigkeit gegönnt, aber doch nur auf eine solche Art, dass seine Herrscherstellung dabei unangetastet bliebe. Kurz, er wünschte von ganzem Herzen das gesamte Mittelalter wieder einzuführen, nachdem er es mit dem Gepräge des Absolutismus versehen hätte. Als Grundlage seines Systems sah er christliche Frömmigkeit an, wie er glaubte, dass sie zum Mittelalter gehöre, und die sich anzueignen ihm keine Schwierigkeit machte. Dass das Frömmeln nicht friderizianisch war, störte ihn nicht; hin und wieder liess er einen Faden Freigeisterei in das pietistische Gewebe einlaufen. Sehr bald breitete sich der Phrasenschatz der Erweckten am Hofe aus: man gewann sein Vertrauen und seine Gunst, wenn man häufig vom Wandel vor dem Herrn, vom Sünderbewusstsein, von Demut und Reue vor Gott sprach. Gerade unter den Offizieren waren solche, die nicht aus Interesse oder Mode, sondern ehrlich darauf eingingen, teils weil sie wirklich gläubig waren, teils weil sie es als Teil ihrer Vasallenpflicht ansahen, zu glauben, was der Herr glaubte, zu tun, was er vorschrieb. Den Hofdienst als mittelalterliche Gefolgschaft aufzufassen, war ihnen sehr sympathisch.

Die laute Bekennerfreude, das Beten und Gottanrufen, nahm sich in der skeptischen Gegenwart wunderlich aus und erweckte dem König gerade in Berlin Kritik und Gegnerschaft. Den alten Alexander von Humboldt, der als Atheist galt, konnte man als Haupt der Gegner betrachten; allein er sowohl wie der König waren klug genug, trotzdem im besten Einvernehmen zu bleiben. Geist und Ruhm imponierten dem König und er liess es sich angelegen sein, das Talent und den Geist für sich zu gewinnen; er hasste sie, wenn sie sich ihm widersetzten.

Bunsen

Die feindselig-verächtlichen Worte, die Schopenhauer über den seichten Optimismus des Christentums gesprochen hat, treffen dieses nicht, wohl aber die Abart

des Christentums, das sich in der Zeit der Heiligen Allianz, namentlich von Berlin ausgehend, verbreitet hatte. Das Christentum der Bibel ist eine tieftragische Weltanschauung; denn es geht von der Voraussetzung aus, dass die Welt, das heisst also der ganze Lebenskreis des Menschen, soweit er von Menschen gemacht ist und von Menschen abhängt, unter der Herrschaft des Bösen unwiderruflich steht. Die Welt, dasjenige Reich, in welchem, wie Luther es ausdrückt, der Stärkere den Schwächeren in den Sack steckt, in dem Macht vor Recht geht, kann und soll nach christlicher Auffassung vom Christen, der im Gottesreich seine Heimat hat, bekämpft werden; aber er wird weder ihr Wesen ändern, noch sie ausrotten. Der Feind der Welt, der Teufel, ist eine übermenschliche Macht, die Gott zulässt, die also in die göttlich-menschliche Ordnung hineingehört; die Welt ist, wieder nach Luthers Ausdruck, Gott zur linken Hand angetraut. Damit hängt die ebenso tragische Auffassung von der dem Menschen anhaftenden Erbsünde, der Selbstsucht, zusammen, einer Sünde, für die der Einzelne nicht verantwortlich zu machen ist, und die ihm doch, als einem Gliede der Menschheit, als Schuld angerechnet wird. So herbe ist die christliche Weltanschauung, dass nach ihr dem Christen nicht einmal erlaubt ist, die Welt, in der er leidet, zu verlassen; er soll in ihr leben und das Böse bekämpfen, einen Kampf bestehen, in dem er der Schwächere sein muss, da seine Waffe nicht das Schwert ist, sondern das Wort, das Beispiel, die gute Tat.

Für diese Weltanschauung war den Menschen des neunzehnten Jahrhunderts das Verständnis verloren gegangen, am allermeisten denen, die sich für die wahren Gläubigen hielten. Die Gläubigkeit, die die jungen Männer im Befreiungskriege ergriff, war echt; das grosse Erlebnis gemeinsamer Opferwilligkeit, das Schwinden der Gesichtspunkte des weltlichen Lebens, erfüllte ihre Herzen mit dem Glanze des Ueberirdischen, mit dem Glauben an eine Macht, die alles Erdendasein mit unergründlicher Vernunft umfasst. In der frommen Gesellschaft, in der der Kronprinz und seine Freunde,

die Brüder Gerlach und Radowitz, sich bevorzugten, wurde die heroische, die furchtbare Lehre Christi eingeweicht und zu einem süsslichen Wortbrei verkaut. Sie führten zwar mit Vorliebe biblische Sprüche an, begriffen aber die unerbittliche Härte vieler Aussprüche Christi nicht und nicht den Gegensatz von Welt- und Gottesreich, auf dem die christliche Anschauung beruht; denn um Erhaltung der Welt war es ihnen eigentlich zu tun, während sie für die Erhaltung der christlichen Obrigkeit zu kämpfen vorgaben. Sie setzten das absolute Königtum des preussischen Königs, die Herrschaft des Adels über den Bauer, die bäuerliche Hörigkeit, das Anrecht des Adels auf die obersten Stellen im Heere, die Armut der Armen, das Elend der Arbeiter mit der göttlichen Ordnung gleich, und in ihren Augen wäre das Gottesreich auf Erden stabilisiert gewesen, wenn es nicht eine Rotte von Bösewichtern gegeben hätte, die eine Verfassung wollten. Gemeinschaftliches Bibellesen, Verteilen von Bibeln unter das Volk, häufiger Kirchenbesuch, beflissener Umgang mit Pastoren, das waren die Taten, mit denen die Hofchristen Christum bekannt zu haben glaubten, damit er sie wieder bekenne vor seinem himmlischen Vater. Den wunderbaren Zusammenhang, in dem die grossen Gläubigen zu ihrem Gott stehen, den sie gegenwärtig in ihrer Brust fühlen, äfften sie nach, indem sie den Namen Gottes beständig im Munde führten und durch alle Nichtigkeiten des täglichen Lebens schleiften.

Der weltliche Charakter dieser Gottergebenheit musste jedem ehrlichen Menschen peinlich auffallen; aber sie war doch nur eine Abart der allgemeinen Auffassung vom Christentum, die sich seit dem Ausgang des Mittelalters verbreitet hatte. Der Mensch war nicht mehr in jener Welt heimisch, es gab kein Drüben mehr, es gab nur noch die Erdenwelt; mit dem Schwinden aber des Himmels über der Erde, mit der zu Recht bestehenden Hingabe an die Welt und ihren Geist verlor das Christentum sein eigentliches Wesen, gab es im Grunde keines mehr. Es wurde wohl von Frömmlern und Bigotten vom Himmel und seinen Freuden geschwärmt, es gab auch in allen Schichten Einzelne,

die aufrichtige Sehnsucht nach einer Heimat über den Sternen hatten, aber im allgemeinen gab es ein unmittelbares Verhältnis zum Unsichtbaren nicht mehr. Sowohl in der religiösen Poesie, wie in der bildenden Kunst und in der Musik trat der seichte Charakter des gegensatzlosen Christentums zutage. Die Werke der sogenannten Nazarener, Overbecks, Veits und anderer, flache, aufgewärmte Machwerke, wurden von den Zeitgenossen als ergreifender Ausdruck christlicher Frömmigkeit empfunden. Der Christus von Thorwaldsen, ein junger Mann aus guter Familie, ein Kanzelredner, wie ihn vornehme Damen gern in ihren Zirkeln gesehen hätten, galt als ein Meisterwerk, die gefälligen, wohlklingenden Oratorien von Felix Mendelssohn wurden denen von Haendel an die Seite gestellt. Die Künstler, Dichter und Musiker haben sich schliesslich dadurch zu helfen gesucht, dass sie das Hässliche, Zerrissene, Zerhackte, Unvollkommene als Ideal ergriffen; seit das Himmlische mit dem Irdischen zusammenfiel, hatte das Schöne und Edle einen Seifen- und Butterglanz bekommen, der es mit Recht anrüchig machte.

Von den beiden intimsten Freunden des Königs war der eine, Christian Karl Josias Bunsen, aus einem ganz anderen, echteren Christentum erwachsen, als das aristokratische Kränzchen in Berlin aufbrachte. Er war der Sohn eines Kleinbürgers, der als Soldat in holländischem Dienst gestanden hatte und sich in Corbach im Fürstentum Waldeck, wo sein Vater Advokat gewesen war, zur Ruhe setzte Dort wurde ihm im Jahre 1791 sein einziger Sohn geboren. Er, der Vater, war nicht ohne Bildung, hauptsächlich aber durch Fertigkeit und Geschlossenheit des Charakters, durch gesunden Menschenverstand und schlichte, strenge Frömmigkeit ausgezeichnet. Er betrachtete das Leben als einen Feldzug im Dienste des göttlichen Kriegsherrn, wo man auf seinem Posten zu stehen und auszuharren habe, bis einem die Kräfte ausgingen. Brachte der Tag Gutes, so dankte man dem Herrn, brachte er Uebles, so dankte man ihm nicht minder; man nahm sich nicht heraus, seine Wege verstehen zu wollen, war aber überzeugt,

dass sie verehrungswürdig waren. Die Erziehung war streng und doch liebevoll; die Persönlichkeit des Vaters hat sich dem Sohne unauslöschlich eingeprägt, seine Aussprüche blieben ihm gegenwärtig und leiteten ihn, wie er sich zum Beispiel oft der gelegentlichen Mahnung erinnerte: Junge, was du auch im Leben anfangen mögest, ducke dich nie vor den Junkern! Wenn er auch durch Schicksal und Neigung in die Hofkreise geführt wurde, blieb er doch stolz darauf, ein Bürger zu sein. Seinen bescheidenen Ursprung suchte er nicht zu vertuschen, kokettierte auch nicht damit, sondern freute sich seiner; denn seine Familie stand ihm hoch und die Umgebung seiner Kindheit, die Lebensweise seiner Eltern erschien ihm auch in seiner späteren, gehobenen Lebenslage als etwas Schönes und Gutes, Vorbildliches. Als die Eltern gestorben waren, schrieb der Pfarrer des Ortes an den Rand des Kirchenbuches, wo der Vermerk des Todes stand, die Worte: homines probi. Es war wie eine Grabschrift — dann werden die Gerechten leuchten. Derartige Eintragungen in das Kirchenbuch waren sonst nicht Sitte; die Bravheit dieser Menschen muss so ausserordentlich gewesen sein, dass der Pfarrer unwillkürlich wünschte, etwas zu tun, damit man ihrer gedächte.

Der Sohn ging durchs Leben, wie wenn das Gebet dieser Eltern ihn trüge; man hat den Eindruck, dass alle, die mit ihm in Berührung kamen, seinen Stern fühlten. Sein Aeusseres schon gewann ihm die Herzen. Sein Wuchs war gross und stattlich, in den Gesichtszügen soll er Aehnlichkeit mit Napoleon gehabt haben, aber sicher nicht im Ausdruck; wenn etwas Beherrschendes von ihm ausging, so lag es in einer Art triumphierender Heiterkeit, die von ihm auf seine Umgebung überströmte. Seine Begabung und sein Fleiss sicherten ihm schnelle Fortschritte in der Schule und die Teilnahme seiner Lehrer; es wurde ihm ermöglicht, in Göttingen Philosophie zu studieren. Er besass Gesundheit und erstaunliche Arbeitskraft; während er sich vielseitig ausbildete und auszeichnete, erwarb er sich durch Unterricht einen Teil der Kosten seines Studiums. Die

Frömmigkeit, seines Elternhauses Lebensluft, war auf ihn übergegangen, aber mit etwas veränderter Färbung, die aus dem Optimismus seiner Natur entsprang und dadurch genährt wurde, dass ihm alles gelang, alles entgegenkam. Er fühlte sich in Gottes Hand, stellte alles Gott anheim, war aber auch überzeugt, dass Gott ihm nur wohltun könne. Es war nicht Redensart, wenn er sagte: warum soll ich sorgen? der Herr wird's wohl machen; aber sie wurde allmählich zu einer Zauberformel, von der er sicher war, dass sie nie versagte. Sein Optimismus war kolossal; er sah nirgends Schranken, weder für seine eigene Kraft, noch für Gottes Bereitwilligkeit, für ihn Wunder zu tun. Diese geistige und körperliche Verfassung zog die Menschen zu ihm hin, als hätten sie es besser in seiner Nähe. Ein reicher Amerikaner wählte ihn zu seinem Reisebegleiter nach Italien, Niebuhr, der preussische Geschäftsträger in Rom, wurde auf ihn aufmerksam und gab ihm Beschäftigung bei der Gesandtschaft, eine reiche Engländerin gab ihm mit Freuden die Hand ihrer Tochter. Als Friedrich Wilhelm III. mit seinem Sohne nach Rom kam, wurde Bunsen damit beauftragt, den Gästen die Stadt zu zeigen. Beim Mittagessen wollte der König zufällig etwas über Palestrina wissen, dessen Musik er gehört hatte, und da Niebuhr nicht sofort zu antworten wusste, gab Bunsen an seiner Stelle die gewünschte Auskunft. Der König setzte das Gespräch mit Bunsen fort, augenscheinlich hatte die Unbefangenheit des jungen Mannes dem stets befangenen König wohlgetan, seine Sonnenwärme das träge Herz angeglüht.

Er behielt ihn im Gedächtnis, liess ihn nach Berlin kommen, zeichnete ihn aus, dekorierte ihn mit seiner Gunst, dass der Hof den bürgerlichen Fremdling, wenn auch widerwillig, dulden musste, ihm sogar schmeichelte. Bunsen strebte nicht nach Stellen oder Einkünften, er war durch seine Frau unabhängig, hätte es auch durch seine Begabung sein können, und er wollte nicht scheinen, was er nicht war, und nichts sein, als der Liebling der Götter; es gab solcher nicht viele in der Umgebung Friedrich Wilhelms III. Für gewöhnlich

waren die bevorzugten Diener des Königs nicht auch die Freunde des Kronprinzen, Bunsen dagegen brachten Vater und Sohn dasselbe Gefühl entgegen. Die Wonne und das Verständnis, womit der Prinz Italien genoss, erhöhten den Reiz sorgloser Jugend, der ihn damals umgab. In dieser Lage und Stimmung passte er zu Bunsen; beide erwarteten eine Krone, fühlten sie schon über ihrem Haupte schweben.

Was König, Kronprinz und Bunsen besonders verband, war das Verhältnis zur Religion. Friedrich Wilhelm III. betrieb die Religion wie ein Handwerk, ernst und gewissenhaft, ähnlich wie er das Militärische behandelte. Er verstand etwas von Knöpfen, Kragen, Litzen, Paraden und Einteilungen, ebenso von Bäffchen, Talaren, Paragraphen und Katechismusfragen und der Aufmachung des Gottesdienstes, und auf diese Dinge hielt er grosse Stücke. Sein Hofbischof Eylert hörte mit unerschöpflicher Geduld seine theologischen Betrachtungen an, las und begutachtete seine Vorschläge, machte selbst welche und liess sich ihre Unbrauchbarkeit vom Könige beweisen. Die Geistlichen stiegen damals nicht in vorgeschriebener Amtstracht auf die Kanzel, sondern in Rock, Weste und Beinkleidern, wie es gerade gefiel oder passte. «Da steht,» sagte der König missbilligend, «an ein und demselben Altar ein Prediger in altmodischer, einer in modischer Kleidung. Das soll aber nicht sein. Beide sollen in ihrer Kleidung ankündigen, dass sie dasselbe Evangelium verkündigen. Ueberhaupt will mir die Kleidung nicht gefallen. Wir müssen auf die reformatorische Zeit zurückgehen. Vom nächsten Christfest an sollen alle Geistlichen im Amt Talar und Barett tragen.» Die Einheit war sein Ideal, mit Entrüstung nahm er wahr, dass nicht nur in der Tracht, sondern auch in der Liturgie Abweichungen herrschten. «Solchen Unfug kann, darf und werde ich nicht mehr ruhig mit ansehen. Es soll und muss anders werden.» Nachdem im Jahre 1816 eine neue, für alle verbindliche Liturgie erschienen war, kam das Bekenntnis an die Reihe. Die Geistlichen gerieten in grosse Aufregung und Empörung, als sie den Aufruf zur Einheit vernahmen,

aber ihr Sträuben bestärkte den König erst recht. «Dahin ist es also gekommen», sagte er. «Eine solche Divergenz darf nicht stattfinden. Werde nun von dem mir zustehenden Rechte Gebrauch machen.» Er entwarf selbst die Formulierung eines Bekenntnisses, in welchem lutherischer und reformierter Glaube nach seiner Meinung vereinigt waren, das aber den Beifall der Theologen nicht gewann. Trotzdem gaben die meisten gutwillig nach, so dass die Union verwirklicht werden konnte, einzig die Altlutheraner beharrten im Widerstande. Diese liebte er sowieso nicht, in Hinsicht auf den Geist des Bekenntnisses wollte er nicht auf die reformatorische Zeit zurückgehen, deren kriegerischer Sinn ihm so missfiel, dass er nicht von der protestantischen, sondern nur von der evangelischen Kirche zu sprechen pflegte. Während er bisher einen väterlichen Ton angeschlagen hatte, kehrte er nun den Herrn heraus und ging gegen die Widerspenstigen mit Strenge vor. In Bunsen fand er nicht ein so willfähriges Werkzeug wie im Hofbischof Eylert, aber dafür etwas, was auch ihm wertvoller war: er spürte in ihm die Frömmigkeit als einen lebendigen Quell, als eine Beziehung zum Göttlichen durch Naturfülle, und das war ihm eine Bestätigung dessen, was er entbehrte. An anderen wäre ihm das alles vielleicht gefährlich erschienen, nicht an Bunsen, der so offensichtlich kindlich war und das Leben mit glühenden Wangen wie ein Spiel trieb, in dem die Erwachsenen ihn gewinnen liessen. Trotz aller wissenschaftlichen Leistungen, aller Kenntnisse und Talente Bunsens, fühlte sich der König ihm überlegen wie der Mann dem Kinde, das ihn zugleich rührt, und das er behutsam anfasst. An ihm schätzte er das Freie und Grade, das Bunsen sich in allen Verhältnissen bewahrte; wo es seine Ueberzeugung galt, gab er nie nach und vertrat sie ohne Winkelzüge, wie er es denn ausdrücklich missbilligte, dass der König seine Liturgie ohne Zustimmung der kirchlichen Organe durchführte. Davon abgesehen, machte er mit, was er vorher schon aus eigenem Drange getan hatte; vertiefte sich in das Studium altitalienischer Kirchenmusik, sammelte geist-

liche Lieder, stellte ein Gesangbuch zusammen, um die verwässerten Aufklärungsgesänge zu verdrängen, die im Umlauf waren, und verfasste eine Liturgie für den evangelischen Gottesdienst in Rom. Man muss zugeben, dass durch seine Heirat mit einer willensstarken Engländerin schon eine Brücke zu der Religiosität des Königs geschlagen war; denn es war von der englischen Art etwas auf ihn übergegangen: das Kleben am Aeusserlichen, die breitspurige Gottergebenheit, das Beten und Kopfhängen nach dem Stundenplan. Vielleicht empfand er das Oede darin nicht, weil er seine eigene Lebendigkeit hineinmischte.

Seinem Wunsche gemäss, durfte Bunsen in Rom, wo er glücklich war, als Nachfolger Niebuhrs bleiben, der die Aufgabe gehabt hatte, ein Konkordat mit dem Papst abzuschliessen. Die katholischen Geistlichen waren gefährlichere Gegner als die protestantischen. Friedrich der Grosse hatte im Jahre 1777 durch energisch drohende Sprache erreicht, dass in der Frage der gemischten Ehen praktisch ein nachsichtiges Verfahren eingeschlagen wurde, während das Verbot derselben bestehen blieb. Die Kirche pflegte zu dispensieren, und hinsichtlich der Erziehung einigten sich die Parteien, gewöhnlich so, dass die Knaben dem Vater, die Mädchen der Mutter folgten. Dies gute Einverständnis wurde durch den Erwerb der Rheinprovinz, ehemals geistlicher Gebiete, und durch das Wiedererwachen des Jesuitentums am Ende der Zwanzigerjahre in Frage gestellt. Der König hielt Bunsen mit seinem liebenswürdig vermittelnden Wesen für den geeigneten Mann, die Verhandlungen mit dem Heiligen Stuhl zum guten Ende zu führen. Wirklich kam er mit dem Erzbischof Spiegel, einem toleranten Mann nach der alten Mode, einem Freunde des Freiherrn vom Stein, zu einem befriedigenden Abschluss, dem nur die königliche Zustimmung fehlte, um dem Papst vorgelegt werden zu können. Die Entschlussunfähigkeit Friedrich Wilhelms III. wurde verhängnisvoll: Erzbischof Spiegel starb und konnte das Breve nicht mehr befürworten, das der Papst nun zurückwies. Bunsen war mit vollen

Segeln in die Aufgabe hineingesteuert, am Erfolge nicht zweifelnd, und wurde umso schwerer durch das helle, krachende Misslingen getroffen; der Papst weigerte sich, ihn wieder zu empfangen. Einem so heillosen Misserfolg, der für die preussische Regierung sehr unangenehme Folgen hatte, hielt die Gunst des Königs nicht stand; er zog nicht in Betracht, dass seine Unentschlossenheit einen Teil der Schuld trug, sondern verhängte offene Ungnade. Nach einiger Zeit wurde Bunsen als Gesandter in die Schweiz verbannt; nach dem Tode des Königs schickte ihn Friedrich Wilhelm IV., sein Freund, auf den beliebten und ehrenvollen Posten in England.

Als der Zufall Bunsen in die diplomatische Laufbahn führte, sagte er, dass sie ihm widerwärtig sei, und dabei blieb er. Er hasste die Menschenart, die er an den Höfen traf, nicht weniger als sie ihn hassten, er durchschaute, wieviel Unechtes und Erkünsteltes in dem Glanz war, der dort herrschte; aber die bitteren Erfahrungen, die er machte, bewogen ihn nicht, sich davon zu entfernen. Er erstreberte und erbettelte nichts, aber er griff doch nach den Früchten, mit denen die Welt ihn lockte, und fand Geschmack daran. Ihm, der sich so geborgen in der Hand Gottes fühlte, wurde fürstliche Gunst und der Aufenthalt an Orten, die wenigstens scheinbar Brennpunkte des öffentlichen Lebens waren, unentbehrlich. Einem Freunde schrieb er einmal, es müsse etwas wahrhaft Teuflisches im Menschen sein, dass er sich so leicht mit dem Schein des Lebens, einem falschen, surrogatartigen Leben begnüge; er würde darauf nicht gekommen sein, wenn nicht in ihm selbst etwas Teuflisches der Art gewesen wäre. Er war ehrgeizig und stolz, und es fehlte ihm nicht an Weltklugheit; viele hielten ihn mit Unrecht für falsch und schlau.

Die erste Aeusserung einer politischen Ansicht Bunsens fällt in das Jahr 1814, als er 23 Jahre alt war. Er verfasste damals im Auftrage angesehener Männer von Waldeck eine Rechtsverwahrung gegen zentralisierende Eingriffe in die Verfassung dieses Fürstentums, in dem sich Reste alter deutscher Selbstverwaltung erhalten hatten. Da durch Vermittlung des Freiherrn

vom Stein die zum Teil schon eingeführten Veränderungen wieder aufgehoben wurden, brauchte Bunsens sorgfältig angeführte Schrift nicht gedruckt zu werden; aber er freute sich, dass er dadurch Gelegenheit gehabt hatte, die damals alle bewegende Frage, was besser sei, die alten Stände oder eine neue Verfassung, gründlich zu durchdenken. Er machte damals die treffende Bemerkung, dass die Verteidiger des Alten gewöhnlich die besten und tiefsten Gemüter wären; trotzdem sprach er sich für das Neue aus. Das Alte solle man festhalten, bis man sicher wäre, einen hinreichenden Ersatz in neuen Einrichtungen zu bekommen; dann aber müsse an die Stelle des Alten, drückend Gewordenen, Verfaulten, etwas Neues, Belebendes, Begeisterndes treten, vorausgesetzt, dass man es nicht in einer undeutschen, französischen Verfassung suche. Dagegen rühmte er die englische, hielt aber diese Unterscheidung nicht fest; Verfassung im modernen Sinne, wie sie nun einmal das Schlagwort der bürgerlichen Partei wurde, betrachtete er als das Zeitgemässe, Gebotene, den Hang zum Mittelalterlichen seines königlichen Freundes schlechtweg für eine Verirrung. Er trat ihm darin offen und kräftig entgegen, während er im Kirchlichen, seinem eigentlichen Gebiet, durch Ausgraben des Altertümlichen erneuernd zu wirken hoffte. Die kirchlichen Unternehmungen, wie die Gründung des Bistums Jerusalem, waren das Band zwischen ihm und Friedrich Wilhelm IV., erschwerten ihm aber seine Stellung in Berlin. Den Aristokraten war er als Bürgerlicher und Liberaler ein Dorn im Auge, den Liberalen war das Heulen, wie Alexander von Humboldt und Varnhagen den frommen Betrieb am Hofe nannten, ein Greuel, und sie verdachten es Bunsen sehr, dass er den König in dieser Richtung steigerte. Es ist natürlich, dass man es ihm als Heuchelei auslegte, und dass niemand wünschte, der Alp der englischen Kirchlichkeit möchte auf Deutschland gewälzt werden.

Radowitz

Etwas spricht für den König, den so vieles verklagt; dass er Freunde hatte und an ihnen festhielt, selbst wenn sie sich von seinen Meinungen und Handlungen abwandten. Es mag sein, dass er ihrer als eines Spiegels bedurfte, in dem er sich so verschönt sah, wie er zu erscheinen wünschte; aber wenn seine Schwäche sich auch hier bemerkbar macht, so stellt man doch gern seine Freundestreue fest als etwas menschlich Blühendes an einer krankhaft entarteten Seele. Von seinen beiden Freunden war Radowitz bedeutender als Denker und als Charakter, und der Gedankenwelt des Königs stand er viel näher als Bunsen.

Joseph Maria von Radowitz war der Sohn eines Ungarn und einer sächsischen Adeligen und besass die ausserordentliche Begabung und problematische Natur, die Kindern gemischter Nationalität oft eigen ist. Sein Grossvater war im siebenjährigen Kriege in Gefangenschaft geraten und in Deutschland geblieben; aber noch sein Vater fühlte sich als Ungar. Joseph wurde im lutherischen Glauben der Mutter erzogen; als er grösser war, liess der Vater, der katholisch war, ihn katholisch werden, ohne dass die Konfession für irgend einen in der Familie eine Rolle gespielt hätte. Erst im Jünglingsalter ergriff er sein Bekenntnis mit Bewusstsein und wurde überzeugter Katholik. Was diese Bekehrung veranlasste, ist unbekannt; aber daraus, dass er von seiner dunklen, überverständigen und selbstsüchtigen Jugend spricht, von der freudlosen Einsamkeit, in der er lebte, möchte man schliessen, dass sein überlegener Verstand ihn in eine Oede und Untiefe zu führen drohte, vor der er selbst erschrak, und wovon er sich nur retten zu können glaubte, indem er sich an etwas Festes, Unerschütterliches klammerte, was sich ihm in der Kirche darbot. Der Katholizismus ist in bezug auf protestantische Konvertiten die Religion für diejenigen, die nicht glauben können, das heisst für diejenigen, die keine unmittelbare Beziehung zu Gott haben. Viel-

leicht hing das bei Radowitz mit seiner Heimatlosigkeit zusammen; er hatte in dieser Hinsicht etwas Jüdisches, wie er denn auch mit einer besonderen Art von Andacht von dem providentiellen Volke, dem ältesten Adel der Menschheit, gesprochen hat.

Ein anderer Einfluss kam dazu, um seine Weltanschauung zu vollenden, das war Hallers Buch von der Restauration der Staatswissenschaften. Zum ersten Male trat ihm in diesem Werk eine zusammenhängende, durchdachte Auffassung vom Wesen des Staates entgegen, eine, die ihm entsprach, weil sie das Instinktive und Naturgemässe, das aus den unberechenbaren Gründen des Gefühls Stammende voranstellte, das was er selbst hoch wertete, wenn es auch nicht in ihm war, und vielleicht gerade deshalb. Er war sehr empfänglich für Dichtung und Musik und hatte auf diesem Gebiet eine ausgesprochene Vorliebe für das Gothische, Mystische, für Bach, Dante, Shakespeare; er befand sich also in Uebereinstimmung mit sich selbst, wenn er im Staatlichen das Gewordene, Organische, Persönliche liebte. Ein so eingestellter Geist musste die Zeit der Auflösung, des Absolutismus, der Zentralisation, der Zeit, die alles nach dem Verstande regeln will, ablehnen, und Radowitz wäre vielleicht auch ohne Haller dazu gekommen, die Lebensformen des Mittelalters zu bewundern; dies Buch aber öffnete ihm mit einem Male die Augen über sich selbst und die Welt und zeigte ihm, was für eine Stellung er im öffentlichen Leben einzunehmen hätte. Es machte ihm einen erschütternden Eindruck, einzusehen, dass die Lehren der französischen Revolution, scheinbar den Absolutismus bekämpfend, die Prinzipien desselben vielmehr fortsetzten und steigerten. Mit Haller unterschied er nun die wahre und die falsche Freiheit und sah die falsche in dem Grundsatz der Volkssouveränität, in den modernen Verfassungen, die auf Vertretungen des Volkes nach der Kopfzahl beruhen, die wahre nannte er die, welche sich hauptsächlich durch Selbstverwaltung darstellt und die fürstliche Macht durch die erworbenen Rechte der Korporationen und der Einzelnen beschränkt. Kaum einer

von Hallers Anhängern hat ihn mit soviel Verständnis und zugleich mit soviel Kritik gelesen wie Radowitz; es missfiel ihm zum Beispiel, dass Haller das Recht des Fürsten auf seine Macht begründete, weil er einsah, was für gefährliche Forderungen daraus gezogen werden konnten. Radowitz hatte mehr Geist als Haller und als Friedrich Wilhelm und vor allem viel mehr Wahrheitsliebe. Haller kam es darauf an, die Revolution zu bekämpfen und die Aristokratie in der Schweiz zu schützen, im Zusammenhang damit den fürstlichen Absolutismus, und die bedeutenden Aufschlüsse, die ihm bei seinen Forschungen wurden, haben nie ganz die Voraussetzung, von der er ausging, verdrängen können. Friedrich Wilhelm wollte unumschränkter König bleiben, bediente sich der Waffen, die ihm Haller lieferte, gegen seine Gegner und erging sich gern in der farbigen Welt des Mittelalters, die seine Phantasie anzog. Radowitz dagegen kam es darauf an, sich über das Wesen der menschlichen Beziehungen im Staate klarzuwerden, die tiefsten Rechtsideen zu erfassen, die ihnen zugrundeliegen, um danach zu handeln. Vergleicht man ihn mit Stein, in dem der Geist des Mittelalters noch lebendig war, sieht man allerdings seine Gebundenheit. Wie eine Kette am Fuss hinderte sie ihn, den schwungvollen Gang zu wagen, auf den sein Kopf rastlos hinarbeitete.

Geniale Menschen haben eine Weltanschauung ohne es zu wissen; sie besteht aus einem Lichtkern, von dem Strahlen ausgehen, die sie leiten und begleiten, und die sich eines Tages unvermerkt zu einem biegsamen Lichtgewebe, einem Sternenhimmel verschlungen haben. Schwächere bedürfen einer Weltanschauung, die ein starres Gefüge ist, an dem sie sich festhalten können. Ein solches Geländer kann man nie loslassen, von solchem System führt kein Weg ins Leben, an das doch der Handelnde immer anknüpfen muss. Wer wirken will, darf nicht so gebunden sein, dass er nicht im Strome der Gegenwart schwimmen kann, ohne den Leitstern im Herzen zu verlieren. Radowitz, der keine berufende Stimme in seinem Innern hörte, stellte sich

nie ohne qualvollen Kampf jenseits des bestehenden Rechtes; aber er war eine selbständige Kraft, und es ist höchst anziehend wahrzunehmen, wie in den Kämpfen des Tages sein Blick sich erweiterte, wie er sich mehr und mehr von den Gesetzen der Schule freimachte und das Unwesentliche von seinen Bestrebungen preisgab, um ein Höchstes zu retten.

Als er, der in Kassel aufgewachsen und als Lehrer der Mathematik an der Kriegsschule angestellt war, durch die Kurfürstin von Hessen, einer Schwester des Königs von Preussen, nach Berlin kam, war er 26 Jahre alt; so jung, wie er war, bewegte ihn ausserordentlich die Entdeckung, dass der Kronprinz, den er bald kennen lernte, in Hinsicht auf die Politik dieselben Ueberzeugungen hatte, wie er selbst. Die Möglichkeit, das, was ihm der Inbegriff des Wahren und Heilbringenden zu sein schien, einmal verwirklicht zu sehn, etwas selbst zu seiner Verwirklichung beizutragen, stieg lockend vor ihm auf. Er war eine leidenschaftliche und ehrgeizige Natur, wenn er sich auch überwachte und im Zaume hielt; etwas Grosses zu bewirken, musste ihm unendlich viel bedeuten. Friedrich Wilhelm empfing seinerseits von dem Fremden einen starken Eindruck, der etwas Ritterliches und zugleich Asketisches hatte, so dass man ihn wohl den kriegerischen Mönch nannte; seine Erscheinung war ungewöhnlich, gross, stattlich, in seinen dunklen Augen war eine Kraft, die die einen besiegte, andere abstiess. Der Kronprinz, selbst unausgeprägt und weichlich von Gestalt und Zügen, war für männliche Schönheit sehr empfänglich, Radowitz tat es ihm ganz und gar an, und da es sich zeigte, dass sie dieselben Ansichten auf fast allen Gebieten hatten, teilte er sich ihm in überfliessender Vertraulichkeit mit. Der junge Mann, der so überraschend aus bescheidener Stellung herausgehoben wurde, war gerührt und dankbar und gelobte sich aufrichtig, dem Fürsten, der in seinem Sinne regieren wollte, der ihm Freundschaft erwies, mit allen Kräften zu dienen. Sein scharfes Auge entdeckte an dem hohen Freunde Fehler; er war launenhaft und besass keine Tatkraft, und Radowitz verhehlte

sich nicht, dass das im Hinblick auf die grossen Dinge, die von dem künftigen König erwartet wurden, bedenklich war; aber die Reinheit seiner Absichten, an die er fest glaubte, und ihre Wichtigkeit entschädigten dafür, und er hoffte, dass man ihm die Tatkraft einflössen könnte, wenn einmal die Stunde des Handelns gekommen wäre. Den König, Friedrich Wilhelm III., liebte er nicht; er war ihm wesensfremd und vielleicht, obwohl er das nicht aussprach, antipathisch. Seine Regierung beruhte auf allem, was ihn abstiess: Beamtenherrschaft, Beamtendünkel, Engherzigkeit, Polizeidruck, nirgends war Freiheit und Leben. Radowitz begnügte sich damit, seine Ideen im Gespräch mit Gleichgesinnten zu entwickeln und in einer Zeitschrift zu verbreiten; im Jahre 1831 entstand in Berlin das «Politische Wochenblatt», das Jarke, ein Konvertit, redigierte, und an dem Haller, gleichfalls Konvertit jesuitischer Färbung, mitwirkte. Dadurch bekam es den Charakter aufgedonnerter Kirchlichkeit, durch den Konvertiten ihrer Sache zu schaden pflegen, und erregte Misstrauen; auch konnte infolge der Zensur wohl die Revolution, nicht aber der herrschende Absolutismus angegriffen werden, den doch Radowitz ebensosehr verabscheute wie jene, und so konnte das Wesentliche der neuen Lehre nicht verständlich gemacht werden.

Wichtig wurde es für Radowitz, dass er im Jahre 1836 als Bevollmächtigter Preussens für das Militärwesen des Bundes nach Frankfurt kam. Seinem klaren Blick enthüllte sich bald die Kläglichkeit des Deutschen Bundes, und dass er unfähig war, die Lücke auszufüllen, die der Sturz des Kaisertums, das doch nur eine Ruine gewesen war, gelassen hatte. Er begriff, warum der Bund mit dem Fluche aller vaterlandsliebenden Deutschen beladen war, dass er ihnen nicht geben konnte, wonach sie verlangten: ein Reich, das die Rechte aller verbürgte. Dieser Bund, das sah er ein, war eine ausübende Behörde der Regierungen, nichts über den Regierungen Stehendes, was keine von ihnen je geduldet hätte, in keinerlei Beziehung zur Nation ausser zu ihrer Bedrückung. Radowitz bemühte sich ehrlich, die

Wehrverfassung in einen besseren Stand zu setzen; aber er erkannte, dass an der Eifersucht zwischen Oesterreich und Preussen, an der Empfindlichkeit der kleineren Staaten und ihrem Souveränitätsschwindel, wie er sich ausdrückte, jedes Bestreben, dem Bunde mehr Kraft zu geben, scheitern musste. Der Gedanke kam ihm nicht, dass, wenn die Regierungen so kleinlich, so selbstsüchtig, untauglich und unwürdig waren, das Volk das Recht haben könnte, das Hindernis abzuwerfen und etwas Taugliches an die Stelle zu setzen, auch nicht, dass man den Bund durch ein persönliches Bundeshaupt, einen Kaiser, ersetzen könnte; nur den Bund zu reformieren, so dass er ein vereinheitlichendes Band um Deutschland darstellte, lag ihm am Herzen, und er glaubte, der Kronprinz, der stets seine deutsche Gesinnung betonte, werde als König eine solche Reform herbeiführen.

Zwei Dinge erwartete man in Deutschland und in Preussen von dem neuen König: dass er ein Organ für Deutschlands Einheit schaffe, und dass er in Erfüllung väterlicher Verpflichtungen dem preussischen Volke Anteilnahme an der Regierung gewähre. Radowitz wusste aus vielen mit dem Kronprinz geführten Gesprächen, dass er willens war, beiden Wünschen zu genügen, wenn auch in Betreff der Volksvertretung nicht in der Weise, die der Mehrzahl der Gebildeten vorschwebte. Die Ansicht von Radowitz war, ein König müsse immer die Initiative haben, seinem Volke auf der Bahn vorangehen, die er für richtig hielte, und er erwartete, dass Friedrich Wilhelm entweder sofort eine ständische Verfassung einführte oder aber seine Absichten erklärte und die öffentliche Meinung auf das, was er im Sinne hätte, vorbereitete. Es war ihm eine bittere Enttäuschung, dass der König den Wunsch seiner Untertanen kurz zurückwies, ohne sie mit der Verheissung zu beruhigen, dass er ihn im Kern teile, ihn aber in anderer, fruchtbarerer Weise zu verwirklichen denke.

Einige Monate nach der Thronbesteigung bildete sich eine politische Kombination, die einen Krieg mit Frankreich möglich erscheinen liess. Es hing mit Ver-

wicklungen im Orient zusammen, dass Frankreich isoliert worden war und durch Eroberung des linken Rheinufers die vermeintlich gekränkte Ehre wiederherstellen wollte. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich, dass die Gefahr einer Erneuerung des Rheinbundes nicht mehr bestand; unerzwungene Kriegsbegeisterung überflutete ganz Deutschland. Damals entstand des jungen Nikolaus Beckers Rheinlied: «Sie sollen ihn nicht haben — den freien, deutschen Rhein», das sofort, ungeachtet des spöttischen Lächelns franzosenfreundlicher Literaten, von allen Lippen erklang. Es war ein Augenblick, meinte Radowitz, wo das Schicksal dem Kühnen die Hand reichte, wo ein neues deutsches Reich, wie es alle ersehnten, geschaffen werden konnte, ein Augenblick, wo der Schatz blühte, um dann auf Jahrzehnte wieder zu versinken. Frankreich rüstete und drohte, Anlass genug, dass der Bund die Grenze besetzte; wäre es einmal so weit, meinte Radowitz, würde es unfehlbar zum Kriege kommen, Friedrich Wilhelm würde sich an die Spitze seines Heeres stellen, würde siegen, ganz Deutschland würde ihm zujubeln, und der Sieger würde keinen Widerstand finden, wenn er das Verlangen der Nation in seiner Weise erfüllte. Aber es geschah nichts. Was beschäftigte den König so sehr, dass er darum den grossen, vielleicht einzigen Augenblick versäumte? Er reiste von Ort zu Ort, um Reden zu halten, sich in der Krone zu zeigen und den Beifall der Menge einzuheimsen. Zum ersten Male beschlich Radowitz fröstelnder Zweifel. War dieser Mann, der nach wertlosem Flitter statt nach der Krone der Tat griff, der König von Gottes Gnaden, dem er sich geweiht hatte? Wäre er Minister gewesen, dachte er, würde es anders gekommen sein. Andererseits wollte er nicht Minister werden, weil er wusste, dass man ihm in den regierenden Kreisen sowohl als Katholiken wie als Fremden misstraute. So gab es ein zweideutiges Verhältnis, indem er kein Amt hatte, heimlich aber doch den König beeinflusste. Friedrich Wilhelm verglich ihn und sich mit zwei Liebenden, die sich nicht heiraten, aber doch nicht ohne einander leben können. Er war der einzige, der die Lieb-

lingsideen des Königs ganz verstand; wenigstens schien es so, als ob sie dasselbe wollten. Dass der König sich mit Ministern umgab, die seine Ansichten nicht nur nicht teilten, sondern bekämpften, sprach nicht dafür. Es war für ihn charakteristisch, dass er sich zwei Freunde gewählt hatte, die ausserhalb des Hofes und des Adels, eigentlich überhaupt ausserhalb Preussens standen; sie waren ganz auf seine Gunst angewiesen und er fühlte sich in ihrer Gesellschaft seiner höfischen Umgebung weit überlegen, richtete sich aber doch immer eher nach ihrem Rat als nach dem der Freunde.

Die offiziellen Organe des Königs hielten seine Träume von der Wiederherstellung des heiligen römischen Reiches im Grunde des Herzens für einen verzweifelten Blödsinn, um den es galt, mit guter Manier herumzukommen, und für den sie Radowitz verantwortlich machten. Seine Vorschläge, die er ausarbeitete, damit der König etwas von den gemeinsamen Plänen auszuführen beginne, wurden von den Ministern regelmässig zu Falle gebracht. Es war nicht leicht, sich darüber klar zu werden: hatte der König nicht den Mut oder die Energie, seinen Willen durchzusetzen, oder war es ihm überhaupt nicht Ernst mit den Absichten, die er Radowitz gegenüber aussprach?

Es ist gewiss, dass kein deutsches Land weniger als Preussen geeignet war, die Ideen Friedrich Wilhelms zu verstehen. Gerade Preussen war ein durch fürstlichen Willen und Verstand zusammengezwängtes Gebilde, es war nicht aus deutschem Volksleben erwachsen, hier rauschten keine unterirdischen Blutströme, die unverhofft hervorbrechen und das Unmögliche bewirken können. Man verehrte hier das Andenken des grossen Kurfürsten und des grossen Friedrich, aber die Sage wusste nichts von Kaiser Rotbart, seinem verzauberten Schlummer und seiner Wiederkunft. Man hätte begreifen können, wenn der König gezögert hätte, seine Ideen auf einen so harten Boden auszusäen; aber es war keinesfalls das, was ihn zurückhielt, denn er scheute sich nicht, von der Krönung des zukünftigen deutschen Kaisers im Frankfurter Dom zu sprechen und den

Schwanenorden zu erneuern, den einer seiner Vorfahren vor 400 Jahren gegründet hatte, und der schon damals ziemlich überflüssig gewesen war. Es musste also einen anderen Grund haben, weshalb er nur in allgemeinen Anspielungen von dem sprach, was er an Stelle der verhassten Konstitution, die alle verlangten, geben wollte. Dass er keine Tatkraft besass, hatte Radowitz schon früh erkannt, seine Kräfte verzehrten sich schon in der Exposition, sagte er, und erreichten nicht den letzten Akt. Allmählich aber sah er tiefer in das undeutliche Geschlinge des königlichen Charakters hinein: «Er will aus dem Polizeistaat hinaus in den Rechtsstaat, aus dem mechanischen in den organischen. Aber der Despotismus seines Hauses, den er im Prinzip hasst und bekämpft, steckt ihm im Blute.»

Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms

König und Volk waren gleich ungeduldig gespannt auf die ersten Ereignisse der neuen Regierung, beide waren überzeugt, dass etwas Wundervolles und Denkwürdiges sich nun begeben werde. Zuerst fand die Huldigung der Stände in Königsberg statt, der ersten Stadt der Provinz, auf der das Königtum der Hohenzollern beruhte. Diesen Anlass wollten beide Teile benützen, um ihrer Stellung zu den innerpolitischen Fragen laut und öffentlich Ausdruck zu geben. Der König hatte damit bereits begonnen in dem von ihm selbst verfassten Befehl, welcher die Veröffentlichung des väterlichen Testaments anordnete. Er sagte darin, der Heldenkönig einer grossen Zeit sei nun dahingeschieden, er, Friedrich Wilhelm IV., sei mit Gott entschlossen, in den Wegen des Vaters zu wandeln. Er wolle, soviel an ihm liege, den Frieden wahren, sollte er aber jemals angegriffen werden, so werde, das wisse er, sein Volk sich auf seinen Ruf erheben, wie es sich auf den Ruf seines Vaters erhoben habe. Solch ein Volk sei wert und fähig, königliche Worte wie die folgenden, nämlich die des Testa-

mentes, zu vernehmen. In demselben hatte der Verstorbene liebreiche Worte an den Thronfolger gerichtet, ihn vor Neuerungen gewarnt und ihn ermahnt, an der Allianz mit Russland und Oesterreich festzuhalten. Das Dokument rief nicht so grosse Enttäuschung hervor, wie man hätte erwarten sollen; man freute sich über die Amnestie, durch welche die politischen Gefangenen, die aus der Zeit der Demagogenverfolgungen noch in preussischen Kerkern lagen, frei wurden, und betrachtete sie als Bürgschaft für eine durchgreifende Wendung; auf die, welche ins Ausland geflohen waren, erstreckte sich die Amnestie nicht.

Als durch den Frieden zu Oliva Preussen an den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg fiel, der es bis dahin zu Lehen vom König von Preussen gehabt hatte, beschwor der neue Landesherr, wie es im Mittelalter üblich war, die Privilegien der Stände. Diese hatten unter anderem das Recht, vor der Huldigung einen Landtag abzuhalten, der dazu benützt wurde, Beschwerden anzubringen und Wünsche durchzusetzen. An die eidliche Verpflichtung hatten sich die Kurfürsten und später die Könige durchaus nicht gebunden, sondern ein absolutes Regiment eingeführt, infolge dessen die Ständeversammlungen nichts weiter als eine leere Form waren. Dadurch schliesslich, dass Friedrich Wilhelm III. die Provinzialstände einführte, um dadurch sein Versprechen einer Verfassung einzulösen, waren die alten Stände aufgehoben und nicht mehr berufen worden. Der neue König aber holte das alte Schaustück hervor und ordnete die Abhaltung eines Landtages auf den 5. September an, worauf am zehnten die Huldigung folgen sollte. In dem Eröffnungsdekret, das der Oberpräsident der Provinz, Theodor von Schön, verlas, forderte der König seine treuen Stände auf, die Bestätigung der noch vorhandenen Privilegien zu beantragen und, wenn sie es für gut fänden, zwölf Mitglieder der ostpreussischen Ritterschaft zur Vertretung eines Herrenstandes bei der Huldigung zu ernennen. Deutlich war dadurch den zusammengerufenen Herren die dekorative Rolle angedeutet, die sie zu spielen hatten; allein

es begab sich, dass die barocke Figur, die die Feier stilisieren sollte, auf einmal sich bewegte, den Mund auftat, sprach und forderte. Der Bürgermeister von Königsberg, Kaufmann Heinrich, Träger eines bisher unbekannten, nichtssagenden Namens, stand auf, um die Einladung des Königs zu beantworten. Für die Aufrechterhaltung persönlicher Privilegien, sagte er, sei durch das Landrecht gesorgt, es könne sich also nur um allgemeine, das ganze Land betreffende handeln, und damit kam er auf das verhängnisvolle Versprechen Friedrich Wilhelms III. zu sprechen, das eine Vertretung des ganzen Königreichs Preussen verheissen hatte, und das zu vollenden, wie Heinrich schonend sagte, ihm leider nicht beschieden gewesen sei. Nachdem er die Neigung des neuen Königs, alte Rechte und Privilegien zu erhalten, gerühmt hatte, stellte er den Antrag, der Landtag möge den König um Bestätigung der Verordnung über die zu bildende Volksvertretung ersuchen, ferner, dass er die Ausarbeitung einer solchen Verfassung veranlasse, und schliesslich, dass er der Nation die Verfassung verleihe. Unterstützt wurde der Antrag, der fast einstimmig zum Beschluss erhoben wurde, hauptsächlich durch den Oberpräsidenten von Schön, den Oberstburggrafen von Brünneck, durch den Oberbürgermeister von Königsberg, Rudolf von Auerswald und seinen Bruder, zwei alte Freunde des Königs, durch den Landrat von Bardeleben und den Vizemarschall des Landtags, von Saucken auf Tarputschen. Die Herren lehnten die mittelalterliche Rüstung ab, die sich im Kampfe nicht verwenden liess, nachdem das Königtum selbst sie ausgemerzt und stumpf gemacht hatte, und griffen nach der neuen, ihnen als Ersatz gebotenen Waffe, die scharf war.

Der Landtagsabschied, der am 9. September veröffentlicht wurde, liess sich über den Heinrichschen Antrag folgendermassen aus: Die Ereignisse, die der Verordnung Friedrich Wilhelms III. vom 22. Mai 1815 in andern Ländern gefolgt wären, hätten den verstorbenen König bewogen, «die Deutung, welche die Worte jener Verordnung gefunden, in reifliche Ueberlegung zu

ziehen,» und er habe darauf beschlossen, sein Werk in der Art zu vollenden, dass er, von dem herrschenden Begriff allgemeiner Volksvertretung absehend, eine solche durch Provinzialstände mit ständischer Gliederung gewählt habe, was der Ueberlieferung und Eigentümlichkeit des deutschen Volkes entspreche. Er, Friedrich Wilhelm IV., sei entschlossen, das begonnene Werk im Sinne seines Vorgängers zu entwickeln, die getreuen Stände könnten seinen Absichten vertrauen.

Obwohl die Ablehnung aus diesem Bescheid ziemlich deutlich zu ersehen war, schloss man doch aus dem Mangel eines strafenden Verweises auf gnädige Gewähr des gestellten Antrages, so dass Friedrich Wilhelm sich genötigt sah, seinen Willen gegenüber der eigensinnigen Gutgläubigkeit seiner Stände nochmals zu erklären; in einer Kabinettorder trat er der irrigen Ansicht entgegen, als ob er durch den Landtagsabschied seine Zustimmung zu dem Antrag auf Entwicklung der Landesverfassung im Sinne der Verordnung vom 22. Mai 1815 ausgesprochen hätte. Vielleicht hatte er vorher seine Absage deshalb liebenswürdiger gefasst, als sein Minister, Herr von Rochow, wollte, weil er sich und dem Publikum die Huldigungsfeier nicht verderben wollte, die glanzvoll von der nicht reichen Provinz vorgesehen war. Der Hof des königlichen Schlosses, wo sie stattfinden sollte, war mit rotem Tuch, goldenen Borten und Fransen und schwarzen Adlern prunkvoll ausgeschmückt. Im Inneren des Schlosses huldigten die katholischen Bischöfe — die evangelische Geistlichkeit hatte es nach dem Gottesdienst getan — die Standesherren und die Vertreter der Universität, während im Schlosshof das Offizierskorps mit Fahnen und Standarten, die Stände, der Magistrat und die Stadtverordneten versammelt waren; für den König war ein Thron auf einem von Tribünen umgebenen Balkon aufgestellt. Nachdem der Eidschwur geleistet war, erhob sich plötzlich, wie von innerer Bewegung hingerissen, der König und hielt eine Rede. Den rechten Arm zum Schwur emporgereckt, gelobte er, ein gerechter Richter, ein christlicher König zu sein, wie sein unvergleichlicher

Vater. In Preussen herrsche Einheit von Haupt und Gliedern, ein gleiches Streben aller Stände zu hohem Ziel. Ohnegleichen sei Preussens Wehrhaftigkeit. Es wolle Gott Preussen erhalten, mannigfach und doch eins «wie das edle Erz, das aus vielen Metallen zusammengeschmolzen, nur ein einziges ist, keinem anderen Rost unterworfen als dem verschönernden der Jahrhunderte.»

Die Berliner Huldigung, bei der die Deputationen von sechs Provinzen zusammenkamen, fand am 15. Oktober bei Wind und strömendem Regen statt, was für die Abgeordneten der Städte und Landgemeinden sehr empfindlich war, da sie stundenlang unter freiem Himmel warten mussten, während Standesherren, Ritterschaft und Universitäten im Schlosse huldigten. Der Hinweis auf die Privilegien der bevorzugten Stände konnte den Unwillen der dem Wetter ausgesetzten Bürger und Bauern nicht ganz beschwichtigen. Der König erging sich auch hier in bedeutungsvollen Worten und Reden. Von den Standesherren, ehemals reichsunmittelbaren Fürsten und Grafen, verlangte er anstatt des Eides einen blossen Handschlag, in seiner Ansprache an die Ritterschaft kam die Stelle vor, er wisse, dass er seine Krone von Gott allein habe, und dass es ihm wohl anstehe, zu sprechen; wehe dem, der sie anrührt! Aber er wisse auch und bekenne es, dass er dem allerhöchsten Herrn Rechenschaft über jede Stunde seiner Regierung schuldig sei. Dem Volke hielt er vom Balkon herab, ungeachtet des Regens, eine ausserordentlich lange Rede, in der er sagte, was die häufige Wiederholung niemandem sympathischer machte, er wolle im Sinne seines unvergesslichen Vaters regieren. Die Wege der Könige wären tränenreich, wenn Herz und Geist ihrer Völker ihnen nicht hilfreich zur Seite stünden, und er frage deshalb die Anwesenden alle, ob sie mit der heiligen Treue der Deutschen und mit der heiligen Liebe der Christen ihm beistehen wollten, Preussen so zu erhalten, wie es sei? «O, dann antworten Sie mir», rief er aus, «mit dem schönsten klarsten Laut der Muttersprache, antworten Sie mir ein

ehrenfestes Ja!» Nachdem ein allgemeines Jubelrufen erschollen war, beteuerte er nochmals seine königlichen Absichten und schloss mit dem Wunsche, der befruchtende Regen Gottes möge auf dieser Stunde ruhen.

Preussen unverändert so erhalten wie es war, gerade das war es, was die Nation nicht wollte, und was auch der König, wenn er mit Radowitz seine geheimen Gedanken austauschte, nicht wollte; dennoch proklamierte er schon durch die beständige Beziehung auf seinen unvergesslichen Vater, dass er alles beim alten lassen wolle. Wieder vollzog sich das seltsame Gesetz, dass die herrschenden Mächte sich nicht entschliessen können, eine notwendig gewordene Reform durchzuführen und dadurch eine Umwälzung verschulden, die viel mehr und in anderer Weise verändert, als erforderlich gewesen wäre. Im Anfang des Jahrhunderts wäre jede Form einer Volksvertretung dankbar angenommen worden, die den Willen des Volkes einigermassen zur Geltung gebracht hätte. Die Zusammensetzung der Provinzialstände war so, dass sie nur den Grossgrundbesitz vertraten. Grundbesitz war die Bedingung sowohl der Wahlfähigkeit wie der Wählbarkeit; zur Wählbarkeit war zehnjähriger Grundbesitz erforderlich. Die Vertreter der Städte mussten ausserdem dem Magistrat angehören oder ein bürgerliches Gewerbe betreiben. Die Zahl der Vertreter richtete sich nicht nach der Menge der zu Vertretenden oder ihren Leistungen, sondern war von der Regierung willkürlich festgesetzt und zwar so, dass der erste Stand, der der Fürsten und Ritter, beinahe so oder ebenso stark war wie die beiden Stände der Städte und Landgemeinden zusammen. Da nun, damit ein Antrag zum Beschluss erhoben wurde, eine Mehrheit von zwei Dritteln aller Stimmen erforderlich war, konnte nicht einmal bei vollständigster Uebereinstimmung von Städten und Bauern etwas gegen den ersten Stand durchgesetzt werden. Die Provinzialstände hätten also die Herrschaft des Adels bedeutet, wenn sie etwas Entscheidendes hätten bewirken können. Das war aber nicht der Fall. Beschliessen konnten sie nur über die Kommu-

nalangelegenheiten der Provinzen und auch das nur unter königlicher Genehmigung und Aufsicht, im übrigen hatten sie eine beratende Stimme bei den die Provinz betreffenden Gesetzen und das Recht zu Bitten und Beschwerden, die sich auf das Interesse der Provinz bezogen. Die Verhandlungen wurden durch einen Landtagsmarschall geleitet, den der König aus dem ersten Stande ernannte; sie waren nicht öffentlich, und nur die allgemeinen Ergebnisse wurden bekannt gemacht. Die völlige Unwirksamkeit, zu der die Provinzialstände verdammt waren, verursachte, dass auch ein Teil der Aristokratie von diesem Blendwerk nichts wissen wollte. Vielleicht hätte noch Friedrich Wilhelm IV., wenn er sofort beim Regierungsantritt eine zweckentsprechende, den bestehenden Verhältnissen und Bedürfnissen Rechnung tragende Reform vollzogen hätte, seinem gutwilligen Volk auch eine ständische Volksvertretung genehm machen können. Da er gar nichts tat und sogar feierlich beteuerte, dass er alles beim alten lassen wolle, wälzte sich die Revolution langsam weiter.

Der erste Angriff

Im Beginn des Jahres 1841 erschien eine ein paar Seiten lange Schrift unter dem Titel «Woher und Wohin?», die anfänglich nur als Manuskript gedruckt und nur für den König, die Prinzen und Minister bestimmt, schnell durch die Zeitungen und als Broschüre verbreitet wurde. Ihr Verfasser war Theodor von Schön, Oberpräsident der Provinz Preussen und Staatsminister, der als Schüler Steins galt und deshalb von allen Reformfreunden verehrt wurde. Friedrich Wilhelm IV. hatte ihn als Kronprinz im Gegensatz zu seinem Vater ausgezeichnet, wie er ja überhaupt damals die Führer der von Stein eingeleiteten Bewegung begünstigte. Schöns Schrift knüpfte im allgemeinen an Steinsche Gedankengänge an. Sie begann mit der Frage: Woher der Ruf nach allgemeinen Ständen?

Friedrich II., sagte er, habe seine grossen Ideen durch eine Beamtenschaft ausgeführt, auf die ein Teil seines Geistes übergegangen sei, und die deshalb Verehrung genossen habe. Seitdem habe sich die Volksbildung und der allgemeine Kulturzustand gehoben, und die Bevormundung durch die Beamten sei allmählich unerträglich geworden. Der preussische Beamte wähne, dass nicht er für das Volk, sondern dass das Volk für ihn da sei. Ein Teil des Adels sei allerdings selbst in der Beamtenhierarchie vertreten, nicht aber der Grundadel, und der finde sich ebenso wie der Mittelstand schmerzlich durch die Ueberheblichkeit und Einmischung der Bürokratie verletzt. Durch das Unglück der Napoleonischen Kriege habe die Selbständigkeit des Volkes noch zugenommen, und nach 1813 habe selbst das Gouvernement — Schön umging die Erwähnung des Königs — eingesehen, dass es die Staatsorganisation zeitgemäss entwickeln müsse, und die ersten Schritte dazu getan. Allein die Beamtenwelt, die gefürchtet habe, an Bedeutung und Einfluss einzubüssen, habe dem mit Erfolg entgegengewirkt. Die Steinsche Städteordnung habe man zu einer Beamtenordnung umgeklügelt, die Gemeindeordnung für nicht zeitgemäss erklärt, gern hätte man die Landwehr aufgehoben; da das nicht möglich gewesen sei, habe man sie wenigstens dem Beamtenheer nähergebracht. Als nun der König bei Gelegenheit und Huldigung gefragt habe, welche früheren Zusicherungen die Stände Preussens bestätigt haben wollten, hätten sie an das Versprechen der Generalstände erinnert und hätten dies tun müssen, weil der Fluch von Geschlecht zu Geschlecht sie getroffen haben würde, wenn sie die Stimme ihres Gewissens erstickt hätten.

Die zweite Frage lautete: Wohin wird der Antrag führen? Schön beantwortete sie, indem er aufzählte, welche Gebiete und Rechte die Generalstände sich aneignen würden; nämlich die Verwaltung aller National- und Kommunalsachen, die Kontrolle der Finanzverwaltung, den Teil der Justizverwaltung, bei dem es auf Kenntnis der Landesverhältnisse ankomme, Ein-

fluss auf die Militäreinrichtungen. Dadurch würde die Zahl der Beamten vermindert, der Charakter des Volkes veredelt werden, und zwei unerträgliche Uebel, Uebermut und Servilität, würden verschwinden oder doch beschränkt werden. Die Broschüre schloss mit den fast drohenden Worten: «Die Zeit der sogenannten väterlichen oder patriarchalischen Regierungen, für welche das Volk aus einer Masse Unmündiger bestehen und sich beliebig leiten und führen lassen soll, lässt sich nicht zurückführen. Wenn man die Zeit nicht nimmt wie sie ist, das Gute darin ergreift und es in seiner Entwicklung fördert, dann straft die Zeit selbst.»

Dem ersten Angriff folgte ein zweiter, schärferer. Eine Schrift erschien unter dem Titel: Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreussen, mit solchem Geschick auf den Markt gebracht, dass sie schon in ganz Deutschland verbreitet war, bevor sie in Berlin erschien, wo ihre Beschlagnahme befürchtet werden musste. Auch sie war durch ein Wort von Stein geweiht, dass als Motto an den Anfang gestellt war: «Der Wille freier Menschen ist der unerschütterliche Pfeiler jedes Thrones.» Der Inhalt war der Schönschen Schrift gleich, nur dass sie die Tatsachen unterstrich und namentlich auf die Rechtslage einging, wie wenn ein Jurist einen Klienten zur Führung eines Prozesses ermuntern wollte, weil er ihn gewinnen müsse. Die vier gestellten Fragen waren folgende: Was wünschen die Stände? Was berechtigt sie? Welcher Bescheid ward ihnen? Was bleibt ihnen zu tun übrig? Zur ersten Frage wurde ausgeführt, warum die bestehenden Provinzialstände dem Bedürfnis des Volkes nicht genügen könnten, zum zweiten wurde an die Verordnung erinnert, die auf künftige Generalstände Bezug genommen hatte, drittens wurde der Landtagsabschied vom 9. September 1840 besprochen. Friedrich Wilhelm III., so habe es dort geheissen, habe nach den Ereignissen, die in anderen Ländern stattgefunden hätten, die Deutung, welche man mit seinen Worten verbunden hätte, in reifliche Ueberlegung gezogen. Kaum könne man glauben, so sagte die Schrift, dass die angeführten Ereig-

nisse sich auf die Kammern in denjenigen deutschen Ländern, die Verfassungen eingeführt hätten, beziehen sollten, in so bescheidenen Grenzen habe sich die Opposition überall gehalten. Ein Wort Gagerns wurde angeführt: «Wir Edelleute haben einiges Recht, die deutschen Repräsentationsverfassungen anzuklagen, die Fürsten nicht, nicht ohne Undank.» Uebrigens könnten die Ereignisse in andern Ländern nicht dazu dienen, den König von der Erfüllung seines Versprechens abzuhalten. Eine Umdeutung vollends sei bei den klar ausgesprochenen Worten der bekannten Verordnung unmöglich.

Die Schrift verweilte sodann bei der Bemerkung des Königs, er wolle «von dem herrschenden Begriff einer allgemeinen Volksvertretung absehen», um eine Verfassung zu wählen, die der Eigentümlichkeit des deutschen Volkes entspreche. Die früheren Stände hätten sehr weitgehende Freiheiten gehabt, in Preussen sogar über Krieg und Frieden entschieden. Für die allgemeinen Interessen, für die Unantastbarkeit und Einheit des Vaterlandes indessen hätten sie wenig Sinn gehabt, und das sei der Grund, weshalb sie jetzt nicht erspriesslich schienen. Uebrigens, sagte der Verfasser, sich auf die Neigung des Königs für das Mittelalter berufend, seien die Stände jünger als eine allgemeine Volksvertretung, die sich in Deutschland überall vor der Entstehung des Feudalwesens gefunden habe. «Werden wir auf die Vergangenheit hingewiesen, so wollen wir uns lieber auf die freie deutsche Eiche stützen, als den historischen Wurzeln mittelalterlicher Feudalität nachgraben.» Schliesslich sei durch die Verordnung des Königs vom 9. September 1840, in welcher er bestimmt ausgesprochen habe, dass er die Einführung von Generalständen nicht beabsichtige, das Gesetz vom 22. Mai 1815 nicht aufgehoben, da nach preussischem Landrecht Gesetze solange ihre Kraft behielten, bis sie vom Gesetzgeber ausdrücklich aufgehoben wären, durch Verordnungen aber könnten weder neue Gesetze eingeführt, noch bestehende aufgehoben werden. Während die drei ersten Fragen nicht

weitschweifig, aber doch eingehend behandelt wurden, lautete die Antwort auf die vierte Frage: Was bleibt der Ständeversammlung zu tun übrig? kurzweg so: «das was sie bisher als Geschenk erbeten, nunmehr als erwiesenes Recht in Anspruch zu nehmen.» Die knappen Worte klangen wie der erste Steinwurf der Revolution.

Der Verfasser nannte sich auf der Schrift nicht, wohl aber dem Könige gegenüber, indem er ihm ein Exemplar übersandte; es war Johann Jakoby, ein angesehener Arzt in Königsberg, Hausarzt des Herrn von Schön; die Vermutung, die man gleich anfangs gehabt hatte, dass die Autoren beider Broschüren in Beziehung zueinander stehen müssten, bestätigte sich also. Jakoby war ein Mann von guten Formen und vornehmer Haltung, mit scharfgeschnittenem, interessantem Gesicht, als Charakter unanfechtbar; er hatte sich in der Cholerazeit in humaner Weise betätigt und diese Krankheit studiert. Damals widerlegte er einen Arzt, der ein Mittel dagegen gefunden zu haben behauptete, und wollte auf eine grobe Erwiderung desselben eine Replik veröffentlichen, wurde aber durch die Zensur daran gehindert. Die Ausdauer, mit der Jakoby von einer Instanz zur anderen bis zum König ging, um sein Recht zu verfolgen, und schliesslich die Schrift als Beitrag zu einer künftigen Geschichte Preussens in Paris drukken liess, kennzeichnet seine Unbeugsamkeit; vielleicht hatte dieser Kampf sein Rechtsgefühl und sein streitbares Temperament verschärft.

Noch von einer dritten Seite her erhob sich eine kritische und mahnende Stimme; Ernst von Bülow auf Cummerow veröffentlichte ein Buch, «Preussen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältnis zu Deutschland,» in dem er auseinandersetzte, was von dem neuen Monarchen mit Recht zu erwarten sei. In manchem stimmte er mit Schön und Jakoby überein; aber er verstand es, seine feingedrechselten Tadelgeschosse zwischen Bomben von Schmeichelei zu verstecken. Namentlich rühmte er den unvergesslichen Vater, der viel grösser gewesen sei als Friedrich der Grosse, indem er

das Fundament der Verfassung des Staates gelegt und seinem Sohne die Aufgabe gestellt habe, sie zu vollenden. So wie in diesem Satze mischte er beständig das Süsse mit dem Bittern. Der König hörte es zweifelsohne gern, dass ständische Interessenvertretung der repräsentativen Kopf-Vertretung vorzuziehen sei, dass die Regierungsgewalt dem Monarchen ungeteilt verbleiben müsse; aber ebenso verletzt war er, wenn Bülow behauptete, nach Stein und Hardenberg sei die schön begonnene Reform ihrer Kraft beraubt worden, die Provinzialstände wären engherzig zugeschnitten und ungenügend, und für die Ruhe des Volkes und die Sicherheit sei nichts wichtiger als scharfe Abgrenzung der wechselseitigen Rechte und Pflichten von König und Volk durch eine Verfassung. Wenn er von den Beamten sprach, klang Steinscher Spott mit: «Unleugbar erfreut sich Preussen eines durch Fleiss und Intelligenz ausgezeichneten Beamten-Personals; allein, da ihre Hauptbeschäftigung im Lesen dicker Aktenstösse besteht, da sich unter hundert Gegenständen der nichtssagendsten Art kaum einer findet, der mit Geist behandelt zu werden braucht, so gehen die tüchtigsten Beamten in den Geschäften unter, verlieren ihre Gesundheit, verzehren ihre Geistesgaben und beides ohne Nutzen für den Dienst.»

Vielleicht kränkte den König die höfliche Kritik seines Junkers mehr als die rücksichtslose des Juden, aber wenn es so war, liess er es nicht merken. Er behandelte Adel und Bürger mit merklichem Unterschied: Herrn von Schön gegenüber gab er zunächst kein Zeichen von Ungnade, Ernst von Bülow wurde zur königlichen Tafel gezogen, gegen Jakoby wurde eine Untersuchung eingeleitet und Anklage erhoben nicht auf «frechen und unehrerbietigen Tadel der Landesgesetze» oder «Aufregung zum Missvergnügen», sondern wegen Majestätsbeleidigung und Hochverrat.

Wiederaufleben der Tendenzen des 16. Jahrhunderts

In der Leipziger Allgemeinen Zeitung erschienen nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. unter dem Titel «Patriotische Phantasien», an dies Ereignis anknüpfende Betrachtungen. Der Verfasser sprach von der Wichtigkeit dieses Thronwechsels, nannte den verstorbenen König den letzten Vertreter der Heiligen Allianz, deren System nun hinfällig sei, verglich den neuen König mit Friedrich dem Grossen und schrieb ihm die Fähigkeit zu, ein neues Zeitalter heraufzuführen. In der vorsichtigen Mischung, die unter der Herrschaft der Zensur üblich war, betonte er, dass das preussische Volk, reif und doch enthaltsam und nicht vorlaut, seinem Oberhaupt die Initiative überlasse, sprach aber doch von den Erwartungen, die Preussen, Deutschland, ja Europa von der Geistesfreiheit des Königs hege. Es verlaute, sagte er, dass eine deutsche Akademie gegründet werde, die als eine Anstalt für Herstellung der Einheit in Sprache und Literatur und zugleich als ein Vorspiel der politischen Einigung Deutschlands aufgefasst werden solle. Das wäre also eine Art Gegenstück zum Zollverein gewesen.

Diese Artikelreihe bewog einen Süddeutschen, der seit einem Jahrzehnt in der vordersten Reihe der Opposition gekämpft hatte, ein Buch zu schreiben, in dem er die Bedürfnisse und Forderungen der Deutschen und die Rolle, die der neue König von Preussen in bezug darauf spielen könne, untersuchte. Es war Joh Geo. Aug. Wirth, der Mann des Hambacher Festes und des Pressevereins, und das Buch hatte den Titel: Die politische und reformatorische Richtung der Deutschen im 16. und 19. Jahrhundert. Er begann damit, dass er die politischen und sozialen Ideen, die in Deutschland zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts auftauchten, als ein Wiederaufleben derjenigen Ideen bezeichnete, die im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts so verhängnisvoll das alte

Reich bewegten. Stolz wies er die Urteile des Auslands zurück, wonach die Deutschen Bedientenseelen, Knechte, zum politischen Denken und Handeln unfähige Träumer wären. Er schilderte die alte deutsche Verfassung, die in grossartiger Weise eine biegsame Beziehung der verschiedenen Glieder untereinander mit ihren gegenseitigen, auf eigener Kraft beruhenden Rechten herstellte. Ihre Macht und ihre Weisheit aufdeckend, bewies er, dass Sklavensinn im Charakter der Deutschen ursprünglich nicht gelegen haben könne. Als diese majestätische Verfassung durch die Selbstsucht des hohe Adels und durch einreissende Ueppigkeit und Sittenlosigkeit verdorben sei, habe sich in hervorragenden Männern das Trachten nach Reform in politischer und sozialer Beziehung geregt; er nannte als solche Bebel, Wimpeling, Luther, mit besonderer Vorliebe Sickingen und Hutten. In ihrem Kampfe gegen die Fürsten, die alle Freiheiten unterdrückt und alle Rechte in ihrer Person zu konzentrieren gesucht hätten, wären sie gescheitert, namentlich durch zwei unglückliche Umstände: einmal dass Luther aus seiner Auffassung des Christentums heraus jede Mitwirkung an einer politischen Umwälzung von sich gewiesen habe, sodann dass der Kaiser, als Fremder ohne Verständnis für die deutschen Verhältnisse, nicht begriffen habe, dass die Revolution, wenn er sich an ihre Spitze stellte, seine Macht gegenüber den ungehorsamen Fürsten verstärkt hätte. Unter der uneingeschränkten Herrschaft von 36 Fürsten habe das deutsche Volk die alte Kraft, Wehrhaftigkeit, Tapferkeit, den geraden Bürgersinn und das Gefühl für Ehre und Manneswürde eingebüsst, ja selbst die Erinnerung an die einstige Grösse. Die herrliche Geschichte des Mittelalters sei im Volke vergessen und müsse, um Selbstgefühl und Zuversicht zu heben, von neuem erweckt werden. Durch die Ereignisse, die der französischen Revolution folgten, durch den Zusammenbruch und die Auflösung des Reiches und den Befreiungskampf sei das deutsche Volk nach langer Entwürdigung endlich zu sich gekommen und wolle nun die vor 300 Jahren gescheiterte Revolution vollenden. Als Zweck derselben betrachte er vor allen

Dingen die Schaffung einer volkstümlichen Reichseinheit, die sogar noch wichtiger als die Freiheit sei, weil ohne eine Vertretung des Reichs als Ganzheit, wie sie früher im Kaiser sich darstellte, keine Freiheit möglich sei. Zum Beweise wies er darauf hin, wie durch den Bund, eine Vertretung der einzelnen Regierungen, die etwaigen freiheitlichen Bestrebungen in den einzelnen Staaten unterdrückt worden waren. Ohne Einheit aber gebe es auch keine Macht, wie sie der Würde und Bildung des deutschen Volkes entspreche. Die Ohnmacht Deutschlands inmitten der europäischen Völker müsse ein Gegenstand der Beschämung für jeden Deutschen sein. Nichts Geringes schwebte ihm vor: er wünschte die Wiedergewinnung der deutschen Stämme, die sich während des Niedergangs des Reiches vom Reiche abgelöst hätten, nämlich der deutschen Schweiz, Hollands, der Deutschen Belgiens und der deutschen Teile des Elsass und Lothringens. Es solle jedoch die erwünschte Einheit keine französische, zentralisierte, sondern eine germanische sein, eine solche nämlich, bei der eine reiche Entwicklung der Reichsglieder bestehen könne. Zur Sicherung der Einheit sei eine Flotte notwendig, durch welche Handel und Gewerbe Aufschwung nehmen würde, was zur Erreichung des anderen grossen Zweckes, der sozialen Reform, notwendig sei. Auch diese müsse im deutschen, nicht im französischen Sinne durchgeführt werden, nicht nach dem Grundsatz der Gleichheit, der absurd sei, weil er Unnatürliches und Unorganisches verwirklichen wolle, sondern im Sinne der Ausgleichung zu grosser Vermögensgegensätze. Nach seiner Meinung sollte der Zweck hauptsächlich durch Sparsamkeit im Staat und bei den Einzelnen erreicht werden, daneben aber durch das Aufblühen von Handel und Gewerbe, das den unteren Klassen Arbeit verschaffe. Gewisse französische Systeme, besonders das von Fournier, wonach Gemeinschaftshäuser eingerichtet werden sollten, wollte er berücksichtigt wissen, aber nicht als zwingend für alle, weil eine derartige Kasernierung die Fülle des Lebens zerstöre. Damit die Bedrückung und Aussaugung der Arbeiter unmöglich

gemacht werde, müsse staatliche Oberaufsicht stattfinden, ausserdem die öffentliche Meinung dahin wirken, dass den Arbeitern gerechter Lohn gezahlt und für die Erziehung ihrer Kinder gesorgt werde. Mit einem zahlreichen Fabrikproletariat rechnete er noch nicht, betrachtete vielmehr die Gründung von Fabriken als ein Mittel gegen Verarmung. Die Tugenden der Sparsamkeit, Gerechtigkeit, Mässigkeit, Furchtlosigkeit und Opferwilligkeit rühmte er als republikanisch und hoffte auf ihr Wiedererwachen, da er Einheit und Freiheit, für Deutschlands Würde und Glück so notwendig, nur innerhalb einer deutschen Republik für möglich hielt. Die reformierende Richtung, sagte er, habe sich in zwei Parteien geschieden, die gemässigte, die die konstitutionelle Monarchie erstrebe, und die radikale, die die Republik wolle. Zu den Führern der republikanischen gehörte er selbst. Er berief sich dabei einmal darauf, dass das Reich vor der Umwälzung durch die Fürsten republikanische Form gehabt habe, indem es niemals eine fürstliche Gewalt oder überhaupt Regierung ohne Beschränkung durch irgend eine Art der Volksvertretung gegeben habe. Etwas derartiges wolle zwar auch die konstitutionelle Partei; aber sie täuschten sich, meinte er, wenn sie für möglich hielten, dass die Fürsten sich jemals ehrlich auf eine Selbstbeschränkung einlassen würden. Er zählte auf, wie sie in allen Ländern, wo Verfassungen eingerichtet wären, erfolgreich versucht hätten, sie zu entkräften und zu einem Schein herabzuwürdigen. Namentlich das Verlangen nach Einheit, worin die Konstitutionellen mit den Radikalen übereinstimmten, würden die Fürsten immer als Verbrechen betrachten; denn auf Vernichtung der Reichseinheit beruhe ihre Stellung, die Erklärung ihrer vollen Souveränität sei mit dem Rücktritt des letzten Kaisers zusammengefallen. Die wütende Verfolgung aller derer, welche für die Wiedergeburt der Reichseinheit in die Schranken getreten wären, habe klar ihre Gesinnung bewiesen.

Die Sprache, die Wirth gegen die Fürsten führte, musste namentlich in Preussen verblüffen, entsetzen.

Er stellte den Satz auf, dass die sogenannten Souveränitäten sämtlicher deutscher Fürsten usurpiert, und dass sowohl die fürstlichen Prärogative wie auch die deutsche Bundesakte und alle partikularen Konstitutionen der einzelnen Länder nichtig, ungültig, unverbindlich und rechtlich unwirksam wären. Indem er sich offen als Republikaner bekannte, behauptete er deswegen doch, kein Revolutionär zu sein; Revolutionäre wären vielmehr die Fürsten, die die rechtmässige majestätische Verfassung der Deutschen unterwühlt und gestürzt und die Völker ihrer Rechte und Freiheiten beraubt hätten. «Und dieser Stand», so sagte er, «der unter allen am meisten die Nemesis herausforderte, der allein das Nationalunglück der Zersplitterung und der Ohnmacht Deutschlands verursacht hat — dieser allein soll von der vergeltenden Gerechtigkeit verschont bleiben?»

Das Haus Habsburg habe schon dadurch seine Ansprüche verscherzt, dass es zur Zeit Karls V. nicht an die Spitze der weitverbreiteten, von edlem Schwung erfüllten reformatorischen Richtung getreten sei und das Reich in seiner alten Glorie wiederhergestellt habe. Auch er, Wirth, habe eine Zeitlang seine Hoffnung auf die Hohenzollern gesetzt, und damit kam er auf die Person Friedrich Wilhelms IV. zu sprechen, von der er ausgegangen war. Die bedeutungsvolle Jahreszahl 1840 habe die Hoffnung unterstützt, der neue König werde Friedrich dem Grossen an Kühnheit und schöpferischen Gedanken gleichen; der Irrtum sei aber bald offenbar geworden. Er schilderte den bescheidenen, allzu bescheiden vorgebrachten Antrag der ostpreussischen Stände auf Erfüllung des königlichen Versprechens in Betreff der Generalstände, das kindliche, allzu kindliche Vertrauen der Untertanen, die den abschlägigen Bescheid des Königs als Zusagen deuteten, bis seine unmissverständliche Erklärung jeden Zweifel niederschlug. Habe der König dadurch bewiesen, dass er fortfahren wolle, als absoluter Fürst zu regieren, und dass er nicht einmal in seinem Lande Einheit dulden wolle, um seine Souveränität nicht zu beschneiden, so habe er auch in Bezug auf Deutschland seine Unfähigkeit, Voll-

zieher der allgemeinen Wünsche zu werden, verraten. In diesem Sinne betrachtete Wirth das Verhalten des Königs bei der orientalischen Verwickelung. In ähnlicher Art wie Radowitz, wenn auch mit entgegengesetzter Orientierung, meinte er, dieselbe hätte die Gelegenheit zur Entfaltung einer grossartigen Politik geboten; der König hätte sich mit Frankreich, das den Vizekönig von Aegypten gegen die Pforte unterstützte, verbinden müssen gegen Russland, das die Pforte für sich selbst erhalten wolle. Zur Wiederherstellung des wahren Gleichgewichts in Europa gehöre das Zurückwerfen der Türken nach Asien, wo sie ein starkes Reich gründen möchten, das mit den europäischen Mächten in guten, friedlichen Beziehungen stehen würde. Die europäische Türkei müsse zum Teil mit Griechenland verbunden werden, zum Teil dazu dienen, ein deutsches Oesterreich an der Donau zu bilden, das als Bundesstaat oder in anderer Verbindung mit dem Mutterreiche stehen müsse. Oesterreichs deutsche Länder müssten an Deutschland fallen, die italienischen an ein zu gründendes selbständiges Italien, die polnischen an ein wiederhergestelltes Polen. Frankreich würde als Preis für die preussische Unterstützung die Wiedergeburt des deutschen Reiches und die Verbesserung seiner Grenzen zugestanden haben. Die Republikaner würden um der Erfüllung ihres Strebens willen sich einverstanden erklärt haben, dass der König von Preussen des Reiches Oberhaupt werde.

Uebrigens war Wirth nicht blind gegen die Schwierigkeit eines Bündnisses mit Frankreich, warnte vielmehr seine Gesinnungsgenossen, den Verlockungen des Nachbarlandes zu trauen. Niemals, sagte er, würden die Franzosen ihr Trachten nach dem linken Rheinufer aufgeben; sie wären erobernder Natur und würden sich immer auf Kosten Deutschlands zu vergrössern suchen. Stets hätten sie die inneren Streitigkeiten und die reichsfeindlichen Tendenzen der Fürsten benützt, um Deutschland zu schwächen, immer uneigennützige Hilfe versprochen, um die töricht Vertrauenden in rohester Art zu berauben. Wohl sei ein Bündnis der

deutschen Freiheitsfreunde mit den Franzosen wünschenswert; aber es scheitere an ihrer unausrottbaren, auf den Besitz des linken Rheinufers gerichteten Eroberungssucht.

Wirth schrieb das Buch hauptsächlich, um den Norddeutschen, besonders den Preussen, ein Bild von den Ideen und Bestrebungen der Süddeutschen zu geben. Der Unterschied war in der Tat bedeutend. Noch mehr als im übrigen Deutschland, fehlte in Preussen die Kenntnis der Reichsgeschichte, der Anschluss an die grosse Ueberlieferung, der Wunsch, die unterbrochene Folge wiederherzustellen. Einzig der König griff in die Vergangenheit zurück in einer Art, die nur verwirrte und abschreckte. Kaum irgendwo in preussischen Provinzen bezog man sich auf alte, angestammte Rechte, wie es in Schwaben geschehen war, sondern einzig auf das Versprechen des Königs; die willkürliche Entstehung Preussens brachte es mit sich, dass auch die Opposition sich auf eine willkürliche Basis stellte. Wo die preussischen Radikalen ihre Forderungen theoretisch begründen wollten, bezogen sie sich auf die philosophischen Sätze Hegels, dessen schclastische Denk- und Ausdrucksweise den Süddeutschen peinlich auffiel. Wirth stellte Hegel Herder gegenüber als den Genius, der ihn leitete, an dessen geschichts-philosophischen Ideen er sich gebildet hatte, und dessen Einfluss in seiner edel gehobenen, von durchdachtem Gefühl bewegten Sprache nachklingt. Merkwürdig ist es, dass Hegel, der Führer der Preussen, ein Schwabe, Herder, der Führer der Süddeutschen, ein Ostpreusse war.

Seltsam musste Wirths altfränkisches Republikanertum mit dem Wahlkaiser den Preussen erscheinen, unverständlich auch dem preussischen König, der doch das Mittelalter erneuern zu wollen sich einredete. Ebenso hielt König Ludwig von Bayern, so teutsch und altertümlich er sich auch anstellte, die Tendenzen seines fränkischen Untertans für ruchlos und strafwürdig. Wirth verglich Ludwigs Gedichte mit Friedrich Wilhelms Reden. Richtiger nannte Friedrich von Gagern die letzteren Domine's praatjes, auf deutsch Pastoren-

geschwätz; ihre Flüssigkeit und schwelgerisches «Sich das Hemd von der Brust reissen», bilden einen Gegensatz zu den mühsam gestotterten Gedichten Ludwigs.

Am Rhein

Für Friedrich Wilhelm III. war die Religion ein Zubehör des Absolutismus, für seinen Sohn war sie das auch, insofern sein Glaube an Gott eine Art Ergänzung seines unbeschränkten Regimentes sein sollte, aber doch in anderer Weise, da er mehr Verstand, Geschmack und Sinn für Poesie hatte. Die Seichtigkeit der Rationalisten und Lichtfreunde erkannte er, ihm waren die Altlutheraner und die Katholiken lieber, denn da Religion nun einmal zu seinem System gehörte, sollte es auch eine rechte Religion und nicht ein Feilschen zwischen Offenbarung und beschränktem Untertanenverstande sein. Während er seinen tatsächlichen Absolutismus mit den staatlichen Verhältnissen des Mittelalters, die er wieder einführen wollte, ohne Schwierigkeit in Einklang zu bringen wusste, wurde ihm das in Rücksicht auf die kirchlichen schwer. Durch das Fortbestehen der katholischen Kirche war es offenkundig, dass die Kirche dem Staat im Mittelalter als ebenbürtige Macht zur Seite gestanden hatte, und dass die Abhängigkeit der protestantischen Kirche vom Staate eine Neuerung war, die das moderne Leben vom mittelalterlichen wesentlich unterschied. Er bedurfte seiner ganzen Verschwommenheit, um an dem Problem, wie er der Kirche ihre Unabhängigkeit zurückgeben könne, ohne von seiner Oberherrschaft etwas preiszugeben, nicht zu verzweifeln. Die Kirchen, schrieb er seinem Freunde Bunsen, müssten unabhängig sein, dem Fürsten könne keine Uebung der Kirchengewalt zustehen. «Dagegen hat der Fürst die Gewalt *über* der Kirche. Er gehört der Kirche, ist ihr Sohn, aber alle Glieder derselben sind seine Untertanen. Diese Wahrheit ignorieren zu wollen, führte zu schmählicher Komödie. Er muss, weil er nicht anders darf, der Schutzherr, Schirmvogt, Friedensrichter der

Landeskirche sein. Er muss sich im Gehorsam wie im Befehlen als ihr Erstgeborener zeigen.» Die Katholiken hatten, wie sich von selbst versteht, für diese Theorie keinen Sinn. Auf dem ersten rheinischen Landtage stellte der ultramontane Graf Westphalen den Antrag auf Wiedereinsetzung des Erzbischofs Droste, den der verstorbene König beim Streit über die gemischten Ehen abgesetzt hatte, und da der Landtag ihn ablehnte, begab sich der Graf selbst nach Berlin, um sein Gesuch dem König persönlich vorzutragen. Dieser verwies ihm den eigenmächtigen Schritt und befahl ihm, Berlin augenblicklich zu verlassen, worauf der Graf seine Heimat aufgab und sich in Bayern niederliess. Wenn aber der König auch die Einmischung der Untertanen ablehnte, so lag ihm doch viel an der Versöhnung mit den Katholiken, und durch beflissenes Entgegenkommen gelang es ihm, sie zuwegezubringen.

Zur Zeit als die Entzweiung noch bestand, kurz vor dem Tode Friedrich Wilhelms III., wurde unter Begünstigung der Regierung die Rheinische Allgemeine Zeitung gegründet, mit der Bestimmung, der Kölnischen, dem vielgelesenen, mächtigen Organ der Ultramontanen, das Gegengewicht zu halten. Die Kölnische Zeitung hätte ihre Gegnerin leicht besiegt, wenn nicht eine Gesellschaft reicher Kaufleute und Industrieller Kapital hineingesteckt hätten; es waren die Männer, die sich seit der Gründung des Zollvereins mit der preussischen Regierung ausgesöhnt hatten und namentlich von der Einführung der Eisenbahnen Vorteil erwarteten. Von dem neuen Friedrich dem Grossen glaubten sie Inangriffnahme des Fortschrittes hoffen zu dürfen, worunter sie Ausnützung der Technik in ihrem Interesse verstanden, eine Tendenz, die von katholischer Seite bekämpft wurde. Das zum Aktienunternehmen ausgestaltete Blatt erschien am 1. Januar 1842 als «Rheinische Zeitung» in Köln. Es traf sich, dass die beiden Juristen, denen mit anderen die Redaktion anvertraut war, der Referendar Georg Jung und der Assessor Dagobert Oppenheim, Junghegelianer waren und in Beziehung zu einem Kreis junger Leute standen, die

auf diese Philosophie eingeschworen waren und deshalb zur Mitarbeit geeignet schienen: Bauer, Rutenberg, Marx, Köppen und Meyen. Es waren kecke, zu Tollheiten aufgelegte, junge Menschen, die es liebten, den Philister zu verblüffen und Gedanken zu den äussersten Konsequenzen zu führen. Der Theologe Bruno Bauer übertrumpfte Strauss, der zwar Kritik an den Evangelien übte, aber doch einen geschichtlichen Kern in Bezug auf die Person Christi bestehen liess, während Bauer Christus als eine Erfindung der Evangelienschreiber auffasste. Das Ausroden festgewachsener Vorstellungen war diesem Kreis ein Sport. Karl Marx, im Jahre 1818 geboren, war, als er für die «Rheinische Zeitung» zu schreiben begann, noch sehr jung, er hatte eben eine Doktorarbeit über griechische Philosophie vollendet. Er stammte aus Trier, wo sein Vater Justizrat war und mit ganzem Herzen preussischer Untertan. Beide Eltern liessen sich taufen; sie stammten beide von Rabbinern ab, und es lässt sich denken, dass ihr Sohn den Hang zur Gelehrsamkeit, den bohrenden Scharfsinn und die alles vor sich niedermähende Logik von seinen Vorfahren ererbt hat. Seine ausserordentliche Begabung zeigte sich früh. Klugheit und Willenskraft fielen mehr auf als Herzenswärme; aber dass er glühender und treuer Liebe fähig war, beweist sein Verhältnis zu seiner Frau, der schönen, tapferen Jenny von Westphalen. Auf der Universität hatte Marx mit philosophischen Fragen gerungen; dem Mitarbeiter der «Rheinischen Zeitung» traten zum ersten Male politische und wirtschaftliche Probleme nah. Indem er die Landtagsverhandlungen besprach, hatte er Gelegenheit, sich über Presse und Zensur und über die abgesetzten Erzbischöfe auszulassen. Er tat es selbstverständlich im Sinne des Liberalismus, aber die Art, wie er es tat, war ungewöhnlich. Sein scharfer Blick durchleuchtete die Gegenstände so, dass das Verwickelte klar und einfach erschien, er ergriff mit Sicherheit das Ende des Fadens, woran er den Leser durch aufgehäufte Tatsachen und Gedankengänge hindurch ins Klare führen konnte. Einzig die Hegelsche Dialektik belastete seine Artikel;

aber sie waren frei von Phrasen, Schlagwörtern, rhetorischen Behauptungen, seine Aeusserungen beruhten immer auf gründlichen Kenntnissen. Seit seinem Eintritt in die Redaktion hob sich die Zahl der Abonnenten bedeutend.

So kam es, dass die Führer der rheinischen Bourgeoisie mit ihrem künftigen Todfeind sehr zufrieden waren. Sozialismus und Kommunismus, damals in Deutschland eben auftauchende, vielbesprochene Fragen, berührte er nicht, weil er es verschmähte, ein nicht durch gründliches Studium fundiertes Urteil abzugeben. Die zwischen Volk und König schwebenden Verwicklungen behandelte er nicht, wie es die Königsberger Opposition getan hatte, vom historischen und juristischen Standpunkt, sondern von den gegebenen Verhältnissen aus und mit philosophischem Rüstzeug, was der Sinnesart der Aktionäre durchaus entsprach. Nicht auf Versprechungen des verstorbenen Königs oder wohlerworbene Rechte bezog er sich, dazu war er zu sehr Jude des Rheinlandes, jener Provinz, die jahrelang unter französischer Herrschaft gestanden hatte und auf die Errungenschaften stolz war, die sie ihr verdankte. In einem Falle machte er eine Ausnahme, als er nämlich das Gesetz über Holzdiebstahl, Forst- und Jagdfrevel behandelte, das der Landtag beantragt hatte. Hier bezog er sich auf die alte Gemeinfreiheit, in deren Besitz das deutsche Volk einst gewesen war, die noch in seinen Gewohnheiten hafte, und er erinnerte an die fliessenden Verhältnisse des Mittelalters, an die Vermischung privater und öffentlicher Rechte, die damals üblich war, und die durch das römische Recht und die Interessen der grundbesitzenden Klasse, die die Armen ausbeutete, aufgehoben worden war. In späterer Zeit liebte er es nicht mehr, wenn man die Waffen zum Schutze der Besitz- und Rechtlosen dem Mittelalter entnahm. Da sein Angriff den Grossgrundbesitzern galt, stiessen sich die Kölner Aktionäre der «Rheinischen Zeitung» nicht daran.

Wie fast alle die grossen Kaufleute Kölns gehörte auch Camphausen zu den Aktionären, hielt sich aber

persönlich fern, Mevissen dagegen, der eben nach Köln übergesiedelt und siebenundzwanzig Jahre alt war, schloss sich begeistert den Mitarbeitern an, die wöchentlich zusammenkamen, um über die Beiträge und ihre Tendenz zu beraten. Hier fand er, was er bisher vergeblich gesucht hatte, junge Leute, die von den Problemen des öffentlichen Lebens so lebhaft wie er bewegt wurden, und zwar so wie er auf der Grundlage moderner Philosophie, Staats- und Volkswirtschaft. Höchst ehrgeizig, war er ungeduldig gespannt, ob er auch unter den neuen Bekannten Geltung würde gewinnen können; nachdem das festgestellt war, freute er sich uneingeschränkt des Verkehrs mit ebenbürtigen Geistern. Man traf sich hauptsächlich in den Häusern von Dr. Bürgers und Dr. Jung, die anziehende und geistreiche, junge Frauen hatten; Jung hatte ausserdem eine Schwester, die Mevissen verehrte. Eine Menge von Intelligenz, Talent und Temperament war da vertreten. Wie dumpf und drückend die Zustände waren und wie erhitzt die Stimmung auf der anderen Seite, wird deutlich, wenn man sieht, wie, wenn irgendwo ein Schwert auf den Schild schlug, die kampflustige Jugend herbeiströmte, bereit, sich auf den Gegner zu stürzen. Der Radikalste von allen war Moses Hess, ein junger Kölner Kaufmann, den die Lage der zurückgesetzten Klassen am meisten beschäftigte; er übte starken Einfluss auf Jung aus und wäre Redaktor geworden, konnte sich aber gegenüber den Aktionären nicht durchsetzen, die mehr das Wirtschaftliche als das Soziale in den Vordergrund gerückt wissen wollten. Dementsprechend wurde Friedrich List aufgefordert, der sich den Kölnern als bedeutender Nationalökonom im Sinne des Freihandels empfahl, und der gern angenommen hätte wenn er nicht krank gewesen wäre. Mit Dr. Höfken, einem Anhänger Lists, konnte sich Jung nicht vertragen, der nun einmal darauf bestand, die Zeitung solle nicht, wie er sagte, in Twist ersticken und den Zollverein als Heiland der deutschen Nation anpreisen, sondern hauptsächlich einen freiheitlich-sozial-moralischen Charakter haben. Mit Dr. Rutenberg drang die beherztere Opposition durch; er stand

unter Polizeiaufsicht, weil er im September 1841 für den durch Berlin reisenden Professor Welcker eine Serenade veranstaltet hatte, so dass schon seine Wahl die Regierung einigermassen herausforderte. Ein Montags-Kränzchen bildete sich, in dem besonders die soziale Frage behandelt wurde, dazu gehörten Hess, Jung, Mevissen, Bürgers, der Kölner Rechtsanwalt Mayer, der Kölner Arzt Thomé, Referendar Rudolf Schramm, Sohn eines Crefelder Fabrikanten, die drei letzteren Mitglieder des Aufsichtsrates; ferner Brüggemann, der «kleine Preusse», der sich beim Hambacher Fest Ruhm und lange Kerkerhaft geholt hatte, J. G. Compes, ebenfalls ein alter Burschenschafter und Freund von Georg Fein, Dr. D'Ester, unbeugsam radikal, und Assessor Bergenroth. In dem Beiblatt für Wissenschaft, Literatur und Kunst erschienen Gedichte von Freiligrath, Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, Beiträge von dem alten Burschenschafter Carové, von Gutzkow, Berthold Auerbach, Ruge, Prutz; kurz, es gab wenig Namen der Opposition, die nicht in Beziehung zur «Rheinischen Zeitung» standen. Es ist zu verwundern, dass die Regierung ein Blatt dieses Charakters, das der Zensur so viel zu tun gab, bestehen liess; allein in Anbetracht der ursprünglich damit verbundenen Absicht, die Ultramontanen in Schach zu halten, in Rücksicht auf die rheinische Bourgeoisie, die es stützte, und noch aus einem dritten Grunde drückte die Regierung einstweilen ein Auge zu. Die «Rheinische Zeitung» vertrat nachdrücklich den Standpunkt, dass Preussen die Führung Deutschlands übernehmen müsse und suchte sich in der Verfassungsfrage den Ansichten des Königs zu nähern Einer besonders führte immer wieder aus, dass man am Rhein nichts anderes wolle, als das von Stein begonnene Reformprogramm beendet sehen; das war Karl Heinrich Brüggemann, der Ideen der Zwanziger- und Dreissigerjahre mit sich in die neue Zeit hinübergenommen hatte. Er suchte aus den Ansichten des Königs und denen seiner liberalen Gegner das Wesentliche, Gute und Notwendige hervor, um beide in einer höheren Einheit zu vereinigen, die dem soge-

nannten Testamente Steins entsprach, einem Abschiedsschreiben, das er im November 1808, als er Preussen verlassen musste, an seine Beamten richtete. Brüggemann verwarf, darin mit dem König einig, die Konstitutionen nach französischem oder belgischem Muster, wie sie die Süddeutschen, namentlich die Badener, auf ihre Fahne schrieben. Parlamente, die nicht getragen wären von freien, sich selbst verwaltenden Gemeinden, denen nicht Pressfreiheit und Oeffentlichkeit der Verwaltung zur Seite stehe, die durch theoretische Unterscheidung der Kompetenzen verdorben wären, brächten nichts hervor als beständigen Kampf der Repräsentanten mit der Regierung. Er nannte sie ein neues Rad an der Staatsmaschine; Görres hatte sie einen gangbaren Modeartikel genannt. Bloss in der Theorie stehende Verfassungen ohne korporative Grundlage, auf die werde das Wort vom «leeren Politisieren» oder vom «hohlen Liberalismus» mit Recht angewendet. Selbstverwaltung, Korporation, darin bestehe die wahre Freiheit. Insofern blickte er mit Stein auf die mittelalterliche Vergangenheit zurück, er wies auf die Ueberbleibsel einstiger Freiheit hin, wie sie in Osnabrück sich fänden und auf den Osnabrücker Stüve, den man nicht genug schätzen könne; aber wie dieser sah er ein, dass solche aus ihren lebendigen Beziehungen und von ihrem Grunde losgerissene Rechte nicht in moderne Zustände eingebaut werden könnten. Auch dürfe, und darin ging er mit dem Liberalismus einig, der durch die Revolution gewonnene Grundsatz der Gleichheit nicht wieder aufgegeben werden; nur solle es keine abstrakte, staatsbürgerliche Gleichheit sein, wie sie in Frankreich herrsche, von der das Volk nichts habe als die Freiheit des Eigentums im Privatrecht und die Freiheit, Abgeordnete zu wählen. Eine blosse Vertretung der Köpfe befördere entweder die Anarchie oder, wenn ein Zensus beliebt würde, die Plutokratie. Vorbild für Deutschland könnten etwa die Zünfte in den ehemaligen freien Städten und ihr Verhältnis zu den Stadträten sein; aber man solle nichts Altes, Morsches, gewaltsam beleben wollen, sondern die neuen Bildungen entwickeln, die sich schon hie und da

rührten. Dergleichen Anfänge gebe es auf dem Lande in den ritterschaftlichen Kreditvereinen, in den Feuer- und Hagelversicherungen, den Deich- und Berieselungs-Genossenschaften, auch in den Kreisordnungen, obwohl sie reformbedürftig wären. In den Städten wären die Handelskammern, die Fabrik- und Handelsräte, Kreditanstalten für die städtische Industrie, allgemeine Diskont-Banken, Leihanstalten für besondere Gewerke. Als Anfänge in der Rechtspflege nannte er die Dorfgerichte, die Deichgerichte, Handels- und Gewerkgerichte, das Schiedsmannen-Institut und das Institut der Geschworenen. Solchen korporativen Bemühungen, die aus reellen, gegenwärtigen Interessen hervorgingen, müsse die Staatsverwaltung entgegenkommen, so dass eine Teilnahme der nationalen Stände an der Staatsverwaltung und Rechtsprechung stattfinde, eine Durchdringung der wirtschaftlichen und politischen Interessen. Die Vertretung des Volkes nicht nach Köpfen, sondern in freien Berufsständen, das war ein Prinzip, das dem König zusagen konnte, von dem man wusste, dass er als Kronprinz im Gegensatz zu seinem Vater den Freiherrn vom Stein verehrt hatte. Andererseits hob Brüggemann mit Vorliebe zwei Sätze aus dem Steinschen Testament hervor, mit denen auch der Radikalste sich einverstanden erklären konnte. Einmal war es der folgende: «Mein Plan war daher, jeder aktive Staatsbürger, er besitze hundert Hufe oder einen, er treibe Landwirtschaft oder Fabrikation oder Handel, er habe ein bürgerliches Gewerbe oder sei durch geistige Bande an den Staat geknüpft, habe ein Recht zur Repräsentation.» Daraus konnte das allgemeine Wahlrecht abgeleitet werden. Sodann hatte Stein im Eingang seines Schreibens den «Willen freier Menschen» als den unerschütterlichen Pfeiler jedes Thrones bezeichnet; es war derselbe Ausspruch, den Jakoby seinen Vier Fragen als Motto vorangestellt hatte; in Stein begegnete sich die verschieden geartete Opposition der Preussen und der Rheinländer. Nicht ein Gesetz also, irgend ein Dokument, auch nicht die Ueberlieferung, sondern der Wille freier Menschen war die letzte Quelle aller Gestaltungen und Wand-

lungen des öffentlichen Lebens; das konnte man als ein Bekenntnis zur Volkssouveränität ansehen.

Man kann sich vorstellen, wie feurig die jungen Stürmer im Montagskränzchen über diese Gegenstände debattierten. Was Brüggemann aus Stein, das hatte Mevissen aus Saint-Simon abgeleitet; zusammen mögen sie die folgenreiche Rolle erwogen haben, die nach ihrer Meinung dem Versicherungswesen, den Aktiengesellschaften, den Banken, den Arbeiterassoziationen vorbehalten war. Mevissen war in England gewesen, das Brüggemann in Bezug auf die Selbstverwaltung als vorbildlich ansah; Mevissen hatte dort auch die Lebensverhältnisse der Fabrikarbeiter kennen gelernt, wovon man in Deutschland noch wenig wusste, und was in diesem Kreise grösstes Interesse erregte.

Im September 1842 konnte die «Rheinische Zeitung» das grosse Fest der Grundsteinlegung des Kölner Dombaues, das laut den Rhein entlang rauschte, mit begehen.

Der Gedanke, die Ruine des Domes zu vollenden, war schon von Goethe gelegentlich angeregt worden, der das Fragmentarische nicht schätzte, auch wenn es grandioses Uebermass verkörperte; der vermehrte Wohlstand und das vermehrte Selbstbewusstsein der Kölner ergriffen im ersten bewegten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms IV. als etwas Mögliches, was früher die verfügbaren Kräfte zu übersteigen schien. Als im Sommer 1840 Krieg mit Frankreich drohte, wünschte man den alten Riesen am Rhein zu einem Denkmal zu gestalten, der den Angriffslustigen drohend die Kraft und den Willen des deutschen Volkes wiese. Man beschloss, einen Verein zu gründen, der die Angelegenheit in die Hand nähme, und ein Aufruf forderte alle Deutschen auf, sich an dem Werk zu beteiligen. Damit wurde der Dombau ein Unternehmen, das nicht nur Köln oder die Rheinprovinz, sondern ganz Deutschland anging, das Gesamt-Deutschland, das es noch nicht gab, das es aber geben sollte, der Dom also zu einem Symbol der Einheit geweiht. In diesem Sinne wurde die Beteiligung sehr lebhaft, umsomehr als der König die Sache schwungvoll ergriff, eine hohe Summe zeichnete und Worte sprach, die so

ausgelegt wurden, als habe er sich dadurch als Förderer des Einheitsstrebens bekannt. Hofmann von Fallersleben sang nach der Melodie: Heil sei dem Tag, an welchem du bei uns erschienen «Wer wollte nicht im Kölner Domausbaue schauen — ein Einigkeitssymptom? — Mit hoher obrigkeitlicher Erlaubnis bauen — wir einen Einheitsdom»; und es gab viele, die in seine Skepsis einstimmten. Es war sehr fraglich, ob der neue Dom zum alten, und ob die königlichen Vorstellungen vom Mittelalter zu den Vorstellungen der Kölner von der Macht der Hansa passen würden; allein nach aussen überstimmte die Begeisterung solche Einwände. Der König liess keine Gelegenheit vorübergehen, wo er ein verfallendes mittelalterliches Bauwerk neu herrichten konnte; das war ein Gebiet, wo sich seine Ueberzeugung ohne jede Gefahr für ihn offenbaren konnte. Eine grosse Anzahl wiederhergestellter und neuer gotischer Kirchen haben in Preussen zum Schaden des Architekturbildes die Lüge von der wiederkehrenden Epoche der Gotik verewigt. Die liebste Frucht dieser künstlerischen Betätigung war dem König das damit verbundene Reisen und Reden; dieser Hang hat sich mit verschiedenen anderen Eigenheiten auf seinen Grossneffen, den letzten Kaiser, vererbt. Die Bewegtheit des Reisens, die Empfänge an den Orten, die er berührte, der Jubel, den seine Reden entfachten, die Empfindungen, die ihn dabei übermannten, die Rührung, die Wonnetränen, das wurde ihm immer mehr Bedürfnis.

Am 4. September 1842 sollte die Grundsteinlegung in Köln stattfinden. Ende August verliess er mit der Königin Berlin und machte in mehreren westfälischen Städten Halt. In Hamm liess er «mit überfliessendem Herzen» die Grafschaft Mark leben, in Barmen ebenso das Bergische Land, überall wehten die Fahnen, donnerten die Geschütze, läuteten die Glocken. Das Hauptgepränge entfaltete sich in Köln. Am Morgen zelebrierte der Erzbischof im Chor ein Hochamt, wobei eine Messe von Beethoven und das Halleluja von Hændel aufgeführt wurden. Der zu weihende Stein befand sich auf der Südseite des Doms, da wo die Lücke zwischen Chor und

Dom war. Mit Gebeten begann die feierliche Handlung; als dann der König aus der Hand des Erzbischofs den Hammer empfangen hatte, riss ihn wie so oft der Augenblick zu einer prophetischen Rede hin: «Meine Herren von Köln», sagte er, «es begibt sich Grosses unter Ihnen. Dies ist, Sie fühlen es, kein gewöhnlicher Prachtbau. Es ist das Werk des Brudersinns aller Deutschen, aller Bekenntnisse.» Der Geist des Brudersinns, der Geist deutscher Einigkeit, der die Tore des Doms erbauen werde, möge das Werk vollenden, und das Werk solle den spätesten Geschlechtern Kunde geben von dem durch die Einigkeit seiner Fürsten und Völker grossen, mächtigen, den Frieden der Welt unblutig erzwingenden Deutschland. Er schloss, der alten Reichsstadt huldigend, mit dem mittelalterlichen Rufe: Alaaf Köln! Dieser Rede schloss sich an einem der nächsten Tage eine andere in Aachen an; es ist merkwürdig, dass keine so stark auf das Publikum wirkte wie eine, deren genauer Wortlaut sich nie mehr feststellen liess, die der Erzherzog Johann bei einem Fest im Schlosse Brühl hielt, wo der König Mitte September seine fürstlichen Gäste bewirtete.

Erzherzog Johann war der Bruder des 1836 verstorbenen Kaisers Franz und wegen seiner Beliebtheit von diesem im Schatten gehalten. Seine Popularität hatte er dadurch vermehrt, dass er ein schönes Mädchen aus dem Volke geheiratet hatte und in einfach bürgerlicher Weise in Steiermark Haus hielt. Man hatte keine Ursache, das lange habsburgische Gesicht zu lieben; aber die Schlichtheit im Auftreten des alten Herren, verbunden mit der natürlichen Eleganz und dem Charme des Oesterreichers gefiel, gefiel sogar mehr als das Theater des preussischen Königs. Der Erzherzog gebärdete sich nicht, vergoss keine Tränen, rief nicht Gott an, er war eher unscheinbar und liess bescheiden Friedrich Wilhelm die Hauptrolle spielen, da wo seine Väter einst als Kaiser durchs Reich gezogen waren; aber er schien ein Mensch zu sein, zu dem man Vertrauen haben konnte. Die Rede, die er in Brühl hielt, soll mit folgenden Worten geschlossen haben: «Solange Preussen und Oesterreich, solange das ganze übrige Deutschland,

soweit die deutsche Zunge reicht, einig sind, werden wir unerschütterlich dastehen wie die Felsen unserer Berge.» Von Munde zu Munde aber ging eine andere Fassung: «Kein Preussen, kein Oesterreich! Nur ein einiges Deutschland fest und stark wie unsere Berge!» So dicht an der Wirklichkeit konnte sich eine Legende bilden, weil das Volk nach den verschwommenen Verheissungen des Königs eines unumwundenen Wortes bedurfte.

Auch Gustav Mevissen hielt eine Rede, bei dem Fest nämlich, das die «Rheinische Zeitung» veranstaltete; er kam dabei vom Dombau auf die Idee des Fortschritts und sagte, dieser solle sich am Dom emporranken und einen höheren, schöneren Dom über dem steinernen bilden. Man kann das Bild nicht so schön finden, wie es dem Redner vermutlich erschien, aber die Zuhörer verstanden, dass es ein Programm bedeutete. Die rheinischen Industriellen sowohl wie die radikalen Schriftsteller fanden den Dombaujubel mehr oder weniger lächerlich. Soweit sie kunstverständig oder Kölner Patrioten waren, hatten sie nichts gegen die Erhaltung der Ruine; aber sie sahen in der Art, wie der König die Sache handhabte, nur ein neues Zeichen seines Hanges zum Mittelalter, der ihnen ein Dorn im Auge war und trauten ihm nicht die ehrliche Absicht zu der Tat zu, die von ihm erwartet wurde: Verfassung zu geben und Einheit herzustellen. Dass in diesem Kreise der geringste Schritt zu diesem Ziele dankbarer begrüsst worden wäre als die hochtrabende Grundsteinfeier, sprach ein Gedicht von Prutz aus, das an der Spitze der Festtagsnummer der «Rheinischen Zeitung» stand.

Der König war den rheinischen Kapitalisten nicht gewogen; er hielt sie für Götzendiener, schlimmer als die des Baal und der Astarte; aber er nahm Rücksicht auf sie und also auch auf ihre Zeitung, die ohne ihren goldenen Schild längst unterdrückt worden wäre. Endlich jedoch zog sie sich den ernstlichen Zorn des Königs dadurch zu, dass sie den Entwurf eines Ehegesetzes veröffentlichte, von dem es unbekannt war und blieb, wie er in die Hände der Redaktion gelangt war. Friedrich

Wilhelm glaubte den Charakter des mittelalterlichen Staates, wie er ihm vorschwebte, heranbilden zu können, indem er das Volk zu Frömmigkeit und Sittlichkeit erzöge, was sich sowohl im Verhältnis zu ihm, gewissermassen dem Vater und Herrn, wie innerhalb der eigenen Familie, namentlich in der Beziehung zwischen den Ehegatten ausdrücken sollte. Gemäss dem Allgemeinen preussischen Landrecht und seiner Handhabung war man seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts durchaus nicht rigoros in Betreff der Eheirrungen, hauptsächlich wo es die höheren Kreise anging; jetzt aber strebte das Publikum nach allgemeingültigen Gesetzen im Sinne leichterer Lösbarkeit der Ehen. Der König hatte verständliche und lobenswerte Auffassungen in dieser Frage; denn es ist klar, dass Lockerung der Ehe eine Erschütterung des Grundes bedeutet, der die Gesellschaft trägt, und man konnte es wohl für zweckmässig halten, ihr entgegenzutreten, bevor unberechenbare Folgen sich geltend gemacht hatten. Vielleicht hätte er am liebsten gesehen, wenn die Ehe auch bei den Protestanten ein Sakrament und unlöslich gewesen wäre; aber die protestantische Auffassung, wonach die Ehe eine bürgerliche Einrichtung, wenn auch von Gott geheiligt ist, liess sich aus der protestantischen Welt nicht ausmerzen; man konnte nur versuchen, eine strengere Auslegung einzuführen. Dass ein Fürst von Gottes Gnaden dazu das Recht hätte, bezweifelte Friedrich Wilhelm nicht; ob es aber möglich war, durch Regierungsverfügungen so in die Entwicklung einer Einrichtung einzugreifen, die eine privat- Seite hat, alle angeht und mit den innersten Gefühlen und engsten Beziehungen verknüpft ist? Wer kann entscheiden, ob die Sittlichkeit nicht mehr unter strafter Anspannung der Ehegesetze als unter ihrer Lockerung leidet? Nicht zu leugnen ist, dass man aus der steten Zunahme der Ehescheidungen schliessen muss, es werde immer unüberlegter geheiratet und immer unbedenklicher geschieden, und es führe die Erleichterung der Scheidung weniger zur Auflösung unglücklicher und ungedeihlicher Ehen als zur Auflösung der Ehe überhaupt

und zum Verschwinden des Ernstes und Pflichtbewusstseins in Bezug auf Familiengründung. Trotzdem ist das Problem so verwickelt, dass ein Einzelner darüber zu entscheiden sich nur anmassen kann, wenn er die Berufung dazu in sich trägt, wie Luther sie hatte. Friedrich Wilhelm glaubte sie als König zu haben; seine Untertanen betrachtete er wie unbotmässige Kinder, denen Zügel angelegt werden müssen.

Das neue Gesetz, das der König unter Aufhebung der bezüglichen Bestimmungen des herrschenden Landrechts vorbereitete, sollte nach dem von der «Rheinischen Zeitung» veröffentlichten Entwurf, soweit es in einem protestantischen Lande möglich war, kirchlichen Charakter tragen. Ein besonderer Ehesenat sollte zur Entscheidung von Scheidungsprozessen gegründet werden, denen ein Sühneversuch durch Geistliche voranzugehen hätte. Neben verschiedenen Erschwerungen, die in der Form des Prozesses lägen, sollten die Scheidungsgründe beschränkt werden, so zum Beispiel sollten körperliche Gebrechen und Unvermögen als Scheidungsgrund wegfallen und Misshandlungen nur dann als Grund gelten, wenn sie Gesundheit und Leben gefährdeten. Würde die Ehe wegen Ehebruch geschieden, sollte der schuldige Teil mit Gefängnis, Zuchthaus oder Festung bis zu einem Jahre bestraft werden, auch wenn der beleidigte Teil auf den Strafvollzug verzichtete.

Der Entwurf, der dem Geist der Zeit so herausfordernd entgegentrat, erregte im Publikum solche Entrüstung, dass auf seine Durchführung verzichtet werden musste. Gegen die «Rheinische Zeitung», die das vorzeitige Bekanntwerden verschuldet hatte, wurde streng eingeschritten, Dr. Rutenberg wurde entlassen, ein neuer Zensor ernannt und dieser unter die Zensur des Regierungspräsidenten von Köln gestellt. Alle Massregelungen indessen machten die Zeitung nicht zahmer, sie setzte sich für die Moselbauern ein, die in elender Lage waren, und deren Klagen die Regierung mit Härte unterdrückt hatte und fällte ein scharfes Urteil über das Verbot der «Leipziger Allgemeinen Zeitung» in Preussen, das kürzlich ausgegangen war. Am 25. Januar 1843 wurde das

Aufhören der «Rheinischen Zeitung» für den 1. April verfügt. Sie sei zügellos im Ausdruck und in der Gesinnung, erklärte der ministerielle Erlass, ihre Absicht, das Bestehende in Staat und Kirche anzufeinden und zu untergraben, den Massregeln der Regierung in frecher Weise Hohn zu sprechen, die loyalen Elemente und Organe mit unwürdigem Spotte zu verfolgen und selbst auswärtige Mächte innerhalb und ausserhalb des Bundes zu beleidigen, sei unverkennbar. Die Frist bis zum 1. April wurde gegeben, um «Verwickelungen, welche Privatpersonen nachteilig sein könnten, möglichst zu vermeiden.» Das war die letzte den Aktionären erwiesene Rücksicht. Diesen war am Weiterbestehen des Blattes so viel gelegen, dass sie einen ausserordentlichen Schritt wagten: einige von ihnen reisten nach Berlin, um den König persönlich umzustimmen; sie wurden aber gar nicht zur Audienz vorgelassen. Marx trat schon im März freiwillig von der Redaktion zurück und ging nach Frankreich; mit Bedauern sahen die Könige der Zukunft ihren künftigen Gegenkönig aus ihrem Dienste scheiden.

Feuerbach

Will man sich ausmalen, wie der alte Feuerbach aus der Werkstatt des menschenschaffenden Gottes hervorging, so sieht man etwa die Hände des Herrn in Lehm und Feuer wühlen, einen ungestalten feuchten Flammenkloss eilig mit dem Namen Anselm bezeichnen und auf die Erde werfen. Etwas Gewaltiges war in dem Sohne des Frankfurter Rechtsanwaltes, weniger in Bezug auf Intelligenz, die gewiss ausserordentlich war, als in Bezug auf seine Leidenschaften. Sein Ehrgeiz und seine Ruhmsucht waren so heftig, dass er, wenn grosse Namen genannt wurden, Qualen der Eifersucht und des Hasses litt. Als er 18 Jahre alt war, krümmte er sich unter dem Bewusstsein, der Welt noch unbekannt zu sein und rief sich zu: Mut, armer Anselm! Mut, Feuerbach! Heldenmut! Alle seine Gefühle gingen ins Masslose und am Rande des Wahnsinns hin. Seine

Vorfahren von väterlicher und mütterlicher Seite waren Juristen, doch hatte er einen Widerwillen gegen die Rechtswissenschaft und widmete sich ihr nur notgedrungen, dann aber ungestüm. Sein höchster Wunsch vor seinem Tode war, im Jenseits als ein Minos oder Rhadamant die Toten richten zu dürfen, und er glaubte, dass Gott ihm vielleicht um seines berühmten Strafgesetzbuches willen diese Gnade gewähren würde.

Wie der Komet einen hellen Schweif nachzieht, folgten dem alten Feuerbach sechs Söhne, leuchtend zwar, aber ohne den Lichtkern des Vaters zu besitzen, von dem Strahlen auf sie fielen. Sie fühlten die Verpflichtung zu etwas Ausserordentlichem und den Anspruch zu ausserordentlicher Geltung, aber ohne die Kraft und den Inhalt in sich zu haben, um etwas Grosses zu schaffen. Ludwig, der Philosoph, menschenfeindlich einsam und vergrübelt zwischen Ansbach und Nürnberg auf Schloss Bruckberg hausend, hat immerhin in seinem Werk einen Markstein der Entwicklung gesetzt und wurde eine kurze Zeit lang als der Denker der Revolution, der Befreier der Geister gefeiert.

«Das Wesen des Christentums», sein Hauptwerk, erschien im Jahre 1841, ein Gegenprogramm gleichsam zu den von Friedrich Wilhelm IV. aufgestellten neuchristlichen Gesetzestafeln. Wäre es das nicht gewesen, hätte ein so seichtes, wenn auch kluges Buch kaum eine so grosse Wirkung hervorbringen können, wie es tat, und zwar auf Schüler Hegels, denen von methodischem Denken die Köpfe rauchten. Allerdings hatte Hegel auf Feuerbach vorbereitet; denn sein Weltgeist, der im Bewusstsein der Menschen seiner bewusst wird, war im Grunde die zum Gott erklärte Menschheit. Den persönlichen Gott abzuschaffen, das war der Wille und das Bedürfnis der Zeit: Feuerbach tat es ausdrücklich, indem er eine Umkehrung vornahm und sagte, Gott habe nicht den Menschen nach seinem Bilde geschaffen, sondern der Mensch schaffe die Götter nach dem seinigen. Dass der Mensch auf menschliche, ja individuelle Vorstellungen beschränkt ist, dass seine Vorstellungen an Gott nicht heranreichen, dass man aus

seinen Vorstellungen von Gott auf ihn selbst schliessen kann, das ist selbstverständlich und scheint es zu sehr zu sein, um die Grundlage eines Buches und einer Philosophie zu bilden. Ist damit, dass jedes Volk Gott als sein eigenes Ideal erfasst, Gott selbst das Dasein abgesprochen? Der geheimnisvolle Zusammenhang des Menschen mit Gott, den alle Mythologien dichterisch fassen, ist in der Bibel dadurch ausgedrückt, dass der im Fleisch geborene Christus wahrer Mensch und zugleich Gott ist, Gottmensch, des Menschen Sohn, der Menschheit Haupt, und nie wird es möglich sein, das unergründliche Mysterium klarer zu deuten als durch dies Symbol. Allein gerade auf Hinwegräumen der Mysterien kam es Feuerbach an, auf ihre Unterwerfung unter den Verstand. Schon Luther hatte sich einmal selbst verklagt, er habe zuweilen von Gott gesprochen wie der Schuster von seinem Leisten; inzwischen hatte die Sucht der Abstraktion, der wissenschaftliche Sinn, so zugenommen, waren die lebendigen Ideen so ganz zu Begriffen geworden, dass mit ihnen zu schustern selbstverständlich und ehrenwert war.

Wie fast alle denkenden Atheisten zu tun pflegen, führte auch Feuerbach den die Freitreppe hinuntergeworfenen Gott durch eine Hintertür wieder ein; er nannte ihn das Wesen des Menschen. Es war im Grunde nichts anderes, als wenn die Männer der französischen Revolution die Vernunft zum Gott erhoben; das Entscheidende ist das Zurücktreten der im Menschen waltenden, vom Menschen unabhängigen Kräfte gegenüber den dem Menschen zugänglichen. Der Glaube, dass der bewusste Mensch imstande sei, alles seinen Bedürfnissen Entsprechende hervorzubringen, kurz der Glaube an die Allmacht der bewussten Erkenntnis, begann von der Menschheit Besitz zu ergreifen, als Lehrer dieses Glaubens fand Feuerbach begeisterten Anhang. Der junge Engels schrieb: «Die Frage ist bisher immer gewesen: Was ist Gott? und der deutsche Philosoph hat die Frage gelöst: Gott ist der Mensch. Der Mensch hat sich selbst zu erkennen, alle Lebensverhältnisse an sich selbst zu messen, nach seinem Wesen zu beurteilen,

die Welt nach den Forderungen seiner Natur wahrhaft menschlich einzurichten, so hat er das Rätsel seiner Zeit gelöst.» Aehnlich Marx: der Mensch sei also Selbstherrscher und müsse sich nur selbst als Gattungswesen erkennen und seine gesellschaftlichen Kräfte bewusst organisieren; dann würde die vollkommene Gesellschaft entstehen. Denn Feuerbach wollte nicht etwa dem einzelnen, vergänglichen Menschen als Gott einsetzen, sondern betonte im Gegenteil, dass der einzelne ein Nichts sei, dass nur im Zusammenhang mit anderen sein wahres Wesen sich entfalten könne, dass nur in der Gattung das Göttliche sei, und von diesem Standpunkte ausgehend, nannte er den Sozialismus oder Kommunismus die einzig richtige Lebensform für die menschliche Gesellschaft. So kam er nach Abschaffung des Christentums zu ähnlichen Schlüssen, wie die auf das Christentum als auf die Religion der Nächstenliebe sich gründenden Sozialisten; aber gerade die Entpersönlichung, die er vornahm, indem er an die Stelle von Gott den Begriff des wahren Menschen setzte und die Berufung des einzelnen zur Göttlichkeit ganz beiseite liess, war den Menschen seiner Zeit viel entsprechender und verständlicher.

Eine wesentliche Verschiedenheit der mittelalterlichen Weltanschauung von der modernen liegt darin begriffen, dass man einst von dem Satz ausging: der Mensch ist schlecht, während die neue Zeit verkündet, der Mensch sei gut. Aus dem glühenden Dunkel der vielen Kirchen bebte es tränenschwer, donnerte es mit Drommetenton; das Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf! Das stete Mitklingen dieses tragischen Akkords, das Bewusstsein der Erlösungsbedürftigkeit gab dem mittelalterlichen Leben die Tiefe und das Grenzenlose. Durchdrungen vom Gefühl der eigenen Beschränktheit wendete sich der Mensch anbetend dem Vollkommenen zu, das die Menschen denken konnten, ohne es angeschaut oder erlebt zu haben, einem ewigen Reich jenseits der verwilderten Erde. Inmitten von Bedrängnissen und Schrecken aller Art ragte das Bild des gekreuzigten Gottes, ein

Zeuge menschlicher Verworfenheit und himmlischer Liebe, barg sich das Geheimnis des Unerschaffenen, Unbenennbaren, Unfassbaren, von dem alles ausgeht, zu dem alles hinstrebt, dessen dunkler Wille die Stolzesten stürzen und die Sünder heiligen kann. Der Gegensatz zwischen Jenseit und Diesseit, die verschieden wie Feuer und Wasser sich doch durchdringen, machte die Atmosphäre gewitterhaft, erzeugte Taten wie Blitze und erhellte wetterleuchtend das Herz mit Erkenntnis. Als die Jugendkraft des Volkes abnahm und der Polizeistaat die Ordnung herstellte, die den bequem gewordenen Menschen Bedürfnis geworden war, änderte sich allmählich die Vorstellung von Himmel und Erde. Roheit, Wildheit, Freiheit wurden von der Oberfläche zurückgedrängt in eine schlammige Tiefe, über der seichtes Wasser stand. Mit Bezug auf diesen Spiegel, der immer blanker wurde, je mehr es gelang auszumerzen, was ihn hätte trüben können, entstand das neue Lied: der Mensch ist gut! dessen flotte Weise den strengen Choral der Vergangenheit verdrängte. Man glaubte nicht mehr an die allgemeine, im Herzen wurzelnde Sündhaftigkeit; es gebe wohl Verbrecher, dachte man, aber man tröstete sich mit der Allmacht der Erziehung, die mit der Zeit Früchte tragen würde. Wer die Güter der Erde sich verschaffen konnte, vermisste den Himmel nicht, wenn er auch im Hinblick auf die Besitzlosen ihn anzuerkennen für nötig fand. Im siebzehnten Jahrhundert kämpften die beiden Weltanschauungen noch miteinander, die Philosophie des achtzehnten stellte die künstliche Beleuchtung her, in der das moderne Leben flach und walzenhaft regelmässig sich abspielen sollte. Mit der Ueberzeugung, dass der Mensch gut sei, war das Christentum gründlicher abgeschafft, als irgend eine Revolution es konnte, und obwohl die Gegner der französischen sich über die Einsetzung der Göttin Vernunft entrüsteten, beteten sie doch auch einzig zu ihr, falls sie sich nicht überhaupt auf das Sinnliche beschränkten.

Zu der neuen Auffassung des Menschen stimmte die aufkommende Entwicklungslehre, die dartun sollte, dass

das Verwickelte und Vollkommene aus dem Einfachen entstanden sei. Diese Lehre, insofern sie naturwissenschaftlich ist, lässt sich zwar mit jeder Religion verbinden, gerade weil die Wissenschaft im modernen Verstande etwas für sich bestehendes ist; aber sie wurde aufgefasst und verbreitet in dem Sinne, dass man das Höchste aus dem Geringsten glaubte ableiten zu können. Einst Erschaffung nach dem und zu dem Ebenbilde Gottes und Fall, aus dem der Mensch sich mit göttlicher Hülfe wieder zu Gott erheben sollte, also Entwicklung nach einem eingeprägten Bilde durch Gnade; nun ein allereinfachster Keim, der in Natur und Geschichte zu immer höherer, edlerer Gestalt fortschreite. Der Glaube an die Güte des Menschen und der Glaube an den unendlichen Fortschritt, verbanden sich zu einer Religion, die Gott entbehren konnte; denn der Fortschritt wurde herbeigeführt durch eigene Bemühung dem Nutzen entsprechend, oder vollzog sich nach Gesetzen, die man allenfalls göttlich nennen konnte. Der Gesichtspunkt des Nutzens, der einzige, den der menschliche Verstand einnehmen kann, muss, wenn er wirklich allein regiert, allmählich zu einer entsetzlichen Verflachung und Verödung des Lebens führen, die sich denn auch im neunzehnten Jahrhundert stark bemerkbar machte. Das Grosse wird klein, wie ein Dom zwischen Wolkenkratzern, es wird überflüssig, wie die Perlen im Geldschrank, je besser die Imitationen gelingen, es wird komisch und aufgedonnert, wo das Kleine viel zweckmässiger geworden ist.

Man muss zugestehen, dass es um das Christentum, wie es nun schon einmal geworden war, nicht schade war. Der Gott, der im Munde geführt wurde, genoss mit Recht bei den Ehrlichen kein Ansehen mehr, und es war gut, wenn damit aufgeräumt wurde. Insofern mochte man Feuerbach als einen Befreier begrüssen. Wenn Gottfried Keller, der im Winter 1848 auf 1849 Zuhörer Feuerbachs in Heidelberg war, die neue Lehre auf das Staatliche übertrug, die Abschaffung Gottes der Abschaffung der Fürsten und Einführung der Republik gleichsetzte, so zeigt sich deutlich, dass

es sich um einen Sturz von Autoritäten handelte, die durch Usurpation und Verfälschung der Idee die Autorität überhaupt untergraben hatten. Durch den Monotheismus oder Deismus war die Idee des Christentums verfälscht, durch den Absolutismus die Idee der persönlichen Herrschaft. «Mein Gott,» schrieb Keller einem Freunde, «war längst nur eine Art von Präsident oder erster Konsul, welcher nicht viel Ansehen genoss, ich musste ihn absetzen. Allein ich kann nicht schwören, dass meine Welt sich nicht an einem schönen Morgen wieder ein Reichsoberhaupt wähle.»

So frei und überlegen wie die Dichter standen die wenigsten dem Problem gegenüber; Feuerbach selbst glaubte, die Menschheit von einem Alp befreit und ihr die Möglichkeit gegeben zu haben, sich edel und schön auf Erden einzurichten. Marx gehörte bald zu seinen überzeugten Anhängern. Er suchte sich in Frankreich als der bedeutende, energische Mann der er war, sofort der geistigen Einflüsse zu bemächtigen, die ihm dort zuströmten. Er studierte die französische Revolution und ihre philosophische Grundlage, namentlich Helvetius und Holbach, die Lehre von der natürlichen Gleichheit der menschlichen Intelligenzen, von dem Zusammenhang der Fortschritte der menschlichen Vernunft und der Fortschritte der Industrie, von der Güte der menschlichen Natur und von der Allmacht der Erziehung und bewusster Organisation. Er nannte diese sowie Feuerbachs Lehre den realen Humanismus. Die verschiedenen sozialistischen Systeme, die Marx in Frankreich vorfand, studierte er mit Interesse, aber er verwarf sie, die zum Teil auf dem Christentum fussten, zum Teil phantastisch ausgeklügelt waren, um den Sozialismus auf den unumstösslichen Felsen der Wissenschaft zu bauen.

Als Jude und durch die Art seiner Begabung war Marx dazu angetan, der neuen Weltanschauung, der Weltanschauung des industriellen Volkes, einen starken, beherrschenden Ausdruck zu geben. Mit vollem Bewusstsein ergriff er diesen Beruf. Auch das Gefühl spielte dabei eine Rolle, Mitgefühl für die ausgenützten,

darbenden Arbeiter, mehr aber noch Hass gegen die Ausbeuter, die Fabrikanten, die Bankiers, alle die von der gegenwärtigen Produktionsweise Vorteil zogen, die man in Frankreich Bourgeoisie nannte. Er hatte sie kennen gelernt und durchschaut, er wusste, dass sie freiwillig niemals auf die Herrschaft über die Arbeitermassen verzichten, nie dulden würden, dass Arbeiter ihnen als unabhängige, fordernde Menschen, überhaupt als Menschen gegenüberträten. Darin gerade sah er das entsetzliche Elend der Arbeiter, dass sie vom Menschlichen abgelöst wären, dass sie, entmenscht, ein Leben ohne Freiheit, ohne Bildung, ohne Genüsse, ohne Hoffnung, ohne Ehrgeiz und ohne Kampf zu führen verdammt wären. Er war nicht eigentlich eine revolutionäre Natur und hätte sich nicht wie Rauschenplatt aus Abneigung gegen das tägliche Einerlei in aussichtslose Putsche eingelassen; er wollte eine Umwälzung vollziehen als Herrscher, der befiehlt, und sie wird gemacht. Das konnte er als Denker, indem er eine wissenschaftlich geschmiedete Kette herstellte, an die er alle anschloss, Willige und Widerstrebende, Arbeiter und Bourgeoisie. Es genügte ihm nicht, ein Wunschbild auszumalen, er wollte Gesetze aufstellen, denen nicht zu entrinnen wäre, er fühlte sich und trat auf als Prophet der modernen Gottheit, der Wissenschaft. Kein fanatischer Religionsstifter hätte mehr Hohn und Verachtung für seine Gegner empfinden können.

Nach Marxens Ansicht hatten immer Klassenkämpfe den Inhalt der Geschichte gebildet; nun aber sei der Augenblick gekommen, wo die Befreiung ersehnende Klasse, das Proletariat, dieselbe nicht erringen könne, ohne den Klassengegensatz überhaupt aufzuheben, so dass eine neue Gesellschaft ohne Klassen entstehen müsse. Damit das geschehen könne, müsse zuvor das Proletariat auf politischem Wege die Diktatur erringen; deshalb kam es ihm darauf an, den Handwerker und Arbeiter zu politischer Besinnung zu verhelfen, ihnen Selbstbewusstsein, Klassenbewusstsein, Kampflust, richtige Beurteilung ihrer Lage beizubringen. Indessen bevor noch Marx diesen Standpunkt sich

erkämpft hatte, zur Zeit als er noch Redaktor an der «Rheinischen Zeitung» war, erschien das Buch eines Handwerkers, das keinen Anflug von Wissenschaft, aber soviel Feuer, Kampflust und Siegessicherheit hatte, wie Marx irgend wünschen konnte. Auch dies Buch war aus französischem Einfluss hervorgegangen.

Saint-Simon und Weitling

In Deutschland wurde die Kenntnis der sozialistischen Theorien, die in dem industriell mehr entwickelten Frankreich sich gebildet hatten, durch ein Buch bekannt, welches Lorenz Stein, ein Jurist, im Jahre 1842 veröffentlichte: «Sozialismus und Kommunismus im heutigen Frankreich». Er schrieb als philosophisch gebildeter Deutscher, der stolz ist auf die Fähigkeit des Denkervolkes, jeden Gegenstand bis auf die letzten Gründe zu durchdringen und alle aus der Erfahrung gewonnenen Schlüsse zu einem System auszuarbeiten, und er glaubte deshalb, den Deutschen sei es vorbehalten, die Probleme einst zu lösen, die gemäss der Eigenart des französischen Volkes und der von ihm erreichten wirtschaftlichen Entwicklungsstufe in Frankreich zuerst aufgeworfen wären. Doch wurde er der französischen Eigenart durchaus gerecht; ihrem frischen Zugreifen, ihrer Richtung auf das Gegebene, auf die Tat. Er ging aus von der Scheidung des französischen Volkes in Proletariat und Bourgeoisie und führte sie zurück auf das Aufkommen des dritten Standes in der französischen Revolution, wodurch die Industrie und die mit ihr zusammenhängende Geldwirtschaft zur Grundlage des Lebens geworden sei. Die durch Aufhebung der Bindungen, der Leibeigenschaft, der Stände, der Zünfte, vereinzelten Menschen hätten nach der Gleichheit verlangt, die dem Volke durch die Verfassung verbürgt worden sei, während die Ungleichheit in den Besitzverhältnissen beständig zugenommen habe. Da nun die Gleichheit einmal als Recht proklamiert sei und sich gezeigt habe, dass sie trotz gleicher staats-

bürgerlicher Gesetze nicht zu verwirklichen sei, habe sich die Aufmerksamkeit der Gesellschaft zugewendet als etwas vom Staate Verschiedenem und auf den Bau derselben, in dem offenbar ein Fehler sei, da er den durch die Philosophie gestellten Forderungen nicht genüge. Stein erzählte nun von dem ersten, der die Notwendigkeit einer Gesellschaftsreform erkannte, dem Grafen Saint-Simon, Pair von Frankreich, Grande von Spanien.

Der Spross der im edelsten Schliff einer hochgesteigerten Kultur glänzenden Aristokratie eröffnete der ärmsten, gedrücktesten Schicht des Volkes die Bahn zur Befreiung; es ist, als ob er in durchdachter Vergeltung den neuen Herrschern, die ihn und seinesgleichen gestürzt hatten, Rächer hätte erwecken wollen. Das war aber nicht, was er bewusst bezweckte. Es drängte ihn zu grossen Taten und Ruhm, und er suchte ihn, noch im Banne der Ueberlieferung, im Kriege, indem er in Amerika für die Freiheit kämpfte. Bald aber zeigte er sich vom Geiste der Zeit erfüllt; er entwarf einen Plan, Madrid durch einen Kanal mit dem Meere zu verbinden, und Pläne zu grossen industriellen Unternehmungen, und als die Revolution ihn arm gemacht hatte, bereicherte er sich durch den Kauf von Nationalgütern. Dazwischen beschäftigte er sich mit der Ergründung einer neuen Wissenschaft, deren Wesen er mehr ahnte als erkannte, und die er physico-politische Wissenschaft oder science générale nannte. Erst nachdem er sein Vermögen durchgebracht hatte und nach vergeblichen Versuchen, seinen Ideen klaren Ausdruck zu geben, erschien im Jahre 1814 ein Werk, das ihm einen Namen machte: Reorganisation der europäischen Gesellschaft oder über die Notwendigkeit und die Mittel, die Völker Europas zu einem einzigen politischen Körper zu vereinigen, ohne sie ihrer Nationalität zu berauben. Beinahe zehn Jahre später schrieb er seine Hauptwerke: Katechismus der Industriellen und Neues Christentum. Mit Industriellen meinte Saint-Simon alle Arbeiter. Industrie und Kapital betrachtete er durchaus als die bewegenden Kräfte der neuen Zeit, nur die Ausbeutung

der Arbeiter verdammte er. Die Industriellen müssten den ersten Rang in der Gesellschaft einnehmen, denn sie könnten die anderen entbehren, wären aber selbst unentbehrlich. Durch das Kreditsystem und die Banken habe sich der Gegensatz von besitzenden und nichtbesitzenden Industriellen herausgebildet; der Höhepunkt der Zivilisation sei, wenn die ganze industrielle Klasse über die Bankiers und Militärs und die Advokaten und andere Besitzer herrsche. Er glaubte nicht, dass das ohne Religion zu erreichen sei, eine Religion müsse da sein, die von den Irrtümern befreit sei, die sie bisher entstellt hätten. Den Katholizismus verdammte er durchaus, Luther rühmte er in mancher Hinsicht, tadelte aber den reizlosen evangelischen Kult und die Beschränkung auf die Bibel als Quelle des Glaubens. Ein neues Christentum müsse gebildet werden, das den modernen Verhältnissen angepasst sei, und das hauptsächlich die Verbesserung des Loses der ärmsten und zahlreichsten Klasse anstreben müsse. Im Gegensatz zu dem Christentum Christi solle es die Herbeiführung irdischen Glückes zum Ziele haben.

Die noch unbestimmten Gedanken und Anregungen Saint-Simons ordnete sein bedeutendster Schüler Bazard zu dem System, das man später Saint-Simonismus nannte. Er hatte eine grossartige Ansicht von der Vergangenheit Europas. Es gebe organische und kritische Zeiten, sagte er, und das Mittelalter sei eine organische gewesen, schöpferisch und gestaltend in Religion, Kunst und Gesellschaft. Die kritische Periode sei auflösend und egoistisch; die soziale Hierarchie sei untergraben, mit der freien Konkurrenz sei der Krieg aller gegen alle erklärt, tötender Individualismus sei an die Stelle des Gemeinsinns getreten. Auf dem Gebiet der Kunst werde nichts Grosses mehr geschaffen, weder in der Poesie, noch in der Musik, noch in der Malerei, die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen sei das Prinzip der Gesellschaft. Bazard stellte Luther an die Spitze der kritischen Periode, und weissagte eine neue organische, an deren Spitze er Saint-Simon stellte. Der Grundsatz der neuen Zeit sollte sein: jedem nach

seiner Fähigkeit und jeder Fähigkeit nach ihrer Arbeit. Als Gegengewicht gegen die Konkurrenz nennt er die Assoziation. Dadurch, dass anstatt der Familie der Staat Erbe der verstorbenen Person werde, soll der Ungleichheit der Vermögen entgegengearbeitet werden, ein System von Banken soll ordnend und richtend wirken. Verschiedene Merkmale dieser Lehre taten dar, dass der Saint-Simonismus trotz richtiger Erkenntnis selbst noch in der kritischen Periode befangen war; in der Kritik war er unübertrefflich. Er sowohl wie die anderen sozialistischen Theorien, die in seinem Gefolge entstanden, hatten einen wesentlich materiellen Charakter, indem sie den Genuss und das Vergnügen als das zu Erstrebende bezeichneten. Arbeit, Moral und Genuss, in diesen Grenzen sollte sich das Zukunftsglück abspielen. Das Proletariat verlangte von der Bourgeoisie die Genüsse, die diese sich verschaffen konnte, und wollte ihr die Arbeit, die es leisten musste, aufzwingen.

Lorenz Stein unterschied Sozialisten, die eine Organisation der Arbeit oder Verstaatlichung der Arbeit, und Kommunisten, die Gütergemeinschaft auf Grund des Naturzustandes wollten; für das Publikum im allgemeinen waren beide Richtungen dasselbe. Im Bunde der Geächteten, den der Göttinger Flüchtling, Dr. Schuster, gegründet hatte, wurden die deutschen Handwerker, die in Paris arbeiteten, mit dem Sozialismus bekannt. Diese Leute, die Friedrich Engels Straubinger nannte und mehr komisch als dämonisch fand, waren zur Aufnahme moderner Ansichten nicht geeignet. Obwohl seit dem Mittelalter sehr herabgekommen, zehrte der deutsche Handwerker doch noch von den überkommenen, wenn auch noch so entstellten Kulturschätzen, hing noch an dem, was der moderne Mensch Vorurteile nannte. Sie waren in beschränkten Verhältnissen aufgewachsen und hatten spiessbürgerliche Gewohnheiten; Georg Fein, der selbst ein altfränkischer Mensch war, ihre Lage zu bessern und ihre Bildung zu vertiefen suchte, ohne eine wesentlich andere Einstellung von ihnen zu verlangen, war der rechte Führer für sie. Immerhin gab es doch auch solche, die sich das Gehörte

und Gelesene aneigneten, und einer von ihnen verarbeitete es in seinem Geiste und gestaltete daraus etwas Neues, Eigenartiges, das er in einem merkwürdigen Buche niederlegte.

Wilhelm Weitling war ein Mischling aus deutschem und französischem Blute, der Sohn einer armen, aus Gera stammenden Wäscherin und eines französischen Offiziers, namens Terijon, der aus dem russischen Feldzuge des Jahres 1812 nicht zurückkehrte; Wilhelm war damals vier Jahre alt. Er wuchs in allen Entbehrungen der Armut auf, aber seine Mutter ermöglichte es doch, ihn die Schneiderei erlernen zu lassen, und wie es scheint, war er tüchtig in seinem Berufe. Seine Wanderungen führten ihn im Jahre 1835 nach Paris, wo er dem Bunde der Gerechten beitrat, der sozialistische Ideen aufgenommen und sich deshalb vom Bunde der Geächteten abgespaltet hatte. Im Auftrage des Bundes ging er in die Schweiz, um dort kommunistische Propaganda zu betreiben. Schon in Paris hatte er, um seine Theorien irgendwie zu verwirklichen, Speiseanstalten gegründet und versuchte das auch in der Schweiz mit schlechtem Erfolge; allein er fand Anhänger, treue und opferwillige, die es ihm ermöglichten, ein Buch zu schreiben, das ihn berühmt und berüchtigt machte.

Man kann in den «Garantien der Harmonie und Freiheit», so heisst das Buch, das 1842 erschien, die Spuren von Saint-Simon, Fourier und Cabet verfolgen; das Neue und Merkwürdige daran ist, dass ein Mann aus dem Proletariat hier zu seinen Gefährten spricht, einfach, unverstellt, und dass man die Leiden, den Zorn, die Ungeduld des Enterbten zwischen den Zeilen grollen hört, jeweilen aber auch einen Trompetenton schmettern, künftigen Triumph verkündend. Seine Schilderung des Urzustandes der Menschheit, wo das Eigentum noch keine Sünde war, weil es Land und Brot für alle gab, ist von frischer Lieblichkeit, die unbekümmerte Derbheit seiner Ausfälle gegen die Besitzenden entwaffnet. «Heute gibt es viererlei Menschen in der Welt,» sagt er, «1. Menschen, die ein

nützliches Geschäft betreiben, 2. Menschen, die ein unnützes Geschäft betreiben, 3. Menschen, die gar nicht arbeiten, 4. Menschen, die ein schädliches Geschäft betreiben oder ehrliche Leute, Affen, Umsonstfresser und Schurken.» Als die Ursache des Elends sieht er nicht die Maschinen an, im Gegenteil, die Maschinen werden einst, wenn Gütergemeinschaft herrscht, die Menschheit entlasten und befreien, sondern das Geldsystem, «da liegt der Knoten, da steckt die Wurzel des Uebels». In dem Idealstaat, den er sich ausgedacht hat, wird das Geld durch Arbeitszeugnisscheine ersetzt. Jeder muss eine bestimmte mässige Anzahl von Stunden arbeiten; die Genüsse, wozu Theater, Reisen, Luxusanschaffungen gehören, werden durch Leistung von Ueberstunden bestritten. Wie in allen Gesellschaftskonstruktionen werden Menschen vorausgesetzt, die Schafen und Ameisen gleichen. Zwar nennt Weitling die Besitzenden zweibeinige vernünftige Ungeheuer, die Panther und Hyänen an Grausamkeit übertreffen, und die der Gottheit zum Hohn ihren falschen, heuchlerischen Katzenkopf zum Himmel richten; aber er nimmt an, dass das Geldsystem das von Haus aus gutmütige Geschöpf in eine Bestie verwandelt habe, und dass im Zustande der Gütergemeinschaft, wo jeder alles haben kann, was der andere hat, die natürliche Tugend sich wieder entfalten werde. Der Mensch ist gut. Sollten dennoch lasterhafte Anwandlungen vorkommen, so werden die davon Betroffenen als Kranke in ein Spital geschickt, im Falle der Unheilbarkeit auf entfernten Inseln abgesondert.

Eigentümlich tritt der mit der industriellen Weltanschauung verbundene Hang zur Entpersönlichung hervor. Weitling will die Weisesten, nämlich diejenigen, die sich in den Wissenschaften auszeichnen, regieren lassen. Um jedes Ansehen der Person auszuschalten, sollen sie vermittels Prüfungen ausgewählt werden in der Weise, dass sie ihre Arbeiten, Pläne, Dichtungen, Modelle einschicken, so dass nicht etwa Persönlichkeiten, sondern Köpfe, ja eigentlich nur gewisse Regionen der Köpfe, besonders ausgebildete

Fähigkeiten, ans Ruder kommen. Die Wissenschaft selbst soll die Gesellschaft leiten, nicht das Individuum. Aengstlich wird dafür gesorgt, dass die Regierenden keine Vorzüge vor den anderen haben, niemand kann zur Regierung gelangen, der sich weigert, sein Vermögen zum Besten des Staates aufzugeben. Die Staatsformen, ausdrücklich die konstitutionelle Monarchie oder die Republik mit Parlamenten, werden mit Abneigung und Verachtung betrachtet. Wem die durch das bestehende Wahlsystem repräsentierte sogenannte Volksherrschaft noch nicht zum Ekel sei, sagt er, der möge ein paar Jahrgänge konstitutioneller oder republikanischer Repräsentantenverhandlungen durchlesen und sich fragen, ob ein so unfruchtbares, unnützes und langweiliges Geschwätz wohl dem Fortschritt und der Freiheit dienen könne.

Sprach im allgemeinen der französische Sozialismus, so verrät sich doch auch überall der Handwerker. Die Ueberhebung der Handwerksmeister, besonders der Meisterstöchter, die hoch hinaus wollen und Gesellen als Freier verwerfen, erbittern ihn besonders, und mehr noch als die grossen Fabrikanten ärgern ihn die kleinen Kaufleute und ihre Angestellten, die im Laden stehen und viel verdienen, ohne eigentliche Arbeit zu leisten. Wunderlich wirken zwischen den grossen Umwälzungsideen der kleine Neid und die kleine Eifersucht des armen Schneidergesellen, wunderlich zwischen den ausgeklügelten Berechnungen des Systems die Schnörkel beginnenden Wahnsinns. Gleich auf den ersten Seiten seines Buches erwähnt Weitling die Sprachen der Nationen, ihr verschiedenes Kauderwelsch, wie er es nennt, als eine Hauptursache ihrer Trennung und ihrer Leiden und stellt als eine Aufgabe der Zukunft hin, eine Weltsprache zu erfinden, eine neue, schöne, wohlklingende Sprache. Hatte er selbst auf seinen Wanderungen unter den fremden Sprachen gelitten? Kannte er Saint-Simons Lehre von der Vereinigung aller europäischen Staaten? Bald richtete er alle seine Bemühungen auf die Erfindung einer Weltsprache, wovon nach seiner Meinung das Wohl der Welt abhänge.

Auch in dieser Tendenz, die ein fester Zubehör der industriellen Weltanschauung geworden ist, zeigt sich der Kampf gegen das Persönliche und die Neigung, den Nutzen als einzigen Masstab an die Erscheinungen des Lebens zu legen. Unerwartet jedoch springt die verdrängte Persönlichkeit wieder hervor; bis nämlich der erwünschte Zustand herrsche, muss ein Diktator an der Spitze der Gesellschaft stehen, um ihn herbei- und durchzuführen. Es ist der neue Messias, von dem Weitling verkündet, dass er kommen und grösser sein werde als der erste; denn der erste habe zwar das Gesetz der Liebe aufgestellt, aber nicht verwirklicht. Noch war es nur ein unbestimmtes Gefühl in Weitling, dass er dieser Messias sein werde; aber es schlummerte in ihm als Keim des Grössenwahns, der unter dem Beifall, den sein Buch erweckte, sich ausdehnte und ihn mehr und mehr von den Menschen trennte. Auch Marx, der ebenso wie Feuerbach, das Buch freudig begrüsste und bewunderte — namentlich die Idee, in die Verwaltung nicht Personen, sondern Fähigkeiten zu wählen, fand er genial und originell — konnte nicht mit ihm auskommen, als er ihn in Brüssel persönlich kennen lernte. Marx stand dem armen Autodidakten als wohlwollender Gönner gegenüber, was Weitling, der Messias, nicht ertrug; dazu mochte er als Handwerker eine instinktive Abneigung gegen den jüdischen Denker haben.

Auch mit Ruge entzweite sich Marx, mit dem er so fröhlich und gemütlich nach Paris gereist war. Arnold Ruge, ein blonder Pommer, hatte als Burschenschafter sechs Jahre auf der Festung Kolberg gesessen und betrieb seitdem eine wuchtige Opposition. Nachdem die Halleschen Jahrbücher, die er gegründet hatte, verboten waren, unternahm er als Ersatz die Deutsch-Französischen, deren Stütze Marx sein sollte. Ruge war glücklich und reich verheiratet, ein gesunder, saftiger Mensch, der gern mit Freunden pokulierte, frank, fröhlich, freigebig. Neben seinem poetischen niederdeutschen Gemüt arbeitete merkwürdigerweise ein Denkapparat, der ganz auf Hegel eingestellt war und zu-

weilen eine Sprache führte, die aus einem anderen Kopfe zu kommen schien. Es war mit den Hegelianern wie später mit den Wagnerianern, die für Wagners Musik schwärmten, ohne musikalisch zu sein. Die Hegelsche Schulung und die radikale Gesinnung verbanden ihn mit Marx. Noch unbedingter als dieser begeisterte er sich für Feuerbach, dessen durchgreifendes Aufräumen mit den herrschenden Religionsvorstellungen seiner Natur entsprach. Er hatte etwas von einem heidnischen Germanen, der mit der Keule auf den christlichen Missionar und sein Kruzifix losschlägt. Nur das hatte er an Feuerbach auszusetzen, dass er nicht politisch sei und auch von den Handwerkern und Arbeitern verlangte er, dass sie politisch würden. Er war eingenommen für den Sozialismus und Kommunismus, Ausdrücke, die man, wie gesagt, damals unterschiedslos für die neue Arbeiterbewegung anwendete, unter der Bedingung, dass sie politisch, das heisst eine Staatsform würden; allerdings zweifelte er, dass es in Deutschland politische Köpfe gäbe, die es dahin bringen könnten. Je mehr nun aber Marx seine Ansichten klärte und seine Theorie auszuarbeiten begann, desto mehr wurde Ruge stutzig und misstrauisch. Dem wohlhabenden Manne, dem genussfrohen Glücklichen wurde es übel zumute, wenn er sich die klassenlose Gesellschaft der Zukunft vorstellte, wo alle gleichwenig besassen und das gleiche, dürftige, vorgeschriebene Leben führten. «Vor allem schlimm sind die deutschen Kommunisten,» sagte er, «die alle Leute dadurch befreien wollen, dass sie sie zu Handwerkern machen und das Eigentum durch Gütergemeinschaft und gerechte Verteilung aufzuheben denken, dabei aber für den Augenblick alles Gewicht auf das Eigentum und sonderlich auf das Geld legen». An Feuerbach schrieb er, indem er ihm die Pariser Zustände schilderte, es sei ein Symptom von höchster Wichtigkeit, dass die Arbeiter zu denken, zu studieren, Zeitungen und Broschüren zu lesen anfingen, man höre sie vom Untergang der Bourgeoisie durch blutige Katastrophen und vom Anfang des tausendjährigen Reiches, der wirklichen Freiheit und Gleich-

heit sprechen. Gleichzeitig erklärte er seine Zweifel an der Wünschbarkeit aller dieser Utopien, die auf einen förmlichen Polizei- und Sklavenstaat hinausliefen. «Um die Proletarier von dem Druck der Not geistig und körperlich zu befreien, denkt man an eine Organisation, die alle Menschen an dieser Not und an diesem Druck teilnehmen lässt. — Ist die Freiheit erreicht, wenn die Not wie der Ueberfluss von Staatswegen gleichmässig verteilt werden?» Man könnte meinen, vor seinen erschrockenen blauen Augen sei Sowjet-Russland in greller Vision aufgetaucht. Als Stirners Buch, «Der Einzige und sein Eigentum» erschien, pries er es als Befreiung von der dümmsten aller Dummheiten, der «sozialen Handwerkerdogmatik», diesem neuen Christentum, das die Einfältigen predigten, und dessen Realisierung ein niederträchtiges Schafstalleben sei. «Der Mensch, der sich fühlt und geltend macht, der Egoist, der sich nicht nu.nerieren und scheren lässt, bringt erst wieder Energie und Poesie in die Misère. Wenn alle miserabel werden, kann man die Misère nicht aufheben.» Entrüstet wich der Germane vor der eisernen Konstruktion zurück, die Marx für die künftige Menschheit zu schmieden begann, auf deren Schwelle er, Ruge, sich hatte locken lassen. Er kam sich wie von Marx übertölpelt vor, mit dem er Hand in Hand hatte gehen wollen. Nun empfand er den klaffenden Unterschied der Rasse, des Denkens, des Lebenswillens. In Marx sah er Egoismus, Geniesucht, Rabbinertum, Priestertum und die Guillotine. «Zähnefletschend und grinsend würde Marx alle schlachten, die ihm, dem neuen Babeuf, den Weg vertreten.» In dem ersehnten und jubelnd begrüssten Paris sah er sich nur von «greulichen Judenseelen und ihren Genossen» umgeben.

Stirner

Das Stirnersche Werk «Der Einzige und sein Eigentum», auf das Ruge sich berief, gehört zu den bemerkenswertesten Büchern, die in dieser an literarischen Ueber-

raschungen reichen Periode erschienen, ein geniales, einsames Buch, ein vorübergehender Blitz, der nicht einschlug, dem kein Gewitterregen folgte, eine glänzende, von wenigen wahrgenommene Erscheinung. Es leidet allerdings an der Umständlichkeit und öden Dialektik der Hegelschen Zeit; aber doppelt erfrischend schiesst zuweilen der Geist des Verfassers in kühnen Strahlen durch den Wust. Es ist ein Buch, das, wenn es damals auch niemandem bewusst war, und wenn Stirner selbst es auch entrüstet abgelehnt haben würde, im Wesentlichen mit Hallers Restauration der Staatswissenschaft zusammentrifft. Beide Werke wenden sich im Grunde gegen die Tendenz der Entpersönlichung, der Abziehung vom Gegenständlichen und Persönlichen, die seit dem Ausgang des Mittelalters aufgekommen war, und die die Gegenwart charakterisiert. Dieser Tendenz, die an die Stelle sinnlicher Wirklichkeit ein Gerüst aus Begriffen zu schieben im Begriffe war, stellte er kampflustig und hohnsprühend das Ich aus Fleisch und Blut gegenüber. Sein erster Angriff galt dem neuerschienenen Buche Ludwig Feuerbachs, mit dem er das Christentum, Gott überhaupt, für immer gestürzt zu haben glaubte, und das doch nur die letzte Metamorphose des Christentums sei. Er weist nach, dass Feuerbach, wenn er die Götter als Idealmenschen zu entlarven glaubt, eigentlich nur den Namen ändert, einen neuen Spuk an die Stelle des alten setzt. Spuk nämlich nennt Stirner alle Abstraktionen, Begriffe, Allgemeinheiten, alles, was keine Nahrung mehr aus der Natur, aus den Dingen zieht. Mit funkelndem Spott verfolgt er Feuerbachs «theologische Insurrektion» und den Atheismus Proud'hons der sagt, der Mensch sei bestimmt, ohne Religion zu leben, aber das Sittengesetz sei ewig und absolut, die Sittlichen, die, wie er sich ausdrückt, das beste Fett von der Religion abschöpfen. Er zeigt, wie lächerlich es ist wenn Feuerbach meint, man habe früher die Menschen nur scheinbar geliebt, weil man es um Gottes Willen getan habe, und man liebe sie wahrhaft, wenn man es um der Sittlichkeit oder um der Idee des Menschen Willen tue. Es hat etwas wundervoll Befreiendes, wenn Stirner allen

den Schlichen, die den Menschen frei zu machen behaupten und ihn vielmehr in einen Käfig sperren, den natürlichen, offenen Egoismus und die Kraft des lebendigen Menschen entgegensetzt. Dies persönlich Menschliche, das nur sich selbst gleich und frei ist, will sich nicht von der Republik, nicht von der konstitutionellen Monarchie, am wenigsten vom Kommunismus einfangen lassen. Er charakterisiert sie: sie wollen von dem Willen anderer Personen frei sein, um sich unter den Zwang von Gesetzen zu stellen. Sie wollen das persönliche Eigentum abschaffen, um es der Gesellschaft zu geben, damit alle haben, soll keiner etwas haben, sollen alle Lumpen werden. So wie vor Gott alle Staub waren, vor dem absoluten König alle Nullen, so würden vor der kommunistischen Gesellschaft alle Bettler sein. Alle die Begriffsgespinste zerreisst der lebendige, konkrete Mensch, das Ich und seine Macht. Soviel es Macht hat, soviel gehört ihm, ein Tor wäre jeder, der sich seine Macht wegphilosophieren liesse. Es war, wie wenn man zwischen quäkenden Grammophonen plötzlich einen Löwen brüllen hörte. Ueber die Menschenrechte und alle erdenklichen ausgerechneten Rechte hinweg schreitet der kraftvolle Mensch durch das königliche Recht, das die Natur ihm verliehen hat. Es erfüllt mit Behagen, dass einer wagt, das Recht des Egoismus anzuerkennen, das Recht des Starken, der als Auswurf des Geschlechts zu gelten begann, dass einer sich des Urtriebes rühmt, der rings sich schuldbewusst, aber desto gieriger unter moralischer oder religiöser Maske verkroch.

Nur das Ich und seine Macht ist wirklich. Dieser Satz erinnert an Haller, wenn er den Grund der fürstlichen Macht entwickelt. Sein ist soviel er vermag; seine Macht ist nicht sein Amt, vom Volke ihm verliehen, sondern ein Glück, das höchste, das dem Menschen werden kann; denn es gibt kein grösseres Erdenglück als Unabhängigkeit, sie macht den Menschen Göttern ähnlich. Haller feierte ein staatliches Gebilde, das von persönlichen Kräften getragen und von persönlichen Kämpfen und Leidenschaften erschüttert war; aber er selbst war ein frömmelnder Mensch mit zweideutigen

Absichten, und in dem Werk Stirners hätte er die Kralle des Teufels gesehen.

Auch mit Stirners Buch stimmt etwas nicht. Der Schneidigkeit seiner Kritik entsprechen die schaffenden Gedanken nicht. Auf den puren Egoismus lässt sich nichts Fruchtbares aufbauen, und es war nichts damit gewonnen, wenn künftig der Stärkere, indem er den Schwächeren in den Sack steckte, das Gefühl hatte, ein Held zu sein. Stirners Rat, die Menschen zu verbrauchen, anstatt ihnen zu dienen und sie zu lieben, sich selbst zu verwerten, ist eine gute Regel gegen die Heuchelei, aber nicht genügend, um Leben zu wecken und zu gestalten. Er handelte selbst nach seinem Rezept und führte damit ein unfruchtbares, trübseliges, kümmerliches Leben; man ging an ihm und an seinem Buch vorüber, wie er an den Menschen vorüberging. Den Uebernamen Stirner hatte ihm, der eigentlich Kaspar Schmidt hiess, seine übermässig grosse Stirn eingetragen; sie deutet auf einen überlegenen Verstand, dem keine Naturtriebe und Genusskräfte entsprachen. Er war kein Löwe, wenn er auch einmal wie ein Löwe gebrüllt hatte. Es ist tragisch, dass der Mensch, der in der Zeit der Entpersönlichung für das Recht der Persönlichkeit eintrat, selbst keine war.

Es gibt Maler, die nicht den Mut haben, etwas Schönes zu malen, aus Angst, man könne sie süsslich finden; vielleicht fürchtete Stirner, man werde ihm vorwerfen, er hantiere auch mit Spuk, wenn er je von der Idee eines Ganzen, von irgend etwas gesprochen hätte, was über den Einzelnen hinausgeht. Er setzte zwar Vereine voraus, aber nur solche, die das Ich nicht im mindesten beschränken, denen man angehört, weil und solange sie einem nützen, die man sofort verlässt, wenn sie das nicht mehr tun. Dennoch hat Stirner am Schluss seines Buches ein schönes und geistvolles Bild von dem Uebergang aus der Gegenwart in die Zukunft entworfen, aus dem man reichere Vorstellungen oder Ahnungen schliessen mag, die ihm vorschwebten. Christus, sagt er, dachte nicht daran, den damals bestehenden Staat zu bekämpfen; er vernichtete ihn, indem er ihn nicht

beachtete. Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, antwortete er denen, die ihn befragten; für ihn war er nicht da, und das Nichtsehen der göttlichen Augen tötete. Ueber dem allmächtigen römischen Staat baute er, wie wenn es Schutt wäre, den neuen Tempel. So, meinte er, könne durch die privaten Verbindungen, die sich bilden würden, der Staat allmählich ausgeschaltet, überflüssig und ohnmächtig werden. Der Staat war damals der Feind, der Antichrist, auch die mittelalterlichen Korporationen fürchtete man wegen des Zwanges, den sie ausübten, nur freie Vereinigungen, die nichts forderten, nur nützten, wollte der Freiheitsdrang gelten lassen. Können nun auch die Vereine, wie Stirner sie sich dachte, nicht als Tempel gelten, um derentwillen die Menschen ihre alten, verbröckelnden Heiligtümer verlassen, so öffnete sich doch hier ein Weg aus Zwang und Masse zu persönlicher Kraft und organischer Gliederung, den künftige Geschlechter gehen konnten.

Burckhardt und Deutschland

Dem Schweizer, der um sich her nur lebendige Tradition kannte, in der Vergangenheit verwurzelte und fortwachsende Einrichtungen, ein staatliches Leben, in dem noch mittelalterliche Mannigfaltigkeit und Persönlichkeit vorherrschte, der zwischen Berg und Tal, rauschenden Wassern, blühenden Obstbäumen aufgewachsen war, kam Berlin wie eine steife, mühsam aufgezogene Häuserparade vor, das Leben darin ohne die Fülle und Ueberraschungen des Lebens, arm und doch aufgeblasen, wie ein trostloses Schuften im Sande. Trotzdem er Freunde fand, trotzdem er bei dem kunstliebenden Franz Kugler sich wie im Vaterhause fühlte, atmete Burckhardt auf, wenn er Berlin verlassen konnte. Draussen aber, jenseits Berlin, war Deutschland, das heilige, gotische, das Land der Liebe, der Schönheit, der Freundschaft, des Glaubens. Derjenige, der ihm zuerst einen Einblick in dies Deutschland gegeben hatte, war Professor Heinrich Schreiber in Freiburg im Breis-

gau, ein freisinniger Priester, in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts geboren. Er gehörte der Zeit der Wiedergeburt des Mittelalters an, wo die Deutschen sich wieder ihrer Vergangenheit bewusst wurden, von der sie drei Jahrhunderte hindurch gewaltsam abgeschnitten waren, wo die Gelehrten sich um die Wette bemühten, das germanische Recht, die alt- und mittelhochdeutsche Sprache, die Städteverfassungen, die sozialen Verhältnisse wieder aufzudecken, womöglich wieder daran anzuknüpfen. Auch Heinrich Schreiber hat in einer mit Wärme und Anschaulichkeit geschriebenen Geschichte Freiburgs die Blüte des Reichs an einem schönen und bedeutenden Punkte wieder lebendig gemacht. Seine Liebe für das Freiburger Münster und das Altargemälde des Baldung Grien im Chor teilte sich dem jungen Freunde mit und blieb ihm unwandelbar.

Damals war Deutschland noch kein Grosstaat und besass keine Grosstädte und wenig Bahnhöfe; der Reiz seiner alten Bauwerke war noch kaum durch Neubauten und Zutaten beeinträchtigt, denn das Neue war in einem nicht unedlen, bescheidenen Stil gehalten. Die am meisten gefeierte Gegend war der Rhein; dorthin zog es auch Jakob Burckhardt, der als Basler an diesem Strome Anteil hatte. Auf der Reise nach Bonn, wo er 1841 die Universität bezog, kam er über Frankfurt, Bingen, Bacharach, Andernach: O Gott, wie sind deutsche Lande so schön! rief er überwältigt aus. Vorher hatte er Hildesheim, Goslar, Halberstadt, Braunschweig kennen gelernt, überall den romanischen und gotischen Domen nachgehend und eine Mappe mit Skizzen füllend, die mit feinstem Umriss die Erhabenheit und Anmut des Vorbildes erfassten. Es ist erschütternd, wenn einem in der Jugend wie in einem grossen zusammenhängenden Gemälde das entgegentritt, wozu man innigste Verwandtschaft fühlt, was das einst zu erreichende Ziel, die Art des Lebenswerks, vor einen hinspiegelt. Burckhardt eröffnete die Anschauung alter deutscher Städte und ihrer Kunstwerke die Welt des Mittelalters. Daran wurde er sich seiner Gesinnung klarer bewusst, denn in dieser vergangenen Welt fühlte er sich heimischer als in der

Gegenwart. Kein Zweifel kam ihm mehr über seine künftige Tätigkeit: er fühlte sich berufen, der Erforscher und Darsteller der grossen Epoche des germanischen Mittelalters zu werden. «Was soll ich dir von Deutschland schreiben?» heisst es in einem Brief an die Schwester vom 5. April 1841; «ich bin wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, verlorene Esel zu suchen und eine Königskrone fand. Ich möchte oft vor dieser heiligen deutschen Erde auf die Kniee sinken und Gott danken, dass ich deutsche Sprache rede! Ich danke Deutschland alles! Meine besten Lehrer sind Deutsche gewesen, an der Mutterbrust deutscher Kultur und Wissenschaft bin ich aufgenährt, von diesem Boden werde ich stets meine besten Kräfte ziehen.»

In Bonn brachte Burckhardt den Sommer in einem Kreise zu, dessen Mittelpunkt Gottfried Kinkel, Professor der Kunstgeschichte, war. Kinkel war nur drei Jahre älter als der Basler Student; er hatte als Sohn eines Pastors Theologie studiert, war aber dem überkommenen Dogmenglauben entwachsen und stand nun der zeitgenössischen Theologie eher feindlich gegenüber. Dass er zu einer verheirateten Frau in Beziehung trat, bevor sie noch von ihrem Manne geschieden war, erregte die bösartige Kritik der Gesellschaft und trug dazu bei, dass er einen Strich zwischen sich und den Philistern zog und sich mit wenigen Freunden in einer glücklichen Abgeschlossenheit barg. Er war eine angenehm auffallende Erscheinung, gross, kräftig und ebenmässig gebaut, sein schönes Gesicht beherrschten ausdrucksvoll strahlende Augen. Seine Wärme, seine herzliche Fröhlichkeit, sein begeistertes Eintreten für alles Schöne und Grosse, zog die Jugend zu ihm hin, er war kein langatmig und langweilig orakelnder Professor, sondern ein Freund, der sie in eine leuchtende Welt einführte. Er hatte poetische Begabung, nur sprangen ihm die Verse allzu leicht auf die Lippen. Etwas mehr Selbstkritik hätte eine wohltätige Hemmung geschaffen; er überliess sich den ersten Einfällen, dem nächsten Ausdruck, den in der Luft liegenden Gedanken. Ihre Frische und Anmut machten doch seine Dichtungen sehr beliebt, Burckhardt

bewunderte sie aufrichtig, während Kinkel seinerseits die dickflüssigen, reiferen Verse des originellen Schweizers nach ihrem Wert zu schätzen wusste. Johanna Mockel, Kinkels Freundin, war ihm als Persönlichkeit überlegen, musikalisch sehr begabt, eine Klavierspielerin von Ruf und auch als Komponistin geschätzt. Sie wurde von allen, die ihr nähertraten, rückhaltslos verehrt, obwohl sie eher hässlich als schön war und es nicht verstand, oder sich nicht dazu herbeiliess, ihre Erscheinung durch Toilettenkunst zu heben. Sie war die Direktrice des Maikäferbundes, wie der Kreis um Kinkel sich nannte, die anregende und vermittelnde Autorität, der alle sich willig beugten.

Kinkel wohnte damals im Schlosse Poppelsdorf bei Bonn. In einer Elegie an Burcknardt schildert er das romantische Asyl, den dämmernden Park, in dem die Magnolie schimmert, den der Flieder durchduftet, die nächtliche Kühle, die vom Gebirge her weht. «Dann kommst du! und es wandelt der Fuss durch laubige Gänge — Wo uns im weisen Gespräch hohe Vergangenheit winkt — Dort ist tröstlich zu schaun das Grab der entschwundenen Geschlechter — Wo für ein ewiges Grün sich die Natur uns verbürgt — Wo mit dem fallenden Blatt sie dem neuen die Stätte bereitet — Und in der wandelnden Form ewiger Sinn sich erhält.» Man kann sich die Art und den Innalt dieser sommernächtlichen Gespräche wohl vorstellen; mit Burckhardt verband Kinkel das Interesse für bildende Kunst, Poesie und Geschichte des Mittelalters und auch das Verhältnis zur Theologie; denn beide waren Pastorensöhne, hatten sich freiwillig der Theologie zugewandt und auch als sie ihr feind wurden, eine religiöse Einstellung behalten, nur dass sie das Göttliche in den menschlichen Schicksalen und im Schönen suchten. Aus den noch vorhandenen Briefen, die zwischen den Freunden gewechselt wurden, schliesst man auf die Atmosphäre reicher geistiger Kultur, die sie umgab. Auf dem Hintergrunde der blühenden Einsamkeit des Schlossparks, der altberühmten rheinischen Städte und Dome entfachte der Kreis um Gottfried und Johanna ein Freudenfeuer von

Poesie und Humor. Garben von Ausgelassenheit, Unsinn, Witz, Rausch und Tollheit sprühten in die gesellige Nacht und hüllten das Leben in einen Glanz, der sich für Wirt und Gäste nie so wiederholen sollte.

Das Politische trat fast ganz zurück, wenn auch das allgemein verbreitete Interesse einzelne Glieder des Kreises schon erfasst hatte. Zu den Freunden, die Burckhardt in der Berliner Zeit gewonnen hatte, gehörte Eduard Schauenburg. Die Brüder Schauenburg stammten aus Oldenburg, ihr Vater liess sich in Westfalen nieder. Auf dem Bilde, das den Freundeskreis wiedergibt, zeichnen sich die grossen schlanken Gestalten der beiden durch nordische Schönheit aus; in ihrer Furchtlosigkeit, Treue und Wahrhaftigkeit scheint auch ihr Charakter etwas von altsächsischem Heldenwesen bewahrt zu haben. Eduard, der jüngere Bruder, war ein Liebling des Glücks, Burckhardt pflegte ihn den goldenen oder den göttlichen Ethe zu nennen. Die erste Begegnung mit Hermann, der in Leipzig studierte, war dramatisch. Der Ernst in dem interessanten Gesicht des noch Unbekannten schreckte den zurückhaltenden Basler ab; aber Hermann zeigte sich freundschaftlich entgegenkommend, sprach seine Ansichten über Kunst und Leben aus, die sehr streng waren, und gewann damit rasch Burckhardts Vertrauen und Zuneigung. Als die Rede auf Politik kam, bekannte sich Schauenburg als ultraliberal. Burckhardt liess sich im allgemeinen nicht in politischen Streit ein, aber einem Menschen gegenüber, der ihm nobel und bedeutend erschien, fühlte er den Wunsch und die Pflicht, offen zu sein und ihn womöglich von Auffassungen zu heilen, die er, Burckhardt, für falsch und verderblich hielt. Er sprach beredt wie sonst nie über die Gründe, die ihn bewogen, konservativ zu sein, über das, was er im Denken und Verfahren der Liberalen als verkehrt ansah. Schauenburg stutzte; er begriff, dass Burckhardts Ansichten infolge seiner Studien und seiner heimischen Tradition besser fundiert waren als die seinigen, aber ein dunkler Impuls, so sagte er, habe ihn von Jugend auf zur Freiheitsliebe begeistert, und dies Gefühl werde ihn nie verlassen. Doch versprach

er, indem er Burckhardt umarmte, künftig die Royalisten oder Konservativen nicht von vornherein zu verachten. Burckhardt empfand diese Unterhaltung als eine der edelsten seines Lebens, und die Tatsache, dass der immer schärfer hervortretende Gegensatz der Meinungen die gegenseitige Freundschaft und Achtung niemals trübte, hat das überschwängliche Gefühl der Jugend bestätigt. Hermann Schauenburg studierte Medizin; Schwachen und Unterdrückten beistehen, blieb immer eine der stärksten Triebfedern seines Handelns. In einem Jugendgedichte sagte er, dass er sein Leben der Freiheit geweiht habe: «da ist der Kampf, da die Gefahren — da stehe du!» Diese Gesinnung, verbunden mit der Persönlichkeit des Freundes, machte, dass Burckhardt, der den Kampf mied und schon das offene Aussprechen einer anstössigen Meinung womöglich umging, ihn in seiner Erinnerung als «jugendlicher Heros verklärt», bewahrte.

Ganz anders, scharf trennend wirkte die Politik auf das Verhältnis Burckhardts zu Kinkel, dem er persönlich ebenso ergeben war, und mit dem er sachlich viel mehr gemeinsam hatte. Im Sommer 1842 wurde das Politische zum ersten Male zwischen ihnen berührt, indem Burckhardt auf eine Frage Kinkels antwortete. Er sagte, dass seit der französischen Revolution an eine Herstellung der alten Unmündigkeit nicht mehr zu denken sei. Alle Restauration, so gut gemeint sie sein möchte, könne keinen Erfolg mehr haben, die Fürsten täten gut, einzusehen, wie ihre Stellung sich verändert hätte. Er erwarte, schrieb er, schreckliche Krisen, aber er halte für möglich, dass über den Trümmern des alten Staates die Liebe ein neues Reich gründen, und dass Deutschland dann erst sein goldenes Zeitalter erreichen werde. Nie wieder hat er sich so zustimmend über die revolutionäre Strömung, so optimistisch über die Zukunft geäussert. Sich selbst betreffend, stellte er fest, dass er nie ein Revolutionär sein werde, und fügte hinzu, dass die Revolution nur dann ein Recht habe, wenn sie unbewusst und unbeschworen aus der Erde steige. Damals wirkte der Sommernachtstraum am Rheine, das Glück der Freundschaft noch nach in ihm und glich

die Gegensätze aus, er mühte sich um Verständnis. Mit jedem Jahre, wenn auch die Bilder noch nicht verblassten und die Sehnsucht nach gemeinsamem Streben und Geniessen blieb, wurde er sich doch seiner schweizerischen Besonderheit und seines abweichenden Standpunktes mehr bewusst. «Was Politica betrifft,» schrieb er im Sommer 1845 an Eduard Schauenburg, «so entschlage ich mich allmählich aller fieberhaften Ungeduld und suche im stillen den eigentlichen Bedingungen der Grösse eines Staates nachzugehen. Für Preussen wünsche ich sehnlichst und mit heissem Verlangen eine Konstitution, damit der Staat nicht leide unter der Wucht von Unzufriedenheiten aller Art, die einstweilen noch unter einem Hute beisammen sind ... Erst wenn eine Konstitution da ist, so werden sich die Parteien scheiden, und der Radikale, der Kommunist, der Ultramontane, der Konstitutionelle, der mit Gott und Welt Zerfallene und so weiter werden nicht an einem und demselben Seile der Unzufriedenheit ziehen. Nimm mir's nicht übel, Ethe, aber bis sich die Parteien getrennt und durch den Gegensatz untereinander die Elastizität des Staatswesens hergestellt haben, seid ihr politische Kinder.» Man kennt Schauenburgs Antwort nicht, aber er hätte entgegnen können: Was sollen wir anderes sein als politische Kinder, da wir immer in der Kinderstube gehalten wurden! Auch haben wir ja die Konstitution noch nicht, und um sie zu bekommen, müssen wir alle zusammenhalten, wie verschieden auch unsere weiteren Ziele sein mögen, und wir tun es mit Absicht. Burckhardt würde vielleicht erwidert haben: Und was erhofft ihr von der Konstitution? Glaubt ihr, sie werde euch mehr Freiheit, mehr Glück bringen, als ihr jetzt habt? Ich höre die Schritte derer, denen ihr den Weg bereitet, die eure Fürsten verdrängen werden, ich höre den zermalmenden Schritt der Plutokratie, den öden Regimenterschritt der Masse, das Stampfen der Maschine. Voll Sorge und Liebe hängt mein Blick an den malerischen Giebeln eurer kleinen alten Städte, ihren verträumten Plätzen, an den majestätischen Zacken und flimmernden Arabesken ihrer Kathedralen. Werden dereinst noch an-

dächtige Augen über diese schönen Linien gleiten? Wird die Schönheit Abschied nehmen, wenn kein Gläubiger mehr sie anbetet, wie Gnom und Elfe auswanderten, als man ihre Gebote nicht mehr hielt?

Das alles war ihm im Jahre 1842 noch nicht bewusst, er fühlte sich noch eins mit dem Freunde in dem, was sein Glaube und sein Dienst war. Kinkels Einladung, er möge im nächsten Frühling nach Bonn kommen und sein und Johannas Trauzeuge sein, ergriff ihn tief. «Geliebter Freund,» schrieb er, «den gestrigen Tag hindurch bin ich vor lauter Aufregung über Ihre Briefe gar nicht zum Schreiben gekommen, unablässig steht Ihr Bild vor meinen Augen, ich möchte für Sie mein Bestes wagen und die unverdiente Liebe verdienen lernen. Mir ist zu Mut, als sollten wir nicht für immer getrennt bleiben, als sollte ich Ihnen dereinst etwas bieten können. Solange ich in Bonn war, durfte ich Ihnen nicht sagen, wie ich Sie liebte, jetzt trete ich Ihnen freier, im Innern vollständiger gegenüber und bringe mich Ihnen dar wie ich bin, liebend und liebebedürftig. Lassen Sie nicht von mir! Ich will es Ihnen zu lohnen suchen.» In der Politik herrschte Uebereinstimmung. Als im März 1843 die Antwort des Königs auf die Petition der Stände des Grossherzogtums Posen veröffentlicht wurde, schrieb er an Kinkel, dies Responsum werfe ein grelles, schauerliches Schlaglicht auf die Abgründe, denen man zueile. «Wehe dem Ratgeber, der dem König diesen Schritt eingab; der König selbst wird ihm einst fluchen, aber wenn es zu spät ist... Ich glaube, in diesen Sachen jetzt klarer zu sehen als bisher, und so scheint mir: der König ist schon frühe durch seine Lehrer in das alte Staatsrecht (das heisst Absolutismus in juridischer Form) festgebannt worden und kann über gewisse Folgerungen und Fragen nicht hinauskommen, was vielleicht uns in seiner Lage auch passieren würde; ferner ist er von seiner Umgebung viel abhängiger als man glaubte, und diese hüllt ihn täglich mehr in eine Anschauungsweise hinein, die über kurz oder lang zu einem Bruche führen muss.»

Im Mai 1843 kam er nach Bonn und machte mit Kinkel, jetzt seinem Duzfreunde, einen Ausflug ins

Ahrtal, den er später noch einen der besten Bissen seines Lebens nannte. Am 22. Mai fand die Hochzeit statt, und bald darauf reiste Burckhardt nach Paris. «Vieltausendmalgeliebter Urmau» war der erste Brief überschrieben, den er von dort aus an Kinkel richtete.

Hoffmann von Fallersleben

Am 26. August des Jahres 1841 lag ein Mann im Grase auf der Klippe von Helgoland und lauschte auf die Brandung, die unter ihm gegen den Felsen rollte. Im Gesang des Meeres vernahm er eine feierliche Melodie, eine wohlvertraute, und wie er vor sich hinträumte, stiegen Worte dazu in ihm auf, gewiegt vom Rhythmus der Meereswellen und der Musik: Deutschland — Deutschland — über alles —. Dem, der da lag, kam es wohl plötzlich zum Bewusstsein, dass er seinem Volk mit diesen Versen etwas Grosses geschenkt hatte: wenige Tage darauf erschien bei Hoffmann & Campe das Lied der Deutschen, arrangiert für die Singstimme mit Begleitung des Pianoforte oder der Guitarre als Flugblatt für zwei gute Groschen. Kein Wortkünstler konnte das schaffen; Hoffmann von Fallersleben war ein Improvisator, ein Sohn des Augenblicks, der im Augenblick alles gab, was er hatte und war, ein fahrender Sänger, der, entzündet von Wein und Geselligkeit, von Sonnenschein und Waldweben, seine Lieder wie Seifenblasen hinspielte. Sehr gross, mit langen Beinen und langen Haaren, den Faust und das Kommersbuch in der Tasche, durchwanderte er die deutschen Lande als Mann, wie er es als Student getan hatte, zuweilen in Klöstern und Archiven Halt machend, um nach alten Handschriften zu graben. Ein hingeworfenes Wort von Jakob Grimm hatte ihn zum Germanisten gemacht; aber ihm war die Beschäftigung mit altdeutscher Sprache und Literatur weniger eine Wissenschaft als ein Hang des Herzens, ein eingeborener Beruf. Die zünftige Wissenschaft schätzte ihn nie sehr hoch ein und vielleicht mit Recht, doch war er klug, er beobachtete gut und fasste

das Eigentümliche jeder Erscheinung schnell auf. Es gibt verschiedene Arten, in denen deutsches Wesen sich individualisieren kann; sicherlich war Hoffmann von Fallersleben durch und durch deutsch, in seiner Warmherzigkeit, seiner Wanderlust, seiner Sangeslust, seiner Gemütlichkeit, seinem Witz, seiner Weinseligkeit, seinem hinschlendernden Leben. Wenn er Sommers im Grase lag und den Wolken nachträumte, war er kein Mann, der eine Stellung im Leben und ein Einkommen hatte, sondern ein fabulierendes Kind, ein vagabundierender Handwerksbursche, ein Hirt mit der Flöte, und darum wohl fand er die Weisen, die das Volk sich zu eigen machte. Wieviele Kinder haben seine Lieder gesungen, die in Gärten, auf stillen kleinen Plätzen, zwischen Hunden, Katzen, Hühnern und Kreiselspiel aufwuchsen. Sie sangen und singen vom Mond, der die schönsten Schäfchen hat, von Amsel, Drossel, Fink und Star, vom Kuckuck, der durch den Wald ruft, vom Apfel, der im Ofen brät und duftet. Sein Volkslied hat nicht den vollen Urlaut, die Sinnlichkeit und Wildheit des alten, er schuf ein neues für das gezähmte Volk seiner Zeit. Er dichtete wie er atmete, die Reime wuchsen in ihm wie das Gras im Frühling, ein Halm am andern, keiner durch blendende Schönheit ausgezeichnet, aber alle grün und frisch und zusammen eine lachende Wiese und zuweilen dazwischen ein holdes Blumengesicht. Die Vaterlandslieder haben gar nichts theoretisches, gar keinen Zusammenhang mit Staat und Regierung, nur die ursprüngliche Liebe zur Heimat drücken sie aus, zu den Wegen, die man gegangen ist, zu den Bäumen, die man rauschen hörte, zu der Sprache, in der man den Freund grüsst, zu dem Herzschlag, den man kennt. Es gehört keine Bildung dazu, sie zu verstehen, und die höchste Bildung entfremdet nicht von ihnen, sie wenden sich an das allgemeinste, in der Natur begründete Gefühl.

Hoffmann wurzelte noch ganz im alten Ackerlande Deutschland. Von seinem Vater erzählt er mit Stolz, dass er über sechs zusammengelegte Fässer sprang und einen langen, schweren Hebebaum auf seinen Zähnen balancierte. Der Garten, in dem er aufwuchs, hatte, wie er

sagt, mehr Einfluss auf sein ganzes Wesen als bewusste Erziehung. Er lieferte seine Unterhaltung und sein Spielzeug: Wind- und Wassermühlen, Blaserohre, Schleudern, Weidenpfeifen und Flitzbogen. Die Bücher, die ihm zur Verfügung standen, waren Gottfrieds Weltchronik, ein illustriertes Werk über Landwirtschaft und ein anderes über das Leben der Wilden in Amerika. Da seine Heimat von Napoleon zum Königreich Westfalen geschlagen wurde, lernte er neben den Nachteilen die Vorteile des neuen französischen Systems kennen: das mündliche und öffentliche Gerichtsverfahren, die allgemeine Conscription und Steuerpflicht, die Aufhebung der Hörigkeit der Frohnden und Zehnten, die gleiche Berechtigung aller zu den öffentlichen Aemtern, die Abschaffung der Titel, mit denen der deutsche Spiessbürger sich lächerlich machte. Nicht wie viele andere indessen liess er sich dadurch für Frankreich und die Franzosen gewinnen. Er liebte Deutschland, weil es Deutschland war, und weil er gar nicht anders konnte, liebte es auch bewusst, trotz seiner Fehler und mit seinen Fehlern, liebte auch seine Landsleute, zog sie allen anderen vor. Ungleich anderen Deutschen mied er sie nicht auf Reisen; seine Landsleute waren in seinen Augen das Beste, was Paris ihm bot, und als er nach Vevey am Genfersee kam, erkundigte er sich beim Kellner sofort nach Landsleuten. Als er hörte, dass mehrere ganz in der Nähe wären, sagte er: holen Sie alle herbei, so viele Sie auftreiben können. Seine Charakteristik der Franzosen zeugt von ausgezeichneter Beobachtungsgabe und psychologischem Feingefühl; er erkannte ihre Vorzüge an, empfand aber ihre Art als dem deutschen Wesen entgegengesetzt: ihre Zentralisation und das Parteiwesen im Staate, den Mangel an Kenntnis fremder Völker und Länder, ihre Unfähigkeit, sich in fremde Eigenart hineinzuversetzen und, was bei ihm besonders ins Gewicht fiel, ihr mangelnder Sinn für gemütliche Geselligkeit, das Kneipen, das stundenlange Singen und Tollen beim Wein. In der Familie, die die gesamte bürgerliche Opposition bildete, war er ein stets gern gesehenes Glied, ein belebender Gast bei den Zweckessen und Festen, den

heiteren Vorpostengefechten der Revolution. Wenn er ans Glas schlug und seine lange Person sich aufrichtete, rieselte schon ein leises Lachen um den Tisch, bereit, im vollen Chor hervorzubrechen. Seine Persönlichkeit, sein eigentümlich singender Tonfall, der zwischen Witz und Melancholie schwebende Vortrag wirkte zusammen mit dem Humor seiner Verse.

Die unpolitischen Lieder, die bald nach dem Tode des alten Königs bei Hoffmann & Campe erschienen, sind wie ein Mückenschwarm, der dem Feinde mit kleinen, ungefährlichen, aber empfindlichen Stichen zusetzt: Leichte Ware, ganz ohne Pathos, aber oft entzückend durch eben diese Leichtigkeit, durch die liebenswürdig harmlose Tücke, den gassenbubenhaften Spott, das unbekümmerte Schelmengelächter. Die Aufgeblasenheit der regierenden Beamten, die schafsmässige Geduld und Schwerfälligkeit der regierten Philister, der Adelshochmut, der Ordenwahn, das alles kommt dem Dichter mehr spassig als ärgerlich vor; er lacht leise, verhalten, und man muss laut mit ihm lachen. Kriegsbegeisterung herrscht im Lande, die Männer verlassen Haus und Hof, Weib und Kind ohne Bangen, ohne Reue, mit Gott für König und Vaterland ungeduldig in den Tod eilend. Der Nachtwächter von 1813 schüttelt den Kopf: O Gott! wofür? wofür? — Für Fürsten-Willkür, Ruhm und Macht — zur Schlacht? — für Hofgeschmeiss und Junker hinaus — zum Strauss — Für unseres Volkes Unmündigkeit — zum Streit? Für Mast — Schlacht — Mehl — und Klassensteuer — ins Feuer? Und für Regal und für Zensur — nur — ganz untertänigst zum Gefechte? — Ich dächte, dächte — — —

Mit feiner Kunst ist das zarte Gewebe der Verse geschlagen, durch graziöse Fassung der Ingrimm entbittert. Reizend ist das Loblied auf den Fürsten von Reuss-Lobenstein-Ebersdorf, der sechs Feuerwehrmännern wegen ihrer aufopfernden Tätigkeit bei einem Brande «höchsteigenhändig» die Hand reicht. «O Nation der Nationen — Wo man noch weiss zu belohnen — O wär ich doch auch so einer — Ein Greiz — Schleiz — Lobensteiner!» Es war ein glücklicher Einfall von Hoff-

mann, auf bekannte Melodien zu dichten, Flügelpaare für seine Verse, die sie schnell von Mund zu Mund trugen. Das Gedicht von der Hohen Obrigkeitlichen Erlaubnis: «Wer hindert uns in unsern Zwecken und Entwürfen — in unseren Ideen?» an sich schon witzig, bekommt durch Lortzings Bürgermeistermelodie: Heil sei dem Tag, an welchem du bei uns erschienen! eine unwiderstehlich hinreissende Komik. Auf dem stürmischen Rhythmus des Wallensteinschen Reiterliedes: Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd! läuft die Elegie vom Regierungsrat ab: «Der Morgen graut, der Regierungsrat — Sitzt schon bei seinen Geschäften.» An dem Gegensatz zwischen Melodie und Text entzündet sich der Witz — wie zugleich an dem Gegensatz, in dem ein hochgebildetes, an schwungvollen Idealismus gewöhntes Volk zu seiner gedrückten Lage und seiner Unmündigkeit im öffentlichen Leben steht.

Man hätte meinen können, die Regierung würde diese Gedichte, mit bunten Bändern umwundene Kinderpfeile, unbeachtet lassen, aber es scheint, dass sie einem Professor und Bibliothekar, einem Staatsangestellten, nichts hingehen lassen zu dürfen glaubte; es wurde eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet und mit ernsthafter Umständlichkeit betrieben, die ihm neue Gelegenheit gab, sich zu belustigen. Der gegen ihn aufgebotene Paragraph des Landrechtes lautete: Wer durch frechen, unehrerbietigen Tadel oder Verspottung der Landesgesetze Missvergnügen und Unzufriedenheit der Bürger gegen die Regierung veranlasst, der hat Gefängnis- oder Festungsstrafe auf sechs Monate bis zwei Jahre verwirkt; Hoffmann liess es sich nicht nehmen, zu bemerken, seine Lieder hätten nirgends Missvergnügen oder Unzufriedenheit hervorgerufen, vielmehr habe er vernommen, dass er aller Welt viel Vergnügen damit bereitet habe. Um zu beweisen, dass man von Dichtungen nicht immer auf die Meinung des Verfassers schliessen könne, berief er sich auf seine Husarenlieder, die er gedichtet habe, ohne Husar zu sein. Durch Beschluss einer Sitzung, bei welcher Prinz Wilhelm gegenwärtig war, wurde Hoffmann ohne Pension aus seiner Stellung entlassen, unge-

fähr ein Jahr, nachdem das Lied der Deutschen bei Hoffmann & Campe erschienen war; auch dieser Verlag wurde für das ganze Königreich Preussen verboten. Freunde und Gastfreunde wetteiferten, dem Gemassregelten die stellenlose Zeit zu erleichtern; aber es gab auch liberale Kreise, die ihn nicht recht gelten lassen wollten. Die Gesellschaft der «Rheinischen Zeitung» lehnte ihn ab, wenn sie es auch nicht gerade laut sagte; in kleinen Schattierungen fing der Unterschied zwischen der französischen, industriellen und der altdeutschen Richtung an, sich bemerkbar zu machen. Sein Gedicht auf die eben modern gewordene Statistik, die den herrschenden Wohlstand auf Tabellen triumphierend herausrechnete, ein allerliebstes Gedicht auf den Zollverein: Schwefelhölzer, Fenchel, Bricken — kühe, Käse, Krapp, Papier, offenbaren eine wesentliche Verschiedenheit des Standpunktes; der Dichter fühlt, ahnt, wenn er auch die Bedeutung des Zollvereins hoch genug veranschlagen mag, wie verhängnisvoll es war, dass das wirtschaftliche Band von derselben Hand oktroyiert wurde, die das geistige zerschnitten hatte. Es war noch burschenschaftlicher Geist in Hoffmann, der der «Rheinischen Zeitung», den Anhängern Frankreichs, den reichen Fabrikanten und flotten, jungen Juristen zuwider war; weit besser gefiel ihnen der elegante, anspruchsvolle Georg Herwegh, der zur Zeit seiner Triumphreise durch Deutschland bei ihnen zu Gaste war.

Herwegh und Freiligrath

Georg Herwegh war 19 Jahre jünger als Hoffmann, das schloss schon einen grossen Unterschied in der politischen Stellung ein. Ein Schwabe, hatte er doch wenig Schwäbisches an sich, nichts von dem bedächtigen, altbürgerlichen Stolz und Rechtsbewusstsein, das dort, im alten Reichsgebiet, Freiheit bedeutete; sein Rebellentum beruhte auf dem Stolz des begabten Jünglings, der nicht beiseitegeschoben, nicht gehorsamer Untertan sein wollte, der selbst auf den Höhen des Lebens zu stehen

sich berufen fühlte. Bevormundung und Polizeigewalt auf der einen Seite, Feigheit und Gleichgültigkeit auf der anderen, das beleidigte sein Ehrgefühl und seinen Schönheitssinn, reizte seinen Zorn. Seine Gedichte haben den Rhythmus galoppierender Pferde, den Schwung seidenrauschender Fahnen. Bei der Allgemeinheit ihres Inhaltes und den hochtrabenden Worten könnten sie leicht rhetorisch aufgebauscht, hohl und bombastisch erscheinen; aber sie sind von Leidenschaft straff gefüllt, und wenn sie blenden, ist es meist von echtem Glanze. So geharnischt hatte einst Arndt gedichtet; Herweghs Sprache allerdings ist schon abgeschliffener, weniger körnig und frisch vom Fasse. Ein Disziplinarvergehen während des Militärdienstes trieb den jungen Dichter in die Schweiz. Es war der Drill, den sein Selbstgefühl nicht ertrug, die «hochobrigkeitliche Erlaubnis», die jedem Geschehen Ursprünglichkeit und Kraft raubte, die anstaltsmässige Regelmässigkeit, das unterwürfige Laufen am Gängelbande, was ihm Deutschland verleidete. In einem prachtvollen Gedicht sagt er, dass er den Herrn nicht nur im Säuselwinde, sondern im Feuer und im Sturm spüre. Er kelterte den poetischen Gehalt der Revolution in schäumenden Wein und riss damit Männer und Frauen hin, vollends als er selbst erschien mit schönem Gesicht, südlich brauner Farbe, schwarzem Haar und Augen wie dunkle Kirschen. In seinem Wesen hatte er nicht das Entschlossene, Unbedingte, das aus seinen Gedichten spricht, er war eher zurückhaltend und leicht in Träumerei versunken, darin ganz schwäbischer Lyriker. Das Glück neigte sein Horn über das junge Dichterhaupt; ein Mädchen aus dem Kreise der Berliner jüdischen Familien, die ihren Reichtum durch Bildung zu veredeln suchten, schenkte ihm Herz und Hand, selbst der König von Preussen machte seinem Ruhm ein Zugeständnis und gewährte ihm eine Audienz. Lukas Schönlein, der Leibarzt Friedrich Wilhelms, der Herwegh aus seiner Zürcher Zeit kannte, war es, der diesen Schritt veranlasste. Herweghs Republikanertum war nicht ohne Vorbehalt; wie viele Revolutionäre der damaligen Zeit hielt er Einheit und Macht des Vater-

landes für so wichtig, dass er auch einen Fürsten in Kauf zu nehmen, ja zu preisen bereit war, wenn er das Ersehnte brächte. Friedrich Wilhelm IV. kam nach der Ansicht vieler dafür in Betracht. Des Königs Absicht bei der Audienz war nicht etwa, den Dichter kennen zu lernen, ihm Gelegenheit zur Entwicklung seiner Ideen zu geben, sondern im Gegenteil, ihm die Ueberlegenheit sowohl des Monarchen wie des geistvollen Mannes vorzuführen, und so kam es, dass Georg Herwegh enttäuscht und ein wenig blamiert von ihm wegging. Gutzkow schildert lustig, wie er Berthold Auerbach, der behauptete, er würde den Posa besser gespielt haben, dadurch widerlegte, dass er mit ihm zusammen eine Audienz aufführte, wobei er selbst den König spielte und als der das Gespräch Leitende dem anderen keine Abschwenkung auf das Gebiet der Politik möglich machte. Gewiss konnte Herwegh nichts dafür, dass er weder Presstreiheit noch ein einiges Deutschland als Gabe des überwältigten Monarchen davontrug; aber er fühlte peinlich, dass er das Publikum enttäuscht hatte; er, der Lebendige, der Herold der Revolution, hatte sich mit der Tochter eines reichen Hoflieferanten verlobt und sich wie irgend ein Hofdichter in der königlichen Gnade gesonnt! Der Umstand, dass gerade ein Werk von ihm: Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz, in Preussen verboten war, gab ihm Anlass zu einem Brief an den König, in dem er nachträglich um Pressfreiheit und Verfassung bat. Diese nachhinkende Eingebung und das in die Prosa eines Briefes übertragene dichterische Pathos wirkten geschmacklos; der König wurde dadurch aufs empfindlichste geärgert und das Publikum, das den Dichter verehrte, nicht erfreut. Seine Feinde frohlockten, seine Gegner nützter die Blösse aus, die er sich gegeben hatte. Ein Gegner war ihm Freiligrath, der berufen war, der grösste Dichter der Revolution zu werden.

Westfalen hat, bevor es Industrieland wurde, eine Reihe von Dichtern hervorgebracht, die seiner Eigenart Stimme gaben, grosse und stolze Namen: Grabbe, Immermann, Annette von Droste, Freiligrath. In der kleinen, geduckten Residenzstadt Detmold lebten gleichzeitig,

Wüstenlöwen im Käfig, ein erschütternder Gegensatz, ein ingrimmiger Protest, Grabbe und Freiligrath. Der Jüngere entzündete dem tragisch Untergegangenen einen flammenden Scheiterhaufen im Gedicht. Immermann war unter den vieren der Geglättetste, Massvollste; den drei anderen ist ein Zug zum Düstern und Leidenschaftlichen eigen, das, oft zurückgehalten, um so heftiger hervorstürzt. Die Enge und Dürftigkeit ihrer äusseren Lebensumstände verstärkten bei Grabbe und Freiligrath den Drang der dichterischen Phantasie, eine Welt zu schaffen, in der andere Kräfte und Gesetze walten als in der wirklichen. Grabbe beschwor Heldengestalten, Freiligrath schweifende Beduinen, Getier der Wildnis. In Soest, wo er seine kaufmännische Laufbahn begann, zogen ihn die Reste alter Städtefreiheit und Hansaherrlichkeit an, mehr noch in Amsterdam das Meer, die Schiffe und was sie mitbrachten, fremdartige Menschen und die Erzeugnisse fremder Länder. Mit den ersten Gedichten, die er veröffentlichte, gewann er sofort den Beifall von Dichtern: Immermanns, Schwabs, Chamissos, ebenso im Sturme das Publikum. Man erkannte die Kraft und Besonderheit, die nicht dem Gegenstande, sondern seinem Genie zuzuschreiben war. Es war bei ihm nichts Seichtes, Verschwommenes, Nachgefühltes, Angelesenes, er griff und formte mit Herrscherhand. Seine Gebilde standen festumrissen da, wirklicher als Wirklichkeit, rauchend und zuckend von Leben und doch in visionärem Licht. Die Energie seiner Gedanken, Gefühle und Anschauungen stösst die sinnliche Umgebung des Hörers um und macht die Bühne für eine Szenerie frei, die sich in glänzender Greifbarkeit vor seinen Augen abspielt.

Es gibt Dichter, deren Person enttäuscht; die Freiligrath kennen lernten, liebten ihn eher noch mehr, als seine Dichtungen. Er war nicht schön, namentlich seine Nase zu breit und zu dick, aber sein Auge verriet, wenn er erregt war, die Majestät schöpferischer Kraft. In seiner Jugend litt er an Melancholie, Anfällen von Verzweiflung, heftigen Aufwallungen; er hatte das Bedürfnis, sich zu berauschen und liebte sein Leben lang den

Wein, auch als Funken der Geselligkeit. Für gewöhnlich war er heiter und voll Humor, der treueste Freund, der beste Kamerad, aufrichtig, ohne Falsch und ohne Pose. Es kann wohl nichts besseres von einem Menschen gesagt werden, als was Levin Schücking, politisch sein Gegner, einmal von Freiligrath gesagt hat, dass es nie einen Augenblick gegeben habe, wo er nicht voll guten Willens gewesen sei. In der Lust an Spass und Spiel und in der Unfähigkeit zur Berechnung ein Kind, war er ein Mann in Ueberzeugungstreue und der Kraft, das Notwendige ohne Klage auf sich zu nehmen. Obwohl ihm der Kaufmannsberuf zuwider war, übte er ihn doch tüchtig und gewissenhaft aus, sowohl als junger Anfänger wie als er ihn später wieder ergreifen musste, um für seine Familie Geld zu verdienen. Die behagliche Fülle seines Humors, die Gegenständlichkeit seiner Sprache mögen auf den jungen Gottfried Keller, der ihn in Zürich kennen lernte, Einfluss gehabt haben.

Durch eine Reihe von Zufälligkeiten trat auch Freiligrath wie Herwegh in persönliche Beziehung zum König. Im Anfang des Jahres 1842 starb der Uebersetzer Gries, ein Uebriggebliebener aus der Romantikerzeit, und der König übertrug, durch Alexander von Humboldt bewogen, die Pension von dreihundert Talern, die jener bezogen hatte, auf Freiligrath. Dieser Zuschuss war dem Dichter, der sich kurz vorher mit Ida Melos, einer feinen und liebenswürdigen Weimaranerin, verheiratet hatte, und dem mehrere Erwerbspläne gescheitert waren, sehr willkommen; er nahm die Pension erfreut an, bewegten Gemütes äussernd, er habe es sich früher nicht denken können, dass Gott sich die Mühe nehme, die Geschicke der Menschen im einzelnen zu surveillieren, habe es nun aber an sich selbst erfahren. Inzwischen hatte sich zwischen ihm und Herwegh eine literarische Fehde angesponnen. Herwegh richtete die Aufforderung an ihn, in die Reihen der Opposition einzutreten, er, Herwegh, könne sich nichts lieberes denken, als ihn zum Mitstreiter zu gewinnen. Was Freiligrath darauf zu erwidern hatte, fasste er in den Vers, der bald bekannt und viel beredet wurde: der Dichter steht auf einer

höheren Warte — Alt auf den Zinnen der Partei. Herwegh antwortete, dem Manne zieme es, Partei zu nehmen, selbst Götter seien vom Olymp gestiegen, um sich in die Kämpfe der Menschen zu mischen. Freiligrath, ganz neidlos und immer zur Anerkennung des Guten bereit, wertete Herweghs Gedichte sehr hoch und hatte als männliche, kampflustige Natur Freude an dem Streit mit einem Gegner, den er schätzte. Andererseits war er mehr dadurch beunruhigt, als er sich und anderen gestehen wollte. Bis dahin hatte er sich nicht um die öffentlichen Angelegenheiten gekümmert. Er hatte gelernt und gearbeitet, wilde Neigungen mit der Faust niedergedrückt, um in öder Arbeit sein Leben zu verdienen, in freien Stunden Verse geschmiedet, dann, als sie ihm Geld einbrachten, sich ausgelassen in brausende Jugendlust gestürzt. Politik war ihm etwas, das ihn nichts angehe, der nur das Menschliche verstehe und pflege; nun dämmerte ihm, dass auch die Politik mit dem Menschlichen zusammenhänge. Dass er von einer Seite als Reaktionär gebrandmarkt, von anderer als solcher gefeiert wurde, beides wurmte ihn. Es fiel ihm ein, dass Herwegh einen grosser Dichter, dass er Dante gegen ihn hätte anführen können; so setzte sich der Streit in seiner Brust fort.

Am 16. September 1842 gab die Stadt Koblenz dem König, der zum Dombaufest nach Köln fuhr, einen Ball, wohin auch Freiligrath ging, um sich durch Radowitz dem König vorstellen zu lassen. Von Radowitz, dem ansehnlichen, mit natürlicher Vornehmheit auftretenden Manne, dessen philosophische und literarische Bildung sich unabsichtlich fühlbar machte, war er entzückt. Der König sagte zu Freiligrath, er sei ja wohl Weinkenner, ob er schon einmal Grüneberger getrunken habe? Herwegh hatte er gefragt, wie die Spätzle in Berlin schmeckten. Vielleicht wollte er durch solche Küchen- und Kellergespräche etwaige Ansprüche der Dichter auf höhere Gesinnung dämpfen. Erzherzog Johann zeigte mehr Höflichkeit und guten Willen; dass er Freiligrath für den Verfasser des Ahasver von Lenau hielt, war dem alten Herrn nicht übel zu nehmen. In späterer Zeit hat

Freiligrath behauptet, dieser Ball habe ihn zum Demokraten gemacht, nicht so sehr die Fürsten als die Schranzen hätten ihn angewidert, die anfangs auf ihn, den schlichten, undekorierten Zivilisten, herabsahen, und ihn beflissen aufsuchten, nachdem er durch die Ansprache der hohen Herrschaften gestempelt war. Andere meinten, Hoffmann von Fallersleben habe ihn beeinflusst, bei einem sommerlichen Zusammensein, jener Nacht im Riesen, wo sie, wie es in einem Freiligrathschen Gedicht heisst, den Champagnerschaum von den Gläsern bliesen und Witz und Uebermut nach ihrer Art in düstere Zeitbetrachtungen mischten. Alles das mag zusammengekommen sein; die Hauptsache war gewiss, dass Freiligrath, nachdem er einmal vor die Wahl gestellt war, nicht anders konnte, als links gehen. Der Absolutismus war seit dem Anfang des Jahrhunderts, seit Stein, gerichtet, an ihn hielten im allgemeinen nur Adel, Militär und Beamte fest, die durch ihr Interesse eins mit ihm waren. Man konnte uneins darüber sein, was an die Stelle des Absolutismus treten sollte. Von Konstitutionen hielt Freiligrath nicht viel, es war die Sache des Volkes, die ihm am Herzen lag. Nicht die Revolution derer wollte er unterstützen, die ihre Macht zum Recht machen wollten, sondern die Revolution derer, die nach Arbeit und Brot schrien; das machte ihn für die Gedanken und Pläne von Marx empfänglich. Viele seiner Freunde entsetzten sich; als Glied der literarischen Opposition mochten sie ihn sich allenfalls denken; Sozialist oder Kommunist zu werden, schien ihnen mutwillige Selbstzerstörung. Er liess sich das nicht anfechten. Trotz aller Schwierigkeiten seiner Lage empfand er es als Glück, dass es klar in ihm und um ihn war. Er hatte das Bedürfnis, nach alter, ritterlicher Weise Fehde anzusagen: mit ehrerbietigen Worten legte er die nur einige Male bezogene Pension in die Hände des Königs zurück und veröffentlichte dann eine Sammlung von Gedichten, die er Glaubensbekenntnis nannte, weil seine politische und gesellschaftliche Gesinnung sich in ihnen ausprägte; es war im Beginn des ereignisschweren Jahres 1844. Er verglich seine Gedichte mit

den Spänen, die Andreas Hofers Frau in die Passer warf, um den anwohnenden Tirolern die Losung des Krieges zu verkünden. Dann brach er seine heimischen Zelte ab und zog nach Brüssel in die Verbannung.

Die Unterirdischen

Verbrechen mussten erst geschehen — Eh' man des Unglücks nimmt in Acht; so heisst es in einem Gedicht von Hermann Lingg. Sind das aber Verbrechen, wenn die Verzweiflungsgebärde des Unglücks etwas trifft und zerschlägt? So war der Aufstand der schlesischen Weber im Juni 1844. Der christlich-germanische König in seinem Schlosse und die Opposition, die beim Sekt den Fortschritt leben liess, horchten auf bei dem grausigen Schrei der Unterirdischen und erschraken. In Schlesien fielen schon in den Zwanzigerjahren gewisse Schäden des Fabrikwesens auf, die darin bestanden, dass die Arbeiter anstellig, aber wenig unterrichtet und allzu genügsam waren, indem sie sich mit dem geringsten Lohne einrichteten, und dass auch die Fabrikanten ungebildet waren und die Konkurrenz durch Verbilligung der Ware anstatt durch ihre Vervollkommnung zu bestehen suchten. Seitdem hatten Veränderungen im Verkehr und in der Herstellungsart der Ware die Lage der schlesischen Leinenweberei noch bedeutend verschlechtert. In Peterswaldau und Langenbielau wohnten Fabrikanten, die besonders knappe Löhne zahlten; einem von ihnen wurde die Aeusserung zugeschrieben, er werde die Weber noch dazu bringen, dass sie ein Stück Leinen um einen Quarkkäse lieferten. Die Weber waren es müde, zu verhungern, zu verhungern ohne zu sterben. Sie kannten die Ursachen ihres Elends nicht, aber ihrem einfachen Verstande erschien es als etwas Ungehöriges, dass sie Mangel am Notwendigen litten, während der Fabrikant auf Grund ihrer Arbeit in einem Palast wohnte und in einer Karosse fuhr, und sie machten sich eines Tages auf, um diesen Palast zu zerstören. Der Aufstand wurde durch Militär rasch gebän-

digt, wobei mehrere Menschen getötet wurden. In dem anschliessenden Strafverfahren wurden 87 Personen verurteilt; die Urteile gingen von einjähriger Zuchthausstrafe, verschärft durch Peitschenhiebe, bis zu neunjähriger Festungsstrafe.

Dies an sich geringe Ereignis war von unermesslicher Bedeutung, weil es wie ein Beben der Erde plötzlich offenbarte, dass Kräfte in der Tiefe wühlten, deren Ausmass niemand kannte, und dass der Grund, auf dem man baute, nicht fest war. Die gebildete Gesellschaft, die an einer Revolution der Besitzenden arbeitete, sah die Revolution der Notleidenden, die sich auf die Strasse stürzt und mit der Faust zerstört, der Blut nachfliesst, wie dem Schiffe der Schaumstreifen. Waren das Genossen? Wer war verantwortlich für dies Elend? Man erfuhr durch einen Regierungsassessor, der die Lage der Weber untersuchte, dass im Durchschnitt eine Familie von sechs Personen neun bis fünfzehn Pfennige am Tage verdiente. Da der bevormundende Beamtenstaat sich allein das Recht anmasste, alle Verhältnisse zu bestimmen, konnte man es ihm als Schuld anrechnen, wenn sich grosse Unzuträglichkeiten zeigten, die eine Quelle von Elend und Verbrechen waren. Dass das Besprechen dieser traurigen Dinge in den Zeitungen verboten und bestraft wurde, deutete auf ein schlechtes Gewissen der Regierung.

Die Teilnahme der bürgerlichen Presse war gross, die Dichter gaben ihr Ausdruck. Heine sang das Weberlied: Fluch dem König, dem König der Reichen — den unser Elend nicht konnt erweichen; Freiligrath das ergreifende Gedicht von dem armen Knaben, der den Erdgeist Rübezahl als letzten Retter vergeblich anruft. In Berlin bildete sich im Anschluss an die Gewerbeausstellung der deutschen Bundes- und Zollvereinsstaaten ein Verein für das Wohl der Hand- und Fabrikarbeiter. Rheinische Industrielle hatten im Verein mit einigen hohen Beamten, Quentin, von Könne, Viebahn, die Anregung dazu gegeben. In Köln entstand ein Zweigverein, dessen treibende Mitglieder hauptsächlich aus dem Kreise der «Rheinischen Zeitung» waren: Mevis-

sen, d'Ester, Jung, Bergenroth, Compes und Schramm. Es sollte sich dabei nach Hansemannschem Muster nicht um Wohltätigkeit handeln, sondern um die Gründung eines Institutes, das die Arbeiter erziehen und auf eigene Füsse stellen würde, nämlich um Spar- und Prämienkassen, Krankenunterstützungskassen und Fortbildungsschulen. Das konnte eine Hülfe für Arbeiter sein, die über ein leidliches Einkommen und die damit verbundene Bildung verfügten; die Beamten gaben vernünftigerweise zu bedenken, dass bei dem sehr geringen und unsicheren Verdienst der meisten Arbeiter nicht auf Ersparnisse gerechnet werden könne, was die Industriellen nicht gelten lassen wollten. So wurden denn doch Spar- und Prämienkassen als erste Gründung ins Auge gefasst.

Der Kreis der «Rheinischen Zeitung» hatte einen umfassenderen Zweck, der es nicht nur auf Hülfe oder Erziehung absah, sondern hauptsächlich auf eine Verbindung der so weit voneinander getrennten äussersten Enden der Bevölkerung, indem sie durch die gemeinsame Tätigkeit an den vorausgesehenen Instituten, an deren Verwaltung auch die Arbeiter beteiligt werden sollten, in Beziehung kämen und sich kennen lernten. Der Beitrag der Mitglieder sollte sehr niedrig, nämlich auf zehn Silbergroschen angesetzt werden, damit jeder Deutsche eintreten könnte. Lesezimmer, Büchereien, Handwerkerschulen sollten allmählich angegliedert werden. Dieser Plan einer grossen Reform ging weit über die Absichten des Königs und der Bürokratie hinaus. Der König stand der Bewegung so zweideutig wie immer gegenüber. Man erzählte sich, dass er vor Rührung über das Elend der Weber geweint habe; aber er warf zu ihrer Unterstützung nicht entfernt so grosse Summen aus, wie für den gutsbesitzenden Adel, wo es doch nur galt, den gewohnten Glanz zu erhalten. Das Protektorat des Vereins nahm er an, knüpfte jedoch die Bedingung daran, dass man sich nicht auf Spar- und Prämienkassen beschränke, augenscheinlich dem Einwande der Beamten sich anschliessend. Nach Verlauf einiger Monate zog er die erteilte Genehmigung wieder

zurück, indem er nun sagte, Spar- und Prämienkassen, nichts anderes, dürfe Gegenstand der Tätigkeit des Vereins sein. Er anerkenne, sagte er, das edle Streben der Gründer des Vereins, fürchte aber, dasselbe könne zu einem «verderblichen Idealismus» ausarten, überhaupt eigneten sich allgemeine Versammlungen nicht zur Erörterung solcher Fragen, die vielmehr vor Ausschüsse von Sachverständigen gehörten. Damit waren die Bemühungen der liberalen Bourgeoisie um das Wohl der arbeitenden Klassen abgeschnitten, worüber die Mehrzahl vielleicht nicht allzu betrübt war. Der anfängliche Eifer liess allmählich nach, nur bei wenigen war er annähernd so lebhaft, wie wenn es sich um eigene Interessen handelte. Viele von den Industriellen und Finanzmännern sahen es ungern, dass ihre Sache sich mit der der Arbeiter verquickte.

Hermann von Beckerath war wie Mevissen bescheidenen Ursprungs und sagte gern, dass seine Wiege am Webstuhl seines Vaters gestanden habe. Peter Beckerath, Bandweber im Dienste eines Krefelder Geschäfts, war ein heiterer Mann, der die Poesie und ganz besonders Schiller liebte, seine Frau von der tüchtigen und warmherzigen Art, die so vielen Frauen des deutschen Bürgerstandes eigen war: unermüdlich tätig und unerschöpflich liebevoll, erfüllt von der innigen Frömmigkeit, die ihren Ausdruck in Gellerts Liedern fand. Interesse für alle öffentlichen Angelegenheiten und Anhänglichkeit an das engere preussische und an das weitere deutsche Vaterland war dem Sohne im Vaterhause eingeflösst. Hermann trat als junger Mensch in das Bankgeschäft von Jakob Molenaer ein, dessen Bruder Isaak Prediger der Mennonitengemeinde in Krefeld war. Mennoniten waren auch die Beckerath, die im siebzehnten Jahrhundert aus dem Herzogtum Jülich ausgewandert waren, aber sie sonderten sich nicht von den Protestanten ab; Hermann verheiratete sich mit der Tochter des evangelischen Predigers Heilmann. Die Verbindung von Finanz und Kirche war für ihn charakteristisch; sie war ihm niemals Konflikt oder Problem, sondern selbstverständlich. Neben

dem Bankgeschäft wusste er sich nichts lieberes als «vor Gott aufzugrünen in Niedrigkeit». Es war vielleicht beides, das Sichwiegen in Demut und die Fähigkeit, entgegengesetzte Tendenzen zu bekennen, was Friedrich Wilhelm IV. zu Beckerath hinzog, obwohl er sich nicht vorteilhaft bei der neuen Regierung einführte. Zwei Flugschriften, in denen er den direkten Schiffsverkehr des Zollvereins mit den aussereuropäischen Ländern und den im Juli 1842 abgeschlossenen holländisch-belgischen Handelsvertrag besprach, hatten zur Folge, dass der preussische Finanzminister die rheinischen Industriellen anwies, «sich in Zukunft mit derartigen Vorschlägen als über ihre politische Kenntnis herausgehend, nicht weiter zu befassen, und mit Vertrauen den Massnahmen der betreffenden höchsten Behörden, als allein dazu befähigt, entgegenzusehen; sie ihrerseits sollten nur Sorge dafür tragen, durch grössere Vervollkommnung ihrer Fabrikate die Konkurrenz mit der ausländischen Industrie ertragen zu können».

Sehr lebhaft trat immer noch Mevissen für das Wohl der Arbeiter ein. Er war im Anschluss an Saint-Simon für Einschreiten des Staates, Festsetzung der Arbeitszeit und eines Mindestlohnes. Das Verhalten des Königs und der meisten Teilnehmer des Vereins sprach ihn von der Schuld daran frei, dass der laute Aufschwung kein Ergebnis erzielte. Mevissen trat damals in die Direktion der Rheinischen Eisenbahngesellschaft ein und wurde bald ihr Präsident; im folgenden Jahre wurde er Präsident der Dampfschiffahrtsgesellschaft und gleichzeitig mehr und mehr in die Bemühungen um Gründung von Aktiengesellschaften und Banken verwickelt. Immer ferner rückte er der Welt der Arbeiter, und immer theoretischer wurde sein Verhältnis zu ihnen. Seiner Meinung nach sorgte er auch dann für die Aermsten und Elendesten, wenn er die Verkehrsunternehmungen förderte, wenn er Fabriken gründete, Geld in Umlauf setzte, Deutschland in die Bahn der Industriestaaten leitete. Eine Durchgangsepoche voll Elend könne den Völkern dabei nicht erspart werden, aber es würde krankhafte Sentimentali-

tät sein, wollte man deshalb den Fortschritt hemmen, der nun einmal das Losungswort der Zeit sei. Die düstere Kehrseite einer hochentwickelten Industrie sehe Deutschland in England und werde die dort gemachten Fehler zu vermeiden wissen. Den verhängnisvollsten Fehler sah er in der Anhäufung von Manufakturen an einem Zentralpunkt. Er war der Ansicht, dass die drei Stände: Bauern, Industrielle und Kapitalisten, sich das Gleichgewicht halten müssten. Fabriken wären da heilsam, wo sie dem ausschliesslich herrschenden Ackerbau das Gegengewicht geben und diejenigen aufnehmen könnten, die beim Ackerbau keine Beschäftigung fänden. Ueble sittliche Folgen würden Fabriken da haben, wo die ganze Bevölkerung eines Ortes durch sie ihrem natürlichen Beruf entzogen und in den industriellen Strudel hineingerissen würde. Die englischen Zustände erfüllten ihn mit Grauen. Die zu grosse Industrie, sagte er, drücke alles Entgegenstehende nieder durch die Macht ihrer Mittel und ihrer Intelligenz. Riesenkräfte würden durch sie in die Hände einzelner Fabrikanten gehäuft, die Despoten wären, und nichts könne den Staat entschädigen für die eingebüsste Selbständigkeit seiner Bewohner. Eine Nation sei nicht zu beneiden, die ihre Grösse nach aussen mit einem solchen inneren Elend, einem so weitverzweigten Sklaventum erkauft habe.

Die Lage der arbeitenden Klassen in England

Noch ein anderer junger Mann aus Fabrikantenkreisen studierte um diese Zeit die Verhältnisse der Arbeiter in England und wurde davon bewegt, tiefer und nachhaltiger als Mevissen. Im Frühjahr 1845 erschien bei dem liberalen Verleger Otto Wigand das Buch, in dem er seine Eindrücke zusammengefasst hatte: Die Lage der arbeitenden Klassen in England,

von Friedrich Engels. Es ist das Buch eines Menschen, der einen Blick in den Abgrund der Hölle getan hat; das Grauen bebt in jedem seiner Worte nach. Dem Virgil gleich, der Dante das Inferno zeigte, führt er uns durch ein Land ohne Hoffnung, wo Verdammte unerhörte Qualen leiden, nicht um eine Schuld zu büssen, sondern damit andere geniessen. Weil England das klassische Land der Industrie ist, wo die Industrie zuerst zur Blüte gedieh und ein bestimmtes System und eine bestimmte Lebensauffassung erzeugte, unternimmt es der Verfasser, dies System und seine Folgen darzustellen.

Einen kurzen Blick wirft er im Anfang des Buches auf das Merry Old England der Vergangenheit, als der Bauer neben der Landwirtschaft die Verarbeitung der Rohstoffe besorgte, die Frauen spannen und die Männer webten und «ein rechtschaffenes und geruhiges Leben in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit» führten. Sie waren gesund und kräftig, hatten Zeit übrig, in freier Luft Ball und Kegel zu spielen und unterschieden sich kaum von den Bauern, die nur den Acker bewirtschafteten. Da, im Jahre 1764, erfand ein Weber eine Maschine, die anstatt einer Spindel sechzehn bis achtzehn Spindeln hatte, die alle durch einen einzigen Arbeiter in Bewegung gesetzt werden konnten. Sie wurde die Jenny genannt. Durch die Jenny wurde mehr Garn gewebt, als bisher möglich war, die Zeuge wurden billiger und der Weberlohn stieg, wovon die Folge war, dass die Weber die Ackerwirtschaft ganz aufgaben; sie wurden Proletarier, Menschen ohne jedes Eigentum, die nichts als ihren Arbeitslohn hatten. Zugleich brachte die Jenny eine erste Arbeitsteilung mit sich, indem das Spinnen und Weben nicht mehr wie sonst in einem und demselben Hause von der gleichen Familie betrieben wurde, sondern einige, die eine Jenny besassen, nur vom Spinnen, andere nur vom Weben lebten. Die freigewordenen Grundstücke wurden von Pächtern erworben, die durch praktisch betriebene Grosswirtschaft den Ertrag ihres Grundstückes steigerten, so dass die Kleinpächter sehr bald den Wett-

bewerb mit ihnen nicht aushalten konnten und gezwungen wurden, ihr Land zu verkaufen und unter das webende oder spinnende Proletariat zu gehen oder Taglöhner bei den Grosspächtern zu werden. So entstand durch die Maschine auch das Ackerbauproletariat. Der ersten Erfindung folgten schnell andere, welche auf mechanische Triebkraft begründet waren und die Handarbeit verdrängten. Kapitalisten begannen mehrere solcher Maschinen in grossen Gebäuden aufzustellen und durch Wasserkraft zu treiben, wodurch sie erreichten, dass sie weniger Arbeiter benötigten und ihre Produkte billiger verkaufen konnten. Die Dampfmaschine, die im selben Jahre wie die Jenny erfunden und seit 1785 zur Betreibung von Spinnmaschinen angewendet wurde, vollendete das Fabriksystem, in dem die ehemaligen Haus- und Handarbeiter zu besitzlosen Bedienern der Maschine herabgedrückt wurden. Eine Menge von neuen Erfindungen bauten das System immer mehr aus, dessen Ergebnis auf der einen Seite Aufblühen der Industrie und des Handels, Vermehrung des Kapitals und Nationalreichtums, auf der anderen Seite rasche Vermehrung und vollständige Verelendung des Proletariats war.

Wir durchwandern an der Hand des neuen Virgil die verschiedenen Industrien, der Baumwolle, der Wolle, der Metalle, der Kohle, und die mit dem neuen System entstandenen Grosstädte: London, Birmingham, Manchester, Glasgow, die prächtigen Strassen der reichen Fabrikanten und die Spelunken der Arbeiter, die sogenannten schlechten Viertel. Wir sehen, wie mehrere Familien in einem einzigen Raum hausen, der ungenügend belichtet und durchlüftet ist, der oft kein einziges Möbel enthält, wo die blosse Erde den Boden bildet, auf dem Mann, Frau und Kind nachts liegen, in manchen Fällen mit nichts anderem zugedeckt, als mit den Lumpen die sie am Leibe tragen. Wir erfahren, welche Krankheiten und Gefahren dem Arbeiter drohen, wie der Trunk, dem er, abgeschnitten von jeder natürlichen Erholung, Freude, Abwechslung, verfallen muss, seine Gesundheit vollends untergräbt, wie klein,

schwach, verkümmert, widerstandsunfähig die Arbeiterbevölkerung wird im Vergleich mit der Bourgeoisie. Die dunkelste Stelle in der entsetzlichen Schilderung des Elends ist das Leben der Kinder in den Fabriken. Die Familie, deren Heiligkeit die Bourgeoisie so gern betont, ist durch die Fabrikarbeit der Frauen aufgelöst, kaum dass der Kindbetterin vierzehn Tage Ruhe gegönnt werden. Für die unbeaufsichtigten Kinder gilt es als ein Glück, wenn sie in der Fabrik bei der Arbeit versorgt werden. Die Fabrikkinder lernen nichts, sie erwerben keine nützlichen Kenntnisse, ihr Geist wird nicht erheitert und befreit durch wachsende Einsicht in die Welt und das Leben, sie kennen kein frohes Spiel, keine unschuldige Zerstreuung, sie kennen nur Maschinen und die paar Handgriffe, die sie ohne Unterbrechung ausüben müssen; wenn sie Abends heimgehen dürfen, schlafen sie oft schon unterwegs oder zu Hause auf dem Boden ein, zu müde, um vorher etwas essen zu können. Dass diese Menschenklasse verroht, sagt Engels, ist selbstverständlich; bewundernswert ist, dass sie trotzdem humaner sind als die reiche und gebildete Bourgeoisie. Sie unterstützen einander reichlicher, als der Staat oder die Bourgeoisie die Armen unterstützt. Als das deutlichste Zeichen aber, dass sie nicht vollkommen durch das schändliche System entmenscht sind, begrüsst Engels den erwachenden Hass der Arbeiter gegen ihre Ausbeuter, den unbeugsamen Mut, mit dem sie den Kampf aufnehmen und durchführen, der sie zum endlichen Siege führen wird. An diesem Hass hat Engels seine Freude und sucht ihn anzufachen mit seinen von gleichem Hass erfüllten Worten. Wie Milton mit seinen berühmten Versen gegen die Royalisten aus dem verlorenen Paradiese, hat Engels die englische Bourgeoisie seiner Zeit unauslöschlich gebrandmarkt: «Für sie existiert nichts in der Welt, was nicht um des Geldes willen da wäre, sie selbst nicht ausgenommen, denn sie lebt für nichts, als um Geld zu verdienen, sie kennt keine Seligkeit, als die des schnellen Verdienstes, keinen Schmerz, ausser dem, Geld zu verlieren. Bei dieser Habsucht und Geld-

gier ist es nicht möglich, dass eine einzige menschliche Anschauung unbefleckt bliebe. Alle Lebensverhältnisse werden nach dem Gelderwerb gemessen, und was kein Geld abwirft, das ist dummes Zeug, unpraktisch, idealistisch. Darum ist auch die Nationalökonomie, die Wissenschaft des Gelderwerbs, die Lieblingswissenschaft dieser Schacherjuden.» Ihren klassischen Ausdruck habe die Gesinnung der Bourgeoisie in den Werken von Adam Smith und Malthus gefunden, wo der Arbeiter nicht als Mensch, sondern als Sache, als der «Ueberflüssige» betrachtet werde. Engels beschuldigt die Bourgeoisie, die die Arbeiter in Verhältnisse stellt, in denen sie nicht leben können, und in denen sie doch gezwungen sind zu bleiben, bis der Tod eintritt, des vorbedachten Mordes; Mörder nennt er sie geradezu und öffentlich.

Die heuchlerischen Beteuerungen der Industriellen, sie hätten viel für die Arbeiter getan, nach Möglichkeit für sie gesorgt, entlarvte Engels; den Einwand, dass ihr System notwendig sei, weil sonst England mit den andern Ländern nicht konkurrieren könne, lässt er nicht gelten. «Die nationalökonomischen Argumente der Fabrikanten, dass eine Zehnstundenbill die Produktionskosten steigere, dass sie dadurch die englische Industrie unfähig mache, gegen auswärtige Konkurrenz zu kämpfen, dass der Arbeitslohn notwendig fallen müsse usw., sind allerdings halb wahr, aber sie beweisen nichts, als dass die industrielle Grösse Englands nur durch barbarische Behandlung der Arbeiter, nur durch Zerstörung der Gesundheit, durch soziale, physische und geistige Vernachlässigung ganzer Generationen aufrecht erhalten werden kann. Natürlich, wäre die Zehnstundenbill eine definitive Massregel, so würde England dabei ruiniert; weil sie aber notwendig andere Massregeln nach sich zieht, die England auf eine ganz andere als die bisher befolgte Bahn lenken müssen, deshalb wird sie ein Fortschritt sein.» Und gelegentlich einer anderen Frage heisst es: «Gut, es mag sein; aber was ist das für eine soziale Ordnung, die ohne solche schändliche Tyrannei nicht bestehen

kann? Entweder heiligt der Zweck die Mittel, oder der Schluss von der Schlechtigkeit der Mittel auf die Schlechtigkeit des Zwecks ist gerechtfertigt.» Aus dem Munde des jungen Westfalen vernahm man Worte, die an die Gesinnung Steins erinnern; nicht der Wohlstand ist der Zweck des Staates, sondern der Mensch, und wenn Einrichtungen dazu führen, dass der Mensch in seinem Wesen, in seiner Gottähnlichkeit verderbt wird, so ist der Staat auf falschem Wege.

Diese Gesinnung ist es, die die Darstellung furchtbarer Erniedrigung einer Menschenklasse nicht nur quälend, sondern auch erhebend macht. Sie braust durch das Buch des Grauens wie ein Frühlingssturm, gibt ihm Frische und den Geruch der Fruchtbarkeit.

Steht das Urteil des Verfassers über die Bourgeoisie unmissverständlich klar da, so scheinen sich in seiner Stellung zum Maschinenwesen das unmittelbare Gefühl und die Ueberlegung gemischt zu haben. Sein Buch ist so sehr der Erguss eines von Hass und Mitleid erfüllten Herzens, dass wir alle seine Regungen mitfühlen, und wir empfinden beim Auftauchen der ersten unscheinbaren Maschine fast ein Erschrecken. Wächst nicht seine Abneigung und der Widerwille mit der Zunahme der Erfindungen, grinsen sie uns nicht an wie Teufel, die Frieden, Freude und Ehrbarkeit, Menschenglück und Gottesreich auf Erden vernichtet haben? Ist er nicht eines Sinnes mit den Arbeitern, die in ihrem Hass und ihrer Verzweiflung die Werkzeuge ihres Untergangs zerstören? Aber er ist es doch nicht, wenn er auch die Ausbrüche der Unglücklichen versteht. Er bejaht vielmehr die Maschine und die Fortschritte der Industrie, nur soll der Vorteil ihrer Ergebnisse denen zufallen, deren Arbeit und deren Erfindungen sie grösstenteils ermöglicht haben. Unter den Tories, den englischen Grossgrundbesitzern, hatte sich kürzlich ein Verein gebildet, der sich das Junge England nannte und den Zweck verfolgte, das englische Mittelalter, Merry Old England, wiederherzustellen, im Gegensatz zu den unmenschlichen Verhältnissen des neuen, industriellen England. Diese Romantik missbilligte Engels als eine

Auflehnung gegen die Entwicklung, obwohl er den Mut, sich gegen die gegenwärtigen Vorurteile aufzulehnen und das Bestehende als niederträchtig anzuerkennen, rühmte. Dennoch lockte auch ihn sein Gefühl zu der schönen Vergangenheit. Selbst die Hörigkeit des Mittelalters schätzte er im Vergleich zur modernen Fabriksklaverei als ein Verhältnis, in dem noch menschliche Beziehung war, in dem der Herr den Knecht nicht als Sache, sondern als Menschen betrachtete, für dessen Leib und Seele er verantwortlich war. Den Unterschied der einstigen und der modernen Welt- und Menschenanschauung malte er aus, indem er das Armengesetz des Jahres 1601 mit dem verglich, das im Jahre 1834 an die Stelle des alten gesetzt wurde. Das alte ging von dem Grundsatz aus, es sei Pflicht der Gemeinde, für ihre Armen zu sorgen. Der Arme bezog die Unterstützung als sein Recht. Jetzt aber fand man, dass das Gesetz «ein Hemmnis der Industrie, eine Belohnung für unüberlegtes Heiraten, ein Stimulans zur Vermehrung der Bevölkerung» sei und hätte es am liebsten ganz fallen gelassen. Da das nicht anging, schaffte man alle Unterstützung in Geld und Lebensmitteln ab und baute Arbeitshäuser, wo Erwerbslose aufgenommen werden konnten. In diesen Arbeitshäusern ging es schlimmer als in Gefängnissen zu, so dass die Gleichsetzung von Armut und Verbrechen öffentlich und gesetzmässig zum Ausdruck kam. Viele Arbeiter zogen den Hungertod dem Aufenthalt in den Arbeitshäusern vor.

Zwei Punkte hebt Engels als verderblich hervor: Die Zentralisation und die freie Konkurrenz. Die Zentralisation in den Händen weniger Besitzer wird ergänzt durch das Elend der Nichtsbesitzenden und schafft die Trennung der Nation in die feindlichen Gegensätze Bourgeoisie und Proletariat. Die Zentralisation der Arbeit bringt Grosstädte, Massenansammlung und Massenelend hervor und macht eine persönliche Beziehung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern unmöglich. Die freie Konkurrenz gibt den Schwächeren der Brutalität des Stärkeren preis, sie löst die Gesellschaft in Atome auf, schafft Krieg aller gegen alle,

beraubt die Gesellschaft aller höheren Grundsätze, macht sie zu einer Horde von Räubern und Mördern. Besserung hofft Engels nicht von der Bourgeoisie, sondern von dem wachsenden Hasse und der reifenden Besinnung der Arbeiter und von dem Mittel, durch das sie schon jetzt einzelne Erfolge erstritten haben, der Assoziation. Die Verbindung wird sie inmitten der Vereinzelung stark machen; eine Revolution, noch gewaltiger als die grosse französische, wird schon bald England erschüttern und das herrschende System zerstören. Sie wird desto unblutiger, desto machtvoller sein, je mehr die Arbeiter die Ideen des Sozialismus in sich aufgenommen haben werden.

Der Verfasser dieser packenden Schrift, Friedrich Engels, war selbst der Sohn eines Fabrikanten in Barmen, eines wohlhabenden, konservativen und orthodoxen Mannes. Man denkt an die städtischen Kämpfe im Mittelalter, wo an die Spitze der gegen den Adel sich erhebenden Zünfte oft ein junger Patrizier trat, der mit seiner Kaste aus prinzipiellen oder anderen Gründen zerfallen war. Die Engels waren eine industrielle Dynastie, ähnlich wie die Harkort; als der Staatsrat Kunth, der Schüler Steins, im Jahre 1815 die Rheinprovinz und Westfalen bereiste, um der Regierung eine Uebersicht über die Fabriktätigkeit in den neuen Provinzen zu verschaffen, rühmte er Kaspar Engels als einen der wenigen Fabrikanten, die eine Schule für ihre Fabrikkinder errichtet haben. «Die Fabrik- und Wohngebäude der höchst achtungswerten Familie Kaspar Engels bilden mit den Bleichplätzen für sich bereits eine kleine halbkreisförmige Stadt.» Der Charakter des Elternhauses hat sich in Friedrich etwa in seiner unerschütterlichen Solidität fortgesetzt, die mit einem so revolutionären Geist und Temperament nicht immer vereint ist. Er wäre am liebsten Dichter geworden, wurde, da er seine Unzulänglichkeit einsah, Kaufmann, machte seine Lehrzeit in Bremen, diente als Freiwilliger bei der Gardeartillerie in Berlin und trat dann, Ende 1842, als Kommis in eine Grosspinnerei in Manchester ein, deren Teilhaber sein Vater war. Unter

den vielen, die sich dort auf Erfolg und Erwerb vorbereiteten, war er der einzige, dessen Interesse nicht der Reichtum, sondern das Elend anzog, das seinen versteckten Hintergrund bildete. Wie ein Lichtstrahl drang der junge Fremdling in den Tartarus ein, dessen Mitleid aus weichem, vor allem aber kraftvollem Herzen kam. An jedem Platz tüchtig, frisch und unbekümmert, dem Notwendigen sich unterziehend, das Nächste ergreifend, frei von Menschenfurcht, hatte der junge Mann vom Niederrhein etwas Siegfriedhaftes. Obwohl dem «verfluchten Kommerz» von Herzen feind, wurde er ein guter Kaufmann, obwohl Kaufmann war er ein guter Soldat und hatte zeitlebens lebhaftes Interesse für die Militärwissenschaft. Er dürstete danach, sich im Kampf für die Schwachen einzusetzen, und sein Mitgefühl setzte sich sofort in Tat um; aber er hatte nichts Predigerhaftes, nichts Feierliches, sondern er behielt auch, wo es ihm Ernst war und wo er verantwortungsvoll handelte, etwas von der eleganten und zugleich schnodderigen Art des Leutnants oder Korpsstudenten. Meistens betrachtete er die Menschen in der Stimmung gelassener Amüsiertheit, wie man vor einem Affenkäfig steht: Was für eine hässliche, komische Bande! Nett, dass es etwas so Unterhaltendes gibt. Sollte sie einem lästig werden, schiesst man sie zusammen, sie gehen einen ja weiter nichts an. Marx soll ihn im Aerger wohl einen Elberfelder Gassenjungen genannt haben; das war er zuweilen, aber daneben der hilfreiche Freund seiner Freunde und aller Armen, der kleine David, der keck und siegesgewiss den Stein gegen den Goliath Kapitalismus schleudert. Er liebte den Wein und die Frauen und gab sich leichten Sinnes ihren Lockungen hin, ohne sich daran zu verlieren. Er bediente sich des Geldes, ohne davon abhängig zu sein, er war freigebig, ohne Worte zu machen, ohne sich innerlich dabei aufzuhalten.

In seinem Buche verwertete Engels auch seine Erfahrungen und Beobachtungen über den Verlauf der Dinge in Handel und Gewerbe, wie zum Beispiel über die Krisen, die etwa alle fünf Jahre einträten und

über die Folgen derselben für Lohnerniedrigung und Entlassung der Arbeiter; es verrät sich da ein Mensch, der beobachtet und nachdenkt, aber nicht ein wissenschaftlicher Kopf. Seinem Temperament entsprach heftiger Protest, hätte kriegerische Revolution, augenblickliche, furchtbar rächende, gefallen. Auch Marx fühlte Mitleid mit den Notleidenden und sicherlich ebensoviel Hass wie Engels gegen die ausbeutenden Klassen; aber sein tiefstes Bedürfnis war, die grosse Frage der Arbeit ganz und gar zu durchdenken und unwiderleglich zu klären. Das Denken war seine beherrschende Leidenschaft, wenn er auch mit einem vorher feststehenden Ziel dachte. Engels sah die langsame, umständliche Arbeit Marxens voll Ungeduld; er selbst schrieb seine Bücher, wie einer Kugeln giesst, die in nächster Stunde verschossen werden sollen. Indem er die Raschheit seiner Empfindung und seinen zugreifenden Charakter überall voraussetzte, glaubte er die notwendige Umwälzung nah. Marx schmiedete Waffen für die Zukunft, und sie sind in den Händen Späterlebender siegreich und tödlich gewesen.

Radowitz

Dem ungestümen Herzen Engels war die Annahme einer nahen Revolution Trost und Hoffnung. Der Gedanke einer ewigen Hölle ist unerträglich, wenn man die schuldlos Verdammten mit leibhaftigen Augen sieht. Als er nach Barmen zurückkehrte, fand er dort und in Elberfeld alles kommunistisch; sogar der Polizeikommissar, sagte er, sei Kommunist. Vereine zur Hebung der Arbeiter wurden gebildet, öffentliche Versammlungen fanden statt zur Besprechung der sozialen Lage, ohne dass die Polizei um Erlaubnis gefragt wurde. In einer solchen war mit dem ganzen Landgericht der Staatsanwalt und beteiligte sich an der Diskussion. Ebenso gab es in Köln kommunistisch gesinnte Kreise. Nur in Berlin, schrieb Engels an Marx, habe der Sozialismus noch keine Fortschritte gemacht; die superklugen Berliner würden noch

eine friedliche Demokratie auf der Hasenheide proklamieren, wenn ganz Deutschland das Eigentum abschaffe. Auch anderen schien die Stimmung gewitterschwül. Die kommunistischen Handwerkerverschwörungen zwar waren zu unbedeutend, um eine Umwälzung herbeizuführen; aber die neuen Theorien und die Schilderung der Leiden der englischen Arbeiter eröffneten neue Ausblicke, erregten Angst vor der Zukunft und steigerten die Kampflust der bürgerlichen Opposition.

Der König, zu sehr mit sich selbst beschäftigt und spielerisch, hielt die Lage nicht für bedenklich; umso mehr tat es sein Freund und Ratgeber Radowitz. Von ihm erschien im selben Jahre wie Engels' «Lage der arbeitenden Klassen in England» ein Buch, in dem er sich mit der sozialen Frage auseinandersetzte: Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche. Er liess darin Vertreter aller Richtungen ihre Ansichten erklären und verteidigen: einen Beamten, einen aristokratischen, royalistischen Grundbesitzer, einen konstitutionellen Industriellen, einen Kommunisten, denen er selbst unter dem Namen Waldheim seine Ideen gegenüberstellte. Radowitzens Fähigkeit, den Standpunkt eines jeden zu erfassen, seine Berechtigung anzuerkennen, seine Bedingtheit zu durchschauen, war ausserordentlich; wie ein Dichter konnte er jeden aus seiner Seele und seiner Erfahrung heraus denken und sprechen lassen. Er hatte einen stark entwickelten Gerechtigkeitssinn: aufrichtig bemühte er sich, auch beim Gegner ehrliche Ueberzeugung und Uneigennützigkeit vorauszusetzen. Dem Adel wünschte er eine angesehene Stellung zu erhalten, der vielgehassten Bürokratie gestand er zu, dass sie in den letzten Jahrzehnten mehr nützliche Tätigkeit entfaltet habe als die Parlamente, wo es solche gab, er billigte das Bestreben der Liberalen, die Macht des Königs zu beschränken und leugnete nicht, dass durch Gründung von Fabriken in manchen armen Gegenden Gelegenheit zum Verdienst gegeben war; aber er war keiner von denen, die alles verstehen und alles billigen und dabei die Kraft der eigenen Ueberzeugung einbüssen. Nach dieser hatte er die grösste Abneigung gegen den Konsti-

tutionalismus der Industriellen, die meiste Sympathie für den Sozialismus. Oft in der Geschichte hat es sich gezeigt, dass die höchste und die tiefste Schicht der Bevölkerung sich besser untereinander verstehen, als jede von ihnen mit der mittleren. Beide sind idealistischer, kühner, der einen gibt ihr Besitz und ihr Ansehen, der anderen ihr Nichtsbesitzen Sicherheit. Die Herrschaft der Industrie und der Mittelklasse fürchtete Radowitz, weil der Industrie Gelderwerb der einzige Masstab des Handelns war und weil die Mittelklasse nie eine grossartige Politik wagen würde. Die konstitutionelle Monarchie und Verfassung lehnte er ab, weil er zwar eine starke Beschränkung der absoluten Königsmacht wünschte, aber doch dem König die Möglichkeit einer starken persönlichen Initiative wahren, überhaupt eine starke Regierung wollte. Den Unterschied zwischen konstitutioneller und ständischer Verfassung, die sein Ideal war, sah er hauptsächlich darin, dass die Repräsentanten Meinungen, die Stände Rechte vertreten, woraus folge, dass durch Stände nur diejenigen vertreten wären, die Rechte erworben hätten, dass sie, dadurch zur Erhaltung des Bestehenden aufgefordert, eine feste Staatsgrundlage bildeten, und dass sie schliesslich durch den Gehalt ihrer Rechte beschränkt werden. Das konstitutionelle Parlament, meinte er, werde danach streben zu regieren, das Vielregieren war aber nach seiner Meinung der Fehler des absoluten Staates, und er sah keinen Fortschritt darin, dass künftig das Parlament diesen Fehler übernehmen werde; beide nämlich, der Konstitutionalismus wie der Absolutismus, gingen von der Idee des allgewaltigen Staates aus. Die zentralisierende Allesregiererei sei das Krankhafte der modernen Staatsauffassung, da müsse die Heilung ansetzen. Ein grosser Teil dessen, was der Staat an sich gerissen habe, könne von Gemeinden, Korporationen, Privatpersonen besorgt werden. In dieser Anschauung waren Punkte, in denen er mit den Sozialisten und Kommunisten übereinstimmte. Saint-Simons Nachfolger, Bazard, sah im Schwinden des Gemeinsinns, in der Auflösung der Verbände des Mittelalters das Unglück der neuen Zeit. Asso-

ziation, Gemeinsinn, Brüderlichkeit, das waren Ideale, zu denen Radowitz sich ebenso wie die Kommunisten bekannte, wenn auch die Assoziationen an die die Sozialisten dachten, sich sehr von den mittelalterlichen Korporationen unterschieden. Vertraut mutete ihn der strenge Idealismus an, der einen grossen Teil der Radikalen beseelte. Er verachtete die Gesinnung derer, die auf das als gut und gerecht Erkannte verzichten, weil es unbequem, schwer erreichbar, unmöglich scheint, weil es Gefahren und Kämpfe heraufbeschwört. Was als gut und recht erkannt ist, soll durchgekämpft werden ohne Rücksicht auf die etwaigen Folgen, dies war der Idealismus der ersten Christen gewesen, und Radowitz erkannte ihn auch in seiner Zeit, wo er ihm begegnete, als etwas Grosses an.

Vermittelnd zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu treten, hielt er für die Aufgabe des gesetzgebenden Staates. «Dass man in heilloser Verblendung die mangelhaft gewordene Organisation der städtischen und ländlichen Arbeit vernichtete und durch die sogenannte Freiheit der Bewerbung ersetzte, ist die grösste Kalamität, die den Weltteil betroffen hat!» Besonders sympathisch war ihm der Plan, dass der Staat industrielle Anstalten gründe, deren Einnahmen, Leitung und Verwaltung anfänglich nur zum Teil, dann in immer steigendem Masse den Arbeitern zustehen würden, bis sie ganz und gar in ihr Eigentum übergingen. Die Arbeiter würden eine Genossenschaft bilden, in der die friedliche Vereinigung von Kapital und Arbeit, die unmöglich erscheine, hergestellt wäre.

Wenn Radowitz diese Grundsätze mit den Sozialisten verbanden, so trennten ihn andere Verhältnisse, die ihm ebenso wichtig waren, scharf von ihnen: das war die Religion und die Zentralisation. Beide, er und die Sozialisten, waren Idealisten; aber sie waren Atheisten, Ketzer, er war mit Nachdruck Katholik, sie hatten für ihn etwas wie gefallene Engel. Die Zentralisation, zu der die Radikalen trotz der von Engels bekannten Antipathie neigten, war in den Augen von Radowitz das Grundübel des Absolutismus; die Sozialisten wie die

Liberalen bekämpften zwar die Fürsten, aber nicht das Wesen des Absolutismus, den zentralisierten Beamtenstaat. Die Gestaltung Deutschlands betreffend war den Radikalen kaum der Bundesstaat einheitlich genug, sie wollten eine einheitliche Republik in französischer Art. Radowitz dagegen war Föderalist. er glaubte, dass die Mannigfaltigkeit und der Reichtum des deutschen Geisteslebens mit der föderativen Form des Reichs zusammenhänge. Dazu kam, dass er überzeugt war, von der föderativen Gestaltung Deutschlands hänge der europäische Friede ab; dass nie ein Eroberer die Gesamtkraft des deutschen Volkes in der Hand gehabt habe, hielt er nicht für ein Unglück, sondern für einen Segen. Durch seine Schwerbeweglichkeit werde Deutschland als Staatenbund immer der Schwerpunkt des politischen Systems von Europa bleiben, meinte er, wie mächtig auch Frankreich, England, Russland sein möchten. «Deutschland» sagte er, «wird seine eigentümliche Herrlichkeit und seine Rolle in der Weltgeschichte an dem Tage einbüssen, wo es zu einer abstrakten Staatseinheit gewaltsam zusammengeschlagen würde.» Die Industriellen konnten für friedliche Politik zunächst nicht sein. Schon damals wurde mehr produziert als innerhalb Deutschland verbraucht werden konnte. Mevissen erklärte die Eroberung fremder Absatzmärkte für die wichtigste Aufgabe in absehbarer Zeit. Allerdings nannte er das die gemeinsame Aufgabe der europäischen Staaten, da alle in derselben Lage wären; aber es war vorauszusehen, dass sie dabei gegeneinander und nicht miteinander wirken würden.

Wie Jahr um Jahr seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. verstrich, ohne dass etwas geschah, um die gerechten Wünsche der Nation zu befriedigen, um des Königs und seine Ideale zu verwirklichen, wurde Radowitz ungeduldiger und besorgter. Er mahnte den König und Freund dringend, Preussen und Deutschland durch Taten über seine Absichten aufzuklären. In einer Denkschrift fasste er zusammen, was des Königs Aufgaben wären: die Presse zu befreien, sich ihrer selbst zu bedienen, um durch Auseinandersetzung seiner Ideen

die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, für Dezentralisation, durch Belebung der Selbsttätigkeit in den unteren Verwaltungskreisen, den Gemeinden, zu sorgen, Selbstverwaltung einzuführen, den Provinzialständen ausreichende Befugnisse zu geben, den Bund zu reformieren, den Zollverein zu erweitern; alles dies müsse sofort geschehen. Vor allen Dingen aber müsse der König die Organisation der Arbeit in die Hand nehmen. Ein grossartiger, verwegener Plan schwebte ihm vor. Bisher hatte die Monarchie die Besitzenden gestützt, die nur immer mehr und mehr forderten, alles was ihr eigen war, an sich zu ziehen suchten; wie wenn sie die Interessen der Besitzlosen verträte, die Massen sich verpflichtete! Sowohl die Klugheit wie die christliche Barmherzigkeit empfahlen eine solche Politik. Beschritte der König entschlossen einen solchen Weg, so würde ein Umschwung in der öffentlichen Meinung stattfinden, glaubte Radowitz, und eine Umgestaltung des öffentlichen Lebens würde folgen. Das was er die heidnische Unbeschränktheit des Eigentums nannte, würde aufhören und die alte Norm an ihre Stelle treten, dass jeder Besitz geliehen, jeder Besitzer nur ein Verwalter sei, der über die Verwendung seines Besitzes nicht nur Gott, sondern auch seinen Mitmenschen Rechenschaft schuldig sei. Eine neue Aristokratie müsse entstehen, die über ihr Gut, Haus oder Fabrik nicht schrankenlos verfügen könne wie der vogelfreie Fremdling, die vielmehr unter bestimmte Pflichten gestellt sei. Je höher die Schicht, desto weiter die Pflicht, je stärker das Recht, desto schärfer die Schranke, das müsse künftig als Regel gelten.

Um seine Gedanken ausführen zu können, hätte Radowitz den König beherrschen müssen; er tat es nicht, und es wäre niemandem möglich gewesen, es zu tun. Friedrich Wilhelm IV. war feige, er war unterwürfig gegen jede Macht, die legitime wie die revolutionäre, aber seine kranke Seele beugte sich nie, liess sich nie überzeugen und wandeln, nicht einmal beeinflussen. Seine Freunde und Minister glaubten manchmal, ihm etwas abgerungen zu haben, wenn er nachgab, nachdem

sie ihm lange zugesprochen hatten; voll Schrecken und Entrüstung mussten sie erfahren, dass er hinter ihrem Rücken seinen starren Weg verfolgte. Er nannte Radowitz seinen Freund, überhäufte ihn mit liebevollen Worten, Umarmungen und Ehren, aber er liess sein Handeln nicht von ihm bestimmen. Eine solche Umstellung, wie Radowitz sie verlangte, ein solches Wegwerfen der Stützen, die ihm bisher gedient hatten, dazu hatte er die Schwungkraft nicht, abgesehen davon, dass es seinen Ideen in Wirklichkeit gar nicht entsprach. Wäre er von dem Wert der mittelalterlichen Verfassung überzeugt gewesen, wie Radowitz es war, hätte seine Regierung irgendwann einmal das Prinzip offenbart, das jener ihm riet, zu befolgen: sich selbst Schranken ziehen zu lassen durch die Rechte anderer und den Besitzenden Schranken zu ziehen durch Rechte der Besitzlosen; aber sein Mittelalter beschränkte sich auf den Schwanenorden, den er jetzt gerade zu allgemeiner Belustigung gründete, auf Kölner Dombau und Fahnenschwenken von Innungen; übrigens wollte er der auf Beamte und Soldaten sich stützende König seines ergebenen Adels und alleinregierender Herr bleiben.

Ob Radowitz, wenn Friedrich Wilhelm entweder unternehmender oder gefügiger gewesen wäre, etwas hätte ausrichten können? Im Wesen dessen, was Radowitz wollte, lag schon, dass er wenig dazu tun konnte, es herbeizuführen. Des Regierens, der Gesetze und Verordnungen konnte er sich nicht bedienen, da er gerade das für Uebel hielt, die aufhören sollten. Ein Despot erreicht seinen Zweck viel leichter als der, der Einzelkräfte sich entfalten, der mannigfaltiges, selbständiges Leben in allen Kreisen entstehen sehen möchte; denn das folgt keinem Machtgebot, am wenigsten in einem Volke, das seit Jahrhunderten regiert zu werden gewohnt ist. Die Liberalen und Demokraten wollten eine Verfassung; die konnte von einem oder mehreren zusammengestellt und konnte dann verkündet werden; der König, die Liberalen, die Radikalen, alle wollten die bisher geübte Zentralisation fortsetzen oder steigern, sie gingen mit dem Strome der Zeit; Radowitz stemmte sich ihm

entgegen. Er stand ganz allein, nirgends in der Nation bot sich ihm ein Punkt, wo er den Hebel hätte ansetzen können. Gerade dem Adel, der die Umgebung des Königs bildete, war er fremd und verdächtig, sogar verhasst. Sie spürten, dass er, wenn er auch den Adel als Stand zu erhalten wünschte, doch nicht die abergläubische Ehrfurcht vor ihm hatte, die in Deutschland verbreitet war. Er hatte von ihm ungefähr dieselbe Ansicht, wie der Freiherr vom Stein: dass er, indem er sich zum Diener des absoluten Fürstentums machte, indem er jeden frischen Zustrom ausschloss, seine alte Stellung zwischen Landesherrn und Volk verscherzt habe, dass er, indem er Rechte beanspruchte, ohne bestimmte Pflichten auf sich nehmen zu wollen, sich selbst aus dem organischen Leben der Nation ausschalte. Das gebildete Bürgertum auf der anderen Seite konnte sich nicht vorstellen, dass ein ehrlicher und denkender Mensch, der Gegner des Absolutismus war, nicht die konstitutionelle Monarchie für die beste und weiseste Verfassung hielt, so wenig wie etwa ein Gebildeter des achtzehnten Jahrhunderts sich vorstellen konnte, dass einer nicht an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit glaube.

Das was der König tat, stand in gar keiner Uebereinstimmung mit dem, was Radowitz, sein Freund und Gesinnungsgenosse ihm vorschlug. Dass er Nutzen von einem Bündnis mit den Arbeitern haben könnte, leuchtete ihm nicht ein; der Schwache hatte vielmehr das Bedürfnis, sich mit den Reichen und Mächtigen abzufinden, wenn er sie auch hasste. Sie konnten ihm gefährlich werden, Arbeiter und Kommunisten konnte er durch Militär mühelos in Schranken halten. Nachdem er die Bemühungen der höheren Klassen um Verbesserung der Lage der Armen unterbunden hatte, hielt er es für angebracht, sie durch einige Zugeständnisse zu versöhnen. Ein preussisches Handelsamt wurde gegründet, das eine den Industriellen freundliche Haltung annahm; zu den Beratungen wurden Vertreter der Industrie herangezogen, wie es schon lange in diesen Kreisen gewünscht worden war, sodass von einem Industrie-Parlament gesprochen wurde. Hingegen ging der König

nicht so weit, die Wünsche der Rheinländer zu befriedigen, die Bankgründungen betrafen. Gleichzeitig mit der Gründung des Handelsamtes stellten die Kölner Industriellen, an ihrer Spitze Mevissen, Anträge um die Konzession für eine Aktienbank, die den Geldverkehr beleben und das Gedeihen der rheinisch-westfälischen und nationalen Industrie, des Handels und Ackerbaues fördern sollte. Die gewünschte Konzession wurde nicht erteilt, doch genehmigte der König auf den Rat des Finanzministers eine besondere Notenausgabe der königlichen Bank und ihre Umgestaltung zu einer Aktiengesellschaft unter staatlicher Leitung. Privatbanken, die die rheinischen Industriellen wünschten, sollten wohl zugelassen sein, aber nicht als Aktiengesellschaften, sondern nur, wenn die Teilhaber sich solidarisch verpflichteten. Mevissen wollte die Form der Aktiengesellschaft, also den kapitalistischen Grossbetrieb, auch auf das Bergwerk ausdehnen, was in Frankreich bereits ausgeführt war. Das französische Berggesetz, wonach die Aktiengesellschaft ziemliche Freiheit hatte, wenn die Konzession gegen eine Abgabe vom Ertrage erlangt war galt seit 1810 auch am linken Rheinufer, während auf dem rechten die alten Gewerkschaften unter strenger staatlicher Bevormundung standen, auch durch die rechtliche Natur der Kuxe im finanziellen Betriebe beeinträchtigt waren. Im Jahre 1846 gründete Mevissen mit anderen eine Bergwerkgesellschaft, die eine Anzahl von Steinkohlenfeldern erwarb; auf Camphausens Rat wählte man die Form der Zivilgesellschaft, die weniger Teilnehmer als die Aktiengesellschaft hat, wozu es aber keiner Konzession bedurfte. Der Antrag auf Bewilligung einer Aktiengesellschaft wurde im folgenden Jahre abgelehnt, damit die Börsenspekulation sich nicht auch des Bergbaues bemächtigen könne. Erst im Jahre 1849 wurde die Konzession für das Bergwerk im Ruhrrevier erlangt, dessen ungeheure Schätze man einige Jahre später erkannte.

Industrialismus und Armut

In dem verhängnisvollen Jahre 1844 erschien in Charlottenburg ein Büchlein unter dem Titel «Industrialismus und Armut». Es hat, so vornehm schlicht im Ton es gehalten ist, etwas apokalyptisches. Wie die Seher alter Zeiten das grosse Tier aus dem Meere aufsteigen sahen, das alle, die auf Erden wohnten, anbeteten, und das Grossen und Kleinen, Armen und Reichen, Freien und Knechten ein Malzeichen aufdrückte, ohne das man nicht kaufen oder verkaufen konnte, so sah der Verfasser einen neuen Abgott, dessen Dienst sich unwiderstehlich über Europa ausbreitete. Industrialismus hiess der Drache, dem ein Schweif von Furien und Würgern dienend folgte: Krieg, Armut, Sklaverei, Verbrechen, Hass und Tod.

Der Industrialismus, nämlich diejenige Richtung der Gewerbstätigkeit eines Volkes, welche auf Erzielung einer möglichst grossen Masse von Produktion geht, ohne andere Rücksicht, nahm seinen Ursprung, so erzählt das Büchlein, in England unter der Königin Elisabeth. Diese Königin hat zugleich die Ergänzung dieses fürchterlichen Systems, das Massenarmut erzeugt, geschaffen, indem sie den Grundsatz aufstellte, dass jede Person im Reich, die sich nicht selbst ernähren könne, von der Gemeinde ernährt werden solle. Die neue Zeit schaffte diesen zwar verderblichen, aber verhältnismässig doch menschlichen Grundsatz ab und richtete Arbeitshäuser ein, in denen die Erwerbslosen in derselben Weise wie Verbrecher in Zuchthäusern eingesperrt werden.

Das System des Industrialismus ist die Frucht einseitig nationaler Selbstsucht; denn das Volk, das sich ihm hingibt, möchte die ganze Erde zum Markt haben, um seine unbegrenzte Produktion abzusetzen und will deshalb das Aufkommen der Industrie in anderen Ländern nicht leiden, möchte vielmehr jedes zu seinem Abnehmer machen. Nun aber ist jedes Land gezwungen, weil seine bescheidene Gewerbstätigkeit durch den Industrialismus des Auslandes erdrückt wird, selbst

Industrieland zu werden, woraus Kriege entstehen, wie denn alle Kriege Englands seit 1680 Handelskriege waren.

Die Anhänger des Industrialismus bilden sich ein, so sagt der Verfasser des Büchleins, derselbe erzeuge Reichtum. Nimmt man an, es sei so: was für eine rohe Ansicht des Lebens ist es, eine blosse Anhäufung von Geld und Gütern Reichtum zu nennen! Dient ein solcher Reichtum der Kultur, bildet er Geist und Seele des Volkes, veredelt er es? Indessen ist es gar nicht so, dass der Industrialismus ein Volk reich macht; er vermehrt zwar den Reichtum auf einer Seite, aber nur um die andere Hälfte des Volkes desto ärmer zu machen. Armut hat es immer gegeben und wird es immer geben; aber der Industrialismus ruft eine künstliche Art von Armut hervor, die vorher nicht da war, die wie eine Seuche das Volk ergreift, die durch Almosen und Mildtätigkeit nicht gehoben, nicht einmal gemildert werden kann: man nennt sie Massenarmut oder Pauperismus. Das Christentum hat die Sklaverei aufgehoben; aber das christliche industrielle Europa schafft eine neue, die ärger ist, als die des Altertums. Der moderne Mietsklave hat es schlechter als der antike Kaufsklave, den sein Herr jederzeit ernähren musste; der Herr des Mietsklaven entlässt ihn, wenn Krisen eintreten, ohne sich für das Schicksal des plötzlich brotlos Gewordenen verantwortlich zu fühlen. Die Geldgier, die im Prinzip des Industrialismus liegt, hat den industriellen Unternehmer so grausam gemacht, dass ihm das Wohlergehen desjenigen, dessen Arbeit seinen Reichtum zum Teil hervorbringt, gleichgültig ist. Er möchte nicht einmal ihn gutgestellt sehen, denn er soll auf Gedeih und Verderb von ihm abhängig sein.

Indessen nicht nur auf den Unternehmer sondern auf alle wirkt der Industrialismus entwürdigend. Wie er fortwährend neue Absatzgebiete suchen muss, so ist er auch darauf angewiesen, anstatt vorhandene Bedürfnisse gut und entsprechend zu befriedigen, fortwährend neue Bedürfnisse zu erregen, damit er arbeiten und verkaufen kann. Im hitzigen Wettbewerb werden die Men-

schen zu unendlicher Begehrlichkeit aufgestachelt, sie glauben, ohne die überflüssigen Neuheiten, die unausgesetzt auf den Markt gebracht werden, nicht leben zu können. Da sie ihr Geld für Luxus ausgeben, bleibt ihnen zur Befriedigung höherer Bedürfnisse nichts übrig, ja sie entwöhnen sich derselben. Auch die Wissenschaft tritt in den Dienst der Industrie, lehrt sie die Beherrschung der Naturkräfte und die Ausnützung der Naturprodukte bis zum äussersten.

Es liegt ein tiefer Sinn in der alten Sage, dass diejenigen, die die Natur beherrschen wollen, sich zuvor dem Bösen ergeben müssen.

Was für einen Zustand hat die Industrie bereits da erzeugt, wo sie herrscht, in England. Wie von einem bösen Geiste gehetzt, jagen die Menschen aneinander vorüber, jeder nur auf Gewinn bedacht und auf die genussreichste Art, den Gewinn zu verzehren. Allein, da der Genuss nur eine neue Begierde erzeugt und die Seele leer lässt, sind die Reichen inmitten des Genusses ohne inneren Frieden. Dem gegenüber steht die Masse der Arbeiter, die ihren Kindern kaum Brot, nicht einmal Schlaf genug geben können. Der Verfasser erzählt, dass die Kinder in den englischen Baumwollfabriken in sechs Wochentagen und Nächten nicht volle zweiundzwanzig Stunden schlafen dürfen.

Das einzige Gut des Armen, seine Arbeit, wird durch den Industrialismus nicht nur nicht entsprechend entlohnt, sondern in ihrem natürlichen Wesen zerstört. Die Arbeit könnte und sollte Befriedigung eines Triebes sein, jeder Arbeiter sollte in seiner Arbeit sich selbst und seine Kraft zum Ausdruck bringen. Befriedigt ist er dann, wenn er etwas schafft oder an etwas mitschafft; auch die geringste Arbeit kann im Zusammenhang mit einem Gesamtergebnis Interesse gewinnen. Die zunehmende Teilung der Arbeit in den Fabriken löst die Arbeit aus dem Zusammenhang, sie wird zu einer einfachen, immer wiederkehrenden, eintönigen und sinnlosen Bewegung, die Körper und Geist erschlafft, obwohl sie nicht anstrengend ist. In der Sinnlosigkeit seiner Arbeit und der Hoffnungslosigkeit seiner Arbeit liegt

die Versklavung des Arbeiters. Unter aussergewöhnlichen Umständen kann ein aussergewöhnlich Begabter vielleicht aufsteigen, im allgemeinen ist er bis an den Tod an seiner Galeere festgeschmiedet. Mit der Hoffnung aber ist dem Menschen der Lebensatem abgeschnitten.

Ueber die Gesellschaft, wie sie durch den Industrialismus geworden ist, wird ein vernichtendes Urteil gesprochen: sie ist auf dem Elend der unteren Klassen aufgebaut; sie treibt den Elenden zum Verbrechen das sie unbarmherzig bestraft; ihre hochentwickelte Wissenschaft erhält die Kinder der Armen für ein Leben, dem sie fluchen werden, ihre Statistiker zählen mit Stolz den Zuwachs der Bevölkerung und bedenken nicht, dass sie sich um Sklaven vermehrt, die einst die Gesellschaft vernichten werden.

Das Bank-Gespenst

Ganz anders urteilte über Industrialismus und Kapitalismus eine Schrift, die im folgenden Jahre erschien; sie hiess: «Das Bedürfnis einer Bank in volkswirtschaftlicher Beziehung». Sie ging verschwenderisch mit den Schlagworten um, die Stirner in seinem Buch so allerliebst verspottet hatte. Was den Verfasser zum Schreiben angetrieben hatte, war sein wahres Menschentum und die Rücksicht auf das Wohl des Ganzen; er nannte Banken Volksbeglückungsorgane. Es gab in seinen Augen kein Problem der Zeit, welches nicht durch Banken gehoben werden könne. «Will Deutschland,» so hiess es in diesem Büchlein, «Freiheit und Politik, Kultur und Zivilisation, Wohlstand und Volksmacht; will es die gründliche Heilung des Proletariats und die Lösung so vieler anderer, heiss debattierter Tagesfragen; will es eine Münze und einen zweiten Zollverband; so schaffe es sich eine Nationalbank, die gleich dem Granitfels im Meere in Friedens- und Kriegszeiten der Industrie, dem Handel und Ackerbau in allen Gauen fördernd und unerschüttert zur Seite steht.» Man hätte Gustav Mevissen für den Anpreiser des Allheilmittels halten können.

Von dem Schrei nach Banken, der namentlich am Rhein so inständig ausgestossen wurde, hörten die meisten Revolutionäre nichts, namentlich wenn sie Dichter oder Schriftsteller waren. Einem von diesen jedoch fiel die pompöse Reklame unangenehm auf: es war ein Jude, ein blasser, feiner Mensch, der vielleicht die Witterung seiner Rasse für das Geld hatte, wenn auch in diesem Falle als für etwas Feindliches, zu Fürchtendes. Er gehörte nicht zu den Pharisäern und Sadduzäern, sondern zu denen, die jedes Leiden mitleiden, für jede Grausamkeit bluten, für jede Rohheit sich schämen, und deren Körperliches in zu heisser Flamme rasch verbrennt. Als eine Art Erwiderung auf die Schrift vom Bedürfnis einer deutschen Bank verfasste er ein anderes: «Bankwesen. Ein neues Gespenst in Deutschland.» Darin schildert er, wie im Geldwesen eine Loslösung vom Konkreten stattgefunden habe, durch die das einst sinnlich greifbare Geld zu etwas Imaginärem geworden sei. Er führt die Klage eines Schriftstellers aus dem Jahre 1798 an: «Man findet nur noch wenige Nationen, welche Handel- und Wechselgeschäfte in derjenigen Integrität und Lauterkeit treiben, die im vorigen Jahrhundert Statt hatte, als nur eigentliches Geld die Losung war.» Diese Auffassung nach welcher der Wert des Geldes durchaus mit dem Metall verknüpft gewesen sei, nennt Julius die katholische Ansicht, weil die katholische Denkungsweise das Geistige im Sinnlichen verkörpert und dargestellt erfasst, den Gott des Himmels in der Hostie verleiblicht geglaubt habe. Er hätte von einer mittelalterlichen Denkungsweise sprechen können, wie sie auch Luther eigen war; denn es war mittelalterliches Denken, den fleischgewordenen Gott zu verehren, die Idee nicht von der Erscheinung zu trennen, das Allgemeine im Einzelnen zu suchen; aber er sprach wohl deshalb von katholischer Ansicht, weil gerade in der Reformationszeit und begünstigt durch einige Reformatoren, namentlich durch Calvin, die Auflösung der alten Wertbegriffe und der moderne Geldverkehr begonnen hatten. Er schildert das Entstehen der Girobanken — die erste wurde 1407 in

Genua, die erste deutsche 1619 in Hamburg eröffnet — die das System einführten, das Geld nicht tatsächlich zu tauschen, sondern schriftlich aus den Büchern des einen in die des andern zu übertragen. Dann war zur weiteren Erleichterung des abstrakten Geldverkehrs die Banknote geschaffen worden, wonach die neue Zeit das papierene Jahrhundert genannt worden sei. Nach älterer Auffassung durfte der Bankschatz, in Metall oder Barren bestehend, nicht angerührt werden, damit die zirkulierenden Noten jederzeit gedeckt wären. Immer mehr aber begann das Geldgespenst, das Papier, vom Körper losgetrennt, ein eigenes Leben zu führen und für bare Münze genommen zu werden. Zirkuliere mehr Geld, so war die Logik, so könnten mehr Fabriken gegründet werden, so fänden mehr Arbeiter Beschäftigung, so werde mehr Armut geheilt. Daher bedeute Vermehrung der Banken zugleich Vermehrung des Volksglücks. «Wir bewundern und beneiden Englands Reichtum,» heisst es in einer Schrift von Joseph Mendelssohn über Zettelbanken, die kürzlich erschienen war, «die Quellen, die dort jedesmal bereit sind, sobald von einem guten industriellen Unternehmen die Rede ist, und die unerschöpflich scheinen. Einer der wirksamsten Umstände, welche dazu beigetragen haben, England dies Glück zu verschaffen, möchte wohl der sein, dass England zuerst das Zettelbanksystem ergriffen hat.» In England waren seit 1825 Aktienbanken gestattet, wonach die deutschen Industriellen zwanzig Jahre später noch vergeblich verlangten.

Gustav Julius teilte den Optimismus der Bankgläubigen nicht. Gerade weil sie den Verkehr erleichtern, gerade weil sie den Handelstrieb nähren und den sogenannten Flor befördern, darum hielt er sie für ein Uebel. Musste es nicht auffallen, dass so viel Völkerglück verheissen wurde? Mit solchen Lockspeisen führen sich die Tyrannen ein. Julius sah die Banken nicht als Völkerglücksfabriken, sondern als Fallen an, die neue Herren den Völkern stellten. Mit Riesenschritten, sagte er, eile die Plutokratie durch die zivilisierte Welt; in Frankreich sei sie allmächtig, längst habe sie ihr Banknetz über

England geworfen. Sie dränge unwiderstehlich auch gegen Deutschlands Grenzen; ihr endlicher Triumph sei unabwendbar.

Viktor Aimé Huber

In demselben Jahre als Engels und als Mevissen in England die Verhältnisse der Fabrikarbeiter beobachteten und zu Herzen nahmen, durchwanderte noch ein dritter Deutscher die Hölle von Manchester, um zu sehen und zu lernen: Viktor Aimé Huber, damals, im Jahre 1844, vierundvierzig Jahre alt. Er schien durch seine Abkunft berufen, ein Anhänger französischer Ideale zu werden; sein Grossvater, der Leipziger Professor Michael Huber, Sohn eines bayrischen Bauern, wanderte in der Jugend nach Frankreich aus und heiratete dort eine Pariserin; seine Mutter, Therese Heyne, hatte als Frau Georg Forsters in Mainz und später in Frankreich die Revolution miterlebt und behielt zeitlebens Zuneigung zu allem Französischen. Ihr Sohn indessen hatte weder in seiner Natur noch in seiner Denkart etwas Französisches, und das Interesse, das er anfangs für Frankreich hatte, verwandelte sich während seines Aufenthaltes in den Zwanzigerjahren in Abneigung gegen den dort herrschenden Geist. Eine Repräsentationsverfassung könne mit der grössten politischen Immoralität verbunden sein, sagte er, und eine absolute Monarchie, wenn sie nur eine gute Kommunalverfassung habe, die das Zuvielregieren hindere, biete mehr Gewähr für Freiheit als eine repräsentative Bürokratie. Schon damals erkannte er den Zusammenhang der liberalen Doktrin mit der mächtig aufstrebenden Industrie, so dass er geradezu von einer «industriell-repräsentativen Zivilisation» sprach und ihrem Zweck, Mittel zur Vermehrung der Fabrikalien und der Genüsse zu schaffen. Wenn die Liberalen auch ohne Verfassung reich werden zu können glaubten, würden sie sich, meinte er, nicht im mindesten darum kümmern. Seit dieser Zeit fasste er eine Vorliebe für die absolute Monarchie; die Lehre von der Teilung der

Gewalten verwarf er als schädlich für die Entwicklung der Persönlichkeit und kraftvolles, einheitliches Handeln. Als Gegengewicht gegen etwaigen, vom Monarchen ausgehenden Druck verlangte er reich ausgebildetes lokales Leben in selbständigen Korporationen; es liege in des Menschen Natur, dass er sich nur wohlfühlen könne als Teil eines organischen Ganzen, das er übersehen, in dem er persönlich wirken könne.

Der Zufall führte Huber nach Bremen, dann nach Rostock, und hier besonders lernte er Verhältnisse kennen, die ihm zusagten. Wie fast alle mittelalterlichen Städte, hatte Rostock, obwohl keine freie oder Reichsstadt, weitgehende Selbständigkeit besessen und sich in dem altertümlichen Lande Mecklenburg viel davon erhalten können. Während überall sonst die Universitäten zu Staatsanstalten herabgedrückt waren, bestand die Rostocker als fast unabhängige Körperschaft, ein Staat im Staate. Das änderte sich gerade zu der Zeit, als Huber dort Professor war, infolge der Bundesbeschlüsse nach dem Frankfurter Attentat; ein ständiger Regierungskommissar wurde ernannt, der die Universität überwachte, und durch grossherzogliche Verordnung ihr die Verwaltung des Vermögens entzogen, die sie bisher allein innegehabt hatte. An der Abfassung des stolzen und kühnen Protestes, den Rektor und Konsortium einreichten, hatte Huber sicherlich Anteil, jedenfalls sprach er seine Ansicht aus. Wie wenig Verständnis mehr für die alten Verhältnisse bestand, geht daraus hervor, dass der Fürst die Behauptung der Professoren, sie seien keine Staatsdiener, sondern Glieder einer selbständigen Korporation, so auslegte, als wollten sie keine Staatsbürger sein.

Hubers Ideen hätten Friedrich Wilhelm IV. zusagen müssen, und wirklich berief er ihn, nachdem er König geworden war, als Professor nach Berlin. Scheinbar sollte er die neuere Literatur Englands und Frankreichs lehren, seine eigentliche Aufgabe war die Herausgabe einer die absolute Monarchie verteidigenden Zeitschrift. Huber selbst stellte die Lehrtätigkeit an der Universität in erste Linie; aber es gelang ihm nicht, das Interesse

der Studenten zu wecken. Sein Vortrag war mühsam, und seine Gesichtspunkte waren nicht die, welche den jungen Leuten geläufig waren. Ebensowenig konnte er sich die Freundschaft der Konservativen erwerben, die empfanden und ihn auch zu verstehen gaben, dass er oft «zum Konservativen rechne, was seiner Endabsicht nach zum Radikalen gehöre.» So ergab sich nur mit dem König selbst ein Einverständnis wenigstens in Bezug auf Theorien; aber das genügte Huber nicht, der wohl ein Denker, aber auf Tun eingestellt war. In seine Berliner Zeit fiel der Aufstand der Weber, die Gründung des Handwerkervereins, das erwachende Interesse aller Kreise für die soziale Bewegung. Friedrich Wilhelm beteiligte sich daran durch die Gründung des Schwanenordens, der einer grossartigen ritterlichen Wohltätigkeit gewidmet sein sollte, von dem aber nur der vermottete Schwanenputz sichtbar wurde. Das Jahr seiner Gründung war dasselbe Jahr, in welchem Huber in die Höhlen der englischen Arbeiter eindrang und trotz feindseliger Abwehr in ihren verdunkelten Mienen zu lesen suchte. Er fand darin eine tiefwurzelnde Feindschaft gegen alle Menschen, deren Leben freundlicher gestaltet war als das ihrige, ja gegen das Leben selbst, denselben Ausdruck, der sich oft bei Epileptischen finde, eines bedeutenden, aber durch übermässige Tätigkeit erschöpften Verstandes.

Das Ergebnis seiner Anschauung und seiner Erkundigungen war, dass das Los der Arbeiter zwar durchweg öde und freudlos sei, dass aber eigentliche Not im allgemeinen nur dann herrsche, wenn Stockungen in der Arbeit einträten. In vielen einzelnen Fällen sei das Elend unsäglich, grauenvoll. Bei weiterer Nachforschung fand er heraus, dass in gewissen Fabriken, besonders solchen, die auf dem Lande lägen, die Arbeiter sich einer behaglichen Existenz erfreuten; eine derartige Fabrik, die er näher kennen lernte, gehörte einem Quäker. Dadurch kam er zum Schlusse, dass sich bei gutem Willen der zunächst Beteiligten eine Besserung unerträglicher Verhältnisse erreichen lasse, und dass diese möglichst bald entsprechende Versuche unter-

nehmen sollten, wenn auch die Hilfe des Staates und der Aristokratie nicht ausbleiben dürfe. Im Jahre 1846 veröffentlichte er einen Aufsatz «Ueber innere Kolonisation». Er ist nicht mit der blitzenden Leidenschaft, der schneidenden Entrüstung, dem revolutionären Temperament geschrieben, wie das wundervolle Buch des jungen Engels; es spricht daraus die warme, herzliche Teilnahme eines Menschen, dem Ergebung und Verzicht etwas Gewohntes sind. Auch das, was er vorschlug, war wenigstens in den Mitteln sehr verschieden von dem, was Marx und Engels anstrebten. Er wollte, dass auf unbebauten Flächer Arbeiterwohnungen gebaut würden, wodurch ermöglicht würde, dass jeder Arbeiter ein Haus mit den notwendigen Bequemlichkeiten und einem Garten hätte. Die Verwaltung der ganzen Anlage sollte womöglich in den Händen der Arbeiter selbst liegen, die Mittel sollten zum Teil durch den Staat, zum Teil durch freie Vereine geliefert werden, in denen die Besitzenden und die Arbeiter zusammenwirkten.

Emigranten

«In Belgien gefällt es mir gar nicht,» schrieb Freiligrath aus Brüssel; «nichts als Geld, nichts als Industrie — schnöder, arroganter Materialismus. Keine Treuherzigkeit, keine Gemütlichkeit!» Es charakterisiert das Durcheinander der damaligen Revolution, dass einer der entschiedensten Revolutionäre so über Belgien urteilte, das für viele andere Revolutionäre das Musterland war, teils wegen der Verfassung, teils wegen der hochentwickelten Industrie. Verschiedene Vertriebene fand Freiligrath dort vor: Karl Marx, der inzwischen aus Frankreich ausgewiesen war, Heinrich Bürgers und Karl Heinzen, Männer von verschiedener Gesinnung, aber durch die Gemeinsamkeit der Opposition zusammengehalten. Marx war früher, auf Herweghs Seite stehend, Freiligrath abgeneigt gewesen, nun, nach Freiligraths Stellungswechsel, glaubte er, ohnehin den Dichtern zugetan, wiedergutmachen zu müssen, und kam ihm

freundschaftlich entgegen. Dass Freiligrath ihn interessant fand, ist nicht zu verwundern; wenn er ihn einen netten, anspruchslosen Kerl nannte, so spricht das für Freiligraths Offenheit und Natürlichkeit im Verkehr, aber es zeigt auch, wie einfach Marx sich geben konnte, wo er vertraut, wo er nicht zu kämpfen brauchte. Der langbeinige Karl Heinzen war durch allerlei Familienschicksale erbitterter Feind der Bürokratie geworden und damit Feind des herrschenden Systems und des Königs; er war Rheinländer. Er verfasste rabiate Schriften, denen die Vereinigung von gesundem Menschenverstand trockenem Witz und Bissigkeit etwas ergötzliches gibt; er hatte etwas von einem Hofhund, der darauf abgerichtet ist, anzubellen und die Zähne zu fletschen. Wenn er zum Beispiel die Ergebenheitsfloskeln verhöhnte, mit denen die Abgeordneten der Landtage sich vor dem König zu winden pflegten, muss man mit ihm lachen und sich ekeln, zugleich wirkt er durch seinen über Haupt- und Nebensachen gleichmässig verteilten Zorn komisch und etwas beschränkt. Eigensinnig und heftig wie er war, konnten auch Freunde und Gesinnungsgenossen nicht leicht in Frieden mit ihm leben; aber seine Ehrlichkeit und Tapferkeit und irgend etwas persönlich Sympathisches söhnten immer wieder mit ihm aus. In Amerika, wohin er sich später begab, wurde er der «Fürschtekiller» genannt.

Trotzdem es vorzügliche Kneipen und ebensolches Getränk in Brüssel gab, was Freiligrath zu schätzen wusste, suchte er doch schon im Frühling 1845 ein anderes Asyl. «In diesem industriellen Summen und Schwirren, in diesem dickköpfigen Katholizismus, in dieser Nachäfferei französischer Art und Unart, werden wir uns nie und nimmermehr heimisch finden.» Nach einigem Schwanken beschloss er mit seiner Frau, sich nach der Schweiz zu wenden; dort war ein Stück Deutschland und war Natur, nach der er, nun er das Land der Industrie hatte kennen lernen, doppeltes Heimweh hatte. Sie fanden im Kanton St. Gallen, bei Rapperswil am Zürichsee, ein Haus mit Garten, dann eine Wohnung in Zürich, im ländlichen Hottingen gelegen.

Dort war kein Stampfen von Maschinen, kein Proletarierelend, keine Jagd nach dem Gelde; da waren weisse Häuser mit grünen Läden und breiten, luftigen Terrassen, gepflegte Gärten mit Bäumen, in denen blanke Kirschen und rotgelbe Aepfel funkelten, gemessene und selbstbewusste Männer und Frauen, deren Sprache, Sitte und Anschauungen etwas altertümliches hatten. Im Quellgebiet des Rheins, am Fusse der Alpen, unter den Eidgenossen, die sich um 1500 vom Reiche abgelöst hatten, da war noch Heiliges Römisches Reich deutscher Nation; die nivellierende Fürstengewalt war nicht hierher gedrungen, die Reichsstädte hatten ihre Macht, die Landgemeinden ihre Würde behalten, die Bewohner hatten fortgefahren, besonnen und umsichtig ihre eigenen Angelegenheiten wahrzunehmen. Da es noch alterworbene Rechte, Vorrechte und Freiheiten gab, hatte die neue Lehre vom Staat, Menschenrechten und Völkerglück nicht so überwiegenden Beifall gefunden wie in Deutschland; ohnehin liess der Dialekt die Phrase nicht aufkommen. Es gab wohl auch Schweizer, denen die Phrase im Munde von Deutschen oder Franzosen imponierte; aber die meisten, das Volk im ganzen, stiess sie ab. Abgesehen davon, dass die Flüchtlinge der Schweiz Belästigung von Seiten der beteiligten Regierungen eintrugen, waren ihnen oft die Personen nicht geheuer, die eigentumslosen, beschäftigungslosen, deklamierenden Menschen, denen, da sie zuweilen sogar zum Kommunismus sich bekannten, das Aergste zuzutrauen war; die Tüchtigen und Soliden dagegen fanden freundliche Aufnahme und Anstellung. Freiligrath hätte sich, obwohl offenkundiger Sozialist, in seiner westfälisch knorrigen Kraft wohl zum schweizerischen Wesen geschickt; aber es war natürlich, dass er sich vor allem den Landsleuten anschloss, die die Revolution in die Schweiz verschlagen hatte. Unter ihnen wurde sein besonderer Freund der Darmstädter Wilhelm Schulz, der seit zehn Jahren in Zürich ansässig war. Er war einer der regsten Teilnehmer jener revolutionären Bewegung gewesen, die zum Frankfurter Attentat führte und nach dem Fehlschlag der Verfolgung erlag. Nur ein Jahrzehnt war

seitdem verflossen, aber eine andere Epoche schien inzwischen angebrochen zu sein. Vielleicht erzählte der ältere dem neu angekommenen Flüchtling von Georg Büchner, dessen damals auffallende Ideen sich mit denen der Kommunisten begegneten, von seinen vulkanischen Dichtungen und von seinem Sterben, wie er in Zorn und Schmerz der eingekerkerten Freunde gedacht und wie zuletzt seine Seele in religiösen Phantasien sich ergossen hatte.

Wilhelm Schulz, der kleine Mann, den die Gabe des herzlichen, wohllautenden Lachens schmückte, war dreizehn Jahre älter als Freiligrath, hatte als Jüngling die Freiheitskriege mitgemacht und die Stimmung der christlich-germanischen Revolution, die sich daranschloss, in sich aufgenommen. Er hatte den Einfluss Karl Follens erfahren, hatte im Jahre 1819 ein Frage- und Antwortbüchlein für den deutschen Bürger und Bauersmann verfasst, das revolutionäre Gesinnung im Volke verbreiten sollte, und deswegen über ein Jahr in Untersuchungshaft gesessen. Seine Braut hatte ihm damals ein Bild Huttens ins Gefängnis geschickt. Sie war eine Cousine von Christian Sartorius, einem feurigen Anhänger Follens, der den jungen Mädchen seiner Bekanntschaft das Nibelungenlied vorlas, und der als Flüchtling in Mexiko eine Kolonie gründete, die gross und blühend wurde. Nach dem Frankfurter Attentat wurde Schulz zu längerer Gefängnisstrafe verurteilt, befreite sich aber auf abenteuerliche Art mit Hilfe seiner Frau. Durch Freiligrath wurde er mit der Entwicklung vertraut, die die Revolution seitdem genommen hatte. Rückerinnernd fand er, dass das Wesentliche des Sozialismus ihm und seinen Gesinnungsgenossen schon gegenwärtig gewesen sei, wenn sie auch den Namen nicht kannten, nämlich dass ein Volk eine grosse Gemeinde sei, wo einer dem andern helfen müsse. Den Unterschied von Reich und Arm hätten sie nicht aufheben wollen, aber der schroffe Gegensatz in der Verteilung des Vermögens sei ihnen anstössig gewesen, und sie hätten darin ein Hauptübel der Zeit gesehen. So wie Freiligrath eine wesensverwandte Persönlichkeit, Sozia-

list oder Kommunist war, hatte er nichts dagegen einzuwenden. Auch Freiligrath war ein leicht gelöstes, klangvoll hinperlendes Lachen eigentümlich; man hörte es mit Wohlgefallen im Duett erschallen, wenn die Benachbarten sich morgens am Fenster begrüssten und sich gegenseitig ihre Träume auslegten. Zu ihnen gesellten sich der aus Frankreich ausgewiesene Arnold Ruge, Karl Heinzen und Adolf Follen, aus seiner Burschenkaiserzeit mit Wilhelm Schulz bekannt und schon fünfzehn Jahre länger als dieser in der Schweiz heimisch. Ein besonderer Günstling dieser wetterfesten Emigranten war der junge Gottfried Keller, der beglückt die Freiheitsluft einsog, die mit ihnen in seine geordnete Vaterstadt hineingeblasen kam. Sie erkannten sofort das Genie des vereinsamten und etwas verlotterten Sonderlings und stellten sich als stolze Taufpaten ermunternd und beratend um ihn herum. Mit Freiligrath, der nur neun Jahre älter war, verband ihn bald enge Freundschaft, und wenn man in den Gedichten des Westfalen den sinnlichen Glanz der Bilder und den pulsierenden Rhythmus bewundert, wenn man in seinen Briefen sich der behaglichen Tollheit seiner Laune, seines nordisch wilden Humors erfreut, glaubt man zu spüren, was vom Wesen des Freundes aus dem Reich auf Keller übergegangen ist.

Während der glücklichen Revolutionsferien am Abhang des Zürichberges brach zwischen den befreundeten Rebellen ein Streit über die letzten Dinge aus. Ruge war geschworener Anhänger von Feuerbach, Heinzen leuchtete immer das Simpelste am besten ein, und er bekannte sich ebenfalls zum Atheismus. Follen, Freiligrath und Wilhelm Schulz, Söhne der Phantasie, Kinder der Erde, hielten am alten Gott fest. Sie dachten nicht über ihn nach wie Hegel, Ruge und Feuerbach, aber sie fühlten ihn und liessen sich dies Gefühl nicht wegdisputieren. Sie fühlten ihn im unergründlichen Walten der Natur, im Zusammenhang ihres Lebens und des Lebens der Völker, im Geheimnis der Persönlichkeit, in ihrem Gewissen und in der Flamme ihrer Begeisterung. Die Duellanten wechselten Gedichte, in denen sie sich

auf das gröbste beleidigten. Follen nannte die Gegner gottlose Nichts-Wüteriche, worauf seine Partei den Namen Gottes-Wüteriche bekam. Der gelungenste Vers, den der Kampf erzeugte, ist der liebenswürdige Vierzeiler, den Follen dem umstrittenen Liebling des Kreises widmete: «Gottfried von Strassburg war ein Liebessänger — Gottfried von Bouillon war ein Gottesstreiter — Gottfried von Zürich, sei du (und so weiter) — Sei du für uns zwiefach ihr Doppelgänger.» Es erbitterte Karl Heinzen ganz besonders, dass der «sonst ganz talentvolle und ehrenwerte Zürcher Poet Gottfried Keller» sich auf die feindliche Seite ziehen liess, und er schrieb es seinem grossen Mangel an Bildung und Logik zu, wie er ihm in einem flotten Sonett vorgehalten hat. Der Gegensatz von Heinzens Gutmütigkeit und Friedfertigkeit zu seinem blutdürstigen Hange nach Fürstenköpfen und seinen Blasphemien gegen Gott muss etwas Belustigendes und Anziehendes gehabt haben; Keller behielt ihn in gutem Andenken, und als er in den Fünfzigerjahren den «Apotheker von Chamonix» schrieb, liess er in den Gletschern am Montblanc, da wo die Warmherzigen, die sich gefühllos stellten, ihr Vergehen abbüssen sollten, für den «längsten Zeitgenossen» eine besonders hohe Eiszacke wachsen, um ihm, wenn seine Stunde schlüge, als Büsserzelle zu dienen. Sie hatte Zeit, hoch aufzuschiessen, denn erst im Jahre 1880 starb Karl Heinzen als Redaktör einer Zeitung in Boston. Wenn Heimweh nach dem jugendseligen Sommer 1845 seine freigewordene Seele in die Schweiz zog, konnte der Wächter am Montblanc die Vagantin abfassen und in den spiegelhellen Käfig sperren.

Wilhelm Schulz verfasste in dieser Zeit ein Buch der Erinnerung: «Briefwechsel eines Staatsgefangenen und seiner Befreierin», ein Revolutionsidyll, dessen Grundlage die Gefangenschaft des Verurteilten im Schlosse Babenhausen im Jahre 1834 bildete, in dem aber die Eindrücke der Gegenwart anklingen. Vermutlich dachte er an den Atheismus-Streit, wenn er schrieb: «Ueberhaupt ist in den Werken der Begeisterung viel mehr Wahrheit, als die dürre, nachhinkende Kritik...

begreifen kann. Zu diesen Werken gehört auch die Religion; denn was je als Religion durchgesetzt wurde, war immer, wenigstens in seinem Ursprung, der Ausfluss einer höheren und höchsten Begeisterung. Darum sorgt auch fort und fort das Leben dafür, dass die Kritik der Religion nichts anhabe. Sie bleibt doch nur ihr Bedienter, der ihr die Kleider ausklopft und den Staub der Vorurteile abbürstet, der sich von Jahrhunderten her angesetzt hat.»

Ein Jahr nach dem Erscheinen des Buches, im Sommer 1847, starb seine Heldin, Karoline, die Befreierin des Staatsgefangenen. Gottfried Keller meldete Freiligrath betrübt den Tod der verehrten Frau nach London, wohin der Dichter sich einige Monate vorher gewendet hatte. Er war zu der Einsicht gekommen, dass ein Familienvater die Pflicht habe, den Seinigen eine gefestigtere Existenz zu gründen, als durch den Erlös lyrischer Gedichte möglich sei. Zwar erfüllte sein Ruhm in dieser Zeit, wo die Liberalen so zusammenhielten wie einst die Protestanten, nicht nur Deutschland, sondern drang bis Amerika; aber umsomehr wurde ihm klar, wie schmählich es wäre, wenn er um des Erwerbs willen sich Dichtungen abzwingen müsste die ihm bisher die Inspiration geschenkt hatte. Nach langem Bedenken kam er zum Schlusse, dass die Schriftsteller keinen Stand bilden sollten, und dass der arme Schriftsteller sich durch irgend ein Gewerbe den Lebensunterhalt verdienen solle. Brav und tapfer handelte er sofort nach seiner Ueberzeugung, suchte und fand eine kaufmännische Anstellung in London und siedelte dahin über. Er musste nun vom frühen Morgen bis zum Abend im Kontor arbeiten, aber er fühlte sich glücklich als «Tagelöhner und Poet». Die Monumentalität der englischen Geschichte, die sich überall sichtbar darstellte, ergriff ihn und bildete ein Gegengewicht zu dem beklemmenden Eindruck der sozialen Zustände. Karl Heinzen, mit dem er trotz des Gottesstreites in freundschaftlicher Verbindung blieb, warnte er, ohne Bürgschaft des Auskommens England zu betreten, wo der Mammon so absolut herrsche; nirgends müsse der Arme,

wolle er nicht verhungern, sich so mit Leib und Seele an die Arbeit verkaufen wie in England.

Religiöse Opposition

«Ueberhaupt ist in den Werken der Begeisterung viel mehr Wahrheit, als die dürre, nachhinkende Kritik begreifen kann. Darum sorgt auch fort und fort das Leben dafür, dass die Kritik der Religion nichts anhabe. Sie bleibt doch nur ihr Bedienter, der ihr die Kleider ausklopft und den Staub der Vorurteile abbürstet, der sich von Jahrhunderten her angesetzt hat.» Sicherlich ist die göttliche Kraft, die alles, was war, ist und sein wird, schafft und erhält immer da, sowie die Sonne immer an unserem Himmel steht; aber zwischen der Sonne und uns liegen unüberwindliche Räume, liegen Wolken, Nebel und lange Winter, ja, man kann sich vorstellen, dass die Menschen die Sonnenkraft wegen der Unregelmässigkeit, mit der sie uns bedient, durch künstliche Sonne zu ersetzen und möglichst auszuschalten suchten. Die Gottes-Wüteriche in Zürich fühlten Gott in der Natur, in der Begeisterung, im Gewissen, in der Persönlichkeit; aber können die Menschen sich nicht von der Natur entfernen, die Begeisterung durch nüchterne Berechnung vertreiben, das Gewissen und die Persönlichkeit durch Nichtgebrauch abstumpfen und ganz verlieren?

Dem Feuerbachschen «Wesen des Christentums» war ein theologischer Vorläufer vorausgegangen in dem «Leben Jesu» von David Friedrich Strauss, das 1835 erschien. Hegel glaubte der Religion einen Dienst zu tun, indem er feststellte, dass zwischen der Philosophie und der Religion kein inhaltlicher, sondern nur ein formeller Unterschied bestehe; aber in Wahrheit konnte die Entpersönlichung Gottes, die er vornahm, und seine Vermengung mit der Menschheit, doch nicht nur als etwas das Formale betreffendes betrachtet werden. Da die Wissenschaft von der Person abzieht, die Religion in der Person wurzelt, können Religion und Wissen-

schaft sich gerade im Wesentlichen nicht vereinigen; die Wissenschaft leidet keine Mysterien, die die Heimat der Religion sind. Hegels und Schleiermachers Bemühungen, das Christentum den Gebildeten ihrer Zeit einzuflössen, trug im Grunde weniger dazu bei, den Glauben zu befestigen, als den Zweiflern den Weg zu bahnen. Es ist merkwürdig, dass unter den Schwaben, poetischen und religiösen Gemütern, mehrere waren, denen die Sehnsucht nach dem Griechentum zu einer das Leben bestimmenden Kraft wurde: Hölderlin, Hegel, Vischer, Strauss. Es erklärt sich vielleicht aus einem den Schwaben angeborenen grüblerischen Hange, dem sie entrinnen möchten, um zu unmittelbarer Lebensanschauung zu gelangen, sodann aus dem stark theologisch gefärbten, beinahe mönchischen Bildungsgange, dem sie sich unterwarfen, aus der pedantischen Buchstabengläubigkeit und dem magisterhaften Betriebe der älteren Theologie, die Religion wie ein Pensum glaubte einbläuen zu können. Der junge Strauss aber war keine gläubige Natur, kein freier Geist, der stumpfsinnigen Druck abschüttelt; die Pietätlosigkeit seines Buches erinnert an naseweise Kinder, die ihre Eltern scharf kritisieren, nachdem sie zu ihrem nachträglichen Aerger ihnen bisher unbegrenzte Verehrung gezollt haben. Er war ein schwächlicher Nörgler, klug, aber ohne tiefere Einsicht, seinem Gegenstande bei weitem nicht gewachsen. Das Ergebnis seiner Untersuchungen, dass das in den Evangelien dargestellte Leben Jesu als ein Mythus aufzufassen ist, hätte, richtig verstanden, den Glauben nicht beeinträchtigen können; denn die geschichtlichen Tatsachen bilden nur das Skelett der Menschheitsgeschichte, Poesie und Kunst sind ihr Fleisch und Blut, und der Mythus ist ihre unsterbliche Seele; aber Strauss wollte etwa dies damit sagen: es ist alles ein blauer Dunst, was wir bisher, gutgläubig und ungebildet, als bare Münze genommen haben, Jesus Christus hat zwar gelebt, aber er war ein Mensch wie wir anderen auch, obwohl tugendhafter als die meisten, weshalb wir auch gut tun, seine Lehren zu beherzigen, soweit sie kulturfördernd sind. Etwas Uebersinnliches ist an der ganzen Sache nicht und kann

es nicht sein, weil es nichts Uebersinnliches gibt. Was wir als Gott ansahen, ist die zu immer grösserer Vollkommenheit fortschreitende Menschheit.

Es schien nun allerdings so, als könne die Strausssche Kritik dem Christentum nichts anhaben; das Buch wurde zwar ungeheuer viel gelesen, aber es rief auch eine Gegenbewegung hervor, ähnlich wie einst die Reformation einen Aufschwung kirchlicher Gesinnung bei den Katholiken bewirkte. Als Strauss siebenunddreissig Jahre später, am Ende seines Lebens, sein Jugendwerk in dem Buche: «Der alte und der neue Glaube» vollendete, in dem er sich als Materialist bekannte und die von ihm selbst gestellte Frage: sind wir noch Christen? mit Nein beantwortete, wandten sich alle seine Freunde, auch der älteste und treueste, Friedrich Theodor Vischer, von ihm ab. «Nimmer schwinde sie mir, die hohe Täuschung, der wahrheitsvolle Wahn, dass Götter leben!»

Ein solches Gefühl oder solche Erkenntnis hatte zwar mit der protestantischen Kirche nichts zu tun. Trotz aller Beweise, dass Straussens platte Angriffe auf die christliche Religion gerade feingebildete Menschen nicht überzeugen konnten, hatte er nicht dennoch Recht mit seiner Behauptung: «wir sind keine Christen mehr!»? Den Protestanten war Kritik so geläufig geworden, dass man mehr von ihrem Bemühen sprechen konnte, die letzten Fetzen des durchlöcherten Christentums als Andenken zu behalten, als von lebendigem Glauben.

Das Wort Vischers vom «wahrheitsvollen Wahn, dass Götter leben» hat etwas sympathisches in der Art, wie es mit scheuem Flügelschlag ein unlösbares Geheimnis streift und ihm huldigt; aber vergleicht man es mit irgend einem Bekenntniswort Luthers, das dasteht wie ein Turm, eingerammt in die Erde für Zeit und Ewigkeit, so empfindet man den Unterschied der Jahrhunderte. Auf dem Lande allerdings war die Religion noch ein Bedürfnis wie das Brot. Zum Glauben an Gott gehören Aecker, Wiesen und Wälder und die Unendlichkeit des Himmels. Gerade in Schwaben waren die Landleute zwar radikal in der Politik, aber gegen die Ungläubigen

ernstlich aufgebracht, und in der Schweiz veranlasste die Berufung Straussens an die Zürcher Universität einen bewaffneten Protest der Bauern.

Die katholische Kirche stellte nicht die Frage: sind wir noch Christen? Sie war eine feste, sich beständig verstärkende Organisation und konnte Angriffe, die auf den Glaubensinhalt gemacht wurden, gelassen mitansehen. Im Jahre 1844 wurde in der Vaterstadt dessen, der sich mit besonderer Energie des Feuerbachschen Atheismus, der Lehre von der Abschaffung Gottes und aller Götter annahm, in Trier, die Ausstellung des heiligen Rockes feierlich begangen. Es war Maximilian I., der letzte Ritter, der letzte deutsche Kaiser, im eigentlichen Sinne, der in seiner Vorliebe für Ueberlieferung, für Feste und Symbole, bei einem Besuch in Trier die Ausstellung dieser Reliquie veranlasste, zu einer Zeit, als die Reformation schon vor den Toren stand. Damals erregte der Betrieb mit den Heiligtümern Aergernis und Abfall; jetzt, nach Jahrhunderten, war die Lage insofern anders, als er einen grossen Teil des Volkes gar nichts mehr anging. Die meisten Protestanten nahmen an der Sache keinen Anteil, andere lachten über das weitverbreitete Spottgedicht: Freifrau von Droste-Vischering — Zum heil'gen Rock nach Trier ging —. Von den Katholiken mochte mancher denken, es wäre besser, die Kritik nicht herauszufordern; aber im allgemeinen waren sie zu sehr an Gehorsam gewöhnt, als dass ein Widerspruch laut geworden wäre; nur einer, ein Priester namens Johannes Ronge, beantwortete das Handschreiben, das der Bischof Arnoldi von Trier am 6. Juli 1844 wegen der Ausstellung des heiligen Rockes erliess, mit einem offenen Brief, der in den Sächsischen Vaterlandsblättern erschien, und in dem er dem Bischof vorhielt, dass der Reliquiendienst der Lehre Christi nicht entspreche, dass er aber, wenn der Rock wirklich Heilungen vollbringe, den kranken Pilgern dafür kein Geld abnehmen dürfe.

Johannes Ronge, der Sohn eines Bauern, der in der Nähe der schlesischen Stadt Neisse ein Gütchen und elf Kinder besass, hütete als Kind, wie Giotto, die Schafe seines Vaters, eine Beschäftigung, die den Geist zu

Träumerei und Gesichten anregt. Einsamkeit unter wandernden Wolken mochte ihn an Selbstdenken gewöhnt haben, so dass er auch als Priester nicht davon lassen konnte; er hielt fest an seinen Ansichten, wie Autodidakten zu tun pflegen, und vermochte nicht, seine Einsicht unter die Lehren der Kirche zu beugen, wenn sie ihn nicht überzeugten. Aus zwei Gründen namentlich entfremdete er sich der Kirche: erstens fand er, dass sie sich von der Lehre des Stifters des Christentums weit entfernt und Missbrauch und Menschensatzung eingeführt habe, die nicht dem Gottesreich diene, sondern der Macht und Ausbreitung einer Priesterkaste mit dem Papst an der Spitze; zweitens war ihm aufgegangen, dass diese Kaste es von jeher auf Entzweiung und Schwächung der deutschen Nation abgesehen habe. Nachdem Ronge einmal diese Ueberzeugung gewonnen hatte, war er tatsächlich Protestant und hätte sich als solcher bekennen können; aber es lockte ihn wohl, ein zweiter und womöglich grösserer Luther zu werden, die alte Kirche mit sich fortzureissen und von ihren Irrtümern zu reinigen.

Wie für Luther der Ablasshandel, so war für Ronge die Ausstellung des heiligen Rockes der Anlass, seinen Vorgesetzten die Fehde anzusagen. Er war dabei nicht ganz ohne Rückhalt: seine Beschützer waren der Graf Reichenbach auf Walddorf bei Neisse und der Fabrikant Schlöffel, die man, wenn man die Analogie durchführen wollte, mit Sickingen und Hutten vergleichen müsste.

Dem Grafen Oskar von Reichenbach war ein Drang nach grossen Dingen angeboren. Er lebte als Schlesier und Katholik nicht in der preussischen Tradition, war aber auch nicht gerade österreichisch gesinnt, sondern er war Republikaner. Der Stolz der Aristokraten verwehrte ihm, sich an den Hof zu binden, wo er nur Diener gewesen wäre, sein Gefühl führte ihn zu denen, die sich gedrückt fühlten, zu den Armen, den Rechtlosen, den Rebellen. Als Jüngling verhalf er einem Schulfreunde namens Hindemith, der in die demagogischen Untersuchungen verwickelt war, zur Flucht und lebte mit ihm eine Zeitlang in Paris, wodurch er in Schulden

geriet. Zu seinen nächsten Freunden und Gesinnungsgenossen gehörte der schlesische Fabrikant Friedrich Wilhelm Schlöffel. Er war Sohn eines Hutmachers aus Brieg, bedeutend älter als Graf Reichenbach, und besass eine Maschinen-Papierfabrik in Eichberg bei Schönau. Während Reichenbach ein vornehm zurückhaltendes Wesen hatte, sich von Natur nicht leicht äusserte, war Schlöffel ein Mann der Tat, leidenschaftlich und leicht heftig herausfahrend, womit es vielleicht zusammenhing, dass er des Kommunismus beschuldigt und von den Verfolgungen betroffen wurde, die sich an den Aufstand der schlesischen Weber knüpften. Er wurde eines Tages verhaftet und nach Berlin gebracht, dann nach mehrmonatlicher Untersuchungshaft ohne Freispruch, ohne Erklärung oder Rechtfertigung entlassen. Zu diesem Kreise gehörte Johannes Ronge. Er war 1841 Kaplan geworden und veröffentlichte im darauffolgenden Jahre eine Schrift: Rom und das Breslauer Domkapitel; wegen welcher er von seinem Amte suspendiert wurde. In dieser Not fand er beim Grafen Reichenbach auf Walddorf Zuflucht. Der Graf besass ein Hüttenwerk und liess die Kinder der dabei angestellten Beamten durch Ronge unterrichten. In dieser Herberge der Gerechtigkeit verfasste Ronge den «Offenen Brief», und man kann annehmen, dass Reichenbach und Schlöffel lebhaften Anteil daran nahmen. Er erschien in den «Sächsischen Vaterlandsblättern», deren Herausgeber Robert Blum in Leipzig war, ein geborener Kölner und Katholik, der sich mit den Fortschrittsidealen der neuen Zeit erfüllt hatte. Zum Widerruf des Briefes aufgefordert, erklärte Ronge von Walddorf aus, dass er nichts zurücknehmen wolle und wurde daraufhin degradiert und exkommuniziert.

Die Erklärung Ronges leuchtete vielen Menschen ein; wem hätte es nicht einleuchten sollen, dass der angebliche Rock Christi gar nicht Christi Rock sein könne und also nicht in der Lage sei, Wunder zu tun? Die übrigen Sätze, die Ronge aufstellte, waren ein fast vollständiges Bekenntnis zum Protestantismus. Das Besondere war, dass ein katholischer Priester öffentlich damit

hervortrat, seinem Amt entsagte, sich vom Papst und der Hierarchie lossagte. Es bildeten sich schnell Gemeinden, die sich deutsch-katholisch-apostolische oder christlich-apostolische nannten, in Sachsen unter Führung Robert Blums; in Leipzig fand die erste deutsch-katholische Kirchenversammlung statt. Manche, unter ihnen Gervinus, erwarteten für Deutschland wichtige Folgen von der neuen Bewegung. Die Regierungen waren verschiedener Meinung: die badische zum Beispiel verfolgte sie, die preussische zögerte unschlüssig. Sowohl Hoffnungen als auch Befürchtungen wurden umsonst gehegt: die neue Sekte verlief sich als ein geringes Nebenflüsschen in den grossen Strom der politisch-sozialen Revolution. Die rein demokratische Gemeindeverfassung, die Ronge einführte, wonach die Gemeinde sich selbst verwaltete, regierte und Gesetze gab, das war es hauptsächlich, was ihm Anhänger verschaffte. Was er auf kirchlichem Gebiete einrichtete, das sollte auch auf staatlichem gelten. Er stimmte in politischer Hinsicht mit dem Grafen Reichenbach und Schlöffel überein und wurde auch kommunistischer Sympathien verdächtigt. Wie der anakreontischen Leier trotz aller heldischen Griffe nur Liebeslieder zu entlocken waren, so schlugen die kirchlichen Bewegungen der Zeit in politisch-soziale um. Rom war nicht mehr das grosse Tier, der furchtbare Feind, der den menschlichen Geist knechtete; der war in eine andere Maske geschlüpft und drückte die Faust des Staates auf die Unterworfenen. Mochte doch Ronge protestieren, er wagte nicht den Scheiterhaufen, und der Papst wankte nicht auf seinem Stuhle. Ebenso unbeträchtlich war, was sich in der protestantischen Kirche regte; man begreift, dass die sächsischen Lichtfreunde Friedrich Wilhelm IV. nicht imponierten, und dass die Flüche der Orthodoxen bei den Zweiflern und Ungläubigen mehr Spott als Schrecken erregte. Es wurde auf allen Seiten heftig geblasen, aber die alten ausgegrabenen Drommeten gaben keinen Ton her, sei es, dass sie verbogen und verquollen waren, oder dass den modernen Musikanten der Atem fehlte.

«Die Menschheit ist die Kirche Gottes, und in ihr waltet der Geist,» sagte Ronge. Den sublimsten Glauben, den Glauben an die unsichtbare Kirche, in der die echten Göttersöhne ihrem Herrn dienen, hatte auch Luther geglaubt, aber für nötig gehalten, als Untergrund eine sichtbare Kirche zu bauen, wo das Wort Gottes gelehrt und die Sakramente verwaltet werden. Dies Gebäude wurde als unwohnlich, den Bedürfnissen der Gegenwart nicht mehr genügend empfunden. War ein Umbau möglich? Ein Neubau besser? Bedurfte man überhaupt einer sichtbaren Kirche? Kann es eine unsichtbare geben ohne den Untergrund einer sichtbaren? Diese Fragen waren ihrer Lösung nicht nähergebracht worden.

Badische Politiker

Am 15. April 1844 brachte der Abgeordnete Bassermann in der badischen Ständekammer ein Deutsches Parlament in Anregung. Der Minister des Aeusseren, Herr von Dusch, wehrte sofort ab, indem er sagte, Bassermann entferne sich vom Gegenstande der Diskussion, sie hätten hier nicht Deutschland zu organisieren, sondern für die badischen Interessen zu sorgen. Bassermann liess sich nicht irre machen; er wusste, dass seine Motion Unterstützung finden würde, denn er handelte in Verabredung mit den Gesinnungsgenossen, die sich auf dem Gute Itzsteins zu treffen pflegten und nach gemeinsamen Plänen operierten. Grossbritannien und Spanien, sagte er, wären aus Ländern zusammengesetzt, die sich einst feindlich zueinander verhalten hätten, jetzt in einem Parlament vereinigt wären, so könne es auch in Deutschland werden. Er dächte sich ein deutsches Parlament noch erhabener in seiner Unabhängigkeit, in seinem Edelmut und seiner Freiheit vom Parteigeist als das englische. Der Glaube an das Parlament versetzte die Anhänger in Ekstase. Hecker sagte in derselben Sitzung: «So wenig es ein Phantasma war, als der kleine Mönch von Wittenberg zum ersten Mal mit seinen Sätzen auftrat oder als Galilei ein neues

System der Bewegung der Weltkörper aufstellte, wofür er als Ketzer verdammt wurde, so wenig ist es ein Phantasma, wenn man will, dass nicht bloss die Fürsten, sondern auch die Völker vertreten seien.»

Friedrich Daniel Bassermann stammte aus wohlhabendem Hause, sein Vater war Bankier in Mannheim. Schon dadurch war er in die Opposition hineingeboren, denn gerade die Vertreter der Finanz wollten sich aus den Banden der Regierung befreien. Uebrigens war der junge Bassermann begabt und gebildet, hatte Ehrgeiz und ein ideales Streben und ein weiches, empfindliches Herz. Er schloss sich in hingebender Freundschaft an einen viel härteren und stärkeren, Karl Mathy, der sich in mühseligen Kämpfen als unbeugsamer Charakter bewährt hatte. Nach dem Hambacher Fest 1832 wegen der Aeusserung republikanischer Ueberzeugung verfolgt und zur Flucht gezwungen, in der Schweiz aus einem Kanton in den anderen gejagt, hatte er endlich in dem kleinen solothurnischen Orte Grenchen als Schullehrer eine Heimat gefunden. Er hatte unter schweizerischer Kargheit und Herbigkeit viel gelitten, aber auch etwas Verwandtes darin gefunden. Als er 1841 nach Baden zurückkehrte, war er ein verschlossener, trockener, allem Ueberschwang abholder Mann geworden, der Ordnung, Achtung vor dem Gesetz und ein gesichertes Einkommen für die ersten Tugenden des Republikaners und seine Landsleute dazu nicht für reif hielt. Indessen gehörte er selbstverständlich der liberalen Opposition an und wurde von dem Haupte derselben, dem alten Itzstein, willkommen geheissen und unterstützt, ebenso von dem Konstanzer Kaufmann Joseph Fickler, dem Bezirksdirektor Peters und allen übrigen. Um ihn in Baden zu halten und ihm eine materielle Grundlage zu schaffen, forderte Bassermann ihn auf, mit ihm gemeinsam ein Verlagsgeschäft zu begründen, wozu er, Bassermann, das Kapital lieferte. Seitdem gehörten diese beiden Namen zusammen.

Itzstein, damals neunundsechzig Jahre alt, war noch in voller Kraft und mitten in der Ernte seines Ruhmes. Im September 1844 fand in Mannheim ein grosses Fest

zu seiner Ehre statt, wobei eine Deputation aller grösseren Städte Badens und vieler Landgemeinden ihm eine Denkmünze mit seinem Bilde überreichten, und ein von Hoffmann von Fallersleben auf ihn gedichtetes Lied nach der Melodie «Noch ist Polen nicht verloren» gesungen wurde. An ihn schloss sich besonders Friedrich Hecker, der Tollkopf, das enfant terrible der Opposition. Was den alten Adeligen und den jungen Advokaten miteinander verband, mag eine Verwandtschaft in dem feurig-fröhlichen Temperament, in der Magie der Persönlichkeit gewesen sein; beiden war der Widerwille gegen die geistlose Starrheit der gegenwärtigen Verhältnisse gemeinsam, beide waren Republikaner von Natur. Ihre Gegner sagten beiden nach, dass sie wenig solide Kenntnisse besässen und oberflächlich urteilten; es machten auch beide keinen Anspruch auf wissenschaftliche Bildung, sie waren praktisch und wollten es sein und hätten es lächerlich gefunden, etwas als gut Erkanntes nicht zu tun oder zu befördern, weil sie es nicht wissenschaftlich begründen konnten. Die Interessen der Bourgeoisie, der Fabrikanten, der Bankiers und grossen Geschäftsleute waren ihnen nicht wichtig, mehr die der Landsleute, der Kleinbürger und Arbeiter. Sie waren, wie Vater und Sohn, immer zusammen und wurden zusammen, als sie auf einer Reise durch Berlin kamen, dort ausgewiesen, was in ganz Preussen und Deutschland Entrüstung hervorrief und der preussischen Regierung grosse Unannehmlichkeiten eintrug.

Friedrich Hecker war eine schöne männliche Erscheinung, wusste mit einfachen Menschen umzugehen und war im Volke sehr beliebt; aber er gefiel auch denen, die politisch nicht mit ihm übereinstimmten, weil er etwas von einer Naturkraft hatte, die so ist, wie sie sein muss. Er wurde im Gegensatz zu seinem gemässigten Bruder, dem schwarzen Hecker, der rote genannt, auch der krasse, weil er diesen Bruder auf der Universität einmal gefordert hatte. Trotz seiner masslosen Heftigkeit verstand er sich gut mit dem frommen Seidenfabrikanten Karl Mez aus Freiburg, der eine eigentümliche Stellung in der badischen Opposition einnahm.

Sein Grossvater hatte in Basel die Bandweberei erlernt, eine Baslerin geheiratet und in Kandern mit einem Webstuhl zu arbeiten angefangen; die baslerische Verbindung von Spekulation und Christentum war mit ihm in die Familie eingedrungen und führte sie bald zu Wohlstand. Dem blondlockigen Enkel Karl war die Frömmigkeit ebenso selbstverständlich wie Fleiss, Frugalität, Wohlverhalten und Gelderwerb. Durch Zufall wurde er Commis in einer von einem Schweizer geleiteten Mailänder Seidenfabrik, und als er sich des Geschäftes kundig fühlte, bewog er seinen Onkel in Freiburg, bei dem er aufgewachsen war, die Seidenindustrie dort einzuführen. Mit der Zeit wurde er einer der grössten Fabrikanten Badens. Anfänglich bereiste er für Vater und Onkel den badischen und württembergischen Schwarzwald, lernte das Landvolk kennen und nahm Anteil an seinen Bedrängnissen. Noch bestand damals die Steuerfreiheit des Adels und des Klerus, deren Folge die Ueberlastung der kleinen Gewerbetreibenden und der Bauern war; an die Befreiung von diesen Lasten dachte Mez hauptsächlich, wenn er sich für Freiheit einsetzte. Vergegenwärtigt man sich die Zustände, so versteht man, was die Volksfreunde unter Feudalismus verstanden, und warum sie jeden Versuch, ihn zurückzuführen, erbittert bekämpften. Zur Erfahrung und natürlichen Warmherzigkeit gesellte sich bei Mez der christliche Glaube, um ihn zum Freunde der Armen zu machen. Er war aufrichtig fromm, trotz der pietistischen Redewendungen, deren er sich bediente. Als er einmal in Königsfeld vor einem Grabstein stehend, zufällig den Namen Karl Mez darauf erblickte, erschütterte ihn das so, dass die überlieferte Frömmigkeit ihm zur bewussten Kraft wurde. In der dortigen Gegend geriet sein Wagen einmal im Dunkeln in die Nähe eines Abgrundes, als ein Mann auftauchte und ihm auf den rechten Weg half, der hernach nicht mehr aufzufinden war; da glaubte er, es wäre ein Engel Gottes gewesen. Er fühlte sich beständig von Gottes Willen getragen, von seiner Allgegenwart umgeben. Zu denen, die ihre Habe verschenken, um dem Herrn nachzufolgen, gehörte er nicht.

Er gab sich viel Mühe, den von den Vätern ererbten Besitz zu vermehren, gründete eine Fabrik nach der andern im In- und Auslande; aber innerhalb dieser Grenzen fühlte und betätigte er christliche Bruderliebe. In die Kammer gewählt, hielt e treu zur Opposition und kämpfte für das Wohl der unteren Klassen. In dem Kreise der Frommen, zu denen er gehörte, war es üblich, sich laut zum Herrn zu bekennen; das tat auch Mez, wo immer sich eine Gelegenheit bot, obwohl er wusste, dass er damit Gelächter oder ein Lächeln hervorrief. In der Ständekammer erwähnte ein Minister einmal den Teufel, worauf Hecker einwarf, er wisse nicht, wie der Teufel aussehe; Mez sagte ernsthaft, er glaube an den Teufel und stelle sich ihn etwa so vor, wie seinen Freund Hecker, wenn derselbe zornig gegen seine politischen Gegner herausführe. Er war überzeugt, dass die Industrie dem Wohle des Volkes diene, glaubte aber, dass der mit dem Steigen der Industrie sich verbreitende Luxus schädlich wirke, wenn die Sittlichkeit des Volkes nicht im gleichen Masse gehoben werde. Wenn er auf dem Lande eine Fabrik einrichtete und Einrichtungen traf, dass die dabei beschäftigten Mädchen gut versorgt und beaufsichtigt wurden, wobei das Gebet eine Rolle spielte, beobachtete er, dass der Wohlstand in der betreffenden Gegend sich hob; seine Erfahrung bestätigte also die Theorie von Mevissen. Dass er die Mädchen zwölf Stunden arbeiten liess, hielt man damals nicht für Ausbeutung; er hätte elfstündige Arbeitszeit vorgezogen, sagte er, wenn es Gelegenheit zu anständiger Erholung für die Arbeiter gäbe. Fabriken sollten nach seiner Auffassung Erziehungs- oder wenigstens Bewahrungsanstalten sein. Unabhängigkeit von der Welt folgte für Mez aus seiner Religiosität, bei Hecker aus seiner leidenschaftlichen Natur. Sie hatten keine Scheu, die ausgetretenen Geleise zu verlassen, durch Meinungen anzustossen: Mez richtete sich nach der Bibel, Hecker folgte der inneren Stimme.

In demselben Jahre, wo Bassermann Vertretung des deutschen Volkes beim Bunde beantragte, hielt Mez in der Kammer eine Rede bei Gelegenheit eines gleichfalls

von Bassermann eingebrachten Antrages auf Einführung einer Kapitalsteuer. Er erinnerte darin an die schrecklichen Verhältnisse der schlesischen Weber, die kurz vorher bekannt geworden waren und sprach über die täglich grösser werdende Kluft zwischen Armen und Reichen. «Des Menschen Werk ist es, das Werk der Finsternis und der Lüge, dass einige wenige so ungeheuer viel und viele andere so blutwenig besitzen... Die Verhältnisse werden und müssen sich ändern, und für weise halte ich es, wenn man in Zeiten einlenkt, damit es nicht einen Generalkrach gebe, welcher alle und alles erschüttern müsste... Man wird es nach Jahren kaum glauben, dass es einmal eine Zeit gegeben, wo jene, welche es am besten vermocht hätten, und welche dazu die grössten materiellen Verbindlichkeiten hatten, nichts beitragen mussten zu Lasten des Staates.»

Bassermann hatte den Antrag gestellt, den Mez und den Hecker befürworteten; aber es machte sich ihnen selbst bemerkbar, dass verschiedene Gefühle, Gedanken und Absichten dahinterstanden. Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den liberalen badischen Abgeordneten und ihren Gesinnungsgenossen im Lande fingen an sich zu verschieben. Mathy und Bassermann rückten mehr und mehr von Itzstein und Hecker ab, je mehr diese merken liessen, dass ihnen die Interessen des eigentlichen Volkes, der unteren Klassen ebenso oder mehr am Herzen lagen, als die des höheren Bürgerstandes, der Besitzenden. Zum Teil veränderte sich der volkstümlich badische Charakter, den die Bewegung anfangs gehabt hatte, unter dem Einfluss der ausländischen, namentlich der rheinländischen Liberalen, wie Mevissen und Hansemann, mit denen man in Beziehung trat; andererseits gab Bassermann einem Fremden Schuld an der Entfremdung, der sich kürzlich in Mannheim niedergelassen hatte, nämlich Gustav von Struve, einem Balten, der aus Gewissenhaftigkeit den oldenburgischen Staatsdienst verlassen hatte. Struve war ein trockener Fanatiker, dem jede Liebhaberei oder Neigung, wie zum Beispiel die Phrenologie oder die Enthaltung von Fleisch und geistigen Getränken zum Glaubens-

grundsatz wurde, der für alle Geltung haben sollte; er liess das «von» vor seinem Namen fort, weil er den Adel verwarf. Seine Beschränkung auf Wasser und Gemüse hatte für die fröhlichen, an Wein und Wohlleben gewöhnten Mannheimer etwas ärgerliches, beinahe verbrecherisches, umso mehr, als er ohne Humor war. Als er sich auf die Politik warf, erhob er auch auf diesem Gebiet die sittliche Forderung. Er gründete einen Turnverein, der die Jugend nicht nur zu Kraft und Gesundheit, sondern auch zur Enthaltsamkeit und Verachtung der Genüsse und im allgemeinen zur Demokratie erziehen sollte. Die Standesunterschiede sollten unter ihnen fortfallen, alle sollten gleich gekleidet sein, an die Stelle des Hutabziehens sollte der kurze Gruss: Gut Heil! treten. Die liberalen Badenser sahen diese Bestrebungen anfangs gern, da sie selbst die zunehmende Verweichlichung und Genussucht der Bourgeoisie verurteilten; aber der Stoizismus Struves lag ihnen erst recht nicht. Als Struve die Turner militärisch organisierte, wurden sie vollends stutzig; denn es sah so aus, als wolle er eine Armee für eine künftige Revolution ausbilden. Hecker gefiel gerade die durchgreifende Energie, und dass Struve Taten vorbereitete; das Methodische mag ihm imponiert haben, da er selbst es so gar nicht war. Er ging nicht sowohl von Grundsätzen, als von Gefühlen und Eindrücken aus. Wenn er sagte, die grossen Fabrikgebäude flössten ihm Widerwillen ein und kämen ihm wie Gefängnisse vor, so sprach aus den wenigen Worten wohl der ganze Mensch und seine Weltanschauung; aber die meisten von seinen Parteigenossen wussten nichts damit anzufangen. Der Gegensatz zwischen Hecker und Mathy kam zu öffentlichem Ausdruck bei Gelegenheit einer Gesetzesvorlage, die staatliche Unterstützung notleidender industrieller Unternehmungen betreffend, des sogenannten Fabrikgesetzes. Hecker war dagegen: allein die Gründung von Arbeiterassoziationen, sagte er, könne der Schrankenlosigkeit des grossen Kapitals und der Not des vierten Standes Abhilfe schaffen; Mathy war, diesmal von Bassermann abweichend, dafür. Die Kälte und Schärfe, mit der er seinen Willen durch-

zusetzen wusste, reizten Hecker aufs äusserste. Mit Struve zusammen gründete er Arbeitervereine und plante die Errichtung gemeinschaftlicher Speisetische. Sein Vorschlag, die Wohlhabenden sollten bedürftige Proletarier an ihren Mittagstisch nehmen, wodurch zugleich besseres Verständnis zwischen den Klassen angebahnt würde, wurde abgelehnt. Bassermann und Mathy waren der Ansicht, dass es dem Mannheimer Proletariat gut genug gehe, und dass Erregung von Unzufriedenheit und Begehrlichkeit in diesen Kreisen gefährlich sei. Es kam wegen dieser Fragen oft zu heftigen Auseinandersetzungen, gelegentlich welcher Hecker einmal Mathy auf Pistolen forderte. Es gelang, den Zwist auszugleichen, aber nicht die Verschiedenheit der Gesinnung, die ihm zugrundelag.

Auf der Seite von Itzstein und Hecker war Fickler aus Konstanz, ein kräftiger, energischer Mann, der den Seekreis beherrschte. Die Familie stammte aus Tirol und hatte die Heimat verlassen müssen, weil der Vater als Parteigänger Oesterreichs von den Franzosen verfolgt wurde. Nach seinem frühen Tode mussten sich die beiden Söhne ihren Weg selbst machen, und waren dabei durch Talent und Tatkraft begünstigt. Joseph, eine stattliche, sympathische Erscheinung, volkstümlich in seinem Wesen, erfüllt von dem Unabhängigkeitssinn seines Volkes, hatte bedeutenden Einfluss auf das badische Landvolk und die kleinen Landstädte. Der Freiherr vom Stein hatte gerühmt, dass in der Schweiz wenig und wohlfeil regiert werde; für diesen Vorzug waren die Bauern besonders empfänglich, und in der Bodenseegegend, die seit alters in guten Beziehungen zur Schweiz stand, war der Gedanke an Republik durchaus nichts fernliegendes.

Schwaben und Uhland

Man hat Deutschland das Herz Europas genannt, Schwaben könnte man das Herz Deutschlands nennen. Unter den deutschen Stämmen sind die Schwaben vor-

zugsweise das Volk der Dichter und Denker, das Volk, welches dem Göttlichen im Menschen nachtrachtete, wenn andere irdische Schätze sammeln. Von hier ging das Imperatorengeschlecht aus, das in einem grandiosen Sonnenbogen über dem Abendlande aufstieg und erlosch, sein tragisches Geschick und das des Reiches erfüllend. Die schwäbische Landschaft imponiert nicht durch aussergewöhnliche Masse; aber es umrandet ihre Hügel ein lichter Saum der Erinnerung, der sie gross und bedeutsam und lieblich macht. Den Menschen dieses Landes ist es eigen, die Erdendinge im Lichte der Ewigkeit zu sehen, auch umsäumt von einem himmlischen Gürtel, der das Vergängliche mit Unsterblichkeit überhaucht. Die Sage erzählt von einem Grafen von Calw, der, nachdem er manches Jahr in Frieden und Freude mit seiner Frau gelebt hatte, eines Tages zu ihr sagte, er werde nun sie und all sein Hab und Gut verlassen, denn er müsse wissen, wie es tue, arm zu sein, sonst könne er keine Ruhe finden. Wie dieser Graf der Legende fühlen sich die Schwaben im allgemeinen als Glied ihres Volkes, wollen sie mit dem Volke verbunden sein. Sie waren Republikaner in dem Sinne, wie bis zum sechzehnten Jahrhundert alle Deutschen Republikaner waren, dass sie das Gefühl der Verantwortlichkeit hatten und ihre Angelegenheit selbst besorgen wollten. Als das Selbständigkeitsgefühl im deutschen Volke erlosch und die Herrschsucht der Fürsten sich auswirken konnte, erhielten sich doch in Schwaben die Stände und ihre kostbaren Rechte: Steuerbewilligung, Gesetzgebung und Kriegführung hingen von ihnen ab. Ein englischer Staatsmann des achtzehnten Jahrhunderts, Charles Fox, sagte gelegentlich im Parlament, es gebe nur zwei Länder, die eine Verfassung hätten, England und Württemberg; vielleicht hatten nicht viele Deutsche, die die englische Verfassung für die beste hielten, die Glück und Weisheit einem Volke verleihen könne, eine Ahnung davon, dass sie selbst einen so raren Edelstein in ihrer Mitte besassen. Den fürstlichen Despotismus schloss zwar die Verfassung nicht aus, aber der permanente Ausschuss der Stände hielt ihn doch im Zaume, so dass

die unbändigsten Autokraten sich schliesslich zu demütigenden Vergleichen verstehen mussten. Die ständische Regierung war, wie das im Mittelalter zu sein pflegte, eine Art aristokratischer Familienherrschaft, wenn auch rein bürgerlich; der Adel hatte im sechzehnten Jahrhundert die Reichsunmittelbarkeit erlangt und bildete keinen Stand.

Als der von Napoleon zum König erhobene Friedrich I. die Stände beseitigen wollte und unter anderem auch die Frau des Landschaftssekretärs Stockmayer inquirieren liess, antwortete die furchtlose Dame auf die Frage, ob sie leugnen könne, dass jede Behörde, auch die Landschaft — so nannte man den ständischen Ausschuss — *unter* dem Fürsten stehe: «Letztere steht ihm, soviel ich weiss, gegenüber.»

Auf dem Wiener Kongress erhielt Friedrich I. den Eindruck, es könne ihm vielleicht vom Bunde aus eine Verfassung vorgeschrieben werden, und er beeilte sich deshalb, selbst eine zu erteilen; sie erfuhr aber die Ablehnung der Stände, welche vielmehr die Wiederherstellung ihrer nie erloschenen Rechte forderten. Vorkämpfer dieser Bewegung war der junge Rechtsanwalt und Dichter Ludwig Uhland. Diese männliche Erscheinung wiederholt im reinsten Umriss die Tugend, die Virtus, die seit alter Zeit als eigentümlich deutsche Art an manchem Tribun des Volkes bewundert wird. Das Geschick der Volksvertretung lag ihm am Herzen, als wäre gerade er berufen, dafür einzutreten, als wäre es selbstverständlich, nahm er die Last auf seine Schultern. Es mischte sich in sein Handeln nicht ein Körnchen Ehrgeiz oder Eitelkeit, er hatte, eine sehr zurückhaltende Natur und eher schweigsam und ungesellig, keine Freude an öffentlicher Wirksamkeit; sie war ihm eine Aufgabe, der er sich unterzog, weil er einer aus dem Volke war, der die Kraft dazu hatte und das allgemeine Vertrauen genoss. Kurz vor dem Tode des verhassten schwäbischen Tyrannen dichtete er zur Feier des 18. Oktober 1816 das bekannteste seiner politischen Gedichte: Wenn heut ein Geist herniederstiege — Zugleich ein Sänger und ein Held, das mit den Worten schliesst: Nicht rühmen kann

ich, nicht verdammen — Untröstlich ist's noch allerwärts — Doch sah ich manches Auge flammen — Und klopfen hört ich manches Herz. Die Freiheitsbegeisterung der Jugend, die die Fürsten schreckte, war ihm der einzige Trost in der Widerwärtigkeit der inneren Zustände.

Uhlands Ablehnung der Verfassung entsprang seinem scharf ausgebildeten Rechtsgefühl und seinem republikanischen Sinn; er wollte, er als das Volk, im Namen des Volkes, nicht auf ein wichtiges, grundlegendes Recht verzichten, das er besass, wollte nicht, indem er die Verfassung annahm, den Fürsten, mit dem er in einem Vertragsverhältnis stand, als einen absoluten anerkennen. Nach altdeutscher Weise wollte er, dass das Volk dem Fürsten nicht huldige, bevor nicht der Fürst die Rechte des Volkes anerkannt hätte. Dazu kam sein historischer Sinn, sein Widerwille gegen die intellektuelle Richtung seiner Zeit, die glaubte, alles aus dem Bewusstsein machen zu können und zu sollen. Er bekämpfte diejenigen, die, wie er sich ausdrückte, «mit Hintansetzung unserer Geschichte und unserer Eigentümlichkeiten, wie solche jeder Volksstamm hat und haben soll, aus dem Blauen herab nach individuellen Systemen umgestalten und wohl gar beglücken wollen.» Seine Anschauungen waren aus konkreten Verhältnissen erwachsen, er ging nicht von allgemeinen Sätzen, sondern von Erfahrungen und Ueberlieferungen aus. Indessen war er nicht so in seiner Anschauungsweise beschränkt, dass er das, was ihm dienlich schien, abgewiesen hätte, weil es neuen und fremden Ursprungs war. Im Laufe der Zeit nahm er manches von dem an, was die französische Revolution gebracht hatte, weil er es für das Richtige hielt.

Als die Landstände im Jahre 1819 auf dem Wege des Vertrages, wie Uhland es gewünscht hatte, einberufen waren, nahm er, von mehreren Oberämtern vorgeschlagen, die Wahl für Tübingen an. Er war jetzt zweiunddreissig Jahre alt, als Dichter und Politiker berühmt. Der Vorstellung, die viele sich von einem Dichter machen, entsprach er nicht, im Aeusseren hatte

er etwas Nüchternes und auch im Auftreten nichts Ausserordentliches; er sprach ruhig und klar, immer nur um etwas Bestimmtes, Wohlbegründetes zu sagen. Die Verfassung, die er die politische Bibel nannte, die nach seiner Meinung jeder gründlich kennen müsse, sowie die bedeutendsten einschlägigen Werke hatte er gründlich studiert. Man kann sich denken, wie er die Regierungsvertreter nervös machte, wenn er mit unwiderleglichen Paragraphen aufrückte, um seine Einwendungen und Anträge zu stützen. Vor allen Dingen kam es ihm darauf an, klar, genau, bestimmt zu sein; aber zuweilen blitzte in seiner Rede ein treffendes Bild auf, das den Griffel des Dichters verriet, und das seine Meinung hell hervortreten liess. Mit der Verfassung war er im Ganzen einverstanden, wenn auch nicht alles erreicht war; entgegen seinem Wunsche war die Trennung der Vertreter in zwei Kammern angenommen. Beibehalten blieb aus alter Zeit die Mitwirkung der Stände bei der Besteuerung, der Gesetzgebung, der Kriegführung. Für die Zeit, wo die Stände nicht tagten, war als Wächter der Verfassung ein ständischer Ausschuss bestellt, ausserdem wurde zu ihrem Schutze ein Staatsgerichtshof gegründet, vor dem diejenigen angeklagt wurden, die die Verfassung verletzt hatten. Auswanderungsrecht und Pressfreiheit wurden festgesetzt, die Leibeigenschaft für immer aufgehoben. Zur Feier der vollendeten Verfassung wurde im selben Jahre, wo infolge der Ermordung Kotzebues durch Sand im übrigen Deutschland und namentlich in Preussen die Reaktion einsetzte, in Stuttgart Uhlands «Herzog Ernst» aufgeführt mit einem für die Gelegenheit gedichteten Prolog, in dem der siegreiche Mittler zwischen König und Volk bewegten Herzens der beiden Mächte denkt, für die und gegen die er kämpfte: «Noch steigen Götter auf die Erde nieder, — Noch treten die Gedanken, die der Mensch — Die höchsten achtet, in das Leben ein; — Ja, mitten in der wildverworrenen Zeit — Ersteht ein Fürst, vom eigenen Geist bewegt, — Und reicht hochherzig seinem Volk die Hand — Zum freien Bund der Ordnung und des Rechtes. — Ihr habt's gesehen, Zeugen

seid ihr alle; — In ihre Tafeln grab' es die Geschichte! — Heil diesem Volke, diesem König Heil!»

Obwohl die liberale Gesinnung des Königs Wilhelm die Verständigung mit den Ständen ermöglicht hatte, zog unter dem Druck des Bundestages doch auch in Schwaben die Reaktion ein und beeinflusste den Landtag so, dass Uhlands immer auf das Recht gegründete, oft radikale Anträge selten durchgingen. Die politische Tätigkeit bedeutete für ihn eine schwere Arbeit, umso mehr als er viele Adressen und Berichte schrieb. Es war bekannt, dass er Verfasser der Adresse war, die Bürger von Tübingen und anderer Städte der Bundesversammlung einreichten, damit sie Massregeln träfe, den Vertilgungskrieg gegen die Polen zu hemmen, in dessen Gefolge die Cholera ausgebrochen sei und bereits die Grenze überschreite. Uhland ergriff den Anlass, um den Bund anzuklagen. Er sprach davon, dass der Kampf, den die edle Nation der Polen für ihre lange unterdrückte Selbständigkeit verzweiflungsvoll bestehe, das Mitgefühl der Deutschen errege, während ein dem deutschen Bunde angehörender Staat, es war Preussen gemeint, den Gegner der Polen, Russland, unterstütze. Er ging zu den Befreiungskriegen der Deutschen über und kam auf die Enttäuschungen, die der Bund dem deutschen Volke bereitet habe, insbesondere auf die unrechtmässige Unterdrückung der Pressfreiheit. Die württembergische Regierung erklärte die Eingabe für ungesetzlich und sprach den Professoren, die mit Uhland unterzeichnet hatten, ihre Missbilligung aus. Als dann Uhland im Jahre 1833 in die Ständeversammlung gewählt wurde, verweigerte ihm die Regierung den Urlaub, ohne welchen Staatsbeamte nicht Abgeordnete werden konnten. Als Antwort kündigte Uhland sofort seine Professur in einem kurzen Schreiben an den König auf, der die Entlassung «sehr gern» bewilligte.

Während der Session hielt er zu Gunsten der Pressfreiheit eine bedeutende Rede, in der er zu erkennen gab, dass ihm die Entwicklung Deutschlands ebenso am Herzen lag, wie die der schwäbischen Heimat. «Es war eine alte Verheissung,» sagte er, «ein freies, grosses

Deutschland, lebenskräftig und in Einheit gehalten, wiedergeboren aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes, sollte wieder unter den Völkern Europas erscheinen. Das hatten nicht deutsche Demagogen verkündigt, sondern mächtige Monarchen den Völkern zum Lohn ihrer Anstrengungen verheissen. Aehnliches wurde noch zur Weihe des eröffneten Bundestages ausgesprochen. Die deutschen Völker harrten geduldig, auch nachdem sie den Glauben an die Erfüllung desselben aufgegeben hatten.» Die verheissene Verjüngung Deutschlands, fuhr er fort, habe sich auch nicht erfüllen können, weil dem Geiste des Volkes, aus dem sie hätte heraustreten sollen, kein Organ zur Wirksamkeit gegeben sei, im Gegenteil sei es in immer engere Bande geschlagen worden. Die Pressfreiheit sei vernichtet, die Verhandlungen der Volkskammern seien unter Aufsicht gestellt, Vereine und Versammlungen untersagt, gemeinschaftliche Vorstellungen an den Bundestag für ungesetzlich erklärt. Nach der Julirevolution von 1830 habe es in der deutschen Eiche wieder zu rauschen angefangen. Ein deutscher Liberalismus habe sich ausgebildet, der die freisinnige Idee mit der Vaterlandsehre zu verbinden trachte. Wieder kam er auf den Heldenkampf der Polen zu sprechen. Polen, die alte Vormauer Deutschlands und des gesamten mitteleuropäischen Festlandes würde nicht gefallen sein, wenn es eine freie deutsche Nation, ein machtbegabtes Organ deutscher National-Gesinnung gegeben hätte. «Es gehört zu der Unnatur der deutschen Zustände, dass das Repräsentationssystem nur in den kleineren Bundesstaaten sich begründet hat. Die schwächeren Schultern sollen die Träger der grossen Volksrechte sein... Ermüden wir dennoch nicht, unsere ehrenvolle Bürde, das künftige Eigentum des gesamten Deutschlands, einer helleren Zukunft entgegenzutragen. Rechte und Freiheiten, die in unserer Pflege mühsam gedeihen, können, wenn wir sie nur treulich schirmen und furchtlos verteidigen, einst noch von grösseren Volksvertretungen und in der Mitte selbständiger Bundesstaaten von einer deutschen Natio-

nalvertretung zu voller und segensreicher Entfaltung gebracht werden.»

Jahre opferte Uhland der Teilnahme an der Ständeversammlung; 1836 trat er zurück, weil er den Eindruck hatte, dass das öffentliche Leben Schwabens, abgetrennt von dem grossen Vaterlande Deutschland, zu erstarren beginne. Es sei nun Zeit, meinte er, dass in den grossen Ländern Deutschlands, dass namentlich im Deutschen Bunde, durch die Mitwirkung des gesamten Volkes an den grossen vaterländischen Interessen die der kleinen Länder erweitert und gekräftigt würden. «Im Absterben des kleinstaatlichen Verfassungswesens,» schrieb er dem Professor Welcker in Freiburg, «scheint mir die Notwendigkeit einer grossartigeren Entwicklung gesetzt zu sein.»

Als er zehn Jahre später an der ersten Germanistenversammlung teilnahm, die in Frankfurt am Main tagte, um über Sprache, Recht und Geschichte Deutschlands zu beraten, war die Stimmung sehr verändert. Unter dem Vorsitz Jakob Grimms betonte die Versammlung, dass sie nicht politisch sein wolle; aber so mächtig ist der Strom der Zeit, und so untrennbar ist der Staat mit Sprache, Recht und Geschichte verflochten, dass schon am ersten Tage etwas Politisches zur Sprache kam, nämlich die Zugehörigkeit der Herzogtümer Schleswig-Holstein zu Deutschland. Wäre das aber auch nicht der Fall gewesen, so hätten die Liberalen doch den Kongress als einen Triumph ihrer Ideen, beinahe als eine Art Vorparlament betrachtet, da das allgemeinste und tiefstgewurzelte Einheitsband, Sprache und Dichtung, indem sie nur laut ihr Dasein und ihren Wert verkündete, ganz von selbst eine Freiheitsforderung, die Freiheit des Wortes, der Presse erhob, und da alle, welche sich mit der Wesensart der Germanen beschäftigten, sie durch Freiheitssinn auf dem Gebiete des Rechts und des Glaubens ausgezeichnet fanden. In der Versammlung selbst herrschte das Gefühl, dass ihre Zusammenkunft einen Schritt zur Neugründung Deutschlands bedeute, deren Scheitern Jakob Grimm am Wiener Kongress 1813 miterlebt und heiss beklagt hatte. Bei einem gemütlichen

Zusammensein sagte Uhland: «Wenn der Frühlingswind geht, knospet die Saat, wenn der Herbst kommt, schiessen die Trauben, wenn die Flamme ausbrechen soll, kommt es aus allen Ritzen; und als diesen Morgen im Saal das Wort Freiheit genannt wurde, das ging ja wie ein Lauffeuer durch die Versammlung, und man meinte, die alten Kaiser wollten aus ihren Rahmen springen, um die einen anzufeuern, die andern zu zügeln.» Der mit den Bildern der deutschen Kaiser geschmückte Saal im Römer, die stolzen Erinnerungen der alten Reichs- und Krönungsstadt, stimmten zu der Auffassung, die wenigstens Uhland von der Art des ersehnten neuen Reiches hatte.

Der Vereinigte Landtag

Nach Haller musste der König, der nur seine eigenen Angelegenheiten besorgte und nicht das Recht hatte, von seinen Untertanen Steuern zu fordern, aus seinen Domänen leben, und es wäre Friedrich Wilhelm IV. sehr lieb gewesen, wenn er das gekonnt hätte; da er aber doch zugleich Staat war und seine Untertanen regieren und verwalten wollte, brauchte er bei weitem mehr, als sein Privatbesitz vermochte. In der Verordnung wegen künftiger Behandlung des Staatsschuldenwesens vom 17. Januar 1820 war so deutlich ausgesprochen, dass neue Darlehen von der Garantie und Bewilligung der Reichsstände abhängen sollten, dass für solche Fälle, die immer weniger zu vermeiden waren, die gefürchtete Einrichtung geschaffen werden musste. Der König konnte sich dieser Einsicht nicht verschliessen und brütete seit dem Jahre 1844 darüber, wie er Reichsstände herstellen könnte, ohne seine Alleinherrschaft zu beschränken. Die Pläne, die Bunsen und Radowitz ihm vorlegten, verwarf er; endlich brachte er selbst einen Entwurf zustande, der ihm durchführbar schien. Er glaubte die Gefahr dadurch zu umgehen, dass er die Provinzialstände, deren Ohnmacht bereits erprobt war, nach Berlin berief und die so entstandene Versammlung Vereinigten Landtag nannte.

Er sollte in eine Herrenkurie und eine Dreiständekurie geteilt sein, die aus Rittern, Bürgern und Bauern bestand. Seine wichtigsten Befugnisse waren die Bewilligung von neuen Steuern u. d die Genehmigung von Staatsanleihen; das Recht, Petitionen an den König zu bringen, hing davon ab, dass in beiden Kurien zwei Drittel der Stimmen für den Beschluss waren.

Wie unschädlich der Vereinigte Landtag in dieser Form auch war, erregte er doch in der Umgebung des Königs lebhaften Widerspruch, namentlich bei seinem Bruder, dem Prinzen Wilhelm, dem Haupt der altpreussischen Junkerpartei; sie meinten, dass durch diesen Schritt die Militärmacht, Preussens Basis, erschüttert werde. Friedrich Wilhelm indessen, der nun einmal den Entschluss gefasst hatte, gab nicht nach: er war überzeugt, diese Reichsstände meistern, sie als sein Werkzeug gebrauchen zu können. Das Patent, durch welches am 3. Februar 1847 der Vereinigte Landtag einberufen wurde, erregte Ueberraschung und Befremden. Man hatte auf Reichsstände nicht mehr gerechnet, aber auch nicht gedacht, dass der König wieder ein Mittel finden würde, mit einer Hand zu geben und mit der anderen zurückzunehmen. In den Provinzen Preussen und Schlesien, die von Anfang an dem Könige mit kampflustigem Selbstbewusstsein gegenübergestanden hatten, herrschte die Meinung vor, man soll sich diese Missgeburt von Reichsständen nicht oktroyieren lassen; diese Stimmung kam zum Ausdruck in einer kleinen Schrift von Heinrich Simon: Annehmen oder Ablehnen, die zum Schlusse kam, man solle ablehnen.

Heinrich Simon gehörte zu den gebildeten Juden jener Epoche, die mit dem deutschen Bürgertum ganz verschmolzen waren, von niemandem mehr als Fremdkörper empfunden wurden. Sein Grossvater war ein reicher und angesehener Kaufmann in Breslau, die folgende Generation trat zum Christentum über. Zwei seiner Söhne, Oheime Heinrichs, fielen in den Freiheitskriegen. Von den übriggebliebenen wurde Heinrich, der Jurist, vortragender Rat im Justiz-Ministerium, Hermann übernahm das Geschäft in Breslau, beide waren

Royalisten im altpreussischen Sinne. Hermanns Sohn Heinrich, 1805 geboren, studierte nach dem Beispiel seines gleichnamigen Oheims die Rechte. Er war ein eigensinniges, schwer zu behandelndes Kind und behielt auch später etwas Starres in seinem Rechtssinn; bei dieser Eigenart lässt sich denken, welchen Eindruck auf den jungen Mann Jakobys «Vier Fragen» machten, die bei Friedrich Wilhelms Regierungsantritt erschienen. Dieser schroffe Rechtsstandpunkt in der grossen Angelegenheit zwischen Volk und König war auch der seinige, so dass er sich fast ängstlich fragte, warum denn nicht er die Broschüre geschrieben habe? Vielleicht beeinflusste der Stachel, etwas ähnliches leisten zu wollen, sein Leben mehr, als ihm selbst bewusst war. Der Augenblick dazu kam, als im März 1844 ein Gesetz, «betreffend das gerichtliche und Disziplinar-Strafverfahren gegen Beamte und das bei Pensionierungen zu beobachtende Verfahren» veröffentlicht wurde. Heinrich Simon glaubte, dass durch dies Gesetz die Unabhängigkeit des Richterstandes angetastet werde und äusserte seine Meinung in einer Schrift, die ihrerseits Erwiderungen hervorrief. Der Justizminister beauftragte das Breslauer Oberlandesgericht, darüber Beschluss zu fassen, ob sich der Fall zur Einleitung eines Disziplinarverfahrens gegen Simon eigne; dies fand, dass kein Grund zu einer Untersuchung vorliege. Nachdem Simon verschiedene Massregelungen von Seiten des Justizministers erfahren hatte, fasste er alles, was in dieser Sache geschehen war, in einer Schrift zusammen, die er betitelte «Der preussische Richter und das Gesetz vom 29. März 1844» und den Provinzialständen widmete. Die Teilnahme war ungemein: 44 den Ständen eingereichte Petitionen bewirkten, dass ein Antrag wegen Zurücknahme des Gesetzes an den König gerichtet wurde; es erfolgte ein abschlägiger Bescheid. Heinrich Simon trat, nachdem er einen seiner Gegner auf Pistolen gefordert hatte, aus dem Staatsdienst aus; ein Teil seiner Standesgenossen widmete ihm einen silbernen Becher mit der Aufschrift Virtuti. Das Leben in Breslau, wo Simon sich niederliess, erfüllt von dem Prickeln revolutionärer

Spannung, bot seiner Musse Anregung genug. In seinem Hause verkehrten der Gymnasiallehrer Stein, gegen den wegen einer öffentlichen Rede ein disziplinarisches Verfahren eingeleitet war, Johannes Ronge, der freisinnige Regierungsrat Abegg, Graf Reichenbach, Schlöffel und Professor Nees von Esenbeck, der sich um die geistige Ausbildung der Arbeiter bemühte. Allen diesen Männern lag es am Herzen, die verschiedenen Klassen der Bevölkerung, Gelehrte, Bürger, Beamte, Arbeiter, einander zu nähern. Simon verfasste Schriften über die Patrimonialgerichtsbarkeit, über das Jagdgesetz, über die Besoldung der Schullehrer; aber erst als das königliche Patent über Einberufung der Landstände erschien, kam die Gelegenheit, einen Wurf zu tun, dem Jakobyschen ähnlich. Wenn seine Meinungsäusserung das Zustandekommen des Landtags verhindern sollte, musste er sich eilen; in sieben Tagen verfasste er die Schrift «Annehmen oder Ablehnen», deren Kern war, dass der Landtag nicht als Ersatz für die Reichsstände, auf die das Volk ein Recht habe, angesehen werden könne, und dass man sich nicht, indem man ihn annähme, des Rechtes auf dieselben begeben dürfe. Der Verleger druckte 6000 Exemplare, die sofort vergriffen waren, und bedauerte, nicht 25,000, wie Simon vorgeschlagen hatte, hergestellt zu haben; das waren für die damalige Zeit ausserordentliche Zahlen. Simon reiste selbst nach Leipzig und brachte es durch Bearbeitung des dortigen Zensors dazu, dass seine Schrift unter sächsischer Zensur erschien. Dort machte er die Bekanntschaft Robert Blums, mit dem er schriftlich schon verkehrt hatte. Um ihn vor dem ersten Schlage zu schützen, auf den er gefasst sein musste, führte ihn Magnus von Neidschütz im Schlitten auf den Landsitz Siegfrieds von Brünneck, des Schwiegersohnes von Theodor von Schön; ein kleiner Teil des Adels ging mit der bürgerlichen Opposition Hand in Hand. Die Anklage auf Hochverrat wurde erhoben, konnte aber nicht aufrecht erhalten werden; dagegen wurde eine Anklage auf Majestätsbeleidigung und frechen, unehrerbietigen Tadel der Landesgesetze begründet und vom Breslauer Oberlandesgericht einge-

leitet. Das Verbot der Schrift, so schnell es erfolgte, konnte nicht verhindern, dass sie schon von jedermann gekauft und gelesen war. Der Landtag war bereits einige Tage eröffnet, als Simon nach Breslau zurückkehrte.

Auch Gervinus empfahl die Ablehnung in einer Schrift, die in Mannheim erschien; aber die Rheinländer standen auf einem anderen Standpunkt: sie wollten das Gebotene, so dürftig es sein mochte, nicht zurückweisen, sondern versuchen, ob sich nicht etwas daraus machen lasse. Die grossen Fabrikanten und Kaufleute waren ungeduldig, sich mit der herrschenden Macht als Ebenbürtige zu messen, einen Platz innerhalb der Regierung einzunehmen, wozu sie sich als Vertreter der neuen Weltmacht, der Industrie, berufen fühlten. Die Rechtsfrage interessierte sie nicht so sehr; auch wenn Friedrich Wilhelm III. sich niemals jenes fatale Versprechen hätte entreissen lassen, würden sie doch haben mitregieren wollen, weil sie die Macht dazu hatten. Einige Tage vor Beginn des Landtages trafen die vier angesehensten Rheinländer: Hansemann, Camphausen, Beckerath und Mevissen in Berlin ein. Ihre erste Sorge war, sich mit der schlesischen und preussischen Opposition zu verständigen. Beim Landtagsmarschall Brünneck, demselben, der Simon beherbergt hatte, und beim Bürgermeister Naunyn fanden Vorbesprechungen statt, bei denen eine Einigung im Sinne der Rheinländer erzielt wurde. Der Landtag wurde angenommen und als Forderung der Zukunft aufgestellt: eine mächtige, erhabene, unverletzliche Krone, verantwortliche Minister, mitratendes und mittatendes Volk. Was unter dem Volk zu verstehen sei, wurde nicht ausgesprochen. Von den Rheinländern trat nur Mevissen für die Interessen und Ansprüche der Arbeiter als Teil des Volkes ein; in den Augen von Hansemann und Beckerath waren sie Ohnmächtige und zum Teil auch Verkommene, denen die höheren Klassen zu Hilfe kommen würden, die aber nicht an den öffentlichen Angelegenheiten mitwirken könnten. Damals war im Rheinlande die Not hochgestiegen; Mevissen sagte, es wären Tausende durch Arbeitslosigkeit an den Bettelstab gekommen, ohne Aus-

sicht, je wieder zu Wohlstand zu gelangen. Da die Armenfürsorge und die private Wohltätigkeit nicht genügten, suchte Mevissen Staatshilfe zu gewinnen, aber etwas Durchgreifendes geschah nicht. In der Presse wurden Stimmen laut, angesichts dieses Elends möge der Landtag sich zuerst mit der sozialen Not, dann erst mit der Verfassungsfrage beschäftigen. Soweit wollte aber auch Mevissen das eigene Interesse nicht zurückstellen. Die meisten hatten für soziale Fragen gar keine Teilnahme, es war vorauszusehen, dass der Gegenstand keinen Anklang finden, dass von vornherein Uneinigkeit und Verstimmung eintreten, dass die Kraft der Opposition sich ergebnislos zersplittern würde.

Der König hatte für den Vereinigten Landtag einen Saal herrichten lassen. Als er ihn seinem Bruder, dem Prinzen Wilhelm, zeigte, bemerkte dieser, er sei recht schön, aber etwas eng, worauf der König erwiderte, das sei ganz recht, die Herren sollten sich auch nicht breitmachen. Das war seine Stimmung den Ständen gegenüber; er wollte ihnen und aller Welt klarmachen, wenn er Zugeständnisse gemacht habe, sei das nicht auf das Drängen der Opposition geschehen, sondern aus eigenem, freiem Ermessen, und er gedenke nichtsdestoweniger der unbeschränkte Herr zu bleiben. Das «Pastorengeschwätz,» mit dem er den Landtag eröffnete, hatte etwas von einer Kanzelrede, etwas von einer Universitätsvorlesung über Hallers Restauration der Staatswissenschaften und etwas von einer schulmeisterlichen Abrüffelung. Mit Recht rühmte er sich der Offenheit; mehrmals und unmissverständlich erklärte er, dass er trotz des Vereinigten Landtages alles beim alten lassen, dass er eine Verfassung im Sinne des Liberalismus niemals dulden werde. Stände, belehrte er, wären Vertreter eigener und von der Krone verliehener Rechte; sie hätten ausserdem dem Könige Rat zu erteilen, wenn er es verlangte, und dürften Bitten und Beschwerden an den Thron bringen, in Bezug auf Dinge, die zu ihrem Wirkungs- und Gesichtskreise gehörten. Nicht ihr Beruf sei, Meinungen zu repräsentieren, Zeit- und Schulmeinungen zur Geltung zu bringen; das würde zu Verwicklungen mit der Krone

führen, die nach dem Willen von Majoritäten nicht regieren könne noch dürfe. Er würde sie nicht berufen haben, wenn er für möglich hielte, dass sie ein Gelüsten nach der Rolle sogenannter Volks-Repräsentanten hätten. Nur Ein Wille könne in Preussen gebieten, wenn Preussen nicht zugrunde gehen sollte. «Es drängt mich zu der feierlichen Erklärung,» sagte er, «dass es keiner Macht der Erde je gelingen soll, mich zu bewegen, das natürliche, gerade bei uns durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältnis zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu wandeln, und dass ich es nun und nimmermehr zugeben werde, dass sich zwischen unsern Herrgott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt, gleichsam als eine zweite Vorsehung eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und durch sie die alte, heilige Treue zu ersetzen.»

Zwischen derartigen Auseinandersetzungen drängten sich grelle Drohungen gegen den Liberalismus hervor, den argen Baum, der die argen Früchte des Ungehorsams, der geheimen Verschwörung, des erklärten Abfalls trage, gegen die Presse, in der der finstere Geist des Verderbens herrsche, ein Geist des Umsturzes und frecher Lüge. Dieser böse Geist habe sogar das Volk um sein heiligstes Kleinod, um den Glauben an seinen Heiland betrügen wollen. Angesichts eines so entsetzlichen Beginnens lege er das Bekenntnis ab: Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen. Das Volk sei fromm, bieder, treu, ihm unbedingt ergeben, und von allen Unwürdigkeiten, denen er seit sieben Jahren ausgesetzt sei, appelliere er an sein Volk; an diesem herrlichen Volke möge sich auch der Landtag ein Beispiel nehmen.

Diejenigen, welche an die Möglichkeit einer gütlichen Verständigung mit dem Monarchen geglaubt hatten, sahen sich durch die Thronrede bitter enttäuscht. Eine gewitterschwüle Stimmung breitete sich aus; an der Ergebenheit gegen den König wollte man festhalten, aber doch den Kampf um das Recht und die Macht nicht aufgeben. Bald wurden die Verhandlungen zu einem

Zweikampf zwischen den Industriellen und den preussischen Junkern, den konservativen Grossgrundbesitzern. Zum ersten Male standen sich der Westen und der Osten, Rheinland und Altpreussen, Grundadel und Finanz geschlossen, feindlich gegenüber. Die entschiedensten Vertreter des Westens waren Hansemann und Mevissen, die des Ostens der junge Graf Otto von Bismarck, Bülow-Kummerow und Herr von Thadden-Trieglaff, von dem der Berliner Humorist sang: Kennst du das Land, wo die Karbatschen blühn — Wo dunklen Augs die Kaviarkörner glühn — Ein feuchter Wind her von Sibirien weht — Die Juchte still und hoch die Knute steht? — Kennst du es wohl? Dahin, dahin — Möcht ich mit dir, mein Thadden-Trieglaff ziehn!» Der zweiundsiebzigjährige Bülow auf Kummerow nahm eine besondere Stellung unter den Junkern ein. Er stimmte in mancher Hinsicht mit der Opposition überein, legte Gewicht auf die Förderung industrieller Interessen, namentlich auf die Gründung von Banken, er war sogar für eine zeitgemässe Umgestaltung der Patrimonialgerichtsbarkeit und für die Zivilehe. Ganz allein stand er mit seinen Vorschlägen zur Hebung der sozialen Not; er wollte, dass die Proletarier durch innere Kolonisation sesshaft gemacht würden. Damit fand er bei den Rheinländern kein Entgegenkommen; denn ein Volk von Eigentümern konnte ihnen das Arbeiterheer nicht liefern, das sie brauchten. Bülow war mit dem um vierzig Jahre jüngeren Bismarck befreundet, doch gab es durch dessen auf die Spitze getriebenes Junkertum zuweilen einen Missklang. In Bezug auf Bismarcks herausfordernde Rede über den Befreiungskampf des Jahres 1813, dass das Volk sich einfach auf Befehl des Königs pflichtgemäss erhoben habe, äusserte er nachher, er begreife nicht, wie ein gescheiter Mann sich so habe blamieren können. Mit Hansemann wechselte er Briefe, in denen sie das Gegensätzliche ihrer Meinungen kavaliermässig höflich besprachen. Mit Ausnahme von Mevissen, der eine schwache Stimme hatte, erwiesen sich die grossen Rheinländer in verschiedener Weise als wirkungsvolle Redner, die äusserste Rechte tat sich

unter Bismarcks Führung durch Lärmen und Scharren hervor. Hansemann war trocken und sachlich und hatte die Sicherheit im Benehmen, die sich um die auszuübende Wirkung gar nicht zu kümmern scheint; in einer seiner Reden fiel der Ausspruch, der zum geflügelten Wort wurde: in Geldsachen hört die Gemütlichkeit auf. Beckerath sprach eindringlich zum Herzen, Camphausen blieb auch, wenn er sprach, der vornehm zurückhaltende Mann, der doch zuweilen leidenschaftliche Töne anschlug. Mevissen sah sich und den Landtag in bengalischen Flammen, eine Stimmung, die der in Berlin herrschenden Erregung entsprach; man hatte das Gefühl eines grossen historischen Momentes, an den sich unberechenbare Folgen knüpfen würden. Der offensichtliche Hass und Widerstand der Junker feuerte ihn nur mehr an und steigerte in ihm das Gefühl seiner Wichtigkeit. Er sah sich als gefährdeten Kämpfer auf dem erhabenen Schlachtfelde des Landtages, verglich sich mit gehetztem Wild, das sich voll ingrimmiger Wut gegen seine Jäger aufrichtet. In seinem und seiner Partei Verhalten fand er Idealismus, Feuereifer und unerschütterlichen Glauben an alles, was heilig ist, Mut und Selbstverleugnung um edler Zwecke willen. Es ist begreiflich, dass die Gegner die Ideale der Industrie: Banken, Aktiengesellschaften, Handelsämter und dergleichen nicht so heilig fanden, wie sie Mevissen erschienen, und dass ihnen sein Prophetenzorn eher komisch vorkam. Die Engherzigkeit der Agrarier aber machte, dass die Opposition sich wirklich in einem Punkte, nämlich in einer Steuerfrage, gerechter und einsichtiger fühlen durfte. Die Regierung machte den bedeutsamen Vorschlag, die Mahl- und Schlachtsteuer, die hauptsächlich auf die unteren Klassen drückte, durch eine Einkommensteuer zu ersetzen. Die Rheinländer traten geschlossen auf die Seite der Regierung. Hansemann hatte schon im Gemeinderat von Aachen zur Linderung der Not die Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer durchzusetzen versucht und wenigstens eine Sistierung erlangt. Mevissen hatte eine Rede ausgearbeitet, um die Regierungsvorlage zu unterstützen,

hielt sie aber nicht, weil Camphausen und Hansemann mustergültig zur Sache sprachen. Der einmütige Widerstand der östlichen Grundbesitzer brachte den Antrag zu Fall.

Neben dieser Frage fiel besonders Beckeraths Kampf für den Eintritt der Juden in die Ständeversammlung auf. Er stellte den Antrag auf Aufhebung der Bestimmung, nach welcher die Wählbarkeit zu den Landtagen an die Zugehörigkeit zu einer der vom Staate geduldeten christlichen Religionsgesellschaften gebunden war. In der Rede, durch welche er seinen Antrag begründete, sagte er, es gebe in der menschlichen Gesellschaft natürliche Ungleichheiten, die berücksichtigt werden müssten; die Unterschiede nämlich des Alters, des Besitzes und der sozialen Stellung; aber in die religiöse Ueberzeugung dürfe der Staat nicht eindringen. Er erging sich in den salbungsvollen Wendungen, die er immer bereit hatte, sprach vom Christentum als von der Religion der Liebe, die niemanden ausschliesse, und gebrauchte auch den bereits in den Phrasenschatz der Gebildeten aufgenommenen Satz, dass die Idee der Menschheit die höchste Staatsidee sei. Er gewann nur ein Drittel der Stimmen. Der westfälische Graf Meerveldt fragte, ob denn etwa auch Heiden und Mohammedaner, Anbeter von Sonne, Mond und Sternen und Anbeter der Göttin Vernunft in den Landtag sollten eintreten können? Von diesem Einwande vielleicht überzeugt, ging Beckerath offen vor und stellte den Antrag auf völlige Gleichstellung der Juden mit den Christen in allen Beziehungen; aber auch so erlangte er die erforderliche Mehrheit nicht, nur zu allen akademischen Aemtern sollten sie zugelassen werden. Der König wollte die Judenfrage dadurch lösen, dass er nach seinem mittelalterlichen Schema Judenschaften zu gründen vorschlug. Der Minister Eichhorn hielt eine Rede über das Prinzip korporativer Vereinigungen oder, wie er es nannte, organischer Bildungen. Es sei zu beklagen, sagte er, dass man aus Scheu vor der Rückkehr vergangener Zeiten der Bildung von Korporationen widerstrebe, wo doch ein Trieb nach Assoziation augen-

scheinlich bestehe. Wo organisches Leben ohne Zutun des Staates aufgehe, sollte man doch die Gelegenheit nicht versäumen, «den leeren Raum mit neuen Lebensformen anzufüllen.» Indessen auch die Herrenkurie wollte nicht die Hand dazu bieten, das ihr ohnehin verdächtige Mittelalter gerade an diesem dunklen Punkte wieder einzuführen und verwarf die Judenschaften.

Die Bitte um Periodizität des Landtages lehnte der König ab, befahl vielmehr, die Wahlen zu den Ausschüssen vorzunehmen, die bis dahin die ständische Vertretung in den Zwischenpausen übernommen hatten. Der Wille der Opposition war, dass die Ausschüsse gänzlich aufgehoben würden, damit der Vereinigte Landtag als rechtmässiges Organ, als Reichsstände, erschiene, und sie glaubten deshalb, die Wahlen nicht vornehmen zu sollen. Während eine Anzahl Abgeordneter, zu denen Hansemann und Mevissen gehörten, die Wahl unbedingt verweigerten, wählten andere, unter ihnen Beckerath, unter Verwahrung; sie wollten, sagte er, die unweise Regierung durch weise Mässigung überwinden. Des Königs Bruder, Prinz Wilhelm, nannte die Enthaltung von der Wahl offene Rebellion und flagranten Ungehorsam und fand, der Monarch müsse die Schuldigen gewaltsam zur Unterwerfung bringen. Friedrich Wilhelm dachte daran, die Wahlverweigerer zu kassieren und für unfähig zu künftiger Wählbarkeit zu erklären, stand aber nach reiflicher Ueberlegung davon ab; es schien unklug, die Rheinländer ganz zurückzustossen. Bei einem Feste, das er den Abgeordneten in Sanssouci gab, erteilte er jedoch selbst dem frommen Beckerath die Strafe der Nichtbeachtung.

Nach dem Schlusse des Landtages veranstaltete die zweite Kurie ein Abschiedsessen, bei dem sich drei Mitglieder der Herrenkurie einfanden: Fürst Felix Lichnowsky, Prinz Biron und der Herzog von Ratibor. Besonders Lichnowsky fraternisierte laut mit den Häuptern der Opposition und brachte einen Toast auf die Drei-Stände-Kurie aus. Trotz aller Umarmungen und schönen Reden aber war die Stimmung der Opposition flau. So gross die Entrüstung über die Stellungnahme

des Königs auch gewesen war, hatte sie doch die gewohnte Unterwürfigkeit nicht soweit aufgehoben, dass es zu einmütigem, imponierendem Widerstand gekommen wäre. Es war nichts erreicht worden, ausser, dass man sich persönlich kennengelernt hatte und sich über die eigenen Absichten und die der Gegner klarer geworden war. Auch die Aussenstehenden sahen manches deutlicher. Karl Heinzen verfasste eine Schrift über «Teutschen Servilismus und Liberalismus», worin er sagte, dass Mevissen, «ein Mann aus der Zeit der «Rheinischen Zeitung», dem radikale Gesinnung und Energie zuzutrauen war,» dem Schicksal der Politiker aus dem Kaufmannsstande verfallen sei, deren natürliche Besorgnis vor wirtschaftlichen Störungen sie weniger geeignet für entschlossene Opposition mache als Aerzte, Advokaten und andere Angehörige freier Berufe. Ueberall sonderten sich die Gruppen; die kindliche Zeit, wo das ganze Volk unter einem Banner der Freiheit und Einheit gekämpft hatte, war vorüber.

Während die Versammlung tagte, fand ein Krawall in Berlin statt, dessen Ursache die ausserordentliche Teuerung war; sie hatte in ganz Deutschland Unruhen zur Folge. In Berlin begannen sie damit, dass einigen Marktfrauen ihre Kartoffelsäcke aufgeschnitten und umgeleert wurden, dann wurden auch Bäcker- und Fleischerläden geplündert. Die Regierung befand sich in Verlegenheit, weil sie den fremden Abgeordneten weder den Anblick unbemeisterter Unordnung noch das hässliche Schauspiel geben wollte, dass Soldaten mit dem Säbel auf das bleiche und abgezehrte Elend einhauten; aber es fiel ihr doch kein anderes als dieses Mittel ein. Die Bürgerschaft, welche aus ihrer Mitte Schutzmannschaften errichten wollte, wurde streng verweisend abgefertigt. Von den Tumultuanten wurden mehrere durch Säbelhiebe verwundet. Es wurden zweihundert Verhaftungen vorgenommen, hundertundsiebzehn Anklagen erhoben und sechsundachtzig Personen bestraft. Ein Mann, der einen anderen dem Militär hatte entreissen wollen, wurde zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurteilt, ein anderer, der Steine geworfen hatte,

zu mehrjähriger. Die Gerechtigkeit der Regierung war dieselbe geblieben wie zur Zeit des Weberaufstandes.

Konservative verdächtigten die Liberalen, als hätten sie eine Hand in diesen Unruhen; aber das war augenscheinlich nicht der Fall, die liberalen Abgeordneten, Grossindustrielle wie Grossgrundbesitzer, nahmen keine Notiz von dem sogenannten Kartoffel-Krawall. Ganz getrennt von einander, mit ganz verschiedenen Zielen, bewegten sich die revolutionären Strömungen, die eine, die in düsterer Tiefe nach Brot schrie, die der Mächtigen, die noch mehr Macht und die Macht als Recht befestigen wollten.

Das Kommunistische Manifest

Zur Zeit des Vereinigten Landtages war Marx in Brüssel. Dort suchte ihn eines Tages ein Abgesandter jenes Bundes der Gerechten auf, der sich von dem in den Dreissigerjahren in Paris gegründeten Bunde der Geächteten abgespalten und seinen Sitz nach London verlegt hatte. In der freieren und strengeren Luft des englischen Staates, hatten die Handwerker allmählich ihre deutsche Straubingerei abgestreift, sodass sie Gedanken aufzufassen vermochten, wie sie Engels ihnen in Paris vergeblich beizubringen versucht hatte. Der Deputierte hiess Joseph Moll und war ein Uhrmacher. Er erklärte Marx, sie wären bereit, sein Programm anzunehmen, müssten aber die Bedingung stellen, dass er ihrem Verein beitrete. Dazu entschlossen sich sowohl Marx wie Engels nach einigem Sträuben, nachdem ihnen versichert war, dass auf einem Kongress im Sommer die von ihnen ausgesprochenen Ideen als Bundeslehre aufgestellt werden und dann in einem öffentlichen Manifest verkündet werden sollten. Auf dem Kongress änderte der Bund dem neuen Programm entsprechend seinen Namen; er nannte sich: Bund der Kommunisten. Unter Kommunisten verstanden sie, im Gegensatz zu den Sozialisten, Leuten, die sich theoretisch mit utopischen Heilmitteln für die Leiden der Gesellschaft

befassten, diejenigen, welche eine Umgestaltung der Gesellschaft tatsächlich herbeiführen wollten, und zwar im Sinne der Herstellung einer klassenlosen Gesellschaft ohne Privateigentum.

Im Sommer 1848 war das verheissene Manifest noch nicht in London eingelaufen, und Marx wurde ernstlich gemahnt. Engels, der flinke, der dem schwer und langsam arbeitenden Marx die notwendigen Tagesgeschäfte abzunehmen pflegte, machte einen Entwurf, den sie zusammen vollendeten; im Laufe des Februar konnte das Kommunistische Manifest in deutscher Sprache im Druck erscheinen. Es ging der Revolution voraus, wie ein Blitz dem Donner vorangeht, wenn sie auch nicht im unmittelbaren Zusammenhange standen.

Nach Engels' eigenen Worten ist der Grundgedanke des Manifestes: «dass die ökonomische Produktion und die aus ihr mit Notwendigkeit folgende gesellschaftliche Gliederung einer jeden Geschichtsepoche die Grundlage bildet für die politische und intellektuelle Geschichte dieser Epoche; dass demgemäss, seit Auflösung des uralten Gemeinbesitzes an Grund und Boden, die ganze Geschichte eine Geschichte von Klassenkämpfen gewesen ist, Kämpfen zwischen ausgebeuteten und ausbeutenden, beherrschten und herrschenden Klassen auf verschiedenen Stufen der gesellschaftlichen Entwicklung; dass dieser Kampf aber jetzt eine Stufe erreicht hat, wo die ausgebeutete und unterdrückte Klasse, das Proletariat, sich nicht mehr von der sie ausbeutenden und unterdrückenden Klasse, der Bourgeoisie, befreien kann, ohne zugleich die ganze Gesellschaft für immer von Ausbeutung, Unterdrückung und Klassenkämpfen zu befreien.»

Warum kann nicht wie in früheren Zeiten das Proletariat nur sich selbst befreien, warum muss es zugleich die ganze Gesellschaft umwandeln? Weil im Gegensatz zu früheren Zeiten alle Klassen in dem einen grossen Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat aufgegangen sind, der nicht nur die Bevölkerung eines einzelnen Landes, sondern die aller zivilisierten Länder spaltet. Wie das gekommen ist, das setzt zunächst eine

kurz zusammengefasste Entwicklungsgeschichte der europäischen Bourgeoisie auseinander. Die Erweiterung der Erde durch die Umschiffung Afrikas und die Entdeckung Amerikas, die dadurch entstandene Vermehrung der Märkte und Erfindung von Verkehrsmitteln haben die mittelalterliche Art der Industrie verändert und die Grossindustrie, mit ihr den Grossbürger, den modernen Bourgeois, geschaffen. Die Bourgeoisie hat dem gesamten Mittelalter ein Ende bereitet, hat die feudalen, patriarchalen, idyllischen Verhältnisse zerstört, die Feudalbande, die den Menschen an seinen natürlichen Vorgesetzten knüpften, zerrissen und kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übrig gelassen, als das nackte Interesse, sie hat die heiligen Schauer der frommen Schwärmerei, die ritterliche Begeisterung in dem eiskalten Wasser der egoistischen Berechnung ertränkt, die persönliche Würde in den Tauschwert aufgelöst und an die Stelle der zahllosen erworbenen und verbrieften Freiheiten die eine gewissenlose Handelsfreiheit gesetzt, Aerzte, Juristen, Geistliche, Dichter, Männer der Wissenschaft in bezahlte Lohnarbeiter verwandelt.

Diese pietätvolle Betrachtung des Mittelalters hätte von Haller ausgehen können; aber wenn Engels sich hier von den schwärmerischen Ansichten seiner Jugend hatte hinreissen lassen, so besann er sich doch schnell auf die Stellung, die er jetzt einnahm. Was so schön erscheint, beruhte auf Täuschung: es war mit religiösen und politischen Illusionen verhüllte Ausbeutung, die von der Bourgeoisie durch offene, unverschämte Ausbeutung ersetzt worden ist. Die brutale Kraft des Mittelalters fand ihre Ergänzung in trägster Bärenhäuterei; erst die Bourgeoisie hat bewiesen, was die Tätigkeit des Menschen leisten kann, sie hat ganz andere Wunderwerke vollbracht als ägyptische Pyramiden, römische Wasseranlagen, gotische Kathedralen, ganz andere Züge ausgeführt als Völkerwanderungen und Kreuzzüge. Die Bourgeoisie hat das Land der Stadt unterworfen, enorme Städte geschaffen, einen bedeutenden Teil der Bevölkerung dem Idiotismus des Landlebens entrissen, die barbarischen und halbbarbarischen Länder von den

zivilisierten, den Orient vom Okzident abhängig gemacht. Sie hat die Zersplitterung der Produktionsmittel, des Besitzes, der Bevölkerung aufgehoben, Bevölkerung, Produktionsmittel und Eigentum konzentriert und dadurch die politische Zentralisation bewirkt, die Einheit der Nationen, der Regierungen und Gesetze geschaffen. Die Bourgeoisie hat massenhaftere, kolossalere Produktionskräfte entstehen lassen, als alle vergangenen Generationen zusammen, die Naturkräfte unterjocht, die Wissenschaft auf Industrie und Ackerbau angewandt, Flüsse schiffbar, ganze Weltteile urbar gemacht, ganze Bevölkerungen aus dem Boden gestampft. In eine solche Verherrlichung der Bourgeoisie klingen die Anklagen, die das Manifest gegen sie erhob, aus.

Allein diese fast allmächtige Bourgeoisie erliegt dem Verhängnis; sie gleicht dem Hexenmeister, der die Gewalten, die er beschworen hat, nicht beherrschen kann. Die ungeheuren Produktionskräfte sind zu gewaltig für die Eigentumsverhältnisse, auf denen die bürgerlichen Gesellschaft beruht. Die Gesellschaft besitzt zuviel Zivilisation, zuviel Lebensmittel, zuviel Industrie, zuviel Handel; das Uebermass der Produktion muss sie sprengen.

Erinnerung an ein zürnendes Wort des Freiherrn vom Stein taucht auf: «Wir sind übervölkert, haben überfabriziert, überproduziert, sind überfüttert!» Zu dieser Einsicht war er schon in der Mitte der Zwanzigerjahre gekommen; aber er verherrlichte nicht den Geist, der diese Ueberproduktion geschaffen hatte, sondern klagte ihn an: «Nicht möglichste Produktion von Lebensmitteln und Fabrikmaterialien ist der Zweck der bürgerlichen Gesellschaft, sondern religiös-sittliche und geistige Veredelung des Menschen.» Marx und Engels bejahten den Weg, den die Entwicklung genommen hatte, aber sie wollten ihn zu einem anderen Ziele leiten, als die Urheber gewollt hatten, nämlich nicht zu ihrer, sondern zur Bereicherung und Befreiung aller.

Die Bourgeoisie weiss gegen die verheerenden Folgen der Ueberproduktion kein anderes Hilfsmittel, als die Eroberung neuer Märkte und die bessere Ausbeutung der

alten, wodurch sie neue Krisen vorbereitet. Die Waffen, womit sie den Feudalismus besiegt hat, richten sich am Ende gegen sie selbst, und ihr Träger ist das Proletariat.

Es folgt eine Geschichte der Entwicklung des Proletariates. Die Wirkung der maschinellen Industrie auf die Arbeiter wird so geschildert, dass wiederum die handwerklichen Zustände der Vergangenheit als die erscheinen, welche der menschlichen Natur angemessen sind. Durch Teilung der Arbeit verliert die Tätigkeit des Arbeiters das Interesse, durch Einführung der Maschine wird er zum Sklaven, der die Maschine bedient. Im selben Masse, wie die Arbeit eintöniger wird, wird sie leichter und deshalb schlechter bezahlt; der Arbeiter wird Instrument, das die Bourgeoisie nach Möglichkeit ausnützt, voran der Arbeitgeber, dann der Hausbesitzer, der Krämer. Aber mit der Industrie erstarkt auch das Proletariat. Wie ein Soldatenheer in den Fabriken zusammengedrängt, entwickelt es in sich die Geschlossenheit und das Kraftgefühl einer Armee. Es bildet Assoziationen sie treten in den Kampf um höheren Lohn und verminderte Arbeitszeit, es wird zur Klasse, zur politischen Partei. Während die Bourgeoisie mit dem Adel verschmilzt, sinken die Kleinbürger in das Proletariat herab, so dass sich zwei Klassen feindlich und endlich ebenbürtig gegenüberstehen: Bourgeoisie und Proletariat.

Das Ziel des Kampfes ist die Aufhebung des Privateigentums, das für neun Zehntel der Gesellschaft nicht existiert und für das eine Zehntel gerade deshalb existieren kann, weil es für neun Zehntel nicht existiert. Die Idee der Umwälzung der Gesellschaft liegt dem Proletariat deshalb nah, weil alle die Verhältnisse, die die Bourgeoisie für heilig und unentbehrlich erklärt, für sie keine Geltung mehr haben. Für den Proletarier gibt es kein Vaterland: die Interessen der Arbeiter in den verschiedenen Ländern stimmen mehr überein, als die Interessen der Bevölkerung eines Landes. Für den Proletarier, dessen Frau und Kinder in den Fabriken arbeiten, gibt es keine Familie, für ihn kein Eigentum, er hat keine Religion, weil das irreligiöse Verhalten der sich zur

Religion bekennenden Bourgeoisie sie ihm entwertet hat. Das Proletariat, die unterste Schicht der jetzigen Gesellschaft, kann sich nicht erheben, nicht aufrichten, ohne dass der ganze Ueberbau der Schichten, die die offizielle Gesellschaft bilden, in die Luft gesprengt wird!

Bevor und damit es die klassenlose Gesellschaft einrichten kann, muss das Proletariat sich zur herrschenden Klasse machen. Sie wird der Bourgeoisie alles Kapital entreissen, alle Produktionsmittel in den Händen des Staates, das heisst also der herrschenden Klasse, des Proletariats, zentralisieren und die Produktionskräfte rasch vermehren. Dabei sollen folgende Massregeln angewendet werden: 1. Expropriation des Grundeigentums und Verwendung der Grundrente zu Staatsausgaben, 2. Progressivsteuer, 3. Abschaffung des Erbrechts, 4. Konfiskation des Eigentums aller Emigranten und Rebellen, 5. Zentralisation des Kredits in den Händen des Staates durch eine Nationalbank, 6. Zentralisation des Transportwesens in den Händen des Staates, 7. Vermehrung der Nationalfabriken, Urbarmachung und Verbesserung der Ländereien, 8. Gleicher Arbeitsgang für alle, Errichtung industrieller Armeen, besonders für den Ackerbau, 9. Vereinigung des Betriebs von Ackerbau und Industrie, Hinwirken auf die allmähliche Beseitigung des Unterschiedes von Stadt und Land, 10. Oeffentliche und unentgeltliche Erziehung aller Kinder. Beseitigung der Fabrikarbeit der Kinder in ihrer heutigen Form. Vereinigung der Erziehung mit der materiellen Produktion. Ist alles dies erreicht, so hört die Herrschaft des Proletariats auf und an die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft tritt «eine Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist».

Eine grosse Vision war aufgerollt: mit den raffinierten Mitteln der Zivilisation sollte die Menschheit zu den urtümlichen Gemeinbesitzverhältnissen zurückkehren, nachdem sie dieselben dieser Zivilisation angepasst haben würde. Der selbstbewusste Geist mündet in die Schöpfungen des kindlich unbewussten. Der Romantiker Haxthausen fand, als er Russland

bereiste, in dem bäuerlichen Mir, dem Gemeindegut, mit Staunen die Verwirklichung kommunistischer Ideale, die auch den Verhältnissen der germanischen Urzeit entsprachen, und deren religiöse Schönheit er sich nicht enthalten konnte, zu bewundern. In der Vorrede zu einer russischen Uebersetzung des Manifestes vom Jahre 1882 sagten Marx und Engels ausdrücklich, das sei die Frage, ob die russische Bauerngemeinde unmittelbar in die höhere kommunistische Form des Gemeineigentums übergehen könne, oder ob sie den historischen Auflösungsprozess des Westens durchmachen müsse? Und sie beantworteten die Frage so: Wenn die russische Revolution das Signal zu einer Arbeiterrevolution im Westen werde, so dass beide einander ergänzten, dann könne das russische Gemeineigentum zum Ausgangspunkt einer kommunistischen Entwicklung dienen.

Im Jahre 1847 erwarteten Marx und Engels die Umwandlung nicht von einer russischen, sondern von einer deutschen Revolution. Deutschland stehe, so sagten sie, am Vorabend einer bürgerlichen Revolution, die das Vorspiel einer proletarischen sein werde, und sie gaben die Losung, dass das deutsche Proletariat der Bourgeoisie im Kampfe gegen Feudalismus und Absolutismus beizustehen habe. Jedoch dürfe das Proletariat, so fügten sie hinzu, keinen Augenblick den feindlichen Gegensatz zur Bourgeoisie vergessen und wenn der Sturz der reaktionären Klassen vollendet sei, sofort den Kampf gegen die Bourgeoisie beginnen.

«Die Kommunisten verschmähen es, ihre Ansichten und Absichten zu verheimlichen. Sie erklären es offen, dass ihre Zwecke nur erreicht werden können durch den gewaltsamen Umsturz aller bisherigen Gesellschaftsordnung. Mögen die herrschenden Klassen vor einer kommunistischen Revolution zittern. Die Proletarier haben nichts in ihr zu verlieren als ihre Ketten. Sie haben eine Welt zu gewinnen. Proletarier aller Länder vereinigt euch.»

So schloss das Kommunistische Manifest, eine prachtvolle Fanfare, die den Titanen der Unterwelt zum Kampfe gegen die oberen Götter blies.

Man hätte fragen können, ob denn die Bourgeoisie eine ihr in diesem Sinne angebotene Hülfe des Proletariats annehmen würde. Man hätte fragen können, ob es möglich sein würde, für die Form des Gemeinbesitzes, die dem naturverbundenen Geist nomadischer und bäuerlicher Menschen entsprach, eine Umwandlung zu finden, die der technischen und industriellen Zeit angemessen wäre? Ferner, ob das Proletariat, wenn es einmal herrschende Klasse geworden wäre, nicht der gesetzmässigen Entwicklung entsprechend, die Eigenschaften einer herrschenden Klasse annehmen und die Herrschaft festhalten wollen würde? Man hat auch später herausgefunden, dass manche der von Marx und Engels als Gesetze angeführten wirtschaftlichen Erscheinungen sich als wandelbare Einzelfälle erwiesen haben, und Marx und Engels selbst sahen das am ersten ein. Theorien und Systeme auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften werden immer nur bedingt richtig sein, da die Kraft und Fülle des Lebens die vom menschlichen Denken gezogenen Linien überspringt; aber die Wirkung einer Theorie hängt nicht durchaus von ihrer Richtigkeit ab. Ist die Orientierung im allgemeinen richtig, so ist das wichtigste, dass überhaupt ein Weg bestimmt und nachhaltig eingeschlagen, dass ein Wille verkündet, ein Glaube erzeugt wird. Das Kommunistische Manifest erweckte Glauben; es war eine gute, schneidende Waffe, geschmiedet von zwei jungen, heroischen Menschen an der Glut ihrer genialen Energie. Aber es war mehr als eine Waffe für den Augenblick; es war ein Markstein zwischen zwei Epochen, ein Grundstein zum Neubau Europas. Wie ein Blitz riss es eine Maske und einen Vorhang vom Gesicht der Zeit und zeigte die Dinge im grellen Licht, wie sie waren und wie noch niemand sie zu sehen gewagt hatte. Das Manifest sagte: ihr europäischen Nationen seid nicht mehr einheitliche Völker, sondern ihr seid gespalten in zwei Teile, die sich als Feinde gegenüberstehen, zwischen denen ein Friedensschluss nicht möglich ist ausser auf dem Boden einer ganz neuen Gesellschaft. Noch hatte niemand den Mut gehabt, den Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Prole-

tariat als unversöhnlich zu bezeichnen, nur wenige prophetische Stimmen, wie die von Radowitz, warnten vor der gefährlichen Möglichkeit, die meisten wollten einen derartigen Gegensatz nicht gelten lassen. Das Kommunistische Manifest verkündete ihn laut, stellte ihn als Tatsache fest, es war ein Fehdebrief, der Krieg bis zur Vernichtung ansagte. Nicht die Maschinen, wie verblendete Arbeiter oder Menschenfreunde wollten, sollten vernichtet werden, nicht die Prinzipien der Industrie wurden angegriffen, sondern im Gegenteil sie sollten folgerichtig weitergeführt werden, vernichtet dagegen die noch übrigen Formen und Anschauungen der mittelalterlichen Vergangenheit. Das Prinzip des Staats-Absolutismus müsse folgerichtig zum Kommunismus führen, sagte Radowitz; diese folgerichtige Entwicklung zu leiten und zu beschleunigen unternahm der Marxsche Sozialismus. Das Ziel war die klassenlose Gesellschaft, die nicht nur Deutschland, sondern das ganze Abendland, ja, schliesslich die bewohnte Erde umfassen, alles was gebraucht wurde, erzeugen, alles was erzeugt wurde, verteilen würde. Eine erbarmungslose und schauerliche Grossartigkeit ist in dieser Vision. Eine hochzivilisierte Gesellschaft sollte in ihrem Grundcharakter so vereinfacht werden, wie etwa die Kosaken zur Zeit des Taras Bulba, die verwickeltsten Verhältnisse sollten auf einen glatt und stetig arbeitenden Mechanismus übertragen werden. Die mittelalterliche Einheit der christlichen Welt, die das Mittelalter unter Papst und Kaiser als Pyramide mit unendlichen Abstufungen, aus der Hölle über die Erde in den Himmel aufsteigend, darzustellen suchte, sollte verwirklicht werden auf irdischer Fläche, die Gleichheit vor Gott zur Gleichheit unter den Menschen werden. Wie verschieden auch diese Konstruktion von dem mittelalterlichen Wunderbau sein mochte, wie sehr auf irdische Zwecke eingeschränkt, so ging sie doch aus wie das Christentum von erbarmender Liebe zu den Armen und Rechtlosen und zugleich von der berechtigten Verzweiflung an dem guten Willen der Besitzenden. Das Kommunistische Manifest setzte die Menschen als schlecht und wiederum doch als gut voraus. Es schien

davon auszugehen, dass nicht der Mensch die Quelle des Trachtens nach Macht und Besitz sei, sondern dass der Kampf ums Dasein die Menschen selbstsüchtig mache, und dass sie, wenn jeder das Seine als Lohn seiner Arbeit zugeteilt bekäme, gut oder wenigstens friedlich und verständig sein würden. Die Gesellschaft der Zukunft würde weniger einer Kosakenhorde als einem Ameisenstaate gleichen.

Kein Despot hat je einem Volke seinen Willen so unentrinnbar aufgezwungen, wie Marx es tat, indem er seinen Willen in Naturgesetze verlegte. Er wurde dadurch zur höchsten Instanz, von dem keine Appellation mehr möglich war; denn es gab keinen Gott mehr, der Naturgesetze hätte durchbrechen können. Die modernen Menschen wollten weder von göttlichen Geboten, noch von der Vernunft, sondern von Naturgesetzen geleitet sein; indem Marx sie verkündete, machte er sich zu einem kriegerischen Priester, wie die modernen Menschen ihn brauchten. Als ein Priester gab er dem Volke der Arbeiter auch einen Glauben, wie er der Gesinnung des modernen Menschen entsprach. Das Jenseits über unserem fleischlichen Leben, unfassbar unseren Sinnen, herrlich durch die Anschauung Gottes und die Freiheit von der Sünde, wurde ersetzt durch eine glückliche Zukunft auf Erden, die frei von Sorge und Mühe und reich an irdischem Genügen sein sollte. Sicherlich war es die Meinung des Priesters, dass auf der Grundlage gesicherter, gesunder Verhältnisse sich ein Leben aufbauen würde, in dem die schönen und edlen Eigenschaften des Menschen zur Entfaltung kommen und edle Genüsse geschätzt werden könnten; aber auch das preiswürdigste Erdenleben ist nach christlicher Auffassung doch nur Fleisch, zum Vergehen bestimmt. Dieser christliche Jenseitsglaube war aber auch den Gebildeten nicht mehr geistiger Besitz, höchstens etwa den Bauern.

Obwohl das Manifest eine bürgerliche Revolution in Deutschland voraussagte, die in eine proletarische übergehen müsste, so bezogen sich Marx und Engels doch im Grunde gar nicht auf die deutsche, sondern auf

die englische und französische Arbeiterschaft; von einer deutschen konnte überhaupt kaum die Rede sein. Die Handwerker, Kleinbürger und Bauern hatten das Uebergewicht unter der Masse des Volkes, eine eigene Gesinnung und ein Klassengefühl der Arbeiter hatte sich noch nicht entwickeln können. So war es denn auch ein junger Handwerker, der zuerst die Gedanken des Manifestes in sich aufnahm und unter den deutschen Arbeitern verbreitete, nämlich Stephan Born. Er stammte von einer jüdischen Familie aus Lissa, seine Verwandten waren nicht ganz arm und nicht ganz ohne Bildung, ein Bruder von ihm war Mediziner, und er selbst hatte das Gymnasium besucht und gehörte als Buchdrucker dem höheren Handwerk an. Sein Jugendbild zeigt ein hübsches, feines, sinniges Gesicht, wie man sich wohl einen Handwerksmeister vorstellt, der bürgerlicher Bildung verwandt ist und nach dem Aufstieg in die höheren bürgerlichen Kreise strebt; er muss angeborenen oder erworbenen Takt besessen haben, sonst hätte ihn der sehr zurückhaltende Marx wohl nicht zu persönlichem Verkehr in seine Familie gezogen. Im Beginne seiner Laufbahn hatte der junge Stephan Born so viel unter dem Druck und den Beschränkungen gelitten, unter dem Lehrlinge und Gesellen und das Handwerk überhaupt standen, dass die Kampfstimmung der Zeit ihn erfasste. Er trat dem Handwerkerverein bei, der 1844 gegründet wurde, als der Aufstand der Weber ganz Berlin, ganz Preussen mit Entrüstung und Mitleid erfüllte und der Wunsch, sich über die Lage der arbeitenden Klassen zu unterrichten, in allen Kreisen erwacht war. Dort, wo die Probleme der Zeit besprochen wurden, erweiterte sich sein Gesichtskreis, dort lernte er freisinnige Schriftsteller wie Berthold Auerbach und Hoffmann von Fallersleben kennen, begann er sich als Glied der Gesellschaft zu fühlen, das an der Kultur mitzuarbeiten hat. Grossen Eindruck machten ihm das Buch von Lorenz von Stein über den Sozialismus in Frankreich und das von Engels über die Lage der arbeitenden Klassen in England. Im Herbst 1846 hatte er so viel erspart, dass er nach Paris reisen konnte und lernte Engels kennen, der damals die

Straubinger bearbeitete und hocherfreut war, einen zu finden, der gescheit, gelehrig, gewandt und überaus aufnahmefähig war. Im November 1847 schrieb er in seinem schnodderigen Leutnantstone an Marx, Born werde demnächst in Brüssel eintreffen: «Pauke ihn noch etwas ein, wenn er hinkommt, der Kerl ist von allen für unsere Sache am zugänglichsten und wird auch in London gute Dienste leisten, wenn er noch etwas präpariert wird.» Weitling gegenüber sagte Marx einmal, es würde gewissenlos sein, sich propagandistisch an die Arbeiter und zumal an die deutschen Arbeiter zu wenden, ohne streng wissenschaftliche Ideen und konkrete Lehre; der junge Born hatte ein so gutes Auffassungsvermögen, dass er ihn zu einem Apostel ausbilden konnte, den er nicht nach London, sondern nach Deutschland schickte, um die deutschen Arbeiter mit seiner Lehre bekannt zu machen und sie in seinem Sinne zu organisieren.

Monarchie oder Republik

Nach der Niederlage, die die Opposition im Kampfe mit dem König erlitten hatte, schien es doppelt nötig, die Kräfte zu einem neuen Angriff zu sammeln, neue Massnahmen zu vereinen. Mevissen war schon im März in Koblenz mit Gervinus und Welcker zusammengetroffen, für den Herbst waren neue Begegnungen verabredet. Gervinus, 1805 in Darmstadt geboren, war der Sohn eines Kaufmanns, der durchaus nicht wollte, dass sein Sohn ein Gelehrter würde. Auch hatte dieser ganz andere Neigungen, viel mehr lag ihm Theater und Poesie im Sinne. In seiner Kindheit war lange der Homer sein einziges Lesebuch gewesen, und davon hatte sich in ihm der Sinn für grosses Leben, für den Kampf um ferne Ziele entwickelt. Als er nach allerlei Versuchen doch die Universität bezog, studierte er Geschichte, sodass er wenigstens im Geiste sich an grossen Taten beteiligen konnte. Dem eigentlichen Gelehrtenwesen blieb er abgeneigt, er achtete nur die mit dem Leben verbundene Wissenschaft, eine Tendenz, die ihn mit

Dahlmann befreundete. Nachdem er Göttingen hatte verlassen müssen, wurde er Professor in Heidelberg und fand in Baden bald Gelegenheit zu praktischer Tätigkeit. Er trat in den Kreis ein, der sich um den alten Itzstein zu versammeln pflegte, und Welcker und Bassermann wünschten, er möchte sich in die zweite badische Kammer wählen lassen. Das lehnte er ab; aber da er doch sehr geneigt war, in den Gang des öffentlichen Lebens einzugreifen, schlug er die Gründung einer Zeitung vor, an der er mitwirken würde. Der Plan fand lebhaften Anklang, das Blatt, bedeutungsvoll «Deutsche Zeitung» genannt, galt gerade durch die Beiträge angesehener Professoren als besonders gediegen. In einer Sitzung, wo die neue Gründung besprochen wurde, schlug Hecker vor, die neue sozialistisch-kommunistische Richtung solle in der Zeitung berücksichtigt werden. Gervinus, Bassermann, Mathy waren unangenehm berührt. Gervinus sagte, er höre wohl dergleichen Phrasen oft, aber wie denn diese Ideen praktisch auszuführen wären, könne niemand sagen. Da Hecker keine Vorschläge machen konnte oder wollte, glaubte Gervinus die Frage in überlegener Weise erledigt zu haben; weder Hecker noch Itzstein beteiligten sich ferner.

Als mehrere Mitglieder des verflossenen Landtages sich in Baden mit einigen Koryphäen der badischen Opposition trafen, machte Hansemann gegenüber Bassermann und Mathy den Vorschlag, es sollten sich Abgeordnete der verschiedenen Staaten zum Zwecke der Verabredung gemeinsamen Handelns treffen. Da die beiden Badenser lebhaft darauf eingingen, wurde der 10. Oktober als Tag der Versammlung, das kleine Heppenheim als Ort festgesetzt. Hansemann, Römer, Gagern, Hergenhan, Itzstein, Welcker, Bassermann und Mathy waren anwesend; Mevissen traf infolge eines Versehens einen Tag zu spät ein. Hansemann unterbreitete den Gefährten einen Plan: man solle die Einheit Deutschlands nicht auf die Bundesversammlung, sondern auf den Zollverein gründen. Der Bundestag würde doch niemals in eine Gesamtvertretung willigen, der

Zollverein würde bei energischer Förderung von selbst eine solche herbeiführen. Wenn ganz Deutschland dasselbe Zollsystem habe, werde es auch bald gleiche Besteuerung, gleiche Gesetzgebung im Wechsel- und Handelsrecht bekommen, womit wieder das Eherecht verbunden sei, und bald würde dann ein gemeinschaftliches gesetzgebendes Organ zur Notwendigkeit werden. Das Verlangen, dass Industrielle zur Regelung der Zölle zugezogen würden, sei gar nicht mehr abzuweisen. Die Gemeinsamkeit der materiellen Interessen sei die sicherste Grundlage für die politische Einigung, die ganz von selbst der ersteren folgen müsse. Diese Auffassung, die unverhohlen die Vertreter von Industrie und Handel als die künftigen Führer Deutschlands voraussetzte, wurde von den Anwesenden nicht ganz geteilt. Bassermanns ideale Gesinnung namentlich fühlte sich nicht befriedigt. Er meinte, beim Tode Louis Philipps, der für nahe bevorstehend gehalten wurde, würden neue Erschütterungen entstehen, die sich auf Deutschland fortpflanzen würden, der Zeitpunkt, auf den Bundestag einzuwirken, sei deshalb nicht ungünstig, nur dürfe man ein Ziel, das man erstrebe, nicht von vornherein als unerreichbar hinstellen. Das Volk mit der Aussicht auf gemeinsame Zölle und Steuern zu begeistern, sei nicht wohl möglich, man müsse ihm höhere Ziele weisen. In ihrer Verlegenheit beschlossen die Versammelten, den einen Weg zu wandeln und den andern nicht unbetreten zu lassen, sich also auch auf die Erzielung der Einheit durch Angriffe auf den Bundestag vorzubereiten; im Laufe der nächsten Sitzungen sollte in jeder Kammer ein Abgeordneter den Antrag auf Vertretung der Nation am Bundestage stellen.

In diesem Kreise wurde vielleicht zum ersten Male mit vollem Bewusstsein das Wort Freiheit aus dem Motto der Revolution gestrichen; es kam ihnen nur auf die Einheit an, Hansemann nur auf die Einheit in den materiellen Interessen. Da sie jedoch glaubten, auf die Unterstützung der Massen nicht ganz verzichten zu können, nahmen sie einige populäre Forderungen, nämlich Pressfreiheit, Schwurgericht, Selbständigkeit der

Gemeinden und gerechte Besteuerung in ihr Programm auf. Für letztere waren Hansemann, Camphausen und Mevissen schon im preussischen Landtage eingetreten. Es wurde ausserdem beschlossen, die Zusammenkunft sollte im nächsten Jahre wiederholt und Gesinnungsgenossen sollten zugezogen werden, auch wenn es nicht Abgeordnete wären.

Der getroffenen Verabredung gemäss stellte Bassermann im nächsten badischen Landtag den Antrag auf ein deutsches Parlament; es war der 12. Februar 1848. Minister von Dusch warnte vor vagen Entwürfen und erwog, ob die Minister überhaupt an der Beratung eines solchen Antrages teilnehmen könnten. Er wies darauf hin, was Baden bei der ersehnten Entwicklung zur Einheit verlieren würde; es würde, sagte er, aus blühender Selbständigkeit zu einer verkümmerten Grenzprovinz herabsinken. Am 23. Februar rief die Mitteilung, dass das abgetretene Ministerium angefangen habe die Zensoren zu besolden, während das Amt bis dahin unentgeltlich und aus diesem Grunde wenig begehrt gewesen war, einen Sturm hervor. Besonders schneidend sprachen Welcker und Mathy. Es könne zum Aeussersten kommen, sagte Welcker, wenn man die Zensur noch länger bestehen lasse, es sei eine Frage, von der der Friede des Landes, die Sicherheit des Thrones abhänge. Mit der Zahmheit sei man nicht weit gekommen, sagte Mathy, es sei nun Zeit, dass man es mit der Wildheit probiere; «aber die darf sich nicht auf den Ständesaal allein beschränken.» Da der Ausruf laut wurde, das sei eine revolutionäre Aeusserung, stellte Mathy die Gewissensfrage: «Missbilligt der Herr Präsident des Ministeriums des Innern, was die Neapolitaner, was die Münchner Bürger getan haben, und würde er es missbilligen, wenn wir auf diese Weise die freie Presse erlangten?» «Allerdings,» antwortete Minister Bekk. «Ich missbillige es nicht,» sagte Mathy.

Am folgenden Tage brach in Frankreich die Revolution aus, und am 25. kam die Nachricht nach Deutschland. Auf den 27. Februar, einen Sonntag, beriefen Struve und Hoff in Mannheim eine Versammlung, die

von etwa zweitausendfünfhundert Menschen besucht war. Itzstein wurde durch Zuruf zum Vorsitzenden erwählt, der Buchhändler Heinrich Hoff, ein Radikaler, hielt eine Ansprache. Es wurde beschlossen, eine Sturmpetition an die zweite Kammer zu richten, die bereits ausgearbeitet war und von Struve verlesen wurde. Sie enthielt vier Forderungen: Pressfreiheit, Schwurgerichte, Volksbewaffnung und ein deutsches Parlament. Sie wurde am 29. von der Regierung bewilligt. Ueberwältigt von dem Gefühl, diesen historischen Augenblick mit herbeigeführt zu haben, schrieb Bassermann an seine Frau: «Liebes Weib. Nachdem wir gestern bis tief in die Nacht mit Bekk verhandelt, bricht heute ein grosser Tag an, gross für ganz Deutschland. Wenn du diese Zeilen erhältst, ist von der Regierung in der Kammer erklärt, dass erstens nächste Woche die Zensur aufhört, zweitens Bürgergarden unverzüglich errichtet werden, drittens Geschworenengerichte eingeführt werden sollen. Wir werden nun alle zu Verteidigern der Regierung. Bis ein Uhr nach Mitternacht trank ich gestern (auf der Schlosswache) mit Offizieren auf festes Zusammenhalten.»

Mit diesen Worten war der Gang der Revolution vorgezeichnet. «Wir werden nun alle zu Verteidigern der Regierung.» Die besitzende Bürgerschaft wünschte, dass nach Bewilligung der ersten drei Forderungen — die vierte hing nicht von Baden allein ab — die Revolution abgeschlossen werde. Bassermann und Mathy setzten sich mit der Regierung in Verbindung und versicherten sie ihrer Unterstützung. Diejenigen Klassen, deren Interessen in den vier Punkten nicht inbegriffen waren, die Bauern und Arbeiter, waren der Ansicht, dass die eigentliche Revolution nun erst beginnen müsse. Die Bauern zogen in Haufen zu den Schlössern ihrer Grundherren, verbrannten die Grundbücher, brannten Gebäude nieder und eigneten sich Grundstücke und Wälder an. Als am 10. März die Nachricht davon in die Stadt kam, entschloss sich Minister Bekk im Verein mit der zweiten Kammer, ohne Zuziehung der ersten und des Grossherzogs, alle aus der Feudalzeit herrührenden Abgaben

für aufgehoben zu erklären und die etwaige Entschädigung späteren Gesetzen vorzubehalten. Dass die Grundherren selbst, die durch dies Vorgehen enteignet wurden, nicht erst um ihre Einwilligung gefragt wurden, die sie ja doch hätten geben müssen, war praktisch und vernünftig, und beweist, dass die Ordnungsfreunde den gesetzlichen Weg bereitwillig verliessen, wenn es in ihrem Interesse war. In England traten die Whigs gern für das Wohl der Bauern ein, und die Tories, die Grossgrundbesitzer, deckten gern das Unrecht auf, das die Arbeiter durch die Grossindustriellen erlitten; so vernichteten auch in Baden die städtischen Herren mit reiner Freude die Rechtstitel der Grundbesitzer, durch welche die Bauern gedrückt waren. Sie dachten sehr anders, sowie es sich um das städtische Proletariat handelte. Für dieses traten von den Abgeordneten hauptsächlich Itzstein, Hecker, Metz und von Soiron ein; sie stellten einige Forderungen auf, unter denen die einer progressiven Einkommenssteuer als einziger Steuer war. Das Ansinnen, die Forderungen sofort anzunehmen, wies Mathy, der besonders an der Steuervorlage Anstoss nahm, mit dem Hinweis auf den ordentlichen Geschäftsgang, ab, der vorher eine Beratung in den Kammern verlange. Bei derselben setzte er durch, dass einzig der die Einkommenssteuer betreffende Punkt fallen gelassen, hingegen der allgemeine und daher nichtssagende Satz aufgenommen wurde, dass Anordnungen für gerechtere Verteilung der Staats- und Gemeindelasten, für Pflege der Gewerbearbeit und der einfachen Arbeit getroffen werden sollten.

Am 5. März, wiederum einem Sonntage, fand in Heidelberg eine Versammlung der Führer der liberalen Opposition statt, die im vergangenen Jahre in Heppenheim periodische Zusammenkünfte gleichgesinnter Abgeordneter verabredet hatten. Struve auf der einen, Gervinus auf der anderen Seite, waren die einzigen Teilnehmer, die nicht Deputierte waren. Vieles, Entscheidendes war geschehen, seit sie sich zum letzten Male gesprochen hatten, unverhofft rasch waren Träume, die in undeutlicher Ferne schwammen, greifbare Wirk-

lichkeit geworden; es ist kein Wunder, dass im Frühlingsglanze der schönen Stadt am Neckar die Herzen hoch schlugen. Noch wurde, als könne es nicht anders sein, der alte Itzstein, der ehrwürdige, wie man zu sagen pflegte, zum Vorsitzenden gewählt. Es war unvergessen, dass die Zusammenkünfte auf seinem Gut am Rhein der Keim zu allen folgenden, auch zu der gegenwärtigen, gewesen waren, es war Gewohnheit und ein dem Alter schuldiger Tribut; aber dem Gefühl und den Absichten der Mehrzahl der Anwesenden entsprach die Wahl nicht. Darüber waren sich alle einig, dass eine Nationalversammlung berufen werden sollte, und man wusste, dass das bei der augenblicklichen Stimmung der Regierungen keine Schwierigkeiten haben würde; als aber zur Sprache kam, was für eine Verfassung Deutschland zu bekommen habe, offenbarten sich Gegensätze. Gagern wollte, dass an die Stelle des Bundes ein monarchisches Haupt, und zwar der König von Preussen treten solle, Hecker und Struve erklärten, für die Republik arbeiten zu wollen, die sie als wünschenswerteste Verfassung ansahen. Hansemann entgegnete, die konstitutionelle Monarchie unterscheide sich von der Republik nur dadurch, dass diese ein gewähltes Oberhaupt, jene ein erbliches habe; im Norden Deutschlands gebe es keine republikanischen Elemente, schon daran müsse der Plan scheitern. Der Württemberger Römer sagte, er sei zwar Republikaner, halte diese Regierungsform aber nicht für durchführbar und stimme deshalb zunächst für die Monarchie; als ob Verfassungen Stiefel oder wollene Hemden wären, meinte er, man müsse abwarten, wie sich die Republik in Frankreich bewähre. Auch Gagern erklärte sich nicht grundsätzlich gegen die Republik; er würde Republikaner sein, sagte er, wenn das deutsche Volk in dem Sinne beschliessen würde. «Ich kann Republikaner sein,» schloss er, «denn ich habe einfach leben gelernt, aber ich will keine Pöbelherrschaft, kein Liebäugeln mit dem Pöbel.» Das ging gegen Hecker; er fühlte es und rief: «Ich will die Freiheit, die ganze Freiheit für alle, gleichviel in welcher

Staatsform sie zu erreichen ist. Aber keine Freiheit nur für die Privilegierten oder für die Reichen, ich bin, wenn ich es mit einem Worte nennen soll, Sozialdemokrat.» Das Wort fiel wie ein Schwert in die Versammlung. Ausser Itzstein und Struve mochten alle das Gefühl haben, hier rede ein Kind oder ein Schwärmer oder ein Verbrecher. Gagern neigte dazu, das letztere anzunehmen. Aus schulmässigen Vorstellungen heraus liess er die Worte Republik und Demokratie etwa noch gelten; aber Sozialdemokratie, das war die Grenze, jenseits welcher er nur Aufruhr, Barbarei und Schurkenstreiche sah. In starken Ausdrücken über Hecker und Struve sich entrüstend, verlangte er, dass sie und ihre Gesinnungsgenossen die Versammlung verliessen und sagte unter anderem, er wolle nichts mit einer Partei gemein haben, die im Darmstädter Ständehause den Mainzer Pöbel zu ihrer Unterstützung herbeigerufen habe. Zornig wies Hecker den Ausdruck Pöbel zurück; indessen gab er zu, dass es der künftigen Nationalversammlung überlassen bleiben müsse, die Verfassung Deutschlands festzustellen. Gagern und Römer mussten früh abreisen, der eine um in Darmstadt, der andere um in Stuttgart Minister zu werden; sie empfanden beide schon als Regierung.

Dass Gagern den König von Preussen sofort an die Spitze der provisorischen Regierung stellen wollte, musste umso mehr befremden, als Preussen noch auf dem reaktionären Standpunkt verharrte. Den Liberalen, welche seine Gesinnung teilten, war es deshalb wichtig, den König, mit dem sie operieren wollten, zu ihren konstitutionellen Grundsätzen hinüberzuziehen. Einige Tage nach der Heidelberger Versammlung redete Welcker in einer Landtagssitzung den König von Preussen rhetorisch an und forderte ihn auf, endlich das von seinem Vater gegebene Versprechen zu erfüllen und Volksvertretung einzuführen. «Kein ehrlicher, gewissenhafter, treuer Sohn nimmt vom Erbe des Vaters Besitz, ohne seine Schulden zu bezahlen, und die Schulden in öffentlichen Dingen sind die heiligsten.» Weder Welcker selbst noch seiner Partei kam es anstössig vor, dass man einen

Mann gleichzeitig unehrenhafter Handlungsweise beschuldigte und zum Oberhaupt des neuzugründenden Vaterlandes machen wollte.

Die zum Siege vorrückende Bourgeoisie hatte nicht die Absicht, das Königtum, den Punkt, in welchem die Macht konzentriert war, aufzulösen oder zu beseitigen, sie wollten sich seiner bemächtigen, um durch ihn zu herrschen, wie das bisher der Adel getan hatte. Sie dachten kaum noch daran, wie sich die Fürsten in noch nicht weit zurückliegender Zeit selbst entwürdigt, und wie sehr sie, die Liberalen, dazu beigetragen hatten, ihre durch eigene Fehler erschütterte Stellung noch mehr zu untergraben. Es war vom Volke nicht zu verlangen, weder dass es seine sechsunddreissig Fürsten verehrte, noch dass es ihnen vertraute, es war vielmehr durchaus zu befürchten, dass sie ihre Versprechungen, die sogenannten Märzerrungenschaften, zurücknähmen, sowie die Lage sich günstiger für sie anliesse. Hecker und seine Partei hatten Recht, wenn sie für nötig hielten, jetzt, wo alles im Fluss und in Glut war, die errafften Freiheiten so auszubauen, dass sie nicht umgedeutet oder entrissen werden konnten. Welche Mittel dazu die richtigen gewesen wären, wird nie entschieden werden können. Die welche Hecker wählte, genügten dem Zwecke nicht, aber es waren die einzigen, die sich ihm darboten. Die Massen, auf die er sich stützte, um der Bourgeoisie die Wage zu halten, waren zum Teil ungeordnet und unerzogen, und es war leicht, ihre Aeusserungen lächerlich zu machen. Der Freiheitssinn in den westlichen Ländern Deutschlands stützte sich weniger auf die grossen heimischen Erinnerungen als auf das Beispiel Frankreichs und die von dorther eindringenden Schlagworte. Die revolutionären Manifeste strotzten davon. Ein Flugblatt des Fürschtekillers Karl Heinzen war auch in Mannheim verbreitet; es hiess «Deutsches Rechenexempel» und zählte alle männlichen und weiblichen fürstlichen Müssiggänger auf, die das deutsche Volk ernähren müsse. Es ergab sich eine Summe von zweihundertundacht männlichen und zweihunderteinundvierzig weiblichen, im ganzen vierhundertneunund-

vierzig fürstlichen Umsonstfressern, wie Weitling gesagt haben würde, wozu noch die Mediatisierten und allerlei Anhang kamen. Dem wurde Amerika gegenübergestellt, wo die Verwaltung viel weniger koste und ausserdem nur von den Bemittelten getragen werde. Die Gebildeten machten sich über den plump hingeklexten Stil solcher Volksschriften lustig; aber gerechterweise hätten sie zugestehen müssen, dass jede Partei ihren Vorrat von Schlagwörtern hatte, und dass nur Einzelne es verschmähten, sich ihrer zu bedienen.

Oesterreich

Die beiden Marken, welche im frühen Mittelalter zum Schutze des Reichs gegen Slaven und Ungarn gegründet waren, Brandenburg und Oesterreich, entwickelten sich zu kriegerischen Staaten; mit dem Landesherrn des mächtigeren von beiden, mit dem Hause Habsburg, blieb die Kaiserkrone verbunden. Seit der Zeit des grossen Kurfürsten begann Preussen zu ebenbürtiger Macht heranzuwachsen, im siebenjährigen Kriege errang es grösseren Ruhm, obwohl Oesterreich die alte Kriegstüchtigkeit bewährte. Friedrich der Grosse gab einem Gegensatz Ausdruck, der zwischen dem Norden und dem Süden des Reiches von jeher bestanden, und den die Glaubenstrennung verschärft zum Bewusstsein gebracht hatte. Es zeigte sich jetzt auch darin, dass Oesterreich an einer entscheidenden Richtung des neunzehnten Jahrhunderts nicht teilnehmen konnte, nämlich an dem Drange nach Nationalstaaten. In Deutschland ging die Revolution aus von der Sehnsucht nach einer seiner Eigenart entsprechenden Verkörperung, nachdem das alte Reich in den napoleonischen Kriegen zerbrochen war. Ohne Körper ist ein Volk ohne Leben, das heisst ohne Geschichte, und es pflegt deshalb die Sehnsucht nach Zusammenhang, nach einem Haupte, stärker als jede andere zu sein. Napoleons Versuch, verschiedene Völker zu einer Universalmonarchie zu verschmelzen, hatte vielleicht die Idee des Nationalstaates, der ein

gleichartiges Volk umfassen sollte, erwachsen lassen; sie gehörte jedenfalls in das Programm der Freiheitsforderungen, die der Liberalismus aufstellte, und entsprach dem Grade von Selbständigkeit, den die an andere angeschlossenen Völker erlangt zu haben glaubten. In Oesterreich war die Lage ganz anders als in allen anderen westeuropäischen Staaten. Oesterreich war noch ein Reich: seine Besonderheit bestand darin, dass es aus verschiedenen Nationen zusammengesetzt war, die untereinander nur durch ihre Zugehörigkeit zu dem deutschen Haupte in Zusammenhang standen. Wie die Schweiz, trug dies erstaunliche Gebilde noch den universellen, schöpferischen Charakter des Mittelalters an sich, wo aus der Fülle der Natur Ueberraschendes erwuchs. Durch Eroberung, durch Wahl, Tausch und Familienverbindungen waren ganz verschiedene Länder: Ungarn, Böhmen, Mähren, Kroatien, Oberitalien, Polen dem Hause Habsburg untertan geworden, Völker, die Habsburgs Kriege kämpften, aber ihre Sprache und Eigenart ungekränkt bewahrten. Als Franz I. die Kaiserkrone niederlegte und den Kaisertitel auf die österreichischen Staaten übertrug, trug er der Tatsache Rechnung, dass er seine Macht aus diesen, nicht aus dem zerfallenden Reiche schöpfte. Oesterreich, die einstige Mark, war ein starker, lebensfähiger Körper für sich geworden mit seiner eigenen heroischen Geschichte. Die Verbindung mit Deutschland, den Anspruch beherrschenden Einflusses auf Deutschland gab es deswegen nicht auf, noch fühlte sich Deutschland von ihm geschieden.

Dadurch, dass die Habsburger erbliche Träger der Kaiserkrone wurden, ging auf Oesterreich der Glanz der altheiligen Würde über und verschmolz mit den Ehren, die der jahrhundertlange Kampf und Widerstand gegen die Türken brachte. In dem von einer wunderbaren Verzauberung ergriffenen Geschlecht der Habsburger spiegelte sich die Erhabenheit, die Völkermischung, das Groteske und die allmählich eintretende Erstarrung dieses Staatenbundes. Sie waren zugleich Spanier, Italiener, Deutsche, Ungarn und ganz besonders Wiener, und der Adel aller dieser Völker, die Esterhazy, die

Zriny, die Piccolomini, die Liechtenstein und Metternich beeiferten sich, ihnen zu dienen. Sie umspannten mit ihrem Blick Weiten wie die Kaiser des Mittelalters; aber nicht wie diese führten sie selbst die Heerscharen gegen den Feind oder zogen sie richtend und ordnend von Land zu Land; sie sassen in der Hofburg zu Wien als Mittelpunkt feierlichen Prunks und wienerischer Ausgelassenheit und hielten das Szepter mit nie erschütterter Würde. Das Bewusstsein erhabener Stellung war stärker bei ihnen ausgebildet als bei allen anderen Monarchen gemäss der fabelhaften Krone, die sie trugen; aber sie betonten es nicht, sie verstanden es, im rechten Augenblick sich gehen zu lassen wie Zigeuner oder Habenichtse, die den Kopf voll Allotria haben. Die Hohenzollern glänzten ein wenig von Schweiss wie kleine Unternehmer, die zwischen Kontor, Börse und Eisenbahn hin- und herschiessen, immer in Sorge, etwas zu versäumen. Die Habsburger erhitzten sich nicht, auch wenn der Türke oder der Protestant schon auf ihrer Schwelle stand: Könige, Fürsten, Helden und Völker waren da, für sie zu kämpfen und den Sieg vor ihre Füsse zu legen. Manche von ihnen waren beschränkt, trottelhaft, geisteskrank, aber vor allem durch und durch Kaiser. Die Erzherzöge mit der hängenden Unterlippe erregten nicht nur die Bewunderung des Volkes, sondern auch die Anerkennung und den Neid der Diplomaten, die sich auf vornehmes Gebaren verstanden, durch ihre natürliche, gelassene Liebenswürdigkeit, wie sie nur aus vollkommener Ueberlegenheit hervorgeht. Für sie zahlte es sich nicht aus, genial zu sein, Genialität verursachte nur Störung und Gefahren, wie das Beispiel Josephs II. zeigte; das angeborene Gefühl, Herrscher des Erdballs zu sein, leitete sie besser. Der Hass Frankreichs, der Neid Preussens, die Unruhe und der Aufruhr der unterworfenen Nationen brachte das in seinem Ruhm erstarrte Reich wohl auf Augenblicke ins Wanken, aber nach jedem Angriff schien es nur um so schwerer und sicherer hingelagert.

Maria Theresia führte dem Geiste der Zeit entsprechend eine gewisse Zentralisierung ein, die ihr Sohn,

Joseph II., noch verstärkte; aber seine Bemühungen, die moderne Staatsidee in Oesterreich zu verwirklichen, erwiesen sich als unheilvoll und wurden von seinen Nachfolgern grösstenteils wieder rückgängig gemacht. Seit Franz I. beschränkte sich die Regierung darauf, alles beim alten zu lassen, jeder Neuerung den Eingang zu wehren. Dieser Grundsatz, der auf Europa so lähmend wirkte, war für Oesterreich, das altertümliche Reich, vielleicht der weiseste. Wie das ausgegrabene Riesengebein eines vorsintflutlichen Tieres starrte es in die neue Zeit; man musste befürchten, dass es vor der scharfen Luft moderner Anschauungen in Staub zerfiele. Wenn Franz I. aus Stumpfsinn und Bequemlichkeit, vielleicht auch aus Regierungsinstinkt, keine Neuerung duldete, so war es bei Metternich, seinem Minister, die Einsicht, dass Oesterreich wohl Stösse von aussen vertrug, aber keiner Veränderung von innen mehr fähig war; es konnte auseinanderfallen, aber nicht sich verjüngen. Dies mit Willen versteinernde Reich an der Donau und am Po zu stürzen, dazu genügten eiserne Waffen nicht, dazu gehörte eine neue Weltanschauung, der weder der Hort der Legitimität noch Europas Abenteuer und Lorbeerhain etwas galt.

Wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sagte Paulus, sondern mit den bösen Geistern unter dem Himmel. Geister sind nicht zu töten und nicht auszuschliessen; die Ideen der Menschenrechte, der Volkssouveränität, des Selbstbestimmungsrechtes der Nationen, der Vertretung durch Parlamente sickerten seit der französischen Revolution über die vermauerte Grenze und weichten den Kitt auf, der den Babelturm der alten Monarchie zusammenhielt. Unter dem System der Erhaltung des Bestehenden litten die Gebildeten und die Bauern, und sie waren es, auf welche die modernen Ideen Einfluss gewannen. Die Bauern wollten Befreiung von der Hörigkeit, die Bürger ein öffentliches Leben, wie es ihrer Bildung entsprach. Die Gebundenheit der Presse war noch strenger als in Deutschland, deshalb standen auch hier die Schriftsteller und Dichter an der Spitze der Opposition, darunter verschiedene, die, obwohl

deutschsprechend, doch aus nichtdeutschen Provinzen stammten, so Karl Beck und Moritz Hartmann und vor allem der genialste von ihnen, Nikolaus Lenau. Die Dichter und die liberal gesinnten Wiener zog es zu Deutschland, zu dem Lande ihrer Sitte, ihrer Sprache, ihrer Anschauungen, der Bestand des österreichischen Länderbundes war ihnen nicht Herzenssache, vielmehr hielten sie seine Auflösung für das Natürliche und Notwendige. Es gehörte zu der Auffassung der Demokraten, dass jedes Volk das Recht auf Unabhängigkeit habe und das Recht, sich zu konstituieren wie es wolle; sie betrachteten die aufständischen Italiener und Ungarn nicht als Feinde, sondern als Bundesgenossen. Mit diesen Elementen verbanden sich die Ueberbleibsel der Stände, dem niederen Adel angehörig, die nicht an moderne Ideen, sondern an altgermanische Freiheit, an Rechte anknüpften, die aus dem Mittelalter stammten. Beides, Mittelalter und Neuzeit, war einig in der Gegnerschaft gegen den Absolutismus und sein Werkzeug, die Beamtenschaft.

Für die Dynastie und den mit ihr verbundenen Hochadel, die Anführer des Heeres und die Beamten war der Standpunkt der Opposition unfassbar. Der gewaltige Völkerverein des Ostens sollte freiwillig auf sein Dasein verzichten, das zu wollen, schien ihnen Wahnsinn und Verrat; selbst in den aufständischen Ländern hielt ein Teil der Aristokratie, da die Bewegung überwiegend demokratisch war, zu der österreichischen Regierung und hob dadurch ihr Machtgefühl. Die Träger einer grossartigen Geschichte, das Haus Habsburg und seine Granden, hatten den Stolz, sich behaupten zu wollen, das war ebenso verständlich, wie dass das Bürgertum von Wien und die unteren Klassen in Deutsch-Oesterreich an dem gewaltsamen Festhalten fremder Nationen kein Interesse hatten. Sie litten unter dem lähmenden Druck des Regierungssystems, sie fühlten mehr oder weniger bewusst die Gefahr, mitsamt ihrer Dynastie von den Fremden verschlungen zu werden, und unwillkürlich griffen sie nach dem Stammlande, das ihre Eigenart schützen würde. Dies war das tragische Schicksal

Oesterreichs, der tragische Zug im Antlitz der heiteren, melodischen, glorreichen Kaiserstadt Wien, der ihrer Schönheit den Zauber ohne Gleichen verleiht. Umrauscht von Gesängen, umblitzt von Schwertern, umwallt von Siegesfahnen sammelte dies Haupt alle Herrlichkeit des germanischen Wesens, das die Völker um sich einte, alle Würde, alle Weitherzigkeit, alles Schelmenspiel und alle Frömmigkeit des Mittelalters, hielt sie fest, als ein neues Zeitalter schon mit dem Masstabe des Nutzens, der erkannten Zwecke regierte. Die deutsche Sehnsucht nach Italien und nach dem Orient, nach der schönen Fremde, deutsche Phantastik und deutscher Heldenmut hatten diese Stadt und diesen Staat geschaffen; nun zerriss sie die Ueberfülle des eigenen Wesens.

Der einzige offizielle Träger einer Macht im deutschen Oesterreich neben dem Kaiser, waren, wenn auch noch so geschwächt, die Stände; sie traten an die Spitze der Bewegung, die seit dem Ausbruch der Februar-Revolution in Frankreich rasch drängender wurde. Eine Adresse des niederösterreichischen Landtages forderte die Einberufung der Abgeordneten aller Provinzialstände. Gleichzeitig wurden Adressen des niederösterreichischen Gewerbevereins und des juristisch-politischen Lesevereins eingereicht, welch letztere von allen gebildeten Bürgern Wiens mitunterzeichnet wurde; sie forderten freie Presse, öffentliche Rechtspflege, Reform des Gemeindewesens und vor allem eine österreichische Gesamtverfassung, in der alle Länder und alle Klassen der Bevölkerung vertreten wären, und die das Recht der Steuerbewilligung und Teilnahme an der Gesetzgebung hätte. Es waren dieselben Forderungen, die auch von den Liberalen Deutschlands erhoben wurden. Nicht nur der Adel, sondern auch einige Erzherzöge unterstützten sie; diejenigen, die sie nicht für berechtigt hielten, hielten sie doch für unvermeidlich. Da der Kaiser schwachsinnig war, hing die Entscheidung von Metternich ab; er konnte sich nicht entschliessen, sein System aufzugeben und glaubte, die Petenten mit unverbindlichen Verheissungen hinhalten zu können.

Am 13. März wurde der niederösterreichische Landtag eröffnet. Eine Menge von Bürgern und Studenten zog vor das Ständehaus, und ein Student las unter jubelndem Beifall die Rede vor, die Ludwig Kossuth am 3. März in der zweiten Kammer des ungarischen Reichstages gehalten hatte, in der er sagte, das System des Absolutismus könne nicht länger bestehen, die Dynastie könne nur durch eine engere Verbindung aller Länder auf dem Boden freier Verfassungen gerettet werden. Einige aus dieser Menge setzten es durch, in die Ständeversammlung eingelassen zu werden, wo sie die Beschlüsse derselben verstärken wollten. Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, sie sollten ihrer Freiheit beraubt werden, die Massen drängten nach, um sie zu schützen, von Seiten der Regierung rückten Truppen heran, um den Tumult zu dämpfen, es fielen Schüsse. Da der Aufruhr zunahm, anstatt sich zu legen, verpflichteten sich die Stände, in die Staatskanzlei zu gehen und den Volkswünschen Erhörung zu verschaffen. Metternich nahm den Vorfall nicht ernst. Es handle sich nur um einen Krawall, den polnische, französische und schweizerische Flüchtlinge erregt hätten, und der leicht zu unterdrücken sei, meinte er, doch wolle er als Beschwichtigungsmittel die Aufhebung der Zensur gewähren. Da forderte einer aus der Mitte der ständischen Abgeordneten, die sich Eingang verschafft hatten, der Ueberlieferung nach war es Graf Montecuccoli, Metternichs Abdankung. Als sich viele dem Ruf anschlossen, niemand ihm widersprach, fasste sich Metternich als vornehmer Mann. «Es ist die Aufgabe meines Lebens gewesen,» sagte er, «für das Heil der Monarchie von meinem Standpunkt aus zu wirken; glaubt man, dass das Verbleiben auf solchem dies Heil gefährde, so kann es für mich kein Opfer sein, meinen Posten zu verlassen.» Mit wienerischer Herzlichkeit nahm ein alter Offizier der Bürgergarde das Wort und sagte, man habe nichts gegen seine Person, aber alles gegen sein System, und er wiederhole deshalb die Bitte um Abdankung. So leicht und in so höflicher Form

vollzog sich der Sturz des langjährigen Leiters der europäischen Politik.

An demselben 13. März, an dem dies sich begab, erhielt Radowitz, der in Wien war, um im Auftrage des Königs von Preussen die Bundesreform und einen etwaigen Krieg gegen Frankreich mit der österreichischen Regierung zu beraten, einen Brief seines königlichen Freundes vom 10. März. Es könne leicht dahin kommen, schrieb derselbe, «dass wir allein mit der ultima ratio zu Teutschland (Gott verhüte es in Gnaden) reden müssten. Das muss aber dann im Einverständnis mit dem Kayserl. Hof und mit einer Oesterreichischen Armee vereint geschehen. Ich bitte also das Kayserl. Cabinet Rüstungen zu dem Zweck ohne allen Verzug eintreten zu lassen. Ich kann bald über 150,000 M. disponieren — Kaiser Nicolaus hat mich eigenhändig gebeten, von den Truppen etwas gegen die Polnische Grenze vorrücken zu lassen, um die zu heissen Köpfe daselbst etwas abzukühlen... Zugleich jedes Antasten der Souveränität des Teutschen Bundes als Hochverrat an demselben zu proclamieren und demzufolge die Heidelberger Teutschparlamente und die Chefs der Badischen, Darmstädtischen, Nassauischen etc. Bewegung in die Reichs-Oberacht zu erklären... Zugleich die freundlichsten Erklärungen gegen Frankreich... Halten Sie dafür, dass es eine mögliche Form gibt, aus dem Dilemma herauszukommen, in welches so viele Fürsten das Versprechen, «auf ihr Wirken zu einem teutschen Parlament (!!!)» versetzt hat? Ist's denkbar, dass etwa Vier Stände Curien dem souveränen Bund gegenüber von Zeit zu Zeit in Wirksamkeit träten? Doch glauben Sie und der Fürst ja nicht, dass ich darauf jetzt besonderen Wert lege. Aber Truppen sammeln! um bald mit der teutschen Revolution aus dem Bass zu sprechen.»

Mit was für bitteren Gefühlen mag Radowitz diesen Brief eines Verblendeten, an dem sein Herz hing, gelesen haben! Seit dem Vereinigten Landtage war die Wendung, die sich in Radowitz schon seit längerer Zeit vorbereitet hatte, entschieden geworden. Die begeisterte

Wärme, mit der er als junger Mann die Hallersche Lehre erfasst hatte, war allmählich kühler geworden, der Tanz um das goldene Kalb der absoluten Monarchie, den die Brüder Gerlach aufführten, während sie sie zu bekämpfen vorgaben, und auch wirklich für verwerflich und unhaltbar hielten, konnte er nicht lange mitmachen. «Man kann aus allem einen Fetisch machen,» sagte er; «wir haben Abgötterei mit der Krone getrieben.» Wie er handelnd im Leben stand, erkannte er immer klarer das eigentliche Wesen des Königs und die treibenden Kräfte im Staat. Er sah die Kluft zwischen seinen Idealen und der Gegenwart, in der sie verwirklicht werden sollten, Ideale eines agrarischen Volkes einem gegenüber, das industriell zu werden sich anschickte, dem sie gar nicht verständlich zu machen waren. Die Bemerkung, die Camphausen auf dem Vereinigten Landtage machte, dass die vom Könige so viel gepriesenen Stände sehr bedeutende Rechte besessen hätten, traf ihn wohl mehr, als er sich selbst gestehen mochte. Würde der König für die Stände geschwärmt haben, wenn sie jene Rechte noch gehabt hätten? Waren die Gegner nicht im Recht, wenn sie ihn der Unredlichkeit ziehen? Mehr und mehr kam er dazu, die Staatsverfassungen unter die menschlichen Einrichtungen zu setzen und allen menschlichen Einrichtungen den absoluten Wert abzusprechen. Sie haben, sagte er sich, nur soviel Wert, wie der innere Zustand der Menschen Wert hat, aus dem sie hervorgehen und von dem sie getragen werden, und das bisher Bekämpfte schien ihm nicht mehr so verwerflich, wenn er bedachte, dass es auf den Geist ankam, der es erfüllte. Auch ein konstitutioneller König, meinte er, könne seinen Geist und Willen geltend machen, denn in der Persönlichkeit sei mehr lebendige Kraft als im Buchstaben einer Verfassung. Zu einer ähnlichen Einsicht war der Freiherr vom Stein gegen Ende seines Lebens gelangt, einer Einsicht der Wehmut und des Verzichtens, die den Kampf auf ein viel weiteres und schwierigeres Gebiet verlegt, die aber ermöglicht, in der Gegenwart zu wirken, anstatt abseits zu stehen.

Am Wesentlichen seiner Anschauungen hielt Radowitz fest. Als wäre er des Königs Gewissen, hielt er ihm vor, nachdem der Landtag ergebnislos verlaufen und die Spannung noch drohender geworden war, was hätte geschehen sollen und was nicht geschehen war. «Die Presse musste aus ihrer verkehrten Lage gerissen und eine hieraus erwachsende Literatur im grössten Masstabe zur Verständigung hinleiten. Die Dezentralisation und Belebung der lokalen Kräfte, ein tiefes Eingehen in die unabweislichen sozialen Probleme der Gegenwart, grossartige Massregeln gegen die Massenarmut durch Organisation der Arbeit, die Regelung der Auswanderung, der deutschen Schiffahrt, die Lösung der Differenzen im Zollverein und dessen Ausdehnung auf Deutschland, vor allem aber die grossen nationalen Sympathien und Interessen durch glänzende Aufrichtung des deutschen Bundes — dieses war das angewiesene, weite Feld... Es ist nichts geschehen. Sieben Jahre sind verflossen, die nicht wiederkehren; im tiefsten Schmerze sorge ich, dass, weil das Mögliche nicht versucht worden, jetzt das Unmögliche unternommen werde.» Weder Mögliches noch Unmögliches geschah. Bei einer persönlichen Begegnung im September entrang sich Radowitz der Seufzer: «Immer wieder neue Vorsätze, neue Erkenntnis, aber ganz sicher keine Frucht.» Im Oktober drängte er von neuem zur Bundesreform: «Es ist die höchste, es ist die letzte Zeit!» Im November siegte die liberale Partei in der Schweiz, am 12. Februar stellte Bassermann den Antrag auf Vertretung der Nation am Bundestage, es folgten die entsprechenden Anträge in Hessen, Bayern, Württemberg. Tief niedergeschlagen sah Radowitz, wie auf allen Seiten die Opposition anstürmte und das in ihrer Weise ergriff und tat, womit der König nur gespielt hatte.

Das briefliche Durcheinander Friedrich Wilhelms vom 10. März erwidernd, schrieb er ihm, man habe die neue, ungeheure Kraft der sozialistischen Bewegung als utopisch verhöhnt oder polizeilich abgewiesen und habe es der Opposition überlassen, sie an sich zu ziehen, während sie doch ebenso gut monarchisch wie republi-

kanisch sein könne. Das müsse wieder gutgemacht werden. Ferner beschwor er ihn, eine Verfassung zu geben, keinen Augenblick länger zu zögern: «Nur das ganz Freiwillige rettet das Prinzip der Monarchie und trägt vielleicht den Keim einer rechtlichen Entwicklung in sich.»

Indessen unterhandelte der König bereits ohne Kanonen mit der Revolution.

Die Revolution in Berlin

Der Mächtige sieht die Macht, über die er verfügt, deren Zeichen ihn umgeben, die Gegenkräfte, die sich in anderen Kreisen ausgebildet haben, unterschätzt er. Zwar war Friedrich Wilhelm schon geneigt, der immer stärker anschwellenden revolutionären Stimmung nachzugeben, aber er zögerte noch, wollte sich noch den anderen Weg offen lassen; erst eine Abordnung aus Köln, die am 16. März in Berlin eintraf, bewog ihn, mit beiden Händen alle die Forderungen zu bewilligen, die auf dem Programm der Liberalen standen. Die Rheinländer waren seine Gegner, aber sie imponierten ihm; sie waren eine Macht und insofern ebenbürtig, gewissermassen heidnische Fürsten, die ihre Macht vom Teufel hatten, als Herrschaft aber doch auf derselben Ebene standen.

Dass es nach dem Jubel über die gewährten Wünsche doch zum Ausbruch einer Revolution kam, ist nicht so erstaunlich, wie es der flüchtigen Betrachtung erscheint. Als ein unterirdisches Feuer mottete die Revolution, die im Frühling des vergangenen Jahres im Kartoffel-Krawall hervorgebrochen war, weiter. Die Teuerung bestand fort, das Elend war gross, aber unter dem Druck der Regierungsmassregeln wagte sich die Unzufriedenheit nicht laut hervor. Berlin war eine Handwerkerstadt und mit Ausnahme einiger Gewerbe, wie der Bäcker und Fleischer, war das Handwerk in der übelsten Lage; auch den Bauarbeitern, die nur einen Teil des Jahres Arbeit hatten, ging es sehr schlecht. Die Armenpflege

war jämmerlich, die private Wohltätigkeit ungenügend, und die Bemühungen wohlwollender Bürger, deren es eine ganze Anzahl gab, scheiterten oft an dem Widerstande der Regierung, die keine Einmischung duldete. In einem Punkte stimmte die gesamte Bürgerschaft überein, wie bestimmt auch die Spaltung in Besitzende und Besitzlose war, nämlich in der Feindseligkeit gegen das Heer. Das preussische Heer, zusammengesetzt aus den Junkern und den von ihnen abhängigen Bauern, bildete schon dadurch einen scharfen Gegensatz zur Stadt; es bildete mit den Beamten die Stütze des Absolutismus. Friedrich Wilhelm III. hatte als junger Monarch die Soldaten angewiesen, die Bürger zu achten, die das Heer unterhielten, und die Reform der napoleonischen Zeit hatte aus dem stehenden Heer eine volkstümliche Einrichtung gemacht, aber nach kurzer Zeit war der absolutistische Geist wieder eingezogen. Friedrich Wilhelm IV. mischte etwas von seinen Lieblingsideen dazu; ohne die starre Disziplin aufzugeben, wollte er die Offiziere als seine Vasallen betrachten, die ihm persönlich ergeben waren, ihn persönlich verteidigen, Andersdenkende als Ruchlose niederwerfen würden. Sein Heer war sein Gefolge und seine Freundschaft, seine Partei; es war offensichtlich kein Volksheer, sondern ein Heer gegen das Volk. Nicht nur die unteren Klassen hassten die stets zu ihrer Unterdrückung bereiten Soldaten, auch die bürgerlichen Schichten nahmen Anstoss an der Bevorzugung der Offiziere und ihrem gespreizten Hochmut. Die geniale Menschlichkeit der hervorragenden Offiziere der Freiheitskriege war etwas Fremdes, von aussen in Preussen Eingedrungenes gewesen, wovon keine Spur geblieben war.

Die Truppen hätten zweifelsohne über das aufständische Berlin Herr werden können, aber die deutsche Revolution wäre damit nicht besiegt gewesen. Das fühlte der König; er sah sich plötzlich in einer veränderten Welt und verlor das Gleichgewicht. Metternich, der Unfehlbare, der Pfeiler des europäischen Systems, war gestürzt, verjagt, die Rheinlande drohten mit Abfall, der Verlust seiner Beliebtheit drohte, auf die er so

grossen Wert legte. Bestürmt von den verschiedensten Einflüssen, von Ratschlägen, Warnungen, Vorwürfen, zermürbt von der Angst vor gewalttätigen Angriffen auf seine Person, sollte er einen Entschluss fassen; das wirkte vernichtend auf ihn; er hatte Augenblicke, wo er seiner selbst nicht mehr mächtig war.

Die Geistesverfassung und die Eigenart der Berliner gaben dieser Revolution den wunderlichen, aus Schrekken und Komik gemischten Charakter. Barrikaden schossen auf, Kanonen brüllten, Flammen schlugen gegen den mondhellen Himmel, Blut floss und Sterbende stürzten auf das aufgerissene Pflaster; aber die Gutgelauntheit und der unerschütterliche Witz des Volkes, die dickbäuchige Wichtigtuerei der Honoratioren, die handfeste Gelassenheit der Arbeiter, der gesunde Menschenverstand aller, liessen ein grosses Pathos nicht recht aufkommen. Die Deputationen aus der Bürgerschaft, die zum König marschierten, der Austausch zutraulicher und landesväterlicher Sätze, zwischen denen nur hin und wieder ein böser Blick oder ein beissendes Lächeln aufzuckte, die Versammlungen unter den Zelten und die Reden grossmäuliger Demokraten, pfiffig glossiert von feiernden Arbeitern und seelenvergnügten Bummlern, das alles hatte mehr von einem Schützenfeste als von einer Revolution.

Am 19. März, dem der Revolution folgenden Tage, wurden die Leichen der im Kampfe Gefallenen auf Bretter gelegt und fortgetragen; als das in der Friedrichstrasse geschah, kam es denen, die damit beschäftigt waren, in den Sinn, die Opfer des Kampfes vor die Augen des Königs zu bringen. Es bildete sich ein Zug von Leidtragenden, Grollenden, Schluchzenden, Wütenden um die Bahren herum, langsam ging es zum Schlosse, durch das Portal auf den Schlosshof; dort stellten sie die nackten, schrecklich wunden, mit Blumen bedeckten Toten nieder und riefen nach dem König. Auf dem Balkon erschienen die beiden neuernannten Minister, Graf Armin-Boitzenburg und Graf Schwerin; sie wurden unterbrochen, und die Männer unten schickten sich an, die Bahren in die Gemächer des

Königs zu tragen. Da gab er nach und erschien, seine schwankende Frau am Arme, auf dem Balkon. Er wollte sprechen, wurde aber durch lautes Murren unterbrochen; schweigend nahm er die Militärmütze ab, die er trug, und grüsste die Toten. Einen Augenblick lang wusste niemand, welches Ende dieser Auftritt nehmen würde; da erhoben sich ein paar Stimmen aus der Menge zum Gesange des Chorals: Jesus meine Zuversicht. Unter den Klängen zog sich der König zurück, und die Massen verliessen das Schloss. Draussen stand auf einem Tische der schöne und elegante Fürst Felix Lichnowsky und redete zum Volk. Der König in seiner grossen Güte, sagte er, habe alles Militär zurückgezogen und sich dem Schutze seiner lieben Bürger anvertraut, alle Forderungen wären bewilligt, man könne ruhig nach Hause gehen. Ob wirklich alles bewilligt sei? fragte einer. «Ja, alles, meine Herren.» «Ooch det Roochen?» fragte es wieder. «Ja, auch das Rauchen.» «Ooch im Dierjarten?» «Ja, auch das Rauchen im Tiergarten, meine Herren.» Darauf räumte die Menge, so lautet der Bericht der Augenzeugen, zufrieden den Platz. Abends war Illumination, die Bürger feierten den Sieg den das Volk errungen hatte; das Schloss lag im Dunkel.

Der König war von Angst und Schauder gebrochen, liess sich widerstandslos vom Strome der Ereignisse ziehen. Der Gedanke an Abdankung kam ihm, aber er gab ihn wieder auf, vielleicht in wirrer Hoffnung auf einen Tag der Vergeltung, auf einen Tag, wo er wieder der mächtige Herr sein würde, der, wie er zu sagen liebte, niemanden über sich hatte als Gott.

Der folgende Tag brachte die Befreiung der Polen, die vor zwei Jahren den Aufstand der Provinz Posen verursacht hatten. Mehrere von ihnen waren zum Tode verurteilt, unter innen Mieroslawski, der Führer des Aufstandes, mehrere andere zu langjähriger Festungshaft. Einer ihrer Verteidiger regte nun den Gedanken der Amnestie an, und nach kurzem Kampfe gab der Ministerpräsident nach. Das Volk zog nach dem Zellengefängnis Moabit, wo die Polen gefangen lagen, spannte sich vor herbeigeholte Wagen und führte die unverhofft

dem Leben Wiedergegebenen zur Universität und zum Schlosse. Wieder musste der König sich zeigen und unversöhnliche Feinde grüssen. In der Aula der Universität hielt Mieroslawski in französischer Sprache eine Rede, in der er die ewige Verbindung zwischen Deutschland und Polen proklamierte. Polen wisse, sagte er, dass es ohne Hilfe der Deutschen seine Freiheit nicht verwirklichen könne. Als sichtbares Zeichen zerriss er eine polnische Fahne und verteilte die Fetzen unter die Deutschen, während die Polen ihre Brust mit der deutschen Trikolore schmückten.

Noch war nichts für die Bundesreform geschehen, die der König verheissen hatte; dies brachte der 21. März. Am Morgen dieses Tages war an den Strassenecken Berlins folgendes Plakat angeschlagen: «An die deutsche Nation! Eine neue, grossartige Geschichte hebt mit dem heutigen Tage für Euch an! Ihr seid fortan wieder eine einige grosse Nation, stark, frei und mächtig im Herzen von Europa! Preussens Friedrich Wilhelm IV. hat sich, im Vertrauen auf Euren heldenmütigen Beistand und Eure geistige Wiedergeburt, zur Rettung Deutschlands an die Spitze des Gesamtvaterlandes gestellt. Ihr werdet Ihn mit den alten, ehrwürdigen Farben Deutscher Nation noch heute zu Pferde in Eurer Mitte erblicken. Heil und Segen dem konstitutionellen Fürsten, dem Führer des gesamten Deutschen Volkes, dem neuen Könige der freien wiedergeborenen Deutschen Nation!» Um 10 Uhr trat der König als Prolog seines Schauspiels auf den Balkon des Schlosses und teilte mit, dass er sogleich zu Pferde erscheinen werde, um öffentlich kund zu geben, dass er die Freiheit im Schutze der konstitutionellen Monarchie für ganz Deutschland wolle. Dasselbe teilte der Kultusminister, Graf Schwerin, dem es jetzt als Empfehlung dienen musste, dass er der Schwiegersohn Schleiermachers war, den rasch in der Aula versammelten Studenten mit, sie zugleich auffordernd, sich um den wahrhaft deutschen König zu scharen. Er fügte hinzu, dass jetzt die Minister des Königs verantwortlich wären, dass aber der König ihre Seele sei, dass sie nur seine Gedanken ausführten.

Der Umritt, der nun stattfand, trug allerdings ganz das Gepräge der teigigen und scheckigen Seele Friedrich Wilhelms. Er war in die glänzende Uniform der Garde gekleidet, und seinen Arm schmückten die deutschen Farben; auch die Prinzen des königlichen Hauses, die Generäle und Minister, die ihn umgaben, hatten das vor kurzem noch verfehmte Abzeichen angelegt, das jetzt «des Deutschen Reiches glorwürdiges Panier» hiess. Als der Zug sich in Bewegung setzte, bat sich der König noch eine deutsche Fahne aus, wie sie von allen Häusern herabhingen, und ein Kriminalbeamter, namens Stieber, holte mit der Gewandtheit, die sein Fach erfordert, eine herunter und überreichte sie dem Monarchen. Dem Zuge voran ritten Graf Arnim-Boitzenburg, der Ministerpräsident, und der Kriegsminister von Rohr, die schwarzrotgoldene Fahne trug ein Bürgerschütze, Herr Krause, zur Seite gingen der Kriminalbeamte Stieber und der Tierarzt Urban, ein gewaltig grosser Mann, barhäuptig und mit wallendem Demokratenbart, der der Barrikadenhauptmann genannt wurde und das revolutionäre, nun versöhnte Volk vertreten sollte. Er konnte allenfalls einen christlichen Urgermanen vorstellen und als solcher sich dem König empfehlen. Zu den Umstehenden sagte Friedrich Wilhelm, was sie hier sähen, sei keine Usurpation, er wolle nicht Fürsten vom Throne stürzen, nur die Einheit Deutschlands wiederherstellen. Als an der Hauptwache die Bürgerwehr präsentierte, sagte er: «Ich sehe euch hier auf der Wache, ich kann es nicht genug in Worte kleiden, was ich euch danke, glaubt mir's.» Unter den Linden hatten sich die Studenten aufgestellt unter Führung ihres Rektors, des berühmten Physiologen Johannes Müller, und des Mediziners Professor Hecker, der als Freiwilliger die Freiheitskriege mitgemacht hatte. In seiner Ansprache an sie wiederholte der König, dass er nichts usurpieren wolle. Er habe nur getan, was in der deutschen Geschichte schon oft geschehen sei, dass mächtige Fürsten und Herren, wenn die Ordnung niedergetreten gewesen sei, sich an die Spitze des Volkes gestellt hätten, um sie wiederherzustellen. «Merken Sie sich das, meine Herren,» sagte er,

«schreiben Sie es auf, dass ich nichts usurpiere, nichts will als deutsche Freiheit und Einheit.» Inzwischen hatte sich auch der Polizeipräsident Minutoli eingefunden; den König in Uniform mitten in der aufständischen Stadt zu wissen, war ihm mit Recht unheimlich, und er zählte wohl die Minuten, bis der kuriose Karneval vorüber, und der Monarch wieder im Schloss wäre. Wenn einer sich bückte und einen Stein aufhöbe, wenn einer riefe: an die Laterne! Würden die Studenten mit ihren Säbeln ihn schützen können, würden sie sich nicht zu der brüllenden Meute gesellen und ihn zerreissen, um nicht zerrissen zu werden? Allein das Volk schaute still erstaunt die wunderliche Begebenheit an, ohne etwas Feindseliges zu unternehmen. Nur am Kölnischen Rathaus, wo der König seine Rede wiederholte, geschah etwas Grausiges: ein altes Weib, so wird erzählt, schrie aus der Menge mitten in die Worte des Redners hinein: Glaubt ihm nicht! Er lügt! Er hat immer gelogen! Man brachte die dämonische Stimme schnell zum Schweigen, die vielleicht überhaupt nur ein überreizter Sinn vernommen hatte.

Am meisten fürchtete die Umgebung des Königs den folgenden Tag, auf den das Begräbnis der im Revolutionskampfe Gefallenen angesetzt war. Der Vorschlag, die Revolutionäre und die Soldaten gemeinsam zu bestatten, gleichsam zum Zeichen der Versöhnung, war vom Volke mit Entrüstung zurückgewiesen, woraus man schloss, dass die Stimmung noch gefährlich war. Man war auf einen Wiederausbruch der Revolution gefasst und stand ihr unbewaffnet gegenüber. Indessen auch dieser Tag verlief geordnet und ruhig. Am Morgen standen vor der neuen Kirche auf dem Gendarmenmarkt 183 Särge auf prachtvollen Katafalken, bedeckt mit Blumen und Kränzen, die die königliche Gärtnerei geliefert hatte. Vom Turme der Kirche bliesen Posaunen einen Choral, Geistliche segneten die Toten ein. Dann setzte sich feierlich der Zug in Bewegung. Voran ging die Schützengilde, die zum Andenken an ihre in der Revolutionsnacht bewährten Tapferkeit einen Schützen auf der Barrikade in ihr Wappen aufgenommen hatte,

dann kamen schwarzgekleidete Jungfrauen, die Lorbeerkränze auf Atlaskissen trugen, die Juristen, auf deren Fahnen die Inschrift Freiheit und Recht stand, die Universität, Rektor und Professoren in Amtstracht, unter ihnen Alexander von Humboldt, die Handwerkervereine, die Presse, die Stadtverordneten, die Behörden, die Freiwilligen von 1813, die Aeltesten der Kaufmannschaft, Deputationen verschiedener Städte; den Beschluss machten die Maschinenarbeiter, der eigentliche Kern des Kampfes, Borsig selbst, der Gründer der berühmten Eisenwerke, an ihrer Spitze. Unter den Fahnen, die zu Häupten der Prozession schwankten, war die Trikolore Italiens und die rotweisse Flagge der Polen. Am Opernhause sang der Domchor «Jesus meine Zuversicht», alle Glocken läuteten; auf dem Balkon des Schlosses stand der König, umgeben von seinen Ministern und Generälen, um den Toten des Volkes zu huldigen. Die Sonne neigte sich zum Untergange, als der Zug am Friedrichshain ankam. Der Prediger Sydow hielt die Grabrede, nach ihm sprach, vom Politischen Klub beauftragt, gegen den Willen des Begräbnis-Comités, Assessor . ung aus Köln, derselbe, der einer der Redaktoren der «Rheinischen Zeitung» gewesen war. Er verglich sich mit dem Antonius Shakespeares, der das Testament des ermordeten Cäsar verkündete; so verkünde er das Testament des ermordeten Volkes, der schlichten Männer, die mehr als alle Schätze der Welt, die ihr Herzblut dahingegeben hätten. «Wachet,» so sagte er, heisse es in diesem Testament, «wachet, o Brüder, dass der Freiheit, für die wir starben, nichts mehr verkümmert, nichts geraubt, nichts abgelistet werde. Wachet, o Brüder, dass Preussens Stern nicht mehr nur auf dem rohen Schlachtgefilde, nicht auf der feilen Brust der Höflinge, sondern dass er hoch an jenem friedliebenden Himmel erglänze, wo die Zeichen der freien und gebildeten Nationen zu einem Sternbild sich vereinigen.» Die Vereinigung aller europäischen Nationen zu einem Bunde, das vollendete den Zukunftstraum der Demokraten, und dieser Ausblick sollte auch die Feier der Toten dieses Frühlings weihen.

Die Märzrevolution, so grossartig in ihren Wirkungen, insofern als sie das absolute Regiment in Preussen stürzte und dem absoluten Zeitalter in Deutschland für immer ein Ende machte, beendete zugleich die Blütezeit des kleinstädtischen, bürgerlichen Berlin. Die Frühlingsmondnacht voll Blut und Feuer war wie ein letztes, buntes Abschiedsfeuerwerk der Biedermeierzeit, ein Guckkastenbild, in dem die alte Handwerksstadt aufzog, in der es noch hundert Ackerbürger gab, und die nun eine industrielle Grosstadt werden musste. Etwas Drolliges und Wehmütiges haftet an allen den Vorgängen, durch die das seine Zukunft fühlende Gross-Berlin sich gegen das kurzsichtige Regiment auflehnte, das es nur als untertänige, polizeilich abgerichtete Residenz wollte gelten lassen, und in denen sich doch auch geheime Trauer über den Auszug alter guter Geister offenbart. In der Barrikadenschlacht und ihren nächsten Folgen wurde die schon so scharf getrennte Bevölkerung Berlins noch einmal eins, gab sie sich selbst ein Bild alter Gemütlichkeit und Brüderlichkeit, wie sie zwischen Millionen nicht mehr herrschen kann. Unter 400,000 Einwohnern erschien der jähe Tod von 200 Menschen als etwas Ausserordentliches, wodurch die ganze Stadt erschüttert wurde; es war wie eine Familie, die einen gemeinsamen Verlust beklagt. Nicht etwa in einem Aussenviertel fanden die Kämpfe statt, sondern im Mittelpunkte Berlins, wo nicht Geschäftshäuser, sondern die Wohnhäuser der Wohlhabenden waren, in der Nähe des königlichen Schlosses. Die Soldaten massakrierten auf Befehl und schlugen auch aus eigener Roheit mit dem Kolben zu; wenn man aber hernach einen ernstlich fragte, wie er auf seine Brüder habe schiessen können, liefen ihm die Tränen über die Backen. Die Arbeiter, die, weil man den französischen Nationalwerkstätten nacheifern wollte, täglich 15 Silbergroschen bekamen, wofür sie im Norden Berlins bei den Rehbergen Sandhügel umgraben und Bäume ausroden sollten, konstituierten das Gebiet als einen Tummelplatz gemütlichen Daseins, und als der Magistrat eine Tafel aufrichtete, auf der sie ermahnt wurden, sich ihren Lohn durch anhaltendes Arbeiten zu

verdienen, verscharrten sie dieselbe unter feierlichen Zeremonien und schrieben auf ein Brett neben dem Hügel: Hier liegt der Berliner Magistrat begraben. Die Studenten waren in überwiegender Mehrzahl gemässigt und ordnungsliebend, nur einige Idealisten, namentlich Gustav Adolf Schloeffel, Paul Börner, Edmund Monecke und der Bündner Johann Gaudenz von Salis-Seewis nahmen tätigen Anteil am Aufstande und zwar in hervorragender Weise. Paul Börner, später ein angesehener Arzt, hat die Revolution mit der Anschaulichkeit des beteiligten Augenzeugen und einem schönen Gefühl für das Grosse und Poetische der Bewegung geschildert. Wegen des Anteils dieser wenigen am Barrikadenkampf und der Betätigung aller bei der Aufrechterhaltung der Ordnung wurden die Studenten die Lieblinge der Bevölkerung, und man huldigte ihnen von allen Seiten. Mit Kalabreserhut und Schleppsäbel ausgerüstet, sorgten sie für die Sicherheit der Paläste, redeten sie in den Klubs und vermittelten sie, sowie es nötig schien, zwischen den Autoritäten und den Arbeitern. Der König und die Prinzen bewirteten sie, während sie Dienst taten, mit Bier und belegten Brötchen; als sie das Schloss zu bewachen hatten, las ihnen Professor Lachmann im Schweizersaal, während das Abendrot in den Fenstern brannte, Sigurds Brautfahrt, eine neue Dichtung von Geibel, vor. Die Hochstehenden ergriffen jede Gelegenheit, sich zutraulich mit dem Volke zu unterhalten, und der König hörte mit guter Miene die Deputationen der Schneider und Handschuhmacher an, die um wohlfeile Regierung baten. Die Revolution war legitimiert, das Volk, die Arbeiter und Rebellen, waren glorreiche Helden, Märtyrer der Freiheit.

Zehn Tage nach der Revolution zogen die wahren Sieger, die neuen Herren, durch das von Studenten bewachte Portal in das königliche Schloss ein, geräuschlos, wochentäglich schlicht, kaum bemerkt im festlich-revolutionären Gewühl: der Bankier Ludolf Camphausen und der Aachener Kaufmann David Hansemann, Camphausen als Ministerpräsident, Hansemann als Finanzminister. «Retten Sie die Monarchie, Herr Camphausen»,

sagte die Königin, «sonst ist alles verloren.» Er sagte gelassen: «Nichts ist verloren, Eure Majestät, wenn wir uns nicht selbst aufgeben.» Es war seine Absicht, sich als Schild vor die Dynastie zu stellen, ein Ministerium des Uebergangs zu bilden, wie er selbst es nannte, des Uebergangs aus der Revolution zur konstitutionellen Monarchie, in der Finanz, Handel und Industrie den ihnen gebührenden Platz erhielten.

Die Nationalversammlung in Frankfurt

Das Jahr 1848 war ein Sonnenjahr, wie sie selten über deutsche Lande hinrollen. Früh, noch vor der Tag- und Nachtgleiche, kam der Frühling in voller Lieblichkeit und blühte sich ungetrübt in den Sommer hinein. Die Heiterkeit des Himmels wandelte politische Tagungen in ein hohes Fest der Natur und des Volkes. Wie sich die goldenen Tage aneinanderreihten, wurde es den an Nässe, Kälte und Launenhaftigkeit des Wetters gewöhnten Deutschen zumute, als sei mit dem Winter das Elend und die Jämmerlichkeit des Lebens geschwunden, als breche ein paradiesisches Zeitalter an. Es war wirklich etwas Ausserordentliches, etwas Einziges, dass über alle regierenden Gewalten hinweg, nur durch sich selbst und das Vertrauen des Volkes beglaubigt, Privatleute sich zusammentaten, um Deutschland nach ihrem Gutdünken zu ordnen, nicht nur gelitten von den bisher so feindseligen Herrschern, sondern begrüsst und umschmeichelt. Sie waren plötzlich Souveräne geworden und glichen fast dem Taglöhner, den Despotenlaune über Nacht in einen Sultan verwandelt. Sie konnten sich auf keinen Rechtstitel, auf kein Heer stützen; ihre Macht musste ihnen erscheinen wie der Kranz, der sich aus den Wolken auf die Stirn bewährter Kämpfer herablässt. Denn fast alle die Männer, die am 31. März in Frankfurt zum Vorparlament und am 18. Mai zur Nationalversammlung zusammentraten, hatten mehr als ein Menschenalter lang für die Neubegründung Deutsch-

lands gekämpft und gelitten. Wie Träumenden mag ihnen gewesen sein, als sie Arm in Arm unter schwarz-rot-goldenen Fahnen, die wie Flammen in die blaue Luft loderten, der festlich geschmückten Paulskirche zuschritten, vergleichbar den grossen Kaisern, die einst in derselben Stadt vom Römer hinüber in den Bartholomäusdom zur Krönung gingen. Nicht geringerer Beifall begleitete sie als einst die Nachfolger der Cäsaren, nichts Geringeres war ihnen befohlen und wurde von ihnen erwartet von ihnen, die sich vor kurzem in der Verbannung mühselig fristeten oder in Gefängnissen einsam erstarrten. Was für ein Gegensatz der verkümmerten Jahre zu dem Frühlingstag der Erfüllung! Gerade die beiden Männer, von denen die Gründung der Burschenschaft ausgegangen war, Arndt und Jahn, hatte die Vorsehung am Leben erhalten, beide, der eine war einundachtzig, der andere siebzig Jahre alt, weisshaarig und rüstig. Die Begeisterung und Rührung des grossen Augenblicks bemächtigte sich der Herolde der Bewegung, die nun endlich Früchte zeitigte: sie wurden geehrt, wie Männer ihre Ahnen ehren, die aus der Dämmerung still und freundlich auf die Handelnden blicken. Alle Parteien vereinigten sich in der Pietät gegen die Alten, namentlich gegen Arndt, man zog sie hervor und schonte sie, wenn man nicht mit ihnen übereinstimmte; aber wenn sie sich äusserten, empfand man sie als fremd, so wie sie sich fremd fühlten.

Selten ist den Menschen eine Erfüllung gegeben, in der die Sehnsucht sich ganz wiedererkennt; in der Zeit des Wartens haben sie entweder sich selbst verändert, oder die Umstände sind andere geworden und lassen das Erstrebte und Herbeigeführte fremd erscheinen. Die Generation der Befreiungskriege hatte die Farben schwarz-rot-gold angenommen, weil es die Farben der Sturmfahne des heiligen Reichs gewesen waren, das freventlich zerstört worden war und wiederhergestellt werden sollte, das der Idee nach nie aufgehört hatte zu bestehen. An die Wiedergeburt des alten ehrwürdigen Reiches, die Stein vorgeschwebt hatte, wurde nun nicht mehr gedacht; diese Vorstellung war langsam zurück-

getreten und an ihre Stelle die Idee des modernen, einheitlichen Staates getreten, der nach dem Gutdünken der Versammlung gegründet werden sollte. Johann Georg Aug. Wirth, der in den Dreissigerjahren die deutsche Republik im Sinne Sickingens und Huttens hatte schaffen wollen, starb im Juni als Abgeordneter von Reuss-Schleiz-Lobenstein, ohne je hervorgetreten oder beachtet zu sein. Indessen auch die Jüngeren, die mitten im öffentlichen Leben der Gegenwart standen, hatten es nicht leicht, sich in der Versammlung zurechtzufinden. Ein jeder hatte bisher in einem mehr oder weniger kleinen Kreise von Parteigenossen und Gegnern gelebt: nun war man inmitten der deutschen Brüder, konnte ihnen die Hand reichen und miteinander gemeinsame Träume verwirklichen. Als man, nachdem das erste Hochgefühl des Sieges sich gelegt hatte, mit wieder getrockneten Augen sich ansah, bemerkte jeder mit Schrecken, dass unter fünfhundert Brüdern die meisten antipathisch waren. Es hatte leicht geschienen, solange man einsam grübelte oder auf den Landtagen der kleinen Länder, wo man die Verhältnisse überblickte, Freund und Feind persönlich kannte, sich auseinanderzusetzen, einer dem andern etwas abzugewinnen; aber fünfhundert Brüder waren eine Horde, wo misstrauisches Grunzen und Kläffen an die Stelle humaner Besprechung trat. Die Hochgestellten sahen ganze Reihen, die sie ohne weiteres als Knoten und Tröpfe charakterisierten, die handfesten Revolutionäre verabscheuten die Geschniegelten, in denen sie Heuchler und Verräter witterten. Es wurde mit einem Male deutlich, dass Deutschland noch das Reich war, das Land aus Ländern, die Wiege vieler Stämme, ein Wirrsal von Stimmen, in deren Zusammenklang zunächst keine Harmonie zu erkennen war. Allmählich aber sonderten sich bestimmte Richtungen aus und bildeten sich hauptsächlich zwei Parteien, deren Gegensätzlichkeit die Geschichte des Parlamentes bedingte: die Monarchisten und Republikaner oder die Bourgeoisie und die Demokraten. Es war dieselbe Spaltung, die die um Itzstein versammelte Gesellschaft getrennt hatte. Deshalb war es natürlich,

dass Heinrich von Gagern Führer der Monarchisten, der alte Itzstein Führer der Demokraten war. Die Gagernsche Partei wollte die politischen Rechte für die besitzenden, gebildeten Klassen, die Demokraten wollten sie allen zuwenden und glaubten, diesen Zweck nur in einer möglichst einheitlich verfassten Republik erreichen zu können, während die Bourgeoisie aus Angst vor den Forderungen der Besitzlosen sich zum Sprung in das einst feindliche Lager der Fürsten entschlossen hatte. Die Demokraten hatten zum Teil von Frankreich die mechanische Behandlung der politischen und sozialen Probleme übernommen, den Standpunkt des Nutzens als den ausschlaggebenden. Dieser leuchtet einem simplen Verstande und oberflächlicher Bildung am leichtesten ein, und es gehörten zu den Demokraten natürlicherweise viele, die zu tieferem Studium weder Zeit noch Neigung hatten; aber auch vernünftige Gründe unterstützten ihre Stellungnahme. Sie hatten recht, wenn sie an der Aufrichtigkeit und dem guten Willen der Fürsten zweifelten, und hatten recht, wenn sie eine friedliche Vereinigung mit sechsunddreissig Fürsten für unmöglich hielten, und schliesslich hatten sie auch recht mit der Meinung, die Revolution sei unvollkommen und von ihrem ursprünglichen Ziele abgewichen, wenn ein grosser, sogar der grösste Teil des Volkes ausserhalb des neu zu erringenden Rechtszustandes bliebe. Die Kämpfe des Lebens sind fast immer tragisch, weil ihre Verwickelungen nicht rein zu lösen sind. Diejenigen, die die letzten Früchte einer alten, reichen Kultur in gesicherten Lebensverhältnissen hatten geniessen können, erfasste Bangen, wenn sie sich Deutschland vorstellten, wie viele Demokraten es haben wollten: ein in möglichst gleiche Kreise eingeteiltes Land mit einer alles an sich ziehenden Hauptstadt, eine möglichst gleichartige Bevölkerung von durchschnittlicher Bildung, und im Hintergrunde eine hungrige Masse, die, wenn die Zahl massgebend würde, das Uebergewicht erhalten und in den heiligen Bezirk des Eigentums eindringen würde. Einige bewegte die Sorge um die im Schmelz des Jahrhunderts schimmernde Kultur, die meisten Angst um das Geld und gesicherten

Genuss und der Drang, bisher unerhörte Reichtümer aufzuhäufen zu neuer Machtgründung.

Heinrich von Gagern war sich nur edler Antriebe bewusst, das gab ihm den freudigen Schwung, der alle hinriss. Sowie er zum Präsidenten gemacht war, kam Ordnung in das Gewühl; alle erkannten an, wie eindrucksvoll er die ungebärdige Versammlung zu leiten wusste. Um ihn scharten sich die honetten Grossbürger, welche man auch die Pharisäer nennen könnte, wenn man mit Luther die Pharisäer als die anständigen und gebildeten, von jedermann geachteten Leute betrachten will, die wegen ihrer Vorzüge sich vom gemeinen Volke fernhalten. Unter ihnen bildeten die Universitätsprofessoren eine besonders einflussreiche Gruppe. In den Dreissigerjahren hatten die Professoren der Universität Rostock dagegen protestiert, dass sie vom Fürsten als Staatsdiener behandelt wurden, da sie vielmehr Vertreter einer selbständigen Korporation wären. Sie konnten diesen Standpunkt allerdings nicht festhalten, denn nur die Fürsten waren durch das Verschwinden des Kaisers tatsächlich und nach der herrschenden Rechtsauffassung souverän geworden, und im allgemeinen war das Gefühl der Unabhängigkeit an den Universitäten bereits ganz erloschen. Besonders in Preussen, dessen Universitäten keine alte Ueberlieferung hatten, sondern Gründungen der Könige waren, fühlten sich die Professoren als preussische Staatsdiener. Die Vertreter der Naturwissenschaften verbanden sich folgerichtig mit den Vertretern der Industrie und Technik, denen die Ergebnisse ihrer Forschungen zugute kamen, und wie die Geisteswissenschaften überhaupt den Ehrgeiz bekamen, exakte Wissenschaften wie jene zu werden, folgten sie ihnen auch im Anschluss an die Grossindustrie, die im Begriff war, Träger des Staates zu werden. Die reichen Fabrikanten und Bankherrn legten Wert auf den Zusammenhang mit gelehrter Bildung, ihre Söhne studierten zum Teil, sie hatten die Mittel, die Universitäten so auszustatten wie es der neue Wissenschaftsbetrieb erforderte. Die Historiker hielten sich für besonders befugt, Verfassungen herzustellen, und die

Regierungen gestanden ihnen als staatserhaltenden Elementen dies Vorrecht zu. Dahlmann, Waitz, Droysen, Beseler waren teils Preussen, teils Schleswig-Holsteiner, für die der Anschluss an Preussen Lebensfrage war, teils lehrten sie an preussischen Universitäten. Sie traten gern hinter Gagern zurück, dessen Adel, Beherrschung der parlamentarischen Formen und imposante Erscheinung einleuchtende Vorzüge waren. Man konnte ihn nicht ansehen und hören, ohne Wohlgefallen an ihm zu haben, und dies unmittelbare Gefallen ist unwiderstehlich. Der witzige Hannoveraner Detmold meinte gelegentlich, wie Andreas Hofer sein Vollbart, hätten Gagern seine schwungvollen Brauen zum berühmten Manne gemacht; aber so urteilten anfangs nicht einmal seine Gegner.

In der Paulskirche war das Aeussere der Abgeordneten ein wichtiger Gesichtspunkt. Vielleicht haftete dieser Versammlung noch etwas von dem gesellschaftlichen Charakter der Tagungen in Hallgarten an: man strebte nach persönlicher Beziehung, betrachtete sich unter dem Masstab etwaiger Freundschaft. Die Linke war an Zahl schwächer als die konservativen Parteien; aber sie war geschlossener und straffer und reicher an tatkräftigen Persönlichkeiten; auch unter ihnen waren mehrere, die durch schöne Erscheinung und gewähltes Auftreten die Gegner anzogen. Da war zum Beispiel Wilhelm Löwe, ein Arzt, in der Nähe von Magdeburg geboren, nach seinem Wahlort gewöhnlich Löwe-Calbe genannt, von dem sich die Rechte immer wieder fragte, wie ein so feiner, ruhiger Mann unter die rüden Demokraten geraten sein möge. Auch dem Fabrikanten Franz Raveaux aus Köln, dessen Schönheit durch einen leidenden Zug, dessen grosse braune Augen durch melancholischen Ausdruck beseelt waren, wurde widerwillige Anerkennung zuteil. Er hatte kohlschwarzes Haar, war gross und hielt sich soldatisch gerade, er hatte in Spanien als Offizier Kriegszüge mitgemacht. Bei den Unruhen des vergangenen Jahres hatte er einen Leutnant zurechtgewiesen und ward deshalb in Arrest genommen, was seine Volkstümlichkeit gesteigert hatte.

Obwohl in seiner demokratischen Ueberzeugung scharf und unnachgiebig, war er im Wesen immer verbindlich und gewinnend; man pflegte ihn, wenn zu irgend einem Zweck Deputationen abgeordnet wurden, zum Vertreter der Linken zu wählen, weil er geschmackvoll repräsentierte. Er war nicht wissenschaftlich gebildet, besass aber den naiven Verstand, der unmittelbar das richtige trifft; auch das Anklingen des Kölner Dialekts wirkte anmutig. Einmal hatte er einen grossen rednerischen Erfolg, als um den Ausschluss Oestereichs gestritten wurde, und er, der grossen reichsstädtischen Vergangenheit seiner Vaterstadt gedenkend, selbst ergriffen, den alten Vers anführte: Halt vast, du kaiserlicher Boor, Bliev beim Rich, et fall' süss oder soor. Der bedeutendste Redner der Linken war Ludwig Simon von Trier. Sein Vater war Katholik und zum Priester bestimmt, verliebte sich aber als Lehrer an der Schule zu Prüm in der Eifel in eine protestantische Lehrerstochter, die er heiratete. Ihre Familie stammte aus dem Hessen-Homburgischen. Ludwig war Advokat und besass ausser juristischen nicht viel Kenntnisse, aber er hatte offene Augen, hellen Verstand und praktischen Sinn. Trotz der radikal revolutionären Richtung seiner Politik versagte ihm die Rechte ihre Anerkennung nicht, teils wegen der Uneigennützigkeit und Ehrlichkeit seiner Ueberzeugung, teils weil das Feuer seiner Rede und das Feuer seiner sehr blauen und sehr freundlichen Augen, die schöngeschwungenen Brauen darüber, sein anmutiger Mund, seine wohlklingende Stimme, seine ebenmässige Gestalt Eindruck machten. Er war besonders befreundet mit Wilhelm Adolf von Trützschler, einem reichen sächsischen Aristokraten, der gleichfalls Jurist war. Beider Ideal war ein Zustand allgemeiner Selbsttätigkeit, der äusserste Gegensatz zur Bürokratie, den sie Kulturanarchie nannten. Sie stützten sich dabei auf die Verheissung: Ich will euch vom Gesetz befreien; nicht ohne zuzugestehen, dass das äussere Gesetz nur da zu entbehren sei, wo ein inneres herrsche. Da das noch nicht allgemein der Fall war, forderten sie für die Gegenwart die reine Demokratie nach dem Muster der schweize-

rischen. Sie sahen zwar ein, dass die Herrschaft der Mehrheit nicht immer erfreulich sei, da ja die Minderheit oft das Bessere und Richtigere vertrete; aber dieser Mangel werde dadurch ausgeglichen, dass die Minderheit in stets erneutem Kampfe die Mehrheit überwinden werde, und dass geistige Kämpfe die Einsicht und Kraft der Nation förderten. Trützschler war ein logischer Kopf, hatte das Bedürfnis, alle Fragen bis in die letzten Wurzeln zu durchdenken und zu ordnen und war, wie derartige Menschen zu sein pflegen, im Grunde herrschsüchtig. Er führte oft den Vorsitz bei Parteiversammlungen und regierte dann straff mit seiner «elfenbeinernen Faust». Sein Mut ging bis zur Waghalsigkeit, doch wenn er Feinden und Mächtigen gegenüber entschieden, wohl auch hart auftrat, so war er gegen Schwache milde und gegen Arme wohltätig. Er war ein sehr guter Gesellschafter, liebte den Wein und war unter seinem Einfluss übersprudelnder Laune. Eine eigentümliche Erscheinung war Julius Fröbel, Neffe des berühmten Pädagogen und auf dessen Erziehungsanstalt in Thüringen auf besondere Art ausgebildet. Nach allerlei Versuchen, bei denen er sich stets als klug, geschickt und erfolgreich erwiesen hatte, hatte er sich in Zürich niedergelassen und dort ein Verlagsgeschäft begründet. Er war eine auffallend edle und schöne Erscheinung, gewählt in der Kleidung, zurückhaltend im Benehmen; niemals gab er sich eine Blösse, blieb im erbittertsten Kampfe der Mann der guten Gesellschaft, und die behutsame Gemessenheit seines Auftretens bildete einen absonderlichen Gegensatz zu seiner höchst radikalen Gesinnung. Ganz anders war der Führer der Mainzer Opposition, Franz Zitz, eine Persönlichkeit, die das breite Pathos und den Ueberschwang des Jahres Achtundvierzig darstellte. Er war der am meisten beschäftigte Advokat von Mainz, wohlhabend, schön, von riesiger Gestalt mit riesigem Kopf, heiteren blauen Augen und einem rötlichblonden Bart von der Art, die man Hambacher Bärte nannte. Er war ein Mitglied der hessischen Kammer und Nebenbuhler Gagerns, sprach fliessend und mit klangvoller Stimme, nicht gerade tiefsinnig, aber wirkungsvoll. Als Präsident

des Karnevalvereins war er sehr bekannt, ausserordentlich beliebt beim Volk und bei den Frauen. Als ihm von seinen dankbaren Mitbürgern ein Nationalgeschenk dargebracht wurde, zu welchem niemand mehr als vierundzwanzig Kreuzer geben durfte, machte er daraus eine Stiftung zur Unterstützung notleidender Arbeiter und Handwerker. Er war warmherzig, tüchtig, tätig und ehrenhaft. Der Breslauer Heinrich Simon war kein Redner, empfahl sich aber Freund und Feind durch die Unantastbarkeit seines Charakters und seiner durchgebildeten Persönlichkeit. Der Preis der Schönheit wurde von allen Seiten dem jüdischen Deutsch-Böhmen Moritz Hartmann mit den samtenen Augen und der silbernen Stimme zuerteilt. Auch er war kein Redner, zeigte sich aber als Mann von klarem Verstande und hatte sich als Dichter einen Namen gemacht. Seine Verse sind nicht wie die Freiligraths durch ein wohlgewachsenes Skelett gestrafft, sie sind eher mit Watte gefüllt und zerfliessen manchmal ganz; aber wo die Beziehung zu bekannten Ereignissen und Personen ihnen Halt gibt, üben sie durch den Schmelz melancholischer Empfindung Wirkung aus. Die satirische Dichtung «Der Pfaffe Mauritius», in der er die Eindrücke der Frankfurter Parlamentszeit niederlegte, ist stellenweise originell, witzig und reizvoll. Deutschland blieb für Moritz Hartmann zeitlebens das vom blauen Schimmer der Ferne überhauchte Land der Verheissung. Später, als Flüchtling, gehörte er zu den Wenigen, die Paris verabscheuten, und nur nach Deutschland, immer nach Deutschland, verlangten. Arnold Ruge machte sich mit der geschickten Handhabung Hegelscher Dialektik, durch die seine stets aufs äusserste zugespitzten Ansichten eine groteske Form erhielten, mehr zum Narren als zum Gegenstand des Hasses. Das war vielmehr Karl Vogt, der in Atheismus und Pietätlosigkeit schwelgte. Durch seine Mutter, von den Follen abstammend, besass er als Erbe etwas von ihrer Schönheit und ihrer revolutionären Gesinnung; aber jene war beeinträchtigt durch Neigung zum Dickwerden und diese abgewandelt durch burschikose Skrupellosigkeit und Ehrfurchtslosigkeit, die seinen

Oheimen fremd gewesen war. Bei den Verhandlungen über die Trennung von Staat und Kirche, stimmte er mit unbefangenem Vergnügen nicht nur für die Trennung, sondern für völliges Verschwinden der Kirche von der Erde; sie möge sich in den Himmel zurückziehen, woher sie stamme. Er stehe, sagte er, in dieser Frage auf einem vollkommen neutralen Standpunkt, sodass er fast sagen möchte, es sei gar kein Standpunkt. Seitdem stellte ihn die Karikatur frei in der Luft schwebend dar. Die Entrüstung seiner Gegner hinderte nicht, dass, wenn er sprach, das ganze Haus aufmerksam zuhörte; er war der witzigste Redner des Parlaments. Als der beste Redner für die Tribüne galt Robert Blum, der, da Itzstein nicht nur alt war, sondern unter den Anfängen geistiger Erkrankung litt, das Haupt der Linken wurde.

Es ist nicht leicht, sich zu erklären, warum Robert Blum ein so grosses Ansehen genoss; vielleicht war es, weil er der selbst aus dem Kleinbürgertum hervorgegangene Vertreter des Kleinbürgertums war, derjenigen Klasse, die der Revolution das Massengewicht gab. Er hatte sich aus drückender Armut emporgearbeitet, hatte sich vielseitig Bildung erworben und war ein guter Redner; aber er schadete sich oft dadurch, dass er sich blumenreicher Bilder bediente, wie sie dem Ungebildeten poetisch vorkommen, und bei denen dem Feinschmecker ein Schauder überläuft. Wenn er trotzdem meist grosse Wirkungen erzielte und nicht nur beim Volke oder seinen Anhängern, war es, weil er überzeugt war und aufrichtig zu überzeugen suchte, und weil er in seinem Auftreten und seiner Erscheinung etwas Sicheres, Imponierendes, beinahe Majestätisches hatte. Trotz seiner sokratischen, plebejischen Hässlichkeit bestand zwischen ihm und Gagern, dem Führer der Rechten, eine gewisse Verwandtschaft. Beider Vorzüge bestanden weniger in hervorragender Intelligenz als in aufrichtiger Hingabe an die Sache und organisatorischer Begabung. Beide neigten durch Weichheit des Gemütes und Billigkeit des Denkens, durch Scheu vor dem ungewissen Gange entfesselter Revolution, zu dem Wunsche, Entgegengesetztes zu vereinen, während ihre Kraft nur

ausreichte, Gegensätze im Augenblick zu vertuschen. Blum hatte in Dresden verschiedentlich bewiesen, dass er, wie Aeolus, die Winde loslassen, aber wenn sie ihm gefährlich zu werden schienen, wieder festbinden konnte. Es war fraglich, ob sich diese Methode auf die Dauer und in grösserem Kreise durchführen liess. Was ihn von Gagern unterschied, war, dass in der Tiefe seiner Seele eine Wildheit war, von der kaum er selbst etwas wusste, die aber vielleicht die Ursache war, dass das Volk ihn liebte, und dass auch Gebildete sich ihm unterordneten.

Gagern erwies sich in den ersten Wochen der Nationalversammlung als ein geschickter, tatkräftiger Staatsmann; er übersah die ungeheuren Schwierigkeiten der Lage und es glückte ihm, gewandt zwischen Scylla und Charybdis hindurchzuschiffen. Es galt, die Monarchie zu erhalten, die Demokratie zu bändigen und der Bourgeoisie zwischen den erbitterten Gegnern eine massgebende Stellung zu wahren. Die Demokratie proklamierte das Dogma der Volkssouveränität und leitete daraus das Recht ab, Deutschland aus eigenem Willen, ohne Rücksicht auf die Fürsten, zu gestalten. Auf diesem Wege musste es zu einem feindlichen Zusammenstoss mit den Fürsten kommen, was den Republikanern eben recht gewesen wäre: dann war die Revolution da. Die Partei Gagerns wollte den neuen Zustand durch Vereinbarung mit den Fürsten herbeiführen, auf deren Macht sie sich gegen die unteren Klassen stützen wollten. Durch die Auflösung des Bundestages war jede offizielle Verbindung mit den Fürsten abgeschnitten; die Bedenklichen beklagten sein Verschwinden, allein er war durch die öffentliche Meinung so durch Verachtung gezeichnet, dass niemand für seine Erhaltung einzutreten sich getraute. Indessen war Gagern davon durchdrungen, dass ein Organ der Exekutive als Ersatz für den Bundestag geschaffen werden müsse, sonst, sagte er sich, würde die Nationalversammlung sich nicht in den Schranken ihrer gesetzgebenden Befugnis halten können, sondern ein regierender Konvent werden, wie die Linke es wollte, und faktisch

bestände dann die Republik. Er hatte gleich nach dem Ausbruch der Revolution eine diplomatische Abordnung von Seiten Nassaus und Hessens an alle deutschen Höfe zustande gebracht, um eine Vereinbarung herzustellen, aber es zeigte sich, dass eine Einigung unter fünfhundert Abgeordneten wohl eine verzweifelte Sache, unter sechsunddreissig Fürsten aber platterdings unmöglich war. Die Zeit drängte; da fasste Gagern den Plan, vorläufig einen österreichischen Erzherzog an die Spitze des neuen Deutschland und damit die regierende Behörde, die noch fehlte, neben die Nationalversammlung zu stellen. Friedrich Wilhelms IV. Verhältnis zu Oesterreich war so, dass man annehmen konnte, er werde der Wahl zustimmen, und ihm würden sich die übrigen Fürsten anschliessen, womit dann das Problem gelöst war. Als er das Präsidium übernahm, am 23. Mai, sagte er, die Versammlung habe die Aufgabe, eine Verfassung für Deutschland zu schaffen. «Der Beruf und die Vollmacht zu dieser Schaffung,» so sagte er, «sie liegen in der Souveränität der Nation.» Jubel beantwortete diese Erklärung auf der linken Seite, Gagerns Anhänger erschraken. Es war etwas in diesem Manne, was sich ihnen entzog, etwas Unberechenbares: die Jugend seines Herzens, die die Hindernisse übersprang, eine Anhänglichkeit an die Ideen seiner Jünglingsjahre, die, gerade weil er etwas langsam war, nie ganz erloschen. Er hatte allerdings von der Souveränität der Nation, nicht von der des Volkes gesprochen und damit sicherlich den Begriff anders bestimmen wollen; aber er hatte doch feierlich und öffentlich den gefährlichen Grundsatz verkündet, der sich der Monarchie herausfordernd entgegenstellte, auf den sich Revolution und Republik gründen liess. Ungeachtet der Bedenken seiner Freunde ging Gagern mit fröhlicher Sicherheit seinen Weg, nicht ganz so naiv und arglos, wie es manchem scheinen mochte, tat er seinen wohlüberlegten, kühnen Griff und bewirkte die Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser. Was unmöglich schien, hatte er erreicht, das ganze, so schwer zerklüftete Haus von der Rechten bis zur Linken in einen Sturm des Beifalls zusammengefasst. Die An-

sprüche der Monarchisten waren vorläufig sichergestellt, die Klerikalen waren zufrieden, dass ein Habsburger Deutschlands Haupt geworden war, die Linke liess sich daran genügen, dass die Volksvertreter ohne die Fürsten gewählt hatten, die Fürsten begrüssten die Wahl als einen Schachzug gegen die Demokraten, das ganze Volk ergriff das Hochgefühl, endlich ein Symbol der Einheit Deutschlands aufgerichtet zu sehen. Am 29. Juni verkündete er «mit Mark und Bein durchzitternder Stimme», wie Mevissen notierte, die geschehene Wahl. «Im Namen des souveränen deutschen Volkes. Ich proklamiere feierlich im Angesicht Europas die Wiedergeburt eines einigen Deutschland, das da will die Freiheit, das Recht und den Frieden. Ich proklamiere zum Verweser des deutschen Reiches Johann von Oesterreich.» Nebenher hoffte Gagern, dass das Volk sich mit dem Reichsverweser an den erblichen Kaiser gewöhnen würde, der nach seiner Meinung zwar nicht ein Habsburger, sondern ein Hohenzollern sein sollte.

Vorher schon hatte seine Partei dem ersten Anprall der Revolution, der von Baden ausging, ein Ende bereitet. Als Hecker eingesehen hatte, dass er es nicht dazu bringen könnte, die überwiegend konservative Versammlung in einen regierenden Konvent zu verwandeln, beschloss er, eine Erhebung des badischen Volkes herbeizuführen. Er glaubte, wenn Baden das Zeichen gäbe, würde die Revolution sich rasch über ganz Deutschland verbreiten. An die Spitze des badischen Heeres, das den Aufstand niederwerfen sollte, trat Friedrich von Gagern. Er hatte seit dem Beginn des Umschwunges in Deutschland die Ereignisse der Heimat mit verdoppelter Teilnahme verfolgt. Sein Herz war ganz auf Seiten der Opposition; über den Sturz des Königs von Bayern schrieb er: «Wenn die höheren Stände sich rücksichtsvoll, das heisst charakterlos benehmen, muss das Volk wohl den Dreschflegel in die Hand nehmen.» Er drängte seinen Bruder, das Zustandekommen eines deutschen Parlamentes zu bewirken, er warnte, zu viel Vertrauen in die Fürsten zu setzen, er frohlockte, als der Bund die deutschen Farben annahm. Die «Deutsche Zei-

tung», das Organ der monarchisch-parlamentarischen Partei, ging ihm nicht weit genug; aber er war doch, trotz seiner Missbilligung des preussischen Königs, für monarchische Gestaltung der deutschen Spitze und gegen die Republik, besonders gegen die Beteiligung der unteren Klassen. Schon seit geraumer Zeit war der Wunsch in ihm übermächtig, nach langem, ödem Garnisondienst zu handeln; in einer kürzlich entworfenen Dichtung liess er den Helden ausrufen: den Tatenhimmel, den fordre ich! Als sich dem nun Vierundfünfzigjährigen die Möglichkeit zeigte, endlich einmal der Heimat zu dienen, an der ein Lebenlang ersehnten Befreiung des Vaterlandes mitzuwirken, konnte er nicht widerstehen; er verliess Holland und traf am 5. April zu Hause ein. Gerade in diesen Tagen bereitete sich der badische Aufstand vor und musste die Stelle eines Oberkommandierenden der badischen Armee neu besetzt werden; es erschien wie Schickung, dass er sie übernähme. Es waren grosse Bedenken dabei; nicht nur, dass es an Zeit fehlte, die Entlassung aus dem Dienste des Königs von Holland nachzusuchen, und dass es ungewiss war, ob der neue General die Truppen so schnell in die Hand bekommen würde, vor allen Dingen musste die Aufgabe, die ihm zunächst obliegen würde, die Niederwerfung des Aufstandes, Bedenken erregen. Aus diesem Grunde riet ihm Heinrich dringend ab; es widerstrebte ihm dass das erste Auftreten seines Bruders im Vaterlande die Führung eines Bürgerkrieges sein sollte, die blutige Auseinandersetzung mit Männern, an deren Seite man gekämpft hatte, mit einem so liebenswerten, ehrenwerten Kameraden wie Hecker, der viel Verdienst an der Herbeiführung des jetzigen, erwünschten Zustandes hatte. «Du willst also, dass ich gar nichts tue!» rief Friedrich empfindlich aus; die Ungeduld, sich an dem grossen Geschehen zu beteiligen, war stärker als alle Einwendungen. Nach kurzem Kampfe entschloss er sich am 14. April die Wahl anzunehmen, wobei er, der Freund antiker Dichtung, die Worte des Ajax aussprach, als das Los ihn zum Zweikampf mit Hektor bestimmte: «Freunde, ja, mein ist das Los, und ich erfreue mich

dessen.» Einige Tage vorher hatte Mathy bereits die Kraft des Aufstandes gebrochen, indem er aus eigenem Antrieb Fickler verhaftete, als dieser im Begriff war, nach Konstanz zu fahren und dort die Erhebung einzuleiten. Dieser Schergendienst gegen einstige Freunde und Gesinnungsgenossen machte Mathy den Demokraten verhasst und fast verächtlich. Die energische Persönlichkeit Ficklers war für das Gelingen der Revolution so wichtig, dass Hecker daran denken musste, den Versuch aufzugeben; aber es ging ihm wie vor fünfzehn Jahren den Unternehmern des Frankfurter Attentats, er glaubte nicht mehr zurück zu können, konnte es jetzt noch weniger, weil die Erbitterung durch Mathys Tat grösser geworden war. Am 20. April fand das Gefecht bei Kandern statt. Als die beiden Heere, die königliche Armee und die bunten Scharen der Revolution sich kampfbereit gegenüberstanden, übermannte Friedrich von Gagern das Gefühl seiner traurigen Lage. Er zweifelte nicht am Siege; aber es war ein Sieg über Menschen, die er in mehr als dem gewöhnlichen Sinne Brüder nennen musste. Hatte er nicht selbst einmal gesagt, wenn es nötig sei, würde er Deutschland auch gegen die Fürsten freimachen? Und war es nicht nötig? Standen ihm die Revolutionäre nicht näher als die Reaktion? Solche Gedanken mochten ihn bewegen, als er Hecker bitten liess, bevor der Kampf begänne, anzuhören, was er ihm zu sagen habe. Zwischen den beiden Heeren fand die Begegnung statt. Gagern beschwor Hecker mit dringenden Worten, die Waffen niederzulegen, damit kein Bruderblut vergossen würde; Hecker lehnte kurz ab. Kaum waren die Führer zu ihren Fronten zurückgekehrt, als Schüsse fielen und Friedrich von Gagern niederstürzte; er war tödlich getroffen.

Dieser Tod zog einen blutigen Strich zwischen Gagern und der revolutionären Partei. Er bemühte sich, gerecht zu bleiben und betonte stets, was für Hecker sprach; aber wenn er es auch nicht äusserte, das Gefühl war in ihm, die Gegner hätten seinen Bruder ermordet. Hecker ging nach der Auflösung der Freischaren nach

Amerika und hat dort als ein verdienstvoller Offizier im Sklavenkriege gegen den Süden mitgekämpft.

Die Hilfskräfte der Demokratie

Marx und Engels hielten Wort und unterstützten die bürgerliche Revolution. Sie eilten, sowie sie ausgebrochen war, nach Köln, übernahmen die Leitung der dortigen demokratischen Vereine und gründeten zur Verbreitung ihrer revolutionären Gedanken die «Neue Rheinische Zeitung», deren erste Nummer am 1. Juni erschien, und die beinah ein Jahr lang bestand. Sie wurde von Marx diktatorisch redigiert als ein Organ seines revolutionären Willens, gleichsam das Korps der Trommler und Pfeifer, die dem Heer aufreizend vorangehen. In den Versen, die Freiligrath beisteuerte, kommt ein Aeusserstes an vernichtender Leidenschaft zu Wort; sie sprengen zur Attacke, blind von Staub, taub vom Brüllen der Geschütze, sie galoppieren mit schlagenden Hufen und geschwungenen Fahnen, bereit, zu töten und zu sterben. Neben der Rheinischen erschien mit gleicher Richtung die «Neue Kölnische Zeitung» für Bürger, Bauern und Soldaten, die von den ehemaligen Offizieren Annecke und von Beust redigiert wurde. Annecke, preussischer Artillerieleutnant, wurde im Jahre 1844 von Wesel nach Minden versetzt und lernte dort verschiedene junge Leute kennen, die sich zum Kommunismus bekannten, unter ihnen besonders den Besitzer von Schloss Holte, Julius Meyer. Daraufhin ermahnten ihn seine Vorgesetzten, den Verkehr mit Leuten, die «das Heiligste mit Füssen treten und das Bestehende niederreissen möchten», zu vermeiden und «wie die Pest zu scheuen». Annecke jedoch wollte sich weder über die Wahl seiner Freunde noch über seine Ansichten Vorschriften machen lassen. Man begreift, dass eine Feier der Schlacht bei Jena, die dieser Kreis veranstaltete, bei den Offizieren Entrüstung erregte; man begreift den Sinn und die Möglichkeit der Feier, auch wenn man sie nicht billigt, wenn man an die furchtbaren Worte Steins denkt: «Eine Maschinerie, die

militärische, sah ich fallen 1806 den 14. Oktober, vielleicht wird auch die Schreibmaschinerie ihren 14. Oktober haben.»

Die Haltung der älteren Offiziere war nicht unsympathisch; sie hatten einige Geduld mit Annecke und wurden seiner Persönlichkeit gerecht. Er habe einen entschiedenen, festen Charakter, sei gründlich gebildet und seine moralische Führung sei gut; aber gerade deswegen habe er das Zeug dazu, die jüngeren Kollegen mit seinen Ideen gefährlich zu beeinflussen. «Das wäre noch schöner, wenn Raub und Brand geheiligt sein sollten!» sagte sein Oberst. «Wissen Sie, was das heisst, Sozialist oder Kommunist sein? Ich will es Ihnen sagen: es heisst, den erhabenen Intentionen Sr. Majestät den Rücken wenden. Der Kommunismus will alle gleich machen, dem ruhigen Bürger sein wohlerworbenes Eigentum nehmen und verteilen. Alle Mittel sind ihm heilig: Sengen, Brennen, Rauben, Morden. Eine solche Pestbeule ist der Kommunismus.» Das Ehrengericht kam zu dem Schluss, dass Annecke nicht mehr auf dem Boden des Offiziersstandes stehe und eigentlich schon freiwillig aus demselben ausgetreten sei. Er war bei seinen Kameraden sehr beliebt; als sie, nachdem er den Abschied erhalten hatte, noch mit ihm umgingen, wurde ihnen der öffentliche Verkehr mit ihm verboten. Ebenso wie der Premierleutnant von Willich, der 1847 aus ähnlichen Gründen den Abschied nahm, wurde er Anhänger von Marx; beide setzten die Ergebenheit und Tatbereitschaft des Soldaten in den neuen Dienst. Annecke war auch im Vorstand des Kölner Arbeitervereins, den Joseph Moll und Karl Schapper leiteten, derselbe Schapper, den Georg Büchner für den sozialen Gedanken gewonnen hatte. Ihr damaliger Gefährte August Becker redigierte eine sozialistische Zeitung in Giessen.

Die Hingabe und der Eifer der neben Marx tätigen Männer, zu denen d'Ester und Hermann Becker, der spätere Bürgermeister von Köln gehörten, brachten es dahin, dass Köln in den Jahren 1848 und 1849 im Mittelpunkt extrem revolutionärer Gesinnung stand. Von den Kölner Geschworenen wurden sowohl Marx wie Freilig-

rath, die beim Beginn der Reaktion in Anklagezustand versetzt wurden, freigesprochen, so dass ihr Prozess sich zu einer Verherrlichung gestaltete.

Am 17. September, gleichzeitig mit dem Aufstand in Frankfurt, fand in Worringen, wo vor 500 Jahren eine entscheidende Schlacht zwischen Adel und Bürgern geschlagen war, eine Volksversammlung von 6000 Menschen statt, bei der die Kölner, die auf Rheinkähnen gefahren kamen, die rote anstatt der schwarz-rot-goldenen Fahne entfalteten. Hier lernte Engels den dreiundzwanzigjährigen Lassalle kennen, der von Düsseldorf kam und eine Rede hielt. Das Ergebnis war die Verkündigung der demokratisch-sozialen Republik.

Das Tempo und der Furor, den Marx und seine Anhänger in Köln und den Rhein entlang entzündeten, drang nicht in die demokratischen Vereine, die über ganz Deutschland ausgebreitet waren. In diesen wurde wohl Lärm gemacht und war auch guter Wille vorhanden, aber keine Geschlossenheit, kein bestimmtes Programm. Die bewegende Kraft der demokratischen Kongresse ging meistens von den Sozialisten aus, die daran teilnahmen, wie Bamberger, Gottschalk, Beust; sonst waren es überwiegend Kleinbürger, die sich sorgsam von den Arbeitern unterschieden, deren Massen doch einzig ein Gegengewicht gegen die disziplinierte Masse des Militärs hätten bilden können. Unter den gebildeten Demokraten, deren es ausserordentlich viele gab, waren zwar ehrliche und überzeugungstreue Männer, Aerzte, Lehrer, Juristen, Journalisten, Schriftsteller, aber zum tätlichen Kampfe, zum eigentlichen Dreinschlagen waren doch nur wenige bereit und fähig. Es war, glaube ich, Bakunin, dem es auffiel, was für Sybariten die Deutschen wären. Verlangten sie sich auch keine Leckerbissen, keine Eleganz und keinen Luxus, so könnten sie doch ihren schlechten Kaffee zur gewohnten Stunde, ihr Schläfchen nach dem Essen, ihr Spielchen im Wirtshaus nicht entbehren. Dies Epikuräertum in Schlafrock und Pantoffeln, diese Behaglichkeit, die sich auf den Bildern von Ludwig Richter so liebenswürdig, so kindlich selig darstellt, beschwatzte

wohl die Schäden der Zeit, sah aber keinen Grund, darum Leib und Leben aufs Spiel zu setzen.

Nur wer weniger Lebensfreuden preiszugeben als Elend zu vergessen hat, wagt das Leben an den ungewissen Verzweiflungskampf der Revolution. Schon Georg Büchner hatte ausgeführt, dass man den zahlreichen Heeren der Regierung nicht eine Hand voll Liberaler, sondern das Volk entgegenstellen müsse, und unter Volk verstand er in dem damals ganz agrarischen Deutschland die Bauern. Diese müsse man zum Bewusstsein ihrer Not bringen; wenn es den Fürsten einfallen sollte, ihre materielle Lage zu verbessern, wäre die Sache der Revolution auf immer verloren. Schon zu jener Zeit hatten die Bauern die jungen Leute, welche Flugschriften unter ihnen verteilten, angezeigt und ausgeliefert; seitdem waren ihnen die Regierungen noch mehr entgegengekommen, und sie standen im allgemeinen auf deren Seite. Mochte es ihnen auch nicht bewusst sein, so machte sich doch die Tatsache fühlbar, dass die Revolution den Sieg der Industrie durchsetzen sollte: also mussten die Arbeiter ihr das Heer liefern. Um 1848 war Deutschland kein einheitliches Bauernland mehr, aber noch nicht so industrialisiert, dass organisierte Arbeiter den Führern der Revolution zur Verfügung gestanden hätten. Die Arbeiter bildeten keine kompakte, grollende Masse, wenn es auch Anfänge der Organisation gab, so waren sie im allgemeinen doch in ihrer Hilflosigkeit unsicher, schwankend, misstrauisch.

In Wien, das an industrieller Entwicklung noch hinter Berlin zurückstand, war die Revolution gemacht von der ständischen Aristokratie, von den Intellektuellen, von den Studenten und von dem armen Volk, wie es sich in einer grossen Stadt zu finden pflegt, Arbeitern, Handwerksgesellen, heruntergekommenen Kleinbürgern, Pöbel. Der ständische Adel zog sich sehr bald zurück, die Bürger blieben in den Häusern, die Führer des Aufstandes, den ehemaligen Leutnant Messenhauser, den Musiker Becher, den Philosophen Jellinek, schildert uns Moritz Hartmann als gute Kameraden «im Kellerloch — bei Wein und Bier — in Saus und Braus und am Klavier

— und endlich auf der Barrikade,» in deren Gesellschaft «mit Sonaten und Quartetten — die Stunden hold vorüberglitten»; aber sie konnten nicht, was die Windischgrätz und Schwarzenberg so gut verstanden: kommandieren. Sie konnten schwärmend, lächelnd, brausend von Leidenschaft in den Tod gehen. Moritz Hartmann, der mit Robert Blum und Fröbel in das belagerte Wien kam und sich abenteuerlustig in den Kampf stürzte, hat eine Schilderung der letzten Tage vor dem Falle der Stadt hinterlassen, wie er sie miterlebte. Kurz bevor die Soldaten eindrangen, so erzählt er, während sich aus Furcht vor den einschlagenden Bomben die meisten Menschen in die Keller geflüchtet hatten, ging über den menschenleeren Hohenmarkt ein alter Proletarier, der die Trommel schlug, vor ihm her ein Junge, die schwarz-rot-goldene Fahne in den Händen. «Lieber Freund!» sagte Hartmann zu ihm, von Mitleid bewegt, «lassen Sie das, es ist alles aus.» Der Proletarier schüttelte den Kopf. «Es darf nicht aus sein, sie müssen noch einmal heraus.» Laut trommelnd ging er weiter der Fahne nach, die der Junge trug; aber niemand kam, niemand schloss sich ihm an. Das ist ein erschütterndes Bild für die hoffnungslose Splitterhaftigkeit der deutschen Revolution. Die einen erhoben sich für Vergangenes, die anderen für Künftiges, und die, welche sich für das Künftige erhoben, waren bereit, sich untereinander auf Leben und Tod zu bekämpfen. Wenn in den Märztagen irgend ein Führender, zum Beispiel Gagern, sich an die Spitze einer entschiedenen Revolution gestellt hätte, so würde er tatbereite Scharen hinter sich gehabt haben, denen die herrschenden Klassen schwerlich genügenden Widerstand hätten entgegensetzen können; aber bei dem bald eintretenden Zerfall der Opposition und der Uneinigkeit unter den Demokraten selbst, konnte ihnen kein Erfolg beschieden sein.

Diejenige Schicht, welche die Strassenkämpfe der Revolution hauptsächlich gemacht hatte, waren die Handwerksgesellen. Die Handwerksmeister, ganz der Vergangenheit zugewendet, standen abseits. In den Zwanziger- oder Dreissigerjahren hatten Handwerks-

meister bei den Vorbereitungen zu den Aufständen in Süddeutschland eine Rolle gespielt, das hatte sich in den Vierzigerjahren geändert. Weder die liberalen noch die demokratischen Politiker, noch Marx und Engels, teilten ihre Interessen; diesem Stande haftete neben dem scharfen Glanze der Industrie ein muffiger Geruch von Kleinlichkeit und Verschrobenheit an. In der Frankfurter Nationalversammlung war das Handwerk überhaupt nicht vertreten.

Das Handwerk

Im Beginn des Jahres 1844 wurde der schweizerische Pfarrer und Schriftsteller Jeremias Gotthelf von einem Kirchenrat Döhner in Zwickau gebeten, für den dortigen Verlag des Vereins zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften ein Buch zu schreiben; das war der Anlass zum Entstehen des Romans «Jakobs des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz». Mehr als in seinen anderen Büchern steht hier die Absicht zu lehren und zu bessern im Vordergrunde, wenn man auch den Flügelschlag des freien Adlers über die Predigt hin spürt. An Hand der Erfahrungen eines deutschen Handwerksburschen hat der Verfasser ein Lehrbuch der alten Weltanschauung geschrieben, die kaum irgendwo noch so feste Stützen hatte wie in der Schweiz. Es war die Zeit, wo Weitling in Genf und Lausanne kommunistische Ideen verbreitete und kommunistische Versuche anstellte, wo deutsche Handwerksgesellen Vereine bildeten, in denen neben dem Gesang eine radikale und revolutionäre Gesinnung gepflegt wurde. Feuerbach wurde gelesen, Atheismus als Grundsatz angenommen, was Georg Fein, der vor einem Jahrzehnt unter den Arbeitern in der Schweiz gewirkt hatte, Tränen erpresste. Einige von den Arbeiterführern waren törichte oder gewissenlose junge Leute, die die Schlagworte vom Fortschritt, von der Verworfenheit der besitzenden und von der Erniedrigung der besitzlosen Klassen ausposaunten und damit auch

unter Schweizern, besonders im Waadtlande Anklang fanden. In den neuen Kantonen, die ehemals Untertanenland gewesen waren, war aufsässige Gesinnung nicht selten. Aus Aarau schrieb ein Schweizer in Bezug auf die vielen Sänger- und Schützenfeste, die in der Schweiz gefeiert wurden, die Freiheit der Schweizer stehe nur auf dem Papier; «in der kalten Wirklichkeit jedoch haben wir die gleichen Herren und Knechte wie in Deutschland, Frankreich und England, ja in der ganzen Welt. Wo haben die *armen* Schweizer ihre Feste? Wo haben die Tagelöhner ihre gleichberechtigten Anlässe an Freuden und Genüssen? Darum hab ich all diese Feste satt, diese Trinksprüche bei dem Klange gefüllter Gläser und dem Geklinge gespickter Beutel. Wo ist der *armen* Schweizer Vaterland? Wo ihre Freiheit und Gleichheit, die man ihnen in Poesie und Prosa überall so goldglänzend herausmalt, mit welcher man sich bemüht, ihre Begeisterung zu beleben? Auf den Webstühlen, in den Wäldern, auf den Aeckern, wo sie für einige Batzen *anderen* arbeiten müssen. Worin besteht denn in dieser Beziehung der gewaltige Unterschied zwischen der Schweiz und den Ländern des Despotismus, wenn die Armut verhindert, die geistige Freiheit auszubilden?» Nirgends sei der Geldadel anmassender und hochmütiger als in der Schweiz.

Gotthelf sah in der Bewegung, die die Handwerksgesellen erfasst hatte, nur Neid auf Bessergestellte und die Unlust zu arbeiten und etwa auch zu entbehren, nur Lust an Radau und Wohlleben, nur den kindischen Unverstand, der glaubt, dass Reichtum glücklich mache und zugleich in allen Reichen nur schnöde Prasser und Tyrannen sieht. Zwar verkannte er nicht die Mitschuld der Handwerksmeister, die nicht, wie es früher der Fall war, die Gesellen als Mitglieder des Haushaltes, fast als Söhne betrachteten, mit denen sie arbeiteten und zur Kirche gingen, die sie berieten und leiteten, sondern die wie Fabrikanten und Kaufleute sich sowohl in der Arbeit wie in der Lebenshaltung vollständig von ihnen sonderten; aber im Ganzen setzt er doch als die herrschenden altertümliche Verhältnisse voraus, wie sie

zum Teil in der Schweiz noch bestanden, ja eigentlich die Vergangenheit mit anderen Göttern und anderem Glauben als dem gegenwärtigen. Indem er nur daran die Menschen mass, verkannte er auch den Charakter der deutschen Handwerksgesellen; gerade die revolutionären waren, wenn sie auch neidisch sein mochten, im allgemeinen durchaus nicht verlottert und arbeitsscheu, sondern ordentlich bezahlte, tüchtige Arbeiter, die Mässigkeit zum Grundsatz machten, die sich mit erstaunlicher Selbstbeherrschung absparte soviel sie konnten, um sich Lehrer zu halten, die sie in verschiedenen Fächern unterrichteten, um die Lehre zu verbreiten, an die sie glaubten. Der Idealismus, den die höheren Klassen für sich in Anspruch nahmen, während sie den unteren rohe Begehrlichkeit vorwarfen, wurde mehr geübt von den armen Handwerksgesellen, die, beständig von den Quälereien der Polizei verfolgt, von einem Ort zum andern geschoben, auf Jahre und Jahrzehnte in Gefängnissen und Zuchthäusern begraben, doch wegen der damit verbundenen höheren Bildung den Kampf um eine bessere Lebensstellung nicht aufgaben, die nicht ihnen, sondern ihren Kindern und Enkeln zuteil werden konnte.

In Deutschland verschlechterte sich die Lage des Handwerks im Masse wie die Industrie sich hob. In den grösseren Städten, namentlich in Berlin, gab es viele Meister, die ihre Standeswürde krampfhaft festzuhalten suchten, während sie das Dasein von Proletariern führten. Gotthelf betont in seinem Roman gern die Würde des Handwerks, das Felleisen, das die Väter den Söhnen vererben, vergleicht er mit der Rüstung, die der Ritter hinterlässt und die Rost und Beulen um so ehrwürdiger erscheinen lassen. Ein solches Gefühl von der Würdigkeit der Arbeit konnte sich nicht halten, wo die Bedingungen des Standes fehlten, wie auch die Ritter unter veränderten Umständen Raubritter wurden oder in andere Stände übergingen. Längst hatte der Handwerkerstand seine politische Bedeutung verloren, durch die Auflösung der Zünfte, die Einführung der Gewerbe-

freiheit büsste er den Rückhalt ein, den der Zusammenhang mit den Berufsgenossen, die alten Rechte und Formen ihm noch gaben.

Die Lage des Gewerbes war in den verschiedenen deutschen Ländern verschieden; fast überall bestanden noch Zünfte, wenn auch in verringerter Wirksamkeit, neben der Gewerbefreiheit. In Preussen war die Einführung der Gewerbefreiheit durch den Freiherrn vom Stein vorbereitet und durch Hardenberg 1810 und 1811 vollzogen. Stein missbilligte nicht nur die allzu rasche und summarische Art des Vollzuges, sondern wurde leidenschaftlicher Gegner der Gewerbefreiheit überhaupt und hat sich in seinem Briefwechsel mit dem Staatsrat Kunth, der jahrelang das Gewerbe- und Fabrikwesen in Preussen leitete, ausführlich darüber geäussert. Kunth, der sich stolz und dankbar einen Schüler Steins nannte, blieb trotzdem Anhänger der Gewerbefreiheit, und so wurde das Thema zwischen ihnen vielseitig beleuchtet. Gewisse Ideen entsprechen so sehr dem Drang und der Auffassung einer Zeit, dass vernünftige Erwägungen ihnen gegenüber kaum aufkommen können; es sind gewöhnlich Ideen, die im Gegensatz zu denjenigen entstehen, die vorher herrschend waren. Solche Macht hatten im neunzehnten Jahrhundert zum Beispiel die Lehre von der Teilung der Gewalten und die Gewerbefreiheit. Alexander von Humboldt, der ein Anhänger der modernen Ideen war, hat gelegentlich spöttisch geäussert, Stein habe von wahrer Freiheit nichts verstanden, denn er habe bereut und Gott um Verzeihung dafür gebeten, dass er die Gewerbefreiheit eingeführt habe. Kunth habe, behauptete er, aus Pietät Steins Briefe vernichtet, damit sein grosser Name nicht durch die daraus hervorgehende Anhänglichkeit an das Zunftsystem verdunkelt werde. Freiheit war das Losungswort der Zeit; das Wegfallen einer Schranke, auch wenn sie Schutz und Schirm bedeutete, schien das Glück und die Menschenwürde zu fördern.

Der Gesichtspunkt Steins war hier wie immer die Sittlichkeit und Tüchtigkeit der Bevölkerung. Wurden

diese mehr durch schrankenlose Freiheit oder durch korporative Bindung begünstigt? «Mit der Frage,» sagte er, «ob in den geselligen Verhältnissen sittliche Kräfte als reelle Interessen können angesehen werden oder ob nur materielle Kräfte als solche angesehen werden können, steht und fällt der Begriff vom Adel sowie von korporativen Verhältnissen überhaupt.» Die sittliche Wirkung der Zünfte schlug er hoch an. Er schätzte sie wegen der brüderlichen Gesinnung, aus der sie hervorgingen und die sie beförderten, wegen des ehrenhaften Betriebs der Arbeit, den sie sicherten, aber auch wegen der sie beseelenden freiheitlichen Gesinnung; er hob hervor, dass zum Teil aus ihren Kämpfen gegen die Geschlechter und aus den Kämpfen beider gegen die Landesherren die Freiheit und Blüte der Städte hervorgegangen sei, die vom dreizehnten bis siebzehnten Jahrhundert zum Heile Deutschlands gedauert habe. Dass die Zünfte wie der Adel seit dem siebzehnten Jahrhundert kastenartig erstarrt waren, dass allerlei Missbräuche ihre heilsame Wirkung beeinträchtigten, wusste er wohl; aber er meinte, soweit sie reformbedürftig wären, sollten sie reformiert werden, es sei kein Grund, sie aufzuheben. Den korporativen Grundgedanken hielt er für wertvoll, ja für notwendig, um dem egoistischen Prinzip der absoluten Freiheit, der Unterdrückung der Schwächeren durch den Stärkeren entgegenzuwirken.

Hätte man die Handwerker selbst gefragt, so wäre die Gewerbefreiheit überhaupt nicht eingeführt worden; sie waren durchwegs für Erhaltung der Zünfte. Ueberall versammelten sie sich, um die Landtage in den Ländern und die Nationalversammlung mit Adressen in diesem Sinne zu bestürmen. Wie sehr aber das Zunftwesen tatsächlich bereits in Auflösung begriffen war, zeigt die Tatsache, dass die Gesellen sich gleichzeitig von den Meistern abzusondern begannen als eine Klasse mit eigenen, denen der Meister entgegengesetzten Interessen. Auch früher hatte es Zwistigkeiten zwischen Meistern und Gesellen, hatte es Gesellenaufstände gegeben; dass jetzt eine grundsätzliche Trennung sich anbahnte, lag wohl zum grossen Teil an der verringerten Aussicht der

Gesellen, selbst Meister zu werden. Solange die Mehrzahl der Gesellen werdende Meister waren, fielen ihre Interessen trotz vorübergehender Abweichung zusammen; war das nicht mehr der Fall, bildeten sie eine Klasse für sich, die einmündete in die grosse Klasse der Besitzlosen, die den Besitzenden feindlich gegenüberstand. Mit der Auflösung der Korporationen begann notwendig die Scheidung der Nation in die beiden grossen Gruppen der Besitzenden und Besitzlosen. In der ersten Hälfte des Jahres 1848 fanden Kongresse von Handwerksmeistern statt, von denen sie die Gesellen, die Fühlung mit ihnen suchten, ausschlossen. Zu spät suchten sie ihren Fehler wieder gut zu machen, als die Gesellen bereits eigene Wege eingeschlagen hatten; aber wenn sie auch von Anfang an entgegenkommender gewesen wären, so hätte sich bei den veränderten Verhältnissen der alte Zusammenhang doch nicht wiederherstellen lassen.

Bezeichnend ist es, dass sowohl Stüve wie Huber, die über den Wert der Zünfte dachten wie Stein, allmählich von ihrer Vorliebe zurückkamen. Stüve nannte die Gewerbefreiheit ein Produkt der auflösenden Richtung der neuen Zeit, des habsüchtigen Triebes nach Gewinn, das nur den Reichen zugute kommen werde. Er stellte dem auflösenden Prinzip das Sammeln der Kräfte in Korporationen entgegen als eine gesunde Grundlage des Volkslebens. In späteren Jahren kam er zu der Ansicht, dass die Bedeutung der Zünfte im Mittelalter eine ganz andere sein konnte, weil sie nicht nur in den Beschränkungen, sondern auch in den grösseren Freiheiten des damaligen Lebens verankert waren. Hauptsächlich aber sah er ein, dass es den Handwerkern selbst nicht auf den sittlichen Charakter der Zünfte ankam, sondern auf die monopolistischen Vorrechte, die sie ihnen gewährten. «Neue Zustände haben neue Früchte und Bedingungen. Die muss man aufsuchen,» sagte er mit der herbstklaren Resignation, die seine letzten Lebensjahre so schwermütig färbte. Zu ganz ähnlichen Folgerungen kam Viktor Aimé Huber, der sich in Wernigerode eingehend mit den Handwerkern

eingelassen hatte. Aus den Gesinnungen einer Zeit gehen die Institutionen hervor, und eine ist mit allen verknüpft und durch alle bedingt; sie lassen sich nicht verpflanzen.

Unter den Demokraten fanden die Handwerker immerhin einige verständnisvolle Freunde; einer war Gottfried Kinkel Der schöne Mann der Held der Frauen und Studenten, der Dichter und Lehrer der Kunstgeschichte, suchte gern die Handwerker auf, wusste mit ihnen umzugehen und ihr Vertrauen zu erringen. Er war Vorsteher des Handwerker- und Bildungsvereins in Bonn, hielt den Handwerkern Vorträge, suchte sie zu belehren und zu bilden. Im Jahre 1848 erschien in Bonn ein von ihm verfasstes Büchlein unter dem Titel: «Handwerk errette dich! oder was soll der deutsche Handwerker fordern und tun, um seinen Stand zu bessern.» Es war für die Nationalversammlung bestimmt und sollte sie veranlassen, eine Gewerbeordnung zu schaffen, durch welche der Fleiss gegen das Kapital gesichert und die Handwerkerschaft an das Bürgertum angeschlossen werde. Es zeigt, wie eingehend sich Kinkel mit den Handwerkern beschäftigt, wie verständnisvoll er ihre Interessen bedacht hatte. Ihm, dem Rheinländer, der unter dem Einflus der revolutionären Ideen Frankreichs stand, fiel es als etwas sehr Merkwürdiges auf, dass der Geist des Volkes unleugbar zu Einrichtungen zurückstrebe, die, «um es gerade heraus zu sagen,» mit dem Mittelalter Verwandtschaft zeigten. Er hatte es selbst kaum glauben wollen und wagte kaum, es auszusprechen, dass die Handwerker nach Abschliessung festgegliederter Bündnisse mi bestimmten Rechten strebten, «mit einem Wort, es ist ein bestimmter Korporationsgeist, der die Masse ergriffen hat.» Er wendet sich nun selbst zur Vergangenheit zurück und erzählt von dem Untergange der alten Handwerkerherrlichkeit durch den neuen Geist, der mit der aufsteigenden Fürstenmacht zur Herrschaft kam. Wie das Glück des deutschen Bauernstandes mit den Köpfen von Müntzer und Pfeifer, so sei das der Handwerker mit Wullenweber und Marx Meyer in Lübeck gefallen. Auch

die Handwerker selbst wären von ihren alten Gepflogenheiten abgegangen, viele hätten ihr Geschäft mit dem Handel verbunden, wären Kaufleute geworden. Er kommt zum Schlusse, dass eine ganz neue Gesetzgebung für den Handwerkerstand erforderlich sei, vor allen Dingen Schutz gegen die unbedingte Gewerbefreiheit und die Uebermacht des Kapitals. Indem er durch sein Wirken im Handwerkerverein mit dem praktischen Leben des Volkes in Beziehung trat, kam er zu der Einsicht, dass Freiheit ohne Einschränkung nicht nur gefährlich, sondern undenkbar sei.

Wenn Kinkel die Handwerker in ihrem Drange nach zunftartiger Verbindung unterstützte, so suchte er ihrem Hass auf die Maschine entgegenzuwirken. Die Entwicklung des Maschinenwesens hielt er nicht nur für unabwendbar, sondern für etwas Grossartiges, Bewundernswertes. Ihre überraschenden Leistungen machten ihn glauben, dass die neuen Metallkreaturen einst die Menschensklaverei ersetzen würden, dass der Menschengeist, wie er sich ausdrückte, sich durch sie von der Knechtschaft erlöst habe. Die Handwerker, einstweilen die Zurückgesetzten und Leidenden und die ihre Arbeit, sofern sie sie nur erhielt, durchaus nicht als Sklavenmühe betrachteten, waren und blieben anderer Meinung.

In einem anderen Punkte nahm sich Kinkel ihrer an: wie sie sich im sechzehnten Jahrhundert über die Arbeit in den Klöstern entrüstet hatten, sodass sie dadurch mit für die Reformation gewonnen wurden, waren sie jetzt erbittert über die Arbeit in den Zuchthäusern, durch welche ihnen ihr Brot genommen werde. Kinkels Stellung zu dieser Frage ging nicht nur aus seinem Interesse für die Handwerker hervor, sondern ebenso aus der menschlichen Teilnahme für die Sträflinge: er verurteilte die Einrichtung der Zuchthäuser überhaupt und schlug vor, den traurigen Zweck durch Gründung von Verbrecher-Kolonien geeigneter und fruchtbarer zu erfüllen. Es war, als habe er sein eigenes Schicksal geahnt.

Eine Schrift verwandten Inhalts verfasste etwa gleichzeitig Hermann Semmig unter dem Titel: «Handwerk hat keinen goldenen Boden»; sie erschien im Jahre 1849 in der Schweiz. Semmig beklagt, wie Kinkel, den Untergang des Handwerkerstandes, dessen Wert er mit dem Stolz des Handwerkersohnes schildert. Dieser Untergang, sagt er, habe nicht nur eine industrielle Bedeutung, er bezeichne nicht nur eine gewerbliche Umwandlung, sondern er gehe das ganze deutsche Volk und sein Wesen an. Im Handwerkerstande wurzle hauptsächlich alles das, was man als deutsch zu bezeichnen pflege: Sitte, Anschauung, Familienleben, Gemüt. Auch er erinnert an die Blüte des Standes im Mittelalter, das die Restaurationszeit nur scheinbar habe wiedererstehen lassen wollen, dessen moralische und soziale Ordnung durch die von England ausgehende industrielle Revolution vollends werde vernichtet werden. «Die Frucht der letzteren ist die hastige Konkurrenz, die unter den verschiedensten Namen als Gewerbefreiheit, Spekulation, Aktienschwindel usw. auftritt, und da ihr treibender Gedanke der Privaterwerb ist, die ganze Gesellschaft in eine Masse von Atomen, das heisst in lauter Egoisten, Kaufleute, Spekulanten auflöst. Diese Konkurrenz, die zugleich der vollkommenste Ausdruck der jetzigen Gesellschaft ist, jagt natürlich einen gegen den andern; denn wo jeder gewinnen will, kann das nur geschehen, wenn jeder andere verliert, und daraus entsteht dann ein Krieg aller gegen alle, wobei der Sieg im Reichtum und die Niederlage in der Verarmung besteht.... Natürlich verändern sich demgemäss auch die Praxis des Verkehrs, die Moral des Umgangs; wo der Gewinn das Ziel des ganzen Lebens und Strebens ist, da wird die Stimme des Gewissens bald von dem lockenden Klange des Goldes übertäubt, und der Betrug nistet sich unter scheinbar gesetzlichen Formen, aber von denselben zerstörenden moralischen und materiellen Wirkungen als der offene Diebstahl begleitet, im Herzen der Gesellschaft ein. Da kann denn nun freilich jener solide Fleiss, jene Biederkeit des Umganges, jene

geschäftliche Sicherheit, die den alten Handwerkerstand charakterisierte und schmückte, nicht mehr bestehen.»

Wenn nun Semmig auch den Untergang dieses alten deutschen Wesens unabwendbar kommen sieht und schmerzlich empfindet, so glaubt er doch an die unverwüstliche Kraft des deutschen Volkes, das neues, schönes Leben aus sich erzeugen wird. Wie Kinkel preist er die Herrlichkeit der Maschine und warnt die Arbeiter davor, sie zu zerstören; sie könne ein Heilmittel der Gesellschaft werden, aber nur dann, wenn sie aus dem Besitz einzelner in den Besitz der Gemeinschaft übergehe. Er müsse «den Sozialisten Recht geben, welche behaupten, der Privaterwerb ist der Ruin des Gemeinwohls, die Konkurrenz ist die soziale Krankheit der Gegenwart und nur in der freien Vergesellschaftung liege die Möglichkeit der Rettung.»

Arbeiterorganisation

Unter den Revolutionären, die sich im Winter 1847 auf 1848 in Brüssel aufhielten, befand sich auch ein adeliger Russe, Michael Bakunin, der im Jahre 1840 nach Deutschland gekommen war, um deutsche Philosophie zu studieren. In der Schweiz, wohin er Herwegh gefolgt war, um sein Trauzeuge zu sein, lernte er das eben erschienene Hauptwerk von Weitling und dadurch den Kommunismus kennen. Sein empfänglicher Geist wurde dadurch tief bewegt. Er war noch ganz jung, als er einmal sagte: «Meinem Herzen ist es eingegraben: dieser wird nicht für sich selbst leben.» Das Genie der Freundschaft, der Hang nach Gemeinschaft, die Gabe, Menschen anzuziehen und unter sich zu verbinden war ihm angeboren, ganz besonders die Liebe zu den Schwachen, Unterdrückten. Er fühlte, obwohl er im Benehmen und Wesen immer Aristokrat war, der gesellschaftlich Ueberlegene, nicht eine Spur von Ablehnung oder Fremdheit gegenüber den unteren Klassen, sie waren ihm wahrhaft Brüder. Er sympathisierte sofort lebhaft mit Weitling und trat für ihn ein; aber das von ihm

aufgestellte System stiess ihn ab. Eine Gesellschaft, in der es nur Tugendhafte oder Kranke gab, wo durch eine ausgeklügelte Ordnung jedes Uebermass ausgeschlossen war, schien ihm noch unter der heimischen Despotie zu stehen, der er entflohen war. Musste es ein Stall sein, so gefiel ihm einer, in dem es auch Löwen und Panther gab, besser, als einer, der nur voller Schafe war. Ebenso ablehnend stand er dem Marxismus gegenüber, obwohl er Marx, den er schon in Paris kennen gelernt hatte, als Intelligenz und als Kämpfer gegen die Bourgeoisie und für die Arbeiter sehr bewunderte. Ihn umgab die Luft eines ganz agrarischen, zum Teil noch von nomadischen Völkern durchstreiften Landes, eines Landes voll von Untiefen und unerforschter Ferne. Freiheit war für ihn die Freiheit des Sturmes, die Freiheit der Wälder, durch die kein Weg für Spaziergänger führt, die kein Förster einteilt, wo der Räuber und der Vagabund haust und der Flüchtling sich verbergen kann. Dem Gebot des Zaren: Ein Volk, Ein Glaube, Ein Gesetz, in das er die Mannigfaltigkeit eines ungeheuren Reiches einspannen wollte, stellte er den Freiheitsstolz der Persönlichkeit entgegen in ihrer geheimnisvollen Einzigkeit, ihrem unzerstörbaren Wesen. In Marxens Theorien spürte er einen Geist, der dem von ihm bekämpften verwandt war, der das in Russland herrschende, verhasste Prinzip auf die Spitze trieb. Marx wollte durchgreifende Industrialisierung, Zentralisation, Grosstaat und Grosstädte, strenge Ordnung der alle Menschen erfassenden Arbeit, er suchte und fand Gesetze, die er selbst herrisch handhabte. Bakunin war religiös, schweifend, hingerissen vom Leben, er wollte Dezentralisation, freie Entwicklung der Individuen in freiwillig sich bildenden Genossenschaften. Beide verabscheuten den bestehenden Staat, aber Bakunin wollte ihn vernichten, auflösen, in ein Chaos verwandeln, aus dem sich Neues herausbilden würde, während Marx sein Wesen billigte, ihn nur zum Vorteil aller zu den äussersten Folgerungen fortführen wollte. Bakunin hoffte demgemäss auf eine grosse Bauernrevolution, während Marx auch das Land industrialisieren wollte. In ihnen verkörperte sich ein

Gegensatz, der, noch undeutlich, aus den Kämpfen der Zeit sich herausschälte: der Drang nach dem Zwangsstaat, in dem die Gesellschaft aufgeht, und der Drang nach Anarchie, nach einer Gesellschaft, in der der Staat aufgegangen ist, etwa so, wie es im Mittelalter war. Auch war Bakunin ein mittelalterlicher Mensch, gläubig und mystisch. «Gibt es denn,» schrieb er einem russischen Freunde, «eine Spur von Leben ohne Mystizismus? Nur dort ist Leben, wo es einen unbegrenzten und daher etwas mystischen Horizont gibt. Wahrlich, wir alle wissen fast nichts, wir leben in einer lebendigen Sphäre, von Wundern und Lebenskräften umgeben, und jeder unserer Schritte kann sie ohne unser Wissen und oft sogar unabhängig von unserem Willen zutage fördern ... Sie sind Skeptiker, ich bin gläubig.» In demselben Briefe schrieb er: «Marx treibt hier dieselbe eitle Wirtschaft wie vorher, er verdirbt die Arbeiter, indem er Räsonneurs aus ihnen macht, derselbe theoretische Wahnsinn und die unbefriedigte, mit sich selbst unzufriedene Selbstzufriedenheit. Sie können sich kaum vorstellen, wie ich mich nach Reiche sehne ...» Reichel bedeutete Musik, überirdisches Geheimnis, ewige Liebe; Reichel war ein Freund, den er in Leipzig kennen gelernt hatte, der Musiker war, und mit dem er bis zu seinem Tode verbunden blieb.

Wenn E. T. A. Hoffmann Bakunins Lebensgeschichte hätte schreiben sollen, so würde er erzählt haben, dass er als ein schöner und eleganter junger Mann in vornehmen Häusern verkehrte, dass er aber in Wirklichkeit ein Elementargeist aus der fürstlichen Familie der Salamander war und sich ganz besonders wohl fühlte in Feuerflammen, auch fähig war, solche zu erzeugen. Er tauchte gewöhnlich da auf, wo Rebellion, Aufruhr und Tumult war; dann sah man ihn in Frack und Zylinder, die Zigarre in der Hand, eine Blume im Knopfloch, durch die Strassen schlendern, als gehe ihn das Krachen und Zischen ringsum nichts an; wer aber genauer aufmerkte, konnte wahrnehmen, dass unter seinen Lackschuhen Flämmchen aus dem Pflaster aufzuckten, und dass, wenn er zuweilen die Asche von

seiner Zigarre blies, blutrote Zungen an den Häusern leckten, an denen er vorübergegangen war. Vielleicht hätte E. T. A. Hoffmann auch einen jungen freundlichen Handwerksmeister, namens Stephan Born, in die Geschichte eingeführt, dem in seiner Arglosigkeit niemals das Antlitz des Geisterkönigs aufging, wenn er mit Bakunin sprach, der ihn vielmehr für einen kindlichen Menschen hielt, über den man lachen konnte, und der auch nicht merkte, dass Marx eigentlich ein Dämon der Nacht war, und dass die beiden Herrschaften sich aus Eifersucht um die Gunst der Kassiopea oder eines andern Sternbildes tödlich hassten und auf die Erde gekommen waren, um den tausendjährigen Streit endlich auszufechten.

War Stephan Born keine Urkraft, so war er doch tüchtig, tätig und tapfer, und wenn er auch die Entwicklung nicht beherrschte, so griff er doch ordnend und leitend in sie ein und behielt in allen Wirrsalen den Kopf oben. Als er aus Brüssel und der Atmosphäre von Marx und Engels nach Berlin zurückkehrte, wo sich soeben die Umwälzung des 18. März vollzogen hatte, sah er die Dinge wieder in der Nähe, nicht mehr aus der Vogelperspektive, wie Marx es tat. Gesetze beobachtet man hauptsächlich beim Ueberblicken grosser Strecken und Entfernungen, wie die Erde, wenn man sie von grosser Höhe herab sieht, einen gleichförmigen und regelmässigen Anblick gewährt im Gegensatz zu der Eigenart jedes Fleckchens, das man zu Fusse durchwandert, und der Kurzweiligkeit, die sich daraus ergibt. Stephan Born war nun wieder in dem deutschen Bauernlande, wo es keine Grosstädte und nur wenig Grossindustrie gab und nur wenig hartgesottene Kapitalisten und stolze Proletarier, wo die Arbeiter hauptsächlich Handwerksgesellen waren, die sich zum Teil noch von ihren Meistern patriarchalisch beherrschen liessen, oder sich eben ihrer Aufsicht zu entwinden anfingen, wo die Schroffheit der äussersten Spitzen der Gesellschaft zugedeckt war durch ein gutartiges, halbgebildetes, unsicheres, versöhnliches, mutloses Kleinbürgertum. Dass Deutschland für das Kommunistische Manifest noch nicht reif war, wussten

Marx und Engels, und sie gaben am 1. April ein Revolutionsprogramm aus, das in wichtigen Punkten vom Manifest abwich. Namentlich wurde nicht wie dort verlangt, dass der gesamte Grund und Boden in Staatseigentum umgewandelt würde, sondern nur die fürstlichen und feudalen Landgüter, wo denn der Ackerbau im grossen und mit allen Hilfsmitteln der modernen Wissenschaft betrieben werden sollte. Zur Verstaatlichung vorgesehen wurden ausserdem alle Transportmittel. Eine Staatsbank sollte an die Stelle aller Privatbanken treten, welche die Aufgabe haben würde, das Kreditwesen im Interesse des ganzen Volkes zu regeln. In der Besoldung sämtlicher Staatsbeamten sollte kein Unterschied ausser dem sein, welcher durch die Zahl der Familienmitglieder bedingt wäre. Der Staat sollte allen Arbeitern die Existenz garantieren und die zur Arbeit Unfähigen versorgen.

Als seine nächste Aufgabe betrachtete es Stephan Born, die Arbeiter zu organisieren und zum Anschluss an die bürgerliche Revolution gegen die Reste des Mittelalters und gegen den Absolutismus zu drängen. In dem Bestreben, die Arbeiter zu organisieren und ihre Forderungen einheitlich zu formulieren und auszusprechen, stand er nicht allein: eine lebhafte, wenn auch noch ungeordnete Bewegung, ging durch die unteren Klassen, in den grösseren Städten, in Berlin, Breslau, Königsberg, Hamburg, Frankfurt bildeten sich Arbeitervereine. In Breslau stand an der Spitze der Bewegung der zweiundsiebzigjährige Professor der Botanik Nees von Esenbeck, eine originelle Erscheinung, ganz unabhängigen und furchtlosen Geistes, ohne Ehrgeiz, kindlich und von Menschenliebe erfüllt. Er hatte einst in Jena studiert, war von Goethe beeinflusst und gerühmt worden und ist vierzig Jahre lang, bis zu seinem Tode, Präsident der Leopold.-Karol. Akademie der Naturforscher gewesen. Das Programm, das er für die Arbeiter aufstellte, war sozialdemokratisch: er verlangte ein aus dem Schosse der Arbeiter aufsteigendes Arbeiterministerium, das die Produktion zu regeln und Ueberproduktion zu vermeiden habe, unentgeltlichen Schulunter-

richt für alle. Arbeitsunfähig gewordene Arbeiter sollten aus Staatsmitteln als ehrenwerte Invaliden erhalten werden. In Berlin leitete Stephan Born die Gründung eines Zentralkomitees und setzte gegen Lette den Grundsatz durch, dass die Assoziation nur Arbeiter umfassen sollte, nicht aber Handwerksmeister oder Fabrikanten. «Wir nehmen unsere Angelegenheiten selbst in die Hände, und niemand soll sie uns wieder entreissen,» so hiess es in der von Born verfassten Einleitung zu den Statuten. In der Debatte wies er die Verständigung mit den Unternehmern nicht geradezu ab; aber erst, sagte er, müssten die Arbeiter sich als Klasse gefestigt haben und über ihre Interessen klargeworden sein, sonst würden sie von den Unternehmern beherrscht und unterdrückt werden.

Am 23. August tagte in Berlin der erste allgemeine Arbeiterkongress, auf dem drei Arbeiterkomitees und einunddreissig Arbeitervereine vertreten waren. Die Einladungen dazu waren ausgegangen von dem Berliner Zentralkomitee, dem Maschinenbauverein in Berlin, dem Königsberger Arbeiterverein, dem Arbeiterverein Hamburg und dem Arbeiterbildungsverein Hamburg. Den Vorsitz führte Nees von Esenbeck, Stephan Born war Vizepräsident. Weitling versuchte sein Programm, nämlich sofortige Inangriffnahme der sozialen Reform auf der Grundlage sozialer Kammern im Gegensatz zu dem von Marx aufgestellten, das die Erringung politischer Macht voraufgehen lassen wollte, durchzusetzen, und verliess den Kongress, als er überstimmt wurde. Es wurde ein Zentralkomitee bestellt, dessen Sitz nicht Berlin, sondern Leipzig sein sollte, und dessen Unterbau Lokalkomitees in zweiundzwanzig Städten, und Bezirkskomitees bilden sollten. Neben jedem Bezirkskomitee sollte eine Abteilung für arbeitende Frauen eingerichtet werden.

Die Frankfurter Nationalversammlung wurde durch ein Manifest ersucht, dafür zu sorgen, dass durch die künftige Gesetzgebung die Existenz und Fortdauer der Arbeiterassoziation anerkannt und ihre Ausbildung von Seiten des Staates begünstigt werde.

Der Schüler von Marx und Engels, der von der Trennung der Bevölkerung in zwei feindliche Parteien, Bourgeoisie und Arbeiter, ausgehen sollte, hatte mit den Hemmungen zu kämpfen, die dieser Richtung der Zustand Deutschlands und die Stimmung der Demokratie, der Mittelklassen und zum Tei. der Arbeiter selbst bereiteten. Die Demokratie, auch die sozialdemokratisch gefärbte, war doch nicht geradezu marxistisch, sondern suchte eine grundsätzliche Spaltung zu vermeiden. Der Schüler von Marx musste ferner die Reste des Mittelalters wegräumen und die Gewerbefreiheit erringen helfen, wo sie noch nicht bestand; die Handwerksmeister dagegen und ein Teil der Gesellen waren für die Beibehaltung der Zünfte, die Meister, Gesellen und Lehrlinge als eine abgestufte Körperschaft zusammenfasste. Auch die Handwerksmeister rührten sich energisch, um ihre Ansprüche zu verfechten, seit die Revolution Versammlungsfreiheit gewährt hatte, ja sie fanden einen Vorkämpfer von eigentümlicher Bedeutung, der sich mit Leib und Seele für sie einsetzte, und der Stephan Borns Bemühungen um die Arbeiterorganisation einen Augenblick kreuzen sollte; das war Karl Georg Winkelblech.

Winkelblech und der Föderalismus

Der Stammvater der Familie Winkelblech war am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts Ratsherr und Bürgermeister von Mannheim. Dessen Enkel und Urenkel waren reformierte Pfarrer in Ensheim, wo dem letzteren im Jahre 1810 Karl Georg als einziger Sohn geboren wurde. Obwohl er sich zur Theologie hingezogen fühlte, gab er das auf Wunsch der Eltern auf, studierte Chemie und Pharmakologie, wurde in Marburg Professor und im Jahre 1839 von der kurhessischen Regierung als Lehrer an die Gewerbeschule in Kassel versetzt. Als solcher hatte er vier Jahre darauf ein seine künftige Entwicklung bestimmendes Erlebnis. Auf einer Ferienreise in Norwegen besuchte er im Interesse des Unterrichts an der Gewerbeschule verschiedene Fabriken,

worunter ein Blaufarbenwerk in dem reizend gelegenen Modum war. Ein dort beschäftigter deutscher Arbeiter wandte sich an den Landsmann mit der Bitte, eine Bestellung in der Heimat zu übernehmen, und da Winkelblech sich freundlich bereit erklärte, wurde er zutraulich und erzählte von dem elenden und entbehrungsreichen Lose der Arbeiter. Der Bericht des armen Mannes machte auf Winkelblech einen erschütternden Eindruck. Er hatte viele Fabriken gesehen, kannte ihre Einrichtungen und Betriebsweise, aber niemals hatte er sich um die Menschen bekümmert, die darin arbeiteten. So blind für das Wesentliche konnte ein Gelehrter werden! Die Schönheit der nordischen Landschaft bewegte ihn nun in anderer Weise als vorher: ein solches Paradies umfasste solches Menschenelend. War das die Folge von Naturgesetzen oder war es Schuld der Menschen? Die Ursache dieses Elends und womöglich Mittel zur Heilung herauszufinden, stellte er sich in dieser Stunde zur Lebensaufgabe.

Seinem Beschlusse getreu, begab sich Winkelblech an ein gründliches Studium der nationalökonomischen Werke, die damals in Betracht kamen; was es irgend Beachtenswertes in England, Frankreich und Deutschland auf diesem Gebiete gab, hat er sich angeeignet. Er kam zum Schlusse, dass das überall unter den Fabrikarbeitern herrschende Elend nichts Notwendiges, sondern eine Folge verkehrter wirtschaftlicher Einrichtungen sei. Ein anderer hätte sich vielleicht aus dem vielen Gelesenen irgend ein System zusammengestellt: Winkelblech bildete sich eine Ueberzeugung, die ein ganz eigenes Gewächs war, hervorgegangen aus seinen Kenntnissen, seinen Erfahrungen, seiner Weltanschauung, seiner Art zu denken und zu fühlen. Er war Sohn und Enkel von Pfarrern, war von einem Pfarrer, einem vorzüglichen Manne, namens Touton, erzogen, dessen Sohn der Freund seines Herzens, ihm unentbehrlich zum Leben war; es ist nicht zu verwundern, dass sein Denken eine religiöse Grundlage hatte. Dogmen kamen dabei nicht in Betracht, Religion war ihm, wie er selbst sagt, eine «unmittelbar aufgenommene Ueberzeugung», die

Lehre Christi galt ihm als göttliche Offenbarung, und eine auf sie begründete Sittlichkeit diente ihm als Masstab für alle Gebiete des menschlichen Lebens. Eine Wirtschaftslehre auf Naturgesetzen aufzubauen, wie Marx es tat, hätte er abgelehnt, denn das Sittengesetz war ihm das höchste, den Menschen betrachtete er wie die Bibel als Herren der Natur, die er aber nur im Sinne der Gerechtigkeit beherrschen darf. Den Liberalismus, der durch die Lehre von der Gewerbefreiheit und Erwerbsfreiheit den Kapitalismus erzeugte und das Volk in Millionäre und Bettler zerlegte, sah er als etwas Sündhaftes, Verabscheuungswürdiges an, mehr Verständnis und Sympathie hatte er für den Saint-Simonismus und verschiedene sozialistische Systeme der Franzosen, aber doch bekämpfte er den Kommunismus ebenso wie den Kapitalismus; er dachte beide zu verdrängen durch eine grosszügige neue Zunftverfassung, die er Föderalismus nannte.

Die sehr tüchtige kurhessische Bevölkerung bestand überwiegend aus freien Kleinbauern, Industrie gab es gar nicht, sie wurde von der Regierung absichtlich ferngehalten. Es mag sein, dass die Verhältnisse des Landes, in dem er lebte, Winkelblechs Anschauungsweise beeinflusst haben, aber bewusst war ihm das nicht. Er war auch kein unbedingter Bewunderer des Mittelalters so wie Haller oder Radowitz; er fand, das Mittelalter habe eine heidnische Grundlage gehabt und sei vom Christentum nur durchsetzt, während doch gerade die Grundlage eines Staates christlich sein sollte. Trotzdem war er in vieler Hinsicht mittelalterlich eingestellt, wie zum Beispiel in seiner Abneigung gegen die Zentralisation. Für geeignet zu staatlichem Betrieb hielt er nur das Berg- und Forstwesen, die Eisenbahnen und andere Verkehrsmittel, das Versicherungswesen und den Unterricht; die meisten, jetzt vom Staat ausgeübten sozialen Funktionen könnten, glaubte er, viel besser von Korporationen übernommen werden, wie zum Beispiel die Wohltätigkeit. Auch die Massnahmen gegen Uebervölkerung, die er vorschlug, waren im mittelalterlichen Sinne gedacht. Nach seiner Ansicht sollte sich die Menge

der Bevölkerung nach der Ausdehnung des kulturfähigen Bodens richten. Als Mittel gegen Uebervölkerung bezeichnete er Erschwerung des Heiratens, die zum Teil darin bestehen sollte, dass die Erlaubnis zum Heiraten an den Nachweis eines Kindergutes gebunden wäre, ferner Verhütung unehelicher Geburten dadurch, dass den unehelichen Kindern unbeschränkte Rechte, auch unverkürzte Erbberechtigung verliehen würden, daneben eine amtliche Ehebelehrung. Die Frauen, meinte er, würden für die Idee des Zölibats gewonnen werden können, wenn man ihnen den Lebensunterhalt verbürgte, sodass sie nur im Falle vorhandener Neigung zu heiraten brauchten. Das waren Gedanken, die im Zeitalter der aufblühenden Statistik, wo Zunahme der Bevölkerung blindlings für Zunahme der Macht und Zeichen der Blüte gehalten wurde, nicht auf Verständnis rechnen konnten.

Was die Zünfte betrifft, so hielt er ihren sonderrechtlichen Charakter für verwerflich; trotzdem betrachtet er sie wegen ihrer zugleich wirtschaftlichen und ethischen Natur als etwas Vorbildliches, als grössten welthistorischen Fortschritt seit dem Untergange der antiken Staaten. In der Bildung von Korporationen sah er ein germanisches Element und wünschte, dieses möchten die Deutschen ergreifen, um sich ihrem eigenen Wesen entsprechend zu entwickeln und auf ihre Weise das grosse wirtschaftliche Problem zu behandeln, an dessen Lösung England und Frankreich gescheitert wären. Der wirtschaftliche Grundsatz des Mittelalters war Beschränkung des Erwerbs zu Gunsten eines gesicherten Standes, der, die Mitte haltend zwischen Reichtum und Armut, geeignet sein sollte, den festen Kern der Bevölkerung zu bilden. Dadurch, dass er zugleich durch religiöse und ethische Grundsätze gebunden war, durch das Gebot der Brüderlichkeit und gegenseitigen Hilfe, der Ehrenhaftigkeit im Verkehr mit den Abnehmern, war dieser Mittelstand ein Bewahrer der Sitte und bildete ein Gegengewicht gegen das Trachten nach Reichtum und die damit verbundenen Laster. Der Grundsatz des von Adam Smith wissen-

schaftlich begründeten Liberalismus war die freie Konkurrenz, der entfesselte Kampf ums Dasein, die Ausscheidung religiöser und ethischer Absichten aus den wirtschaftlichen Vorgängen, die als abhängig von natürlichen Gesetzen betrachtet wurden.

Es gab eine Gruppe in der Bevölkerung, die Ohren für Winkelblechs Lehre hatte, das waren die Handwerker, die, je drückender ihre Lage wurde, desto dringender nach dem Schutz der Zünfte verlangten. Noch war die Gewerbefreiheit durchaus nicht in allen deutschen Ländern durchgedrungen; in einem Teile von Hannover, in Sachsen, Württemberg, Baden, Oldenburg, Kurhessen, einem Teil des Grossherzogtums Hessen, in den vier freien Städten und teilweise in Oesterreich bestand die Zunftverfassung noch, reine Gewerbefreiheit gab es nur als Folge der französischen Herrschaft in Rheinhessen und Rheinbayern, in Preussen waren gemischte Verhältnisse. Die öffentliche Meinung jedoch, die sich wesentlich auf Grund liberaler Anschauungen gebildet hatte, war durchwegs für Gewerbefreiheit, wie ja schon der Freiherr vom Stein mit seinem Drängen auf Wiederherstellung, beziehungsweise Beibehaltung der Zünfte ganz allein gestanden hatte. Die Abneigung gegen die Zünfte schien die Engherzigkeit und Selbstsucht vieler Handwerker zu unterstützen, die nur die Vorteile ihrer Sonderrechte ausnützen wollten, sowie der Umstand, dass die Lage der Arbeiter in den deutschen Ländern der Gewerbefreiheit nicht schlechter war als in denen, wo die Zünfte noch bestanden. Jede staatliche oder gesellschaftliche Einrichtung hängt zusammen mit vielen anderen und ist bedingt durch diese und kann die ihr eigentümliche Wirksamkeit nur entfalten, wenn alle zusammen vom gleichen Geist erfüllt sind und in der gleichen Richtung arbeiten. Die mittelalterlichen Zünfte, die ohnehin ihren Charakter schon stark hatten verändern müssen, konnten im Zeitalter des aufblühenden Liberalismus und Kapitalismus, des keimenden Sozialismus, keine Früchte tragen; sie waren wie ein Rad, das sich wohl dreht, dessen Bewegung aber stockend und unregelmässig sein muss, weil es,

in ein fremdes Getriebe versetzt, weder den richtigen Anstoss empfangen, noch seine Bewegung richtig weiterleiten kann.

Es war deshalb weise von Winkelblech, dass er nicht beabsichtigte, die alten Zünfte wiederherzustellen, sondern dass er an eine Verfassung dachte, die alle produzierenden Klassen, auch die Bauern, auch die Fabrikanten umfassen würde. Den Grossbetrieb verwarf er nicht ganz; aber eine Erwerbs- und Geschäftsgrenze sollte auch ihm gesetzt sein, auch damit die Unternehmer sich nicht durch Werkführer ersetzen liessen, sondern stets selbst in persönlicher Berührung mit den Arbeitern blieben. Die Handwerker selbst waren einsichtig genug, um nicht schlechtweg auf Erhaltung der alten Zünfte mit allen Missbräuchen und unpassend gewordenen Bestimmungen zu bestehen, sondern zu Reformen sich willig zu erklären; aber für die grosse, umfassende Idee Winkelblechs hatten sie doch keinen Sinn, und er war nicht so doktrinär, dass er sich nicht zunächst ihnen angepasst hätte. Die Handwerker waren die einzige Truppe, die willens war, unter ihm zu kämpfen, und er trat energisch die Führerstelle an, die die Geschichte ihm anwies. Bremer Handwerksmeister gaben den Anstoss, einen Handwerkerkongress nach Hamburg zu berufen, auf dem die gemeinsamen Angelegenheiten besprochen werden sollten; zu diesem Kongress, der Anfang Juni 1848 stattfand, wurde Winkelblech von einer Kasseler Volksversammlung abgeordnet und auch, obwohl kein Gewerbetreibender, zugelassen. In seinem Kampf gegen die Gewerbefreiheit, gegen Kapitalismus und Kommunismus wurde Winkelblech von den Handwerksmeistern ohne weiteres verstanden und fühlte sich von dankbarer Zustimmung getragen. Seine wissenschaftliche Bildung gab ihm ein Uebergewicht, das sie dank seiner humanen, von jeder Ueberhebung freien Persönlichkeit gern ertrugen, und da er gut sprach, liessen sie sich auch gern von ihm belehren. In einem Punkte jedoch drang sein Einfluss nicht durch, das war das Verhältnis der Handwerksmeister zu den Gesellen. Bei dem zweiten Kongress,

der am 14. Juli in Frankfurt in einem Saale des Römers eröffnet wurde, weigerten sich die Meister, Gesellen zuzulassen; es sei überflüssig, meinten sie, weil die Gesellen von den Meistern wie Söhne von ihren Vätern mit vertreten würden. Soweit gaben sie schliesslich nach, dass sie zehn Gesellen zuliessen, welche aber nicht mit abstimmen durften; sie begriffen nicht, wie sehr sie sich selbst schwächten, wenn eine Spaltung zwischen Meistern und Gesellen eintrat. Die Gesellen, denen ohnehin das ehemalige patriarchalische Verhältnis nicht mehr zusagte, woran die Meister durchaus festhalten wollten, beriefen nach dieser Zurückweisung ebenfalls einen Kongress nach Frankfurt, zu dem sie Winkelblech einluden. Die Gesellen gingen weit mehr auf Winkelblechs Absichten ein als die Meister und nahmen als Plan ausdrücklich eine neue Zunftverfassung in ihre Beschlüsse auf, die alle Berufsgeschäfte umfassen sollte. Es finden sich in diesen Beschlüssen alle Gedankengänge und Ausdrücke Winkelblechs: dass das sonderrechtliche Wesen der mittelalterlichen Zünfte ein Fehler gewesen sei, der das Streben des Liberalismus nach unbeschränkter Freiheit veranlasst habe, dass die freie Konkurrenz, die er verkündete, zu noch schlimmerer Knechtschaft geführt habe, die ihrerseits dem Liberalismus einen Gegner im Kommunismus erweckt habe, der eine gleichmässige Verteilung aller Güter oder Aufhebung des Eigentums bezwecke. Beide, Liberalismus und Kommunismus, wären auf verkehrten Wegen, er, der Kongress, habe sich für eine soziale Ordnung, den Föderalismus, entschieden, der nicht vom Auslande entlehnt, sondern aus dem deutschen Volke selbst hervorgegangen sei. «Es ist unser ernster und bestimmter Wille,» hiess es in der Denkschrift der Gesellenversammlung, «uns die Gewerbefreiheit nicht durch eine handvoll verblendeter Gelehrter und habsüchtiger Kapitalisten aufdrängen zu lassen. Und kraft dieses Entschlusses verlangen wir, dass Deutschland im Reichsgrundgesetz nicht bloss eine politische, sondern auch eine soziale Verfassung geben und ihm die Einführung einer allgemeinen sozialen Gesetzgebung mit Ausschluss

aller Sonderrechte gewährleistet werde.» Wenn sie forderten, dass der redliche Erwerb vom unredlichen, nämlich Wucher, Spiel und Betrug, streng geschieden werde, glaubt man Winkelblech zu hören, der die Börsengeschäfte, die er besonders hasste und ausrotten wollte, mit den Worten Spiel und Betrug zu bezeichnen pflegte. Trotz seines beherrschenden Einflusses brachte aber Winkelblech auch hier eine Verständigung zwischen Meistern und Gesellen nicht zuwege. Von irgend einer Unterordnung unter die Meister wollten die Gesellen nichts mehr hören, im Grunde fühlten sie sich überhaupt nicht so sehr als Handwerksgesellen wie als Arbeiter, wie sie denn auch nachträglich die Arbeiter aller Stände zu ihrem Kongress einluden, der vom Juli bis in den September währte. Sie nannten ihn dementsprechend «allgemeinen deutschen Arbeiterkongress».

So hatten sich die deutschen Arbeiter denn in der Art geschieden, dass im Norden der durch Stephan Born vermittelte und gemilderte Marxismus, im Südwesten der Winkelblechsche Föderalismus durchgedrungen war. Im Norden war, wenn auch hie und da noch zünftlerische Gedanken auftauchten, der Klassenkampf, die Geldwirtschaft, das ganze industrielle System anerkannt und angenommen, im Südwesten wollte man alles dies durch eine korporative Mittelstandsbewegung bekämpfen. Eine Zeitlang konnte Winkelblech hoffen, einen grossen Teil des Volkes für seine Ideen gewonnen zu haben; aber es zeigte sich, dass sein Programm so wenig mit der Geistesverfassung der Gesellen, die es doch am eifrigsten ergriffen hatten, zusammenhing, dass es beim ersten Zusammenstoss mit dem Marxismus sich auflöste.

Der Frankfurter Arbeiterkongress hatte einen allgemeinen deutschen Arbeiterverein mit dem Sitz in Frankfurt gegründet; da nun die von Stephan Born gegründete Arbeiterverbrüderung mit demselben Anspruch auftrat, alle deutschen Arbeiter zu umfassen und sich auch Mühe gab, die süddeutschen heranzuziehen, lag es nahe, den Versuch zu einer Verständigung zu machen. Auf den 28. Februar 1849 wurde ein Kongress in Heidelberg aus-

geschrieben, wo Born den Leipziger, Winkelblech den Frankfurter Verein verteidigen sollte. Winkelblech sprach zuerst, die Grundgedanken des Föderalismus erklärend, dann Stephan Born, die Grundsätze seiner unter der Einwirkung des Kommunistischen Manifestes entstandenen Arbeiterverbrüderung auseinandersetzend. Ohne Kampf fiel ihm alles zu; es wurde beschlossen, den Frankfurter Verein in dem Leipziger aufgehen zu lassen, Leipzig wurde der Sitz für beide. Die Trennung der Handwerksgesellen von den Handwerksmeistern, ihre Vereinigung mit der allgemeinen Arbeiterklasse war damit entschieden, der kommunistische Gedanke hatte über den föderalistischen den Sieg davongetragen.

Man hat das Gefühl, dass Winkelblech den Kampf allzu schnell aufgab; er litt vielleicht mehr als ihm selbst bewusst war unter dem Gefühl, eine Sache zu vertreten, die dem Geist der Zeit fremd war. Die Niederlage, die er erlitten hatte, traf ihn tief, gerade weil der Grund, der ihn bewogen hatte, seiner Natur entgegen öffentlich als Agitator aufzutreten, Mitgefühl mit dem Elend der Arbeiter und Widerwille gegen den aufkommenden Geldadel und den Kapitalismus war. Persönlich zog er sich ganz aus dem Kampfe zurück, um das grosse Werk auszuarbeiten, in dem er seine Ideen niederzulegen schon begonnen hatte, und vielleicht ihnen durch die Schrift Anhänger zu gewinnen. Auch diese Hoffnung schlug fehl. Der einzige Versuch, die ganze Nation in Korporationen zusammenzufassen, den Mittelstand zu befestigen und dadurch sowohl Kapitalismus wie Kommunismus auszuschalten, ging unbemerkt vorüber in einer Zeit, wo der gebildete Mittelstand alles Heil vom parlamentarischen Konstitutionalismus erwartete, und wo die Verhältnisse, welche die Scheidung in Geldadel und Proletariat bedingten, schon den Grad von Kraft hatten, der ihre volle Entfaltung unausbleiblich machte. Es ist merkwürdig, dass der Versuch des protestantischen Pfarrerssohnes, die Schäden der Zeit durch eine Mittelstandspolitik zu bekämpfen, fast nur von katholischer Seite anerkannt und fortgesetzt wurde. Die Katholiken bewahrten die mittelalterliche Abneigung

gegen Kapitalismus und Industrialismus, hielten fest an dem mittelalterlichen Prinzip der Zwangsinnung, in der Kapital und Arbeit, Unternehmer und Arbeiter vereinigt waren, am Prinzip des abgestuften Besitzes und überwiegenden Mittelbesitzes; die Katholiken hatten den Mut, die religiöse Idee der Gerechtigkeit und Liebe auf wirtschaftliche Verhältnisse anzuwenden und das geschäftliche Leben danach regeln zu wollen. Die Protestanten dagegen standen allem, was an mittelalterliche Verhältnisse erinnerte, feindlich gegenüber, sie hatten vergessen, dass sie ebenso wie die Katholiken aus dem Mittelalter hervorgegangen waren und nahmen vielmehr die Ideen der Aufklärungszeit als ihre Tradition an. Unglücklicherweise rechtfertigte wiederum die Abhängigkeit der Katholiken vom Papst, einem italienischen Bischof, der einst die römischen Weltherrschaftsansprüche vertreten hatte, das Misstrauen der Protestanten, als stehe ihnen das Interesse einer fremden Macht höher als das des eigenen Volkes.

Das persönliche Schicksal Karl Georg Winkelblechs war sehr traurig. Er hatte die Politik im Vergleich mit den sozialen Fragen für unwichtig gehalten, die Ideale des Liberalismus pflegte er «konstitutionelle Gemütsergötzlichkeiten» zu nennen; da er aber die Demokratie als den einzigen Boden betrachtete, auf dem sein Föderalismus sich aufbauen konnte, hielt er sich zur demokratischen Partei, die in Kurhessen mit folgerichtigem Radikalismus auftrat. Nachdem die Reaktion gesiegt hatte, dachte die Regierung Winkelblech durch einen Hochverratsprozess zu bestrafen, den sie allerdings nicht durchführen konnte, und rächte sich dann auch an ihm durch die berüchtigten Einquartierungen der bayrischen und österreichischen Soldaten, die den Widerstand des hessischen Volkes gegen die Despotie der letzten, entarteten Nachkommen der heiligen Elisabeth brechen mussten. Als im Jahre 1860 Touton, der treue Freund und Lebensgefährte Winkelblechs starb, brach dieser vollständig zusammen. Er wurde zwar aus dem Sanatorium, in das er hatte gebracht werden müssen, nach einem Jahre als geheilt entlassen, gewann

aber die einstige Lebenskraft nicht wieder und starb im Jahre 1865.

Die Bestrebungen der Handwerksmeister fanden Unterstützung bei einigen Regierungen; Preussen, Hannover, Bayern zum Beispiel nahmen in der Gesetzgebung darauf Rücksicht. Fast durchgehend waren die Regierungen dem Zunftgedanken geneigt, der Kurfürst von Hessen nannte die Gewerbefreiheit einen «grässlichen Gedanken» und glaubte, Fabrikbevölkerung sei revolutionär. Diese Auffassung hatten die Handwerksmeister selbst gepflegt und ihre Anliegen dadurch gestützt, dass sie ihren Stand für staatserhaltend, Revolutionen abgeneigt erklärten. Einer durchgreifenden Organisation der Arbeit war aber der Zug der Zeit so entgegen, dass die zu Gunsten der Zünfte unternommenen Massregeln doch nur etwas Halbes und Unwirksames blieben. Es lag den Regierungen nicht ernstlich daran, etwas Lebenskräftiges, Selbständiges auf Grund einer Idee zu schaffen, sie wollten nur flicken, hinhalten, tasteten nach dem und jenem, was der Augenblick scheinbar Günstiges bot. Gerade in den Fünfzigerjahren drang der Kapitalismus siegreich vor und zugleich die Gewerbefreiheit. In der Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes wurde sie im Jahre 1869 als Grundsatz angenommen.

Sachsen

Am 12. August 1845 fand in Leipzig gelegentlich eines Aufenthaltes des Prinzen Johann, der als Haupt der ultramontanen Partei und Urheber der Massregeln galt, die zur Unterdrückung des Deutsch-Katholizismus getroffen waren, ein Tumult statt; man rief: Es lebe Ronge!, das Lutherlied wurde gesungen, und ein paar Scheiben des Hotels, wo der Prinz das Mittagessen einnahm, wurden eingeworfen. Anstatt die Bürgergarde, wie es gesetzlich und üblich gewesen wäre, die Ordnung herstellen zu lassen, griff sofort das Militär ein und schoss in die grösstenteils gar nicht beteiligte Menge, wobei sechs

oder sieben Personen getötet und eine grössere Anzahl verwundet wurden. Wäre nicht Robert Blum gewesen, würde sofort ein Kampf zwischen Volk und Militär ausgebrochen sein; der hässliche Plebejer aus Köln besass die zauberartige Gabe, die Leidenschaften der Menschen entfesseln und bändigen zu können, und er fand es für gut, in diesem Augenblick zwar die Erbitterung zu schüren, aber einen Kampf zu vermeiden, der mit dem Siege der Reaktion geendet hätte. Bei dieser Gelegenheit trat Hermann Semmig, der eben den philosophischen Doktor gemacht hatte, zum ersten Mal öffentlich hervor, indem er den Bürgern vorwarf, dass sie über politischen und kirchlichen Interessen die sozialen vergässen, die allein die wahrhaft menschlichen wären. Nicht eine Konstitution könne einen Zustand wahrer Kultur begründen, das könne nur eine Neuordnung im sozialistischen Sinne.

Semmig stammte aus einer Handwerkerfamilie, in der jene Tugenden noch heimisch waren, die diesen Stand einst zur Grundlage des blühenden Lebens in den deutschen Städten gemacht hatten. Sein Vater war Sattler in der kleinen sächsischen Stadt Döbeln, wo er im eigenen Hause mit dazu gehörigem Land ein halb bäuerliches Dasein führte. Im Jahre 1820 wurde ihm der Sohn Friedrich Hermann geboren, den er, als er dreizehn Jahre alt war, auf die Fürstenschule zu Grimma schickte; denn der Ertrag seiner Arbeit gestattete ihm, den einzigen Sohn studieren zu lassen. Die Fürstenschule legte das grösste Gewicht auf Erlernung der alten Sprachen; es wurde ein aufgeklärtes, verständiges, pedantisches Philologengeschlecht herangebildet. Bei Hermann Semmig überwog die natürliche Anlage und die Tradition des Elternhauses den Einfluss der Schule; die Fabelwelt des blauen Mittelmeers zog ihn mehr an als die Zergliederung der Sprache und mehr als jene noch die heroische Tragik des Nibelungenliedes, die ahnungsvolle Wunderstimmung der Märchen und die mystische Tiefe der Bibel. Frommer Sinn, Sittenstrenge, Ernst, Tüchtigkeit, Verantwortungsgefühl, das waren die kostbaren Tugenden, die er von seinen bäuerlich-hand-

werklichen Vorfahren ererbt hatte; sie wurden vertieft durch seine Bildung, durch den offenen Blick und lebhaften Geist, der ihm angeboren war. Auf der Universität Leipzig, wo er Theologie studieren sollte, studierte er Philosophie, Geschichte, Staats- und Volkswirtschaft, wurde er Mitglied einer Gesellschaft, wo Herweghs Gedichte bejubelt wurden, trat er der Burschenschaft bei. In diesem Kreise verkehrte er mit Hermann Schauenburg, dem geliebten Freunde Burckhardts, und mit anderen, die das Schicksal mitriss und zerstreute: Hermann Kriege, der Sozialist wurde und in jungen Jahren in New York geisteskrank starb, Conz, der im Kampfe gegen Mexiko fiel, Willkomm, der nach Spanien, Gerbeth, der nach England ging. In rascher Entwicklung wendete er sich bald, durch Schriften von Friedrich Engels und Karl Grün angeregt, den sozialistischen Gedanken zu, wie es seinem warmen Gefühl für die Notleidenden entsprach. Er gründete einen Verein und gab ein Blatt heraus, in dem er Robert Blum bekämpfte, weil er nur politische Ziele, namentlich im Interesse der Kleinbürger verfocht. Ein bestimmtes Programm hatte er nicht, er verwahrte sich dagegen, als Kommunist angesehen zu werden, wünschte aber freie Vergesellschaftung der Arbeiter und Gemeinbesitz der Produktionsmittel. Er verschwamm leicht ein wenig im Allgemeinen und die Liebe war ihm natürlicher als der Hass; Engels nannte ihn Sarastro.

Mit Semmig befreundete sich Luise Otto, eine liebliche Erscheinung, die einzige Frau, die in der Revolution selbständig hervorgetreten ist. Ihr aus patrizischer Familie in Meissen stammender Vater heiratete ein armes Mädchen aus Künstlerkreisen; sie war es, die ihren Töchtern starke künstlerische Begabung vererbte, besonders der jüngsten, Luise. Obwohl ihre flinken glatten Reime nichts mit Kunst und auch nichts mit wildgewachsener Poesie zu tun haben, war sie doch in der Wärme ihres Empfindens, ihrem Sinn für das Schöne, ihrem Lebensgefühl Dichterin. Die durchbildete Atmosphäre ihres Vaterhauses kam ihr zu statten; doch ist es ein Zeichen angeborener und besonders

gearteter Begabung, dass sie, zwölfjährig, im Jahre 1831 ein Gedicht auf die vom König von Sachsen erlassene Verfassung machte. Einen starken Eindruck empfing sie, als sie im Jahre 1840 das Erzgebirge und den ihr bis dahin ganz fremden Gegensatz zwischen reichen Fabrikanten und armen Spinnern und Klöpplerinnen kennen lernte. Im geselligen Verkehr hatte sie Gelegenheit, die nur auf Gewinn bedachte, verantwortungslose Gesinnung der Mehrzahl dieser Fabrikanten zu beobachten. Aeusserlich zart und schüchtern in ihrem Wesen, setzte sie sich energisch für ihre Ideale ein und imponierte durch ihre Sicherheit und Furchtlosigkeit. In einer Audienz beim Minister erwirkte sie die Freigabe ihres von der Zensur beanstandeten Romans «Schloss und Fabrik», in dem sie die sozialen Missverhältnisse darzustellen suchte, die im Erzgebirge ihr Gefühl empört hatten. Im März 1848 richtete sie an das Ministerium Oberländer die «Adresse eines deutschen Mädchens», in der sie es aufforderte, sich nicht nur der Arbeiter, sondern auch der Arbeiterinnen anzunehmen. «Glauben Sie nicht, meine Herren,» so schloss die Adresse, «dass Sie die Arbeit genügend organisieren können, wenn Sie nur die Arbeit der Männer und nicht auch die der Frauen mit organisieren — und wenn alle an sie zu denken vergessen: ich werde es nicht vergessen.» An das Zentralkomitee der Arbeiterverbrüderung in Leipzig, welches den Grundsatz aufgestellt hatte, dass Arbeiterinnen unter gleichen Verpflichtungen gleiche Rechte mit den Arbeitern haben sollten, richtete sie ein Schreiben, in dem sie ihre Anerkennung und ihren Dank für dies Bekenntnis aussprach. «Ihr habt mit diesem Paragraphen,» so schrieb sie, «den ganzen unsinnigen Fluch aufgehoben, der auf der einen Hälfte des Menschengeschlechts liegt: unberechtigt zu sein und unterdrückt von der anderen Hälfte nach dem sogenannten Recht des Stärkeren, welche nichts ist als die roheste Gewalt und also nicht ihr Recht, sondern ihr Unrecht. Arbeiter! ihr habt damit die anderen Männer beschämt, die Männer der Wissenschaft, des Staats, der Geschäfte... So bin ich es denn gewiss: ihr habt es nicht vergessen, dass...

ihr auch Schwestern habt. Schwestern, die, wie ihr, leiden unter den Herrenrechten des Geldes, unter der Uebermacht des Kapitals, unter dem Drucke tyrannischer Arbeitgeber und eines Uebermasses von Konkurrenz; Schwestern, die nicht nur gezwungen sind, ihre Arbeitskraft für einen kargen Lohn, der zum Leben nicht ausreicht, zu verkaufen, sondern die oft nur zu leben vermögen, indem sie sich der Schande preisgeben.»

Ausser Baden und Württemberg gab es kein Land in Deutschland, das so einmütig revolutionär gesinnt war wie Sachsen. Das erklärt sich daraus, dass neben teilweise schon weitgehender Industrialisierung in Sachsen die Mischung absolutistisch-feudaler Verhältnisse ganz unerschüttert geblieben war, so dass auch die Bauern in Opposition zur Regierung standen. Die Unruhen von 1830 erreichten es, dass der König mit den noch existierenden, aber ganz bedeutungslos gewordenen Ständen eine Verfassung vereinbarte, die indessen den aristokratischen Charakter derselben noch festhielt; Handel und Industrie waren nur sehr schwach vertreten. Wie wenig der König und die bevorrechtigten Stände gesonnen waren, tatsächlich Aenderungen eintreten zu lassen, bewies die Tatsache, dass dem Advokaten Richter aus Chemnitz, weil er an einer Petition der Bauern wegen Aufhebung der Patrimonialgerichte beteiligt war und geäussert hatte, wenn nur die Gemeinden selbständig und selbsttätig wären, würden sich die Verhältnisse von selbst bessern, die Advokatur entzogen wurde, und dass der Advokat Moosdorf wegen Ausarbeitung einer Konstitution, wie sie den Bedürfnissen des sächsischen Volkes entspräche, zu fünfzehnjährigem Zuchthaus verurteilt wurde; er entzog sich der Vollstreckung des Urteils durch Selbstmord. Die sächsischen Könige waren, obwohl sie sich durch den Uebertritt zum Katholizismus von der Tradition des Landes losgelöst hatten, obwohl sie auf die Wünsche des Volkes nicht im mindesten Rücksicht nahmen, im Gegenteil starr an dem Prinzip, keine Neuerungen zuzulassen, festhielten, persönlich beliebt und wurden durch Beinamen wie der Gerechte und der Vielgeliebte ausgezeichnet: man war gerührt,

dass die Fürsten aus freien Stücken keine Wüteriche oder tolle Verschwender mehr waren wie im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Es war ein ähnliches Verhältnis wie in Preussen unter Friedrich Wilhelm III.

Erst im zweiten Landtage, der 1836 zusammentrat, bildete sich eine liberale Opposition unter Führung des Gerichtsdirektors von Dieskau und des Regierungsrates Todt. Ganz und gar liberal war Leipzig, die Stadt des Buchhandels und der Universität und Sitz grosser Unternehmer wie Gustav Harkort. Unter den Leipziger Stadtverordneten vertrat Professor Biedermann die gemässigt liberale, Robert Blum die demokratische Richtung, die unbeschadet ihrer Unterschiede zusammenwirkten. Auf den dunklen Untergrund einer gequälten, notleidenden Bevölkerung wies schon die Herkunft verschiedener oppositioneller Abgeordneter Wilhelm Heinrich Schaffraths Vater war Weber und Dorfschullehrer; er musste als Kind beim Spinnen helfen und im Sommer und Herbst die Schafe hüten. Auf der Weide die lateinische Grammatik studierend, fand ihn eines Tages der Kronprinz und verschaffte ihm Aufnahme in die Meissener Landesschule. Er studierte die Rechte, nahm an der Burschenschaft teil, wurde Advokat und Stadtverordneter und gehörte zur äussersten Linken. Karl Gottlieb Todt war der Sohn eines Musselinwebers im Voigtlande. Während der Studienzeit verfiel er wegen Teilnahme an einer burschenschaftlichen Verbindung in Strafe. Er wurde im Jahre 1832 Bürgermeister von Adorf, 1836 Landtagsdeputierter; beim Ausbruch der Revolution war er fünfundvierzig Jahre alt.

Auch ausserhalb der Kammern gab es eine Reihe ruhmvoller und ruhmwürdiger Namen, die im Sinne der Opposition wirkten und der revolutionären Bewegung Sachsens besondern Glanz gegeben haben. Richard Wagner, Hermann Koechly, Karl August Roeckel, Gottfried Semper, von Trützschler, Robert Blum, Wilhelmine Schröder-Devrient, Luise Otto — wenn sie nicht alle Sachsen waren, so haben sie doch alle den Enthusiasmus

ihrer Jugend an der Revolution Sachsens entzündet und wiederum sie geschürt.

August Roeckel war Oesterreicher und Katholik, in Graz geboren. Sein Vater, eigentlich für die diplomatische Laufbahn bestimmt, wurde durch seine schöne Tenorstimme zur Bühne geführt und war 1829 bis 1835 Kapellmeister in Paris, wo er sich um die Einführung der deutschen Oper verdient machte. Dort erlebte der sechzehnjährige August die Julirevolution und zwei Jahre später in England die Reformbewegung; seitdem entwickelte sich in ihm neben der Liebe zur Musik die Teilnahme an der politischen und sozialen Bewegung der Zeit. Als er nach Deutschland zurückkehrte, um in Weimar seine musikalische Ausbildung zu vollenden, stiessen die gedrückten Verhältnisse Deutschlands den an das so viel freiere Leben im Auslande Gewöhnten ab. Das gespreizte Wesen an den Höfen, die Aufgeblasenheit des Adels, der voller Ansprüche und ohne Verdienste war, die Arroganz von Militär und Bürokratie und die Unterwürfigkeit der Bürger, das alles kam ihm ebenso lächerlich wie widerwärtig und unmöglich vor. In Dresden, wohin er im Jahre 1843 als Musikdirektor berufen wurde, lernte er Richard Wagner kennen, der ungefähr um dieselbe Zeit dort Kapellmeister geworden war, und befreundete sich mit ihm. Da man sie beständig auf Spaziergängen zusammen sah, nannte man sie in Dresden Faust und Mephisto, wobei Roeckel die Rolle des Mephisto zugeteilt war, der den treuherzigen Faust verführt. Jedenfalls war die Bereitschaft von Wagners Geist ebenso gross wie die von Faust. Roeckel sagte, die Gesellschaft sei aufgebaut auf der Armut und dem Hunger, beinah der dritte Teil lebe von Almosen, vom Raube, von öffentlichen Lasten oder im Zuchthause; die Revolution des neunzehnten Jahrhunderts müsse der Umsturz der bestehenden Gesellschaft sein, es komme darauf an, eine neue zu schaffen, in der allen das Glück zuteil werde. Damit stimmte nicht nur Richard Wagners warmes, mitleidiges Herz überein, sondern auch sein Schönheitssinn. «Nicht unsere klimatische Natur,» schrieb er, «hat aus den frohen, lebenslustigen, selbstver-

trauenden Heldengeschlechtern unsere hypochondrische, feige und kriechende Staatsbürgerschaft gemacht, nicht sie hat aus dem gesundheitstrahlenden Germanen unsere skrofulösen, aus Haut und Knochen gewebten Leineweber, aus jenem Siegfried einen Gottlieb, aus Speerschwingern Tütendreher, Hofräte und Herrjesusmänner hervorgebracht — sondern der Ruhm dieses glorreichen Werks gehört unserer pfäffischen Pandektenzivilisation mit all den herrlichen Resultaten, unter denen neben unserer Industrie auch unsere Herz und Gemüt verkümmernde Kunst ihren Ehrenplatz einnimmt.» Der Mensch ist das Ziel aller Kultur, und der gegenwärtige Mensch ist nicht mehr stark, frei, grossgesinnt im Guten oder Bösen, sondern verhärtet und vergröbert in der Jagd nach dem Gelde oder verkümmert im Kampf um das tägliche Brot, immer kleinlich. Das Geld ist die allbeherrschende Macht geworden, auch die Religion, auch die Kunst sind ihr unterworfen, sind nichts weiter als bürokratischer oder industrieller Betrieb. Von der Kunst sagt er: «Ihr wirkliches Wesen ist die Industrie, ihr moralischer Zweck der Gelderwerb, ihr ästhetisches Vorgeben die Unterhaltung der Gelangweilten. Aus dem Herzen unserer modernen Gesellschaft, aus dem Mittelpunkt ihrer kreisförmigen Bewegung, der Geldspekulation im Grossen, saugt unsere Kunst ihren Lebenssaft, erborgt sich eine herzlose Anmut aus den leblosen Ueberresten mittelalterlich-ritterlicher Konvention.» Und von der Religion: «Mit Entsetzen sehen wir in einer heutigen Baumwollenfabrik den Geist des Christentums ganz aufrichtig verkörpert: zugunsten der Reichen ist Gott Industrie geworden, die den armen christlichen Arbeiter nur so lange am Leben erhält, bis himmlische Handelskonstellationen die gnadenvolle Notwendigkeit herbeiführen, ihn in eine bessere Welt zu entlassen.» Er hielt es für möglich, dass die Konsequenzen der modernen Zivilisation selbst ihren Untergang herbeiführen könnten, indem sie in den sozialen Kommunismus mündete; aber das war nicht, was er wünschte. Keine straffe, zentralisierte Ordnung schwebte ihm vor, sondern eine

freie, aus dem Inneren des Volkes heraus sich gestaltende Entwicklung, in der der Mensch seine Kraft, seine natürlichen Anlagen wiederfände. Der Gedanke ergriff ihn, die Befreiung der Welt von der Herrschaft des Goldes, des «bleichen Metalls», und die Auferstehung des heldenhaften Menschen in einem grossen musikalisch-dichterischen Kunstwerk darzustellen, und er wählte dazu den altgermanischen Mythos von dem Fluche des Nibelungenhortes und dem Untergang der Götter, der ihm Gelegenheit gab, sich einer tiefsinnigen Symbolik zu bedienen und Gestalten zu schaffen, die im höchsten Masse sein menschliches Ideal verwirklichten. Dass diese Götter- und Heldenwelt, an der sich die zivilisierte Gesellschaft jahrzehntelang berauscht hat, trotz Stabreim und blonder Perücke mehr aus einem Goldschnittprachtwerk als aus der Edda aufgetaucht zu sein scheint, erinnert daran, wie sehr Richard Wagner selbst in der Industrie- und Finanzwelt, die er bekämpfte, verwurzelt war, wie leicht auch der geniale und ehrliche Mensch, wenn er aus widerwärtigen modernen Zuständen nach Urtümlichkeit zurückstrebt, der Verlogenheit anheimfällt. Denn sicherlich meinte Richard Wagner es damals ehrlich, und seine Freundeswärme, seine brausende Lebendigkeit und grossartige Sorglosigkeit hatten etwas Hinreissendes und machten ihn zu einem Mittelpunkt revolutionärer Tendenzen. Gemäss seiner und Roeckels Meinung, dass sich frei von unten herauf eine neugeartete Welt entwickeln müsse, konnten sie nichts anderes tun, als die Hindernisse des bestehenden Zwangsstaates hinwegräumen, sie unterstützten also die politischen Forderungen der Opposition, wobei sie sich zur äussersten Linken hielten. Sie schrieben in den von Robert Blum herausgegebenen Vaterlandsblättern, hielten Reden im Vaterlandsverein, der, im März gegründet, radikal und republikanisch war, und in den von Roeckel selbst redigierten Volksblättern. Roeckel war mehr als Wagner praktischer Politiker; er trat für allgemeine Volksbewaffnung ein und entwarf in einer Broschüre den Plan zu einer Organisation derselben nach dem Vorbild der schweizerischen. Dies trug

ihm die Entlassung aus dem königlichen Dienst ein. Wegen eines «offenen Briefes an das preussische Militär», den er verfasste, als im Herbst die Gefahr der Reaktion näher rückte, wurde er verhaftet, bei welcher Gelegenheit sich das geschlossene Zusammenhalten der oppositionellen Elemente zeigte; denn ein Gutsbesitzer, der ihm unbekannt war und blieb, zahlte sofort 10,000 Thaler als Kaution für seine Freilassung. Im Anfang des Jahres 1849 wurde Roeckel in die zweite Kammer gewählt.

Zu einem anderen Kreise gehörte der Altphilologe Hermann Koechly; er war, obwohl er mit Arnold Ruge und Schulze-Delitzsch befreundet und von ihnen beeinflusst war und sicherlich durch sie viel über die Arbeiterfrage gehört hatte, ganz und gar auf das Politische eingestellt. Nach einer Ueberlieferung sollte der Ahnherr der Familie ein Landammann in Graubünden gewesen sein; dafür spricht nicht nur der Name, sondern auch die republikanische Gesinnung, die ihm angeboren war. Im Jahre 1839 kam er als Oberlehrer an der Kreuzschule nach Dresden und wurde mit Gottfried Semper bekannt, der schon seit fünf Jahren dort war. Seine revolutionäre freiheitliche Gesinnung betätigte er zunächst innerhalb seines Berufes. Damals wurde der Unterricht in den alten Sprachen so betrieben, als ob das Erlernen derselben Selbstzweck wäre, eine Fertigkeit, in der die Schüler gedrillt wurden wie Soldaten im Parademarsch. Sie mussten lateinisch sprechen und schreiben, waren aber oft unfähig, sich im Deutschen gut auszudrücken. Koechly dagegen legte auch in seinem Fache mehr Wert auf gutes Deutsch- als auf gutes Lateinsprechen; er wollte, dass der Unterricht in den klassischen Sprachen dazu diene, den Geist des Altertums in den Schülern lebendig zu machen, und zwar in der Weise, dass der Lehrer sich an Herz, Gemüt und Phantasie wende. Mit diesen Ideen stiess er auf Gegnerschaft unter den Fachgenossen, aber er erwarb sich auch Anhänger und erreichte tatsächlich wesentliche Aenderungen in seinem Sinne. Eine ungemeine Leistungsfähigkeit und eine gewinnende Persön-

lichkeit kamen ihm zu statten; er war eine imponierende Erscheinung mit durchdringenden feurigen Augen und hatte ein weittragendes Organ; er konnte rollen und donnern und wurde an der Schule der Olympier genannt. Der Ausbruch der Revolution befeuerte ihn; in einer Sitzung der Stadtverordneten stellte er sofort den Antrag, dem König den Wunsch nach Pressfreiheit, Vereins- und Versammlungsrecht, Reform des Wahlgesetzes, Vertretung aller deutschen Völker beim Deutschen Bunde zu unterbreiten.

Praktische Wirksamkeit im Interesse der Arbeiter ging am meisten von dem Fabrikanten Eisenstuck aus. Die Familie Eisenstuck stammte aus Annaberg im Erzgebirge. Bernhards Onkel, Christian Gottlob, Advokat, spielte eine Rolle im politischen Leben, er vertrat den älteren Liberalismus und war von 1831 bis 1847 Vizepräsident der zweiten Kammer. Als Inhaber einer Fabrik wurde Bernhard mit den Verhältnissen der Arbeiter vertraut, überzeugte sich von der Berechtigung ihrer Klagen und Wünsche und setzte sich nachdrücklich für sie ein. Er wurde ins Vorparlament und in die Nationalversammlung gewählt und war dort neben Struve, Jakob Venedey und Schlöffel der einzige, der die Arbeiterinteressen vertrat und mit mehr Erfahrung und bestimmteren Vorschlägen als jene. Struve und Venedey, beide in Baden gewählt, erhoben im Vorparlament ihre Stimme für die Arbeiter, Struve, indem er eine progressive Einkommens- und Vermögenssteuer und ein Arbeitsministerium forderte, das die Arbeit schützen und den Arbeitern einen Anteil am Gewinn sichern sollte. Venedey schlug ein volkstümliches Kreditsystem vor und Unterstützung von Vereinen, die die Arbeitsunfähigen vor Mangel bewahren und für lohnende Beschäftigung der Erwerbslosen sorgen sollten. Diese allgemein gehaltenen Forderungen entsprachen der noch unentwickelten Industrie in Baden; in Sachsen gab es schon Bezirks-Arbeiterversammlungen, wo die Arbeiter sich über ihre Interessen berieten und mit Vertretern der Bourgeoisie in Berührung kamen. «Ich wohne,» sagte Eisenstuck im Anschluss an den Vorschlag Vene-

deys, «in demjenigen Teil von Sachsen, wo die arbeitende Bevölkerung eine der dichtgedrängtesten ist. Ich habe, solange ich lebe, in unmittelbarer Berührung mit diesen Leuten gestanden und kann versichern, dass das, was ich darüber mitzuteilen habe, in Uebereinstimmung mit Bestrebungen steht, die ich selbst seit Jahren schon zur Geltung zu bringen suchte, wenn mir dies auch nie gelungen ist. Bei uns im Erzgebirge haben im Augenblick meiner Abreise ähnliche Versammlungen stattgefunden wie in Leipzig, und von einer Anzahl von Arbeitern wurde ein Programm zur Mitteilung an ihre Brüder in Sachsen und womöglich in ganz Deutschland aufgestellt, worin sie auseinandergesetzt haben, wie sie über ihre Verhältnisse denken, und wie ihnen geholfen werden könne. Ich sehe mich verpflichtet, Ihre Aufmerksamkeit für einige Minuten für eine Frage in Anspruch zu nehmen, die eine Lebensfrage ist; es handelt sich um unsere ärmsten Brüder.» Das Programm der Arbeiter bestand aus fünf Punkten, die Eisenstuck anschaulich und mit Wärme, möglichst dem Gedankengange der Arbeiter folgend, auseinandersetzte, und die kurz zusammengesetzt betrafen: erstens ein Arbeitsministerium, zweitens unentgeltlichen Elementar- und Fachunterricht, drittens Schiedsgerichte für die Angelegenheiten der Arbeiter, viertens Besteuerung des Kapitals zugunsten der Arbeit, fünftens Ersetzung der direkten und indirekten Steuern auf die ersten Lebensbedürfnisse durch direkte Steuern auf das Einkommen und indirekte Steuern auf Produkte ausländischer Arbeit.

Eisenstuck setzte sich mit ausserordentlicher Leidenschaftlichkeit für die Forderungen der Arbeiter ein. Trotz seines sächsischen Dialektes und trotzdem seine Stimme sich, wenn er sehr heftig wurde, überschlug, wurde er nicht gehasst und verabscheut wie Schlöffel, sondern im Gegenteil allgemein geachtet, was vielleicht damit zusammenhängt, dass er ein Kenner in Zoll- und Handelssachen war und seine Stimme also in unanstössigen Fragen Geltung hatte. Durchgesetzt hat er aber von seinen Vorschlägen nichts; alles was die

Arbeiter betraf, wurde Kommissionen zugeschoben und auf diese Weise beseitigt. Eisenstuck blieb, als Demokrat, im Rumpfparlament und wurde dessen Vizepräsident; nach dem Siege der Reaktion ging er zuerst nach Brüssel, dann nach Amerika. Später ist er zurückgekehrt und wurde Direktor einer Aktienspinnerei bei Annaberg.

Die fremden Nationen

Im Sterben phantasierend beschäftigte sich der Freiherr vom Stein mit den Polen, die sich gerade zu der Zeit gegen Russland erhoben hatten. «Ich liege hier, und sie kämpfen in Polen,» klagte er. Auch in dieser Beziehung schlug er das Thema an, das mit anwachsendem Schwung durch das Jahrhundert rollte. Obwohl den Polen die Eigenschaften fehlen, die Stein an den Deutschen liebte, obwohl in ihrem Staatswesen nichts von dem verwirklicht war, worauf er Wert legte, Selbsttätigkeit der Bevölkerung in Stadt und Land, hatte er doch viel Sympathie für sie, so hoch schätzte er ihre Ritterlichkeit, ihre ungestüme Tapferkeit ein, so sehr bewunderte er die stolze Freiheitsliebe, mit der sie sich immer wieder in den aussichtslosen Kampf gegen übermächtige Bezwinger stürzten.

Maria Theresia, unbestritten gross als Herrscherin, bewies ihre menschliche Grösse, indem sie sich der Teilung Polens als eines gewissenlosen Handels widersetzte. An ihren Minister schrieb sie darüber: «Als alle Meine Länder angefochten wurden und gar nit mehr wusste, wo ruhig niederkommen sollte, steiffete ich mich auf mein gutes Recht und den beistand Gottes! Aber in dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreiend wider Uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider Uns ist, muess bekkennen, dass zeitlebens nit so beängstiget mich befunden und mich sehen zu lassen schäme. Bedenk der Fürst, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein ellendes stuck von Pollen oder von der

Moldau und Wallachey unser ehr und reputation in die Schanz schlagen. Ich merkk woll, dass ich allein bin und nit mehr en vigueur, darum lasse ich die sachen, jedoch nit ohne meinen grössten gram, ihren Weg gehen.» Die Teilungsakte unterschrieb sie mit den Worten: «Placet, weil so viele grosse und gelehrte Männer es wollen; wenn ich aber schon längst tot bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung an allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird.» Gewiss ist, dass die Vergewaltigung Polens den Staaten, die daran beteiligt waren, weit mehr Schaden als Gewinn eintrug, nicht zum wenigsten dadurch, dass sich den hohen Beamten, die in das unterworfene Land geschickt wurden, Gelegenheit zu unsittlicher Bereicherung und allerlei unredlicher Wirtschaft bot, und ihr Charakter sich dadurch verschlechterte. Die Wunde am Leibe Europas machte sich allen Gliedern fühlbar. War es je, so ist es doch jetzt nicht mehr möglich, eine Nation ganz zu vertilgen; ihres natürlichen Bodens, der Möglichkeit zu organischer Entfaltung ihrer Kräfte beraubt, müssten die Entwurzelten störend, auflösend unter den übrigen wirken. Nicht nur dass die Polen selbst immer wieder gegen ihre Kerkermeister anstürmten, alle Feinde der Teilungsmächte benützten das Unglück der Polen als Anklage. Weder Frankreich noch England waren so vorwurfsfrei, dass sie sich zu Richtern hätten aufwerfen dürfen; aber ihr eigenes Unrecht hinderte sie nicht, im Namen des Rechts für die Entrechteten einzutreten, und es verringerte den Eindruck nicht, den ihre sittliche Entrüstung auf die Völker machten. Durch die Teilung Polens waren die autokratischen Mächte gebrandmarkt, an einen gemeinsamen Schandpfahl gebunden, während die Westmächte sich mit dem Nimbus der Freiheit, Gerechtigkeit und Grossmut schmückten.

Aber nicht nur das Ausland, das deutsche Volk selbst empfand die Teilung Polens als eine schändliche Tat, an der es keinen Anteil haben wollte. Als die Trümmer des geschlagenen Heeres 1831 durch Deutschland zogen, wurden sie überall mit hilfsbereiter Teil-

nahme empfangen. Lieder von ihren Kämpfen wurden Volkslieder der Deutschen. Grosse deutsche Dichter, Platen, Lenau, verherrlichten sie und klagten ihre Tyrannen an, wie es die Polen selbst nicht schöner, drohender tun konnten. Den Liberalen aller Schattierungen waren sie Opfer des seelen- und gewissenlosen Despotismus, Märtyrer der Freiheit, Brüder; auch den Deutschen war das Vaterland gewaltsam zerschnitten, und als sie es sich neu erbauen wollten, wurden sie in Kerker geworfen und mit dem Tode bedroht. Den Polen Sympathie zu zeigen, war zugleich Protest; man enthüllte ihre Leiden, wie man die Opfer der Revolution mit ihren Wunden vor dem Monarchen ausstellte: Zeugen seines Despotismus, Drohung der Rache. Die Gebildeten und Gelehrten dachten und empfanden ebenso wie das Volk; Dahlmann zum Beispiel, ein in seinen Anschauungen und Aeusserungen gemässigter Mann, schrieb an den konservativen Niebuhr, die Ermordung Ludwigs XVI. erscheine ihm nicht frevelhafter als die Zerreissung des polnischen Volkes durch despotische Machthaber.

Die Zukunftspläne des Freiherrn vom Stein für Polen bezweckten nicht die Wiederherstellung des alten polnischen Reiches, wozu nicht die allermindeste Aussicht gewesen wäre, sondern Selbständigkeit des preussischen Teils im Anschluss an Preussen, mit dem es nun einmal verbunden war, Erhaltung der Sprache, der Sitten und Gewohnheiten, des nationalen Bewusstseins. Unter Friedrich Wilhelm III. wäre die Gewährung einer Verfassung in diesem Sinne von den Polen mit Dank angenommen worden, wenn sie sich auch nicht dauernd damit begnügt hätten; nun aber veränderte sich die Auffassung vom Wesen und von den Rechten der Nationen so, dass nur absolute Unabhängigkeit und Ganzheit in Betracht kam. Der Grundsatz von Freiheit und Gleichheit, den die französische Revolution für die Individuen ausgesprochen hatte, wurde auf die Nationen angewandt, wonach einer jeden das Recht auf unabhängiges Sonderdasein zuerkannt wurde, während man es früher natürlich fand, dass jede soviel Recht und

Freiheit hatte, wie sie sich zu erobern und zu erhalten imstande war. An den modernen Grundsätzen gemessen, erschien der österreichische Kaiserstaat als eine Anhäufung von Widersprüchen und Verbrechen; das grossartige, in langen Kämpfen zusammengewachsene Gebilde wurde ein Aergernis, seit menschliche Willkür als die Ursache alles Geschehens angenommen wurde und sich tatsächlich mit der Lösung aller Probleme befasste.

So sehr verändert sich die menschliche Natur nicht, dass Abhängigkeit von einer fremden Nation nicht von jeher als drückend empfunden worden wäre, dass Versuche, sich freizumachen nicht von jeher stattgefunden hätten. Wenn man vom Nationalismus als Kraft spricht, die im neunzehnten Jahrhundert als eine neue, massgebende aufgetreten wäre, so ist dabei zu verstehen, dass der Drang nach Unabhängigkeit der Völker, der Drang, sich als Nation abzurunden, jetzt als Grundsatz und Theorie auftrat und nicht nur von der Aristokratie, dem herrschenden Stande, sondern auch von den Bürgerlichen vertreten wurde. Wie in allen anderen Beziehungen trat, was bisher ein einzelner Fall gewesen war, mit dem Anspruch auf Allgemeingültigkeit auf und wurde als Theorie schnell durch die Presse verbreitet.

Im allgemeinen war und ist es eine Theorie, die die Völker als Waffe gegen ihre Feinde gebrauchen, aber auf sich selbst nur anwenden, solange es für sie vorteilhaft ist; aber die Gerechtigkeitsliebe der Deutschen, wenigstens der liberalen des neunzehnten Jahrhunderts, nahm es sehr ernst mit dem Problem, sodass sie das eigene Interesse ganz übersahen.

In Frankfurt forderten die Demokraten, die Nationalversammlung solle sich für die Selbständigkeit der von Preussen und Oesterreich abhängigen Völker, namentlich für Polen einsetzen. Der Wortführer dieser Richtung war Arnold Ruge; er verlangte, die Zentralgewalt solle mit England und Frankreich einen Kongress zur Wiederherstellung Polens berufen. Nachdem der König von Preussen eine «nationale Reorganisation des Grossherzogtums Posen» zweimal versprochen hatte, war das Recht auf Seiten der Polen; aber die ungeheure

Schwierigkeit, die der Plan mit sich brachte, zeigte sich sofort, indem in gewissen Gebieten, die früher zu Polen gehört hatten, Hunderttausende von Deutschen lebten, die sich entrüstet dagegen wehrten, Polen zugeteilt zu werden. In Lissa bildete sich ein Verein zur Wahrung der deutschen Interessen in der Provinz Posen, der nachdrücklich den Willen der Deutschen, deutsch und preussisch zu bleiben, vertrat. Die geographische Lage Deutschlands, das Vordringen nach allen Seiten der Germanen im Mittelalter brachte es mit sich, dass Deutschlands Grenzen gegen die anderen Nationen nicht bestimmt zu ziehen waren. Wollte man Polen in seinen alten Grenzen wiederherstellen, so musste man Deutsche preisgeben, und ebenso war es an der italienischen Grenze. Sollte in späterer Zeit das Königreich Italien alles Land umfassen, wo italienisch gesprochen wurde, so musste es auch Teile von Tirol, Trient, Triest und Friaul an sich ziehen, Gebiete, die seit Jahrhunderten zu Deutschland gehörten, und deren Bevölkerung zum grossen Teil deutsch war und deutsche Interessen hatte. Die Worte der Maria Theresia von dem Fluche, der auf der Teilung Polens liege, bewahrheiteten sich; derselbe Geist der Willkür, der sie vollzogen hatte, arbeitete daran, sie wieder gut zu machen, ohne etwas Befriedigendes erreichen zu können.

Italien gehörte ebenso die Sympathie der deutschen Freiheitsfreunde wie Polen. Jahn hatte sich Napoleon I. so verdeutscht, dass er glaubte und hoffte, es sei sein Ziel, Italien zu befreien und König Italiens zu werden. Als Arndt in seiner Jugend Italien bereiste, fasste er lebhafte Zuneigung für Land und Volk. Das herrliche Land, meinte er, könne mit seinen Inseln ein schönes und glückliches Königreich bilden, stark genug, Deutschland oder Frankreich zu widerstehen, falls einer von diesen es erobern wollte. Mit einer freien und selbständigen Verfassung werde ein neuer Geist und Adel in das italienische Volk fahren, und es werde wieder eine grosse und glänzende Geschichte haben. Ihn bewegte die Aehnlichkeit im Schicksal Deutschlands und Italiens: die gleiche Vielherrschaft und daraus sich ergebend die

gleiche Schwäche. Mehrere deutsche Burschenschafter betätigen dieselbe Gesinnung, indem sie sich an dem unglücklichen Savoyerzuge beteiligten. Als 1848 die Lombardei sich von Oesterreich losriss, begrüssten das viele deutsche Demokraten als ein glückliches Ereignis. Arnold Ruge sprach im Parlament den Wunsch aus, «dass die Tyrannen der Italiener, die Tillys der neueren Zeit, die Radetzkys, geschlagen werden.» Diese Selbstverleugnung missbilligten nicht nur die Monarchisten, sondern auch manche von der demokratischen Partei. Sie möchten, sagte Friedrich Theodor Vischer, dass Deutschland, ehe es einen eigenen Rock hätte, das Hemd vom Leibe verschenkte. In dieser Beziehung fand er die Grundsätze der Rechten vernünftiger. «Ich halte die Teilung Polens für ein Unrecht,» sagte er, «und ich halte es für einen Abgrund von Lächerlichkeit, dies Geständnis vor den Nationen Europas, die selbst die Taschen voll gestohlenen Gutes haben, abzulegen.» Er war in Sorge, die Nationalversammlung würde am Ende nicht nur Venedig, sondern auch Welschtirol herschenken; die Lombardei, glaubte er, könne eher entbehrt werden. Dieselbe Ansicht vertrat Radowitz, der überhaupt Gegner des Nationalismus als Prinzip war; Venedig, fand er, müsse durchaus festgehalten werden, Welschtirol abzutreten, das sei, wie wenn jemand die Tür seines Hauses abtreten wolle.

Die Deutschen Oesterreichs konnten fast nicht anders, als die Auflösung Oesterreichs wünschen, denn in Oesterreich drohte ihnen die Gefahr, von den Slaven verschlungen zu werden, und der Anschluss an Deutschland, den sie ersehnten, war nicht möglich, solange Oesterreich als Gesamtmonarchie bestand. Man kann es auch verstehen, dass die deutsche Demokratie, die Freiheit wollte, den Vorkämpfern für deutsche Macht zuweilen feindlich entgegentrat, weil Freiheit und Macht fast immer einen Gegensatz bilden; aber ihre Neigung, ihre Anklagen mit denen des Auslandes zu vereinigen, dem Auslande das Recht zur Anklage einzuräumen, das diese nur erhob, um demselben Machttriebe genügen zu können, den es Deutschland vorwarf, das entfremdete

ihr viele Herzen, denen es unerträglich war, ihr Vaterland im Büsserkleide zu sehen, weil es im Wettkampf mit anderen Nationen oft Sieger gewesen war.

Die Begründer des Sozialismus, Marx und Engels, standen auf einem ganz anderen Standpunkte. Für sie hatte die ganze bestehende Ordnung keine Daseinsberechtigung, für sie galt nur, was dem Masstabe der Industrialisierung und Zentralisierung entsprach. Achtung vor den Nationen als solchen, seien es die eigenen oder die fremden, hatten sie nicht. Die Vorliebe für die Polen, diese Bärenhäuter, fanden sie lächerlich, und wie sehr sie im allgemeinen die Ziele und das Wesen der absoluten Regierungen missbilligten, ihre Methode war ihnen durchaus nicht unsympathisch. Der ritterliche Charakter der Polen, der ihnen so viele Freunde und Bewunderer erwarb, war in Engels' Augen kein Grund, mit einer so unbrauchbaren Nation nicht aufzuräumen. Auf seinen Vorschlag, wie Polen zu behandeln wäre, wären die jesuitisch-despotischen Monarchen des achtzehnten Jahrhunderts gewiss gern eingegangen: «Den Polen im Westen abnehmen, was man kann, ihre Festungen unter dem Vorwand des Schutzes mit Deutschen okkupieren, besonders Posen, sie wirtschaften lassen, sie ins Feuer schicken, ihr Land ausfressen, sie mit der Aussicht auf Riga und Odessa abspeisen, und im Falle die Russen in Bewegung zu bringen sind, sich mit diesen alliieren und die Polen zwingen, nachzugeben. Jeder Zoll, den wir an der Grenze von Memel bis Krakau den Polen nachgeben, ruiniert diese ohnehin schon militärisch schwacne Grenze vollständig und legt die Ostseeküste bis nach Stettin bloss.»

Wie anders die Demokraten, die ein Bündnis mit Russland als der am meisten autokratischen Macht für frevelhaft hielten!

Wenn Engels Polen gegenüber das Interesse Deutschlands wahrnahm, so sprach sicherlich dabei ein nationales Gefühl mit; aber er würde das niemals zugegeben haben. Deutschland hatte Polen gegenüber Recht, weil es mehr Industrie, mehr Möglichkeit der Zentralisierung, mehr Mittel modernen Lebens hatte. Die übrigen

slavischen Nationen fand er zu unbedeutend, als dass sie sich der vorzunehmenden Industrialisierung in den Weg stellen dürften. «Eine Nation, die 20,000 bis 30,000 Mann höchstens stellt, hat nicht mitzusprechen».

Zwischen den Sozialisten, den Demokraten, den machtsüchtigen Preussen, den Junkern, die alle, auch die Schleswig-Holsteiner, verurteilten, wenn sie sich gegen einen legitimen Fürsten auflehnten, standen vereinsamt und ratlos die Alten, die Unmodernen; die sich der Kraft und Rührigkeit ihres Vaterlandes freuten, etwa auch Sympathie mit andern Völkern hatten, die um ihre Freiheit kämpften, ihnen etwa gar beistanden soweit sie vermochten, die aber ihre Gesinnungen und Handlungen nicht aus einer Theorie ableiteten, sondern aus den Bedingungen des einzelnen Falles. Schon der Einzelne kann in seinen privaten Beziehungen das, was er sich selbst erraffen darf und was er anderen schuldet, nicht genau auseinanderrechnen, sondern er bringt das Gefühl, das ihn treibt, mit den göttlichen und irdischen Geboten bald so, bald so in Einklang, mutig seinen Erdenweg sich bahnend, dem volle Klarheit nicht beschieden ist; noch viel weniger könne Völker auf blosse Moralsysteme angewiesen werden. Arndt erinnerte einst in seinem «Geist der Zeit» daran, dass Gustav Adolf, als er nach seiner Landung Stettin überrumpelte, Unrecht tat, dass es aber eine Dummheit und ein Verbrechen gewesen wäre, es nicht zu tun. «Preussen musste nach dem Basler Frieden Holland besetzen und als Sicherheit festhalten. Die Welt hätte Räuber und Bandit geschrieen, aber Preussen wäre vielleicht noch da, Teutschland und Europa wären noch frei.» Wer, wie Arndt es tat, glaubte, dass «Gott oder die tiefste Notwendigkeit der Dinge» im begeisterten Drange der Völker wirkt und die grossen Veränderungen der Weltgeschichte herbeiführt, konnte so sprechen und konnte sich getrost dem allgemeinen Zuge überlassen bis zu dem Punkte, wo sein eigenes sittliches Gefühl dem Geiste der Zeit widersprach; denn ebensowenig wie die Moral eine unbedingte Richtschnur sein darf, kann ungestraft, wie es bei der Teilung Polens geschah, das sittliche

Gebot verleugnet werden, das in die Herzen aller Menschen eingegraben ist. Seit man alles er bewussten menschlichen Willkür zuschrieb, handelte man entweder nach moralischen oder nach nützlichen Gesichtspunkten und wurde dabei unbillig gegen andere und gegen sich selbst.

Die Berliner Nationalversammlung

Dass gleichzeitig mit der Frankfurter eine Nationalversammlung für Preussen in Berlin tagte, konnte darauf aufmerksam machen, wie schwierig das von Gagern erwünschte Aufgehen Preussens in Deutschland sein würde. Die Berliner Versammlung hatte weniger verwickelte und weniger umfassende Aufgaben als die Frankfurter zu lösen und erweckte deshalb geringeres Interesse in Deutschland und im Auslande; aber sie war solider begründet und die Gefahr, die ihr drohte, war greifbarer, und aus diesem Grunde ist ihre Geschichte geschlossener und übersichtlicher. In Berlin, der Residenz und der Barrikadenstadt, konnte sie sich auf die siegesbewussten Volksmassen stützen, musste sie aber auch auf Eingriffe des sich wieder auf sein Gottesgnadentum besinnenden Königs gefasst sein. Es gab weniger Schattierungen in Berlin als in Frankfurt, die Parteien standen sich schroffer gegenüber. In Frankfurt glänzten die bekannteren Persönlichkeiten; aber auch in Berlin gab es Namen guten Klanges und solche, die sich dort einen solchen erwarben. Präsident war Herr von Schön, der 1840 mit der Schrift: Woher und Wohin? an die Spitze der Opposition sich gestellt hatte. Er war nun 75 Jahre alt, und als einer, der noch unter dem Freiherrn vom Stein gearbeitet hatte, stellte er den Zusammenhang der Bewegung mit derjenigen vor Augen, die vor vierzig Jahren die ersten erschütternden Würfe gegen den Absolutismus getan und den ersten Grund zu einem neuen Staatsgebäude gelegt hatte. Wie in Frankfurt fanden sich auf der linken Seite des Hauses mehr als auf der rechten Männer, die durch energisches, folgerichtiges

Wollen, durch die Bereitschaft sich persönlich einzusetzen, auch durch Talent und Temperament ausgezeichnet waren. Westfalen, im neunzehnten Jahrhundert reich wie kaum ein anderes deutsches Land an hervorragenden Erscheinungen, lieferte guten Beitrag zur Demokratie wie zu den Royalisten; Waldeck und Temme auf der einen, Harkort auf der anderen Seite.

Franz Leo Benedikt Waldeck, bald anerkannter Führer der Linken, damals Geheimer Obertribunalrat in Berlin und Vizepräsident der Nationalversammlung, war ein Typus Harkort ähnlich: gross, schlank, blond und blauäugig, mit markanten Zügen, und wie dieser konnte er sich auch einen Volksmann nennen und war wie er ein Feind des Junkertums; aber nach Herkunft, Beruf und Erfahrung lagen ihm die industriellen Interessen und alles, was damit zusammenhängt, fern. Er war 1802 in Münster geboren. Sein Grossvater, aus Fritzlar stammend, war Sänger und Organist am Dom zu Münster und seine musikalischen Kompositionen fanden Anerkennung. Auch im Sohne, Benedikts Vater, war ein künstlerisch-religiöses Element; ursprünglich Professor des Natur- und Kriminalrechts an der Universität Münster, verlor er durch äussere Umstände diese Stellung und verdiente mehrere Jahre lang mühsam sein Brot als freier Schriftsteller, bis er Direktor einer neugegründeten Gewerbeschule wurde. Er erzog seinen einzigen Sohn als überzeugter Katholik, aber frei von jeder konfessionellen Beschränktheit, hauptsächlich zu der Einstellung, dass man auf Erden handelnd immer den Blick auf das jenseitige, wahre Leben gerichtet halte. Wie alle Münsterländer betrachtete auch die Familie Waldeck den erzwungenen Anschluss ihrer Heimat an Preussen als ein Unglück und Unrecht. Man hasste, verachtete und fürchtete den preussischen Despotismus, Militarismus und Bürokratismus, die Gerüchte von den grässlichen Exekutionen unglücklicher Deserteure, die aus benachbartem preussischen Gebiet herüberdrangen, vernahm man mit Abscheu. Noch lange hoffte Benedikt auf irgend ein Ereignis, das den unrechtmässigen Zustand aufheben werde, schliesslich fand er

sich damit ab und studierte sogar die Rechte, obwohl er dadurch in den preussischen Staatsdienst geraten würde. Neigung für Preussen fasste er nicht; das Naturgewaltige zog ihn an, wie er denn, obwohl erbitterter Feind der Franzosenherrschaft, Napoleon schwärmerisch bewunderte. Eine Zeitlang interessierte ihn Hallers Restauration der Staatswissenschaften; aber der Druck, den die Feudallasten auf das Landvolk ausübten und die Vorteile der durch die Franzosen eingeführten Befreiungen waren ihm so einleuchtend, dass er sich bald mehr dem Studium der französischen Revolution zuwandte. Als Richter widmete er sich hauptsächlich den Interessen der Landbevölkerung so energisch, dass ihm der Beinamen Bauernkönig gegeben wurde. Die Zerstückelung der Bauerngüter, die Stein mit so leidenschaftlicher Besorgnis erfüllt hatte, hielt er, weniger weitblickend, nicht für gefährlich; er kämpfte vielmehr für das freie Verfügungsrecht des Bauern über sein Land von dem Standpunkt aus, dass der Bauer dasselbe Recht wie andere Stände haben müsse.

Waldecks Persönlichkeit war eindrucksvoll, aber sein Auftreten bescheiden, er drängte sich nie vor und ging nicht leicht aus sich heraus. Wenn er als Redner auftrat, war er für gewöhnlich fast schüchtern und nicht geeignet, auf viele stark zu wirken, und auch gelesen wiegen seine Reden nicht schwer, mögen sie auch gut durchdacht und begründet sein; aber wenn er sich am Gegenstande und an den Umständen entzündete, ging plötzlich eine Verwandlung mit ihm vor: seine Augen blitzten, seine Schritte stürmten, er war dann wie Dietrich von Bern, wenn während des Kampfes sein Atem zur Flamme wurde und niemand mehr den Sieg ihm rauben konnte. Darin war etwas Magisches, das auch ohne zu überzeugen hinriss.

Die Verse, in denen er zeitlebens liebte, seine Gedanken zu äussern, waren banal, aber die Poesie strömte unmittelbar aus seiner Seele ins Leben. Seine Welt, die er verwirklichen wollte, umhüllte ihn wie ein Gewölk, das ihn trug und ihn zugleich von den anderen Menschen schied, ohne dass er es wusste und wollte. In einer

seltsamen Abgeschlossenheit, den Blick auf das Ziel gerichtet, ging er vorwärts, ohne zu fragen, wer und wieviele ihm folgten. Man gruppierte sich um ihn, aber er richtete sich nur nach dem Weiser, der in ihm selbst war, Parteigeboten, wenn er sie nicht guthiess, hätte er sich nie gefügt. Sein Ziel war der Volksstaat, freie, organische Entwicklung des Volkes, seiner Eigenart und seinen Kräften entsprechend. Die Verfassung war ihm nicht so wichtig wie das Leben in der Gemeinde, dass dies sich ohne Eingriff und Befehl von oben entfalten könne, und es lag ihm an der Schaffung einer guten Gemeindeordnung mehr als an der Herstellung der Verfassung. Aus der Zelle der Gemeinde heraus sollte sich der Staat entwickeln. Er glaubte an die Tüchtigkeit und den gesunden Verstand des Volkes, wie Stein das getan hatte, und verstand unter Volk wie dieser hauptsächlich die Bauern, schloss aber auch die Arbeiter nicht aus, die damals namentlich in Westfalen noch etwas Land besassen und bearbeiteten. Der Gedanke einer Spaltung der Bevölkerung in Bourgeoisie und Arbeiter oder Bourgeoisie und Volk hatte für ihn etwas Unerträgliches. Er wollte das nicht aufkommen lassen und widersetzte sich allem, was eine solche Spaltung hätte befördern können oder wodurch sie anerkannt wäre. In einer grossen Wahlrede zum Landtage des Jahres 1849 sagte er: «Sie werden es einsehen, dass es keine Scheidung der Stände mehr geben kann; wie in dieser allgemeinen Freiheit, wie in der Arbeit der Adel jetzt liegt, das wird jeder empfinden, der irgend die Verhältnisse dieses Sommers mit dem Herzen aufgefasst hat,» und er erinnerte an den herrlichen Geist in den Arbeitern, namentlich an die «preiswürdigen Leistungen» der Maschinenbauer und des Handwerkervereins. Als am 16. Oktober in der Ross-Strasse ein Kampf zwischen der Bürgerwehr und den Kanalarbeitern ausbrach, eilte er selbst hin und führte eine Einigung herbei. Tatsächlich bestand infolge des Standeshochmutes der Besitzenden und ihrer von denen der Arbeiter verschiedenen Interessen von Anfang an ein Gegensatz zwischen den Bürgern und den Arbeitern; aber er wollte das nur als etwas Zufälliges oder Persön-

liches gelten lassen, was sich überwinden liesse, und wirklich hatte er auf die Arbeiter soviel Einfluss, dass er sie, wenn auch nicht dauernd, versöhnen konnte. Dass sie die Ehrlichkeit und Wärme seines Gefühls empfanden, geht aus der Inschrift der silbernen Bürgerkrone hervor, die die Maschinenbauer ihm überreichten: Niemals, niemals werden wir dich vergessen!

Auch Temme war katholik, aber, mit einer Protestantin verheiratet, weniger innig mit der Kirche verknüpft; auch er stand nicht nur durch die Konfession den Hohenzollern und Preussen ohne Pietät gegenüber. Aufgewachsen war er ganz in den altertümlichen Verhältnissen des Reichs. Seine väterlichen Vorfahren waren seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts Gaugrafen im Münsterlande, das heisst, sie hatten die Gerichtsbarkeit im Gau und etwa die Stellung eines Landrates in der neuen Zeit. Sein Vater verlor durch ein persönliches Geschick diese Stellung, wurde Advokat in Münster und bald darauf Justitiarius am Herrenkloster Klarholz in der Grafschaft Rheda. Im Dorfe Lette, dessen Bewohner untertänige Leute des Klosters waren, wurde ihm im Jahre 1798 ein Sohn geboren. Als Pate gab ihm der Propst die Namen dreier Schutzheiligen: Jodokus, Donatus und Hubertus, die ihn gegen Wassergefahr, Hieb und Stich und gegen den Schuss schützen sollten. Nachdem das Kloster durch den Reichsdeputationshauptbeschluss an die Grafen von Bentheim-Tecklenburg gefallen war, wurde der Justitiarius Stadtrichter von Wiedenbruck. Diese Stadt, die damals zum Bistum Osnabrück gehörte, war von Gebieten umgeben, die sehr ungern preussisch geworden waren, und der kleine Jodokus hörte von dem immer aufgesperrten, allesverschlingenden Rachen Preussens mit unbestimmtem Grauen reden. Man warnte die jungen Leute, nicht etwa zufällig die Grenze zu überschreiten, damit sie nicht von preussischen Werbern abgefangen würden. Der Stadtrichter von Wiedenbruck fühlte sich, wie es nicht anders sein konnte, als Angehöriger des Reiches und Preussen gegenüber so gut wie Republikaner. Der Absolutismus stellte sich der

westfälischen Unabhängigkeit dar als eine Einrichtung, wo alles vom Könige abhänge und niemand seines Lebens und seiner Habe sicher sei, und der Eindruck, den der Aufenthalt in Westfalen auf den Freiherrn vom Stein machte, beweist, dass tatsächlich ein auffallender Unterschied von Freiheit und Zwang vorhanden war. Im Jahre 1816 trat das lange gefürchtete Ereignis ein, dass Wiedenbruck preussisch wurde. Bei den Eindrücken seiner Jugend und dem Geist seiner Familie war es natürlich, dass Temme ein Reichsgefühl behielt, das sich als Republikanismus und Vorliebe für das Föderativsystem ausdrückte. Während die meisten Republikaner, vom Vorbilde Frankreichs ausgehend, den zentralisierten Einheitsstaat anstrebten, hielt er die freie Verbindung freier Stämme für die Grundlage und Bedingung wahrer Freiheit und Grösse. In der Schweiz sah er mit Befriedigung die deutsche Eigentümlichkeit bewahrt; allerdings suchte auch die dortige Demokratie neuerdings einen strafferen Zusammenhang herbeizuführen.

Temme war ein höchst ehrenwerter und pflichtbewusster Mann, unbeugsam in seinen Ueberzeugungen, treu, human und liebenswürdig; seine Vorgesetzten, seine Kollegen, seine Untergebenen, Hohe und Niedere, die mit ihm in Berührung kamen, achteten und liebten ihn, man nannte ihn gern die starke deutsche Eiche. Seine Freude an menschlichen Charakteren war so gross und so unbestechlich durch Vorurteile irgendwelcher Art, dass man sie als Eigenschaft eines Dichters bezeichnen könnte, und er hat sich auch später, als Flüchtling und Emigrant, durch Romanschreiben ernährt. Mit soviel Wärme, Verständnis und Nachsicht beurteilte er seine politischen Gegner und selbst seine persönlichen Feinde, wie sie gewöhnlich nur der hat, für den als Zuschauer das Leben ein grossartiges, vielverschlungenes Drama ist, selten der, welcher kämpfend mitten darin steht. Die Offenheit, mit der er seine freisinnigen Grundsätze vertrat, die Strenge, mit der er jede Verschleierung der Gegensätze verschmähte, machten ihn, nachdem er 1839 als zweiter Direktor an das neue Kriminalgericht in

Berlin versetzt war, dem Könige verhasst, namentlich als von ihm in der «Leipziger Allgemeinen Zeitung» ein Artikel über das Ehegesetz erschienen war, das Friedrich Wilhelm so besonders am Herzen lag. Dazu kam, dass das Kammergericht die vom Minister auf Verlangen des Königs beantragte Beschlagnahme einer Karikatur zurückwies, die einige seiner frommen Günstlinge darstellte: Herrn von Thile ohne Kopf, Eichhorn als Eichhörnchen, Schelling als Schellfisch. Der König liess sich nicht ausreden, dass Temme die Abstimmung beeinflusst habe. Er wurde als Direktor des Stadt- und Landgerichtes nach Tilsit versetzt, und auch sonst ergriff der König jede Gelegenheit, ihm seine Ungnade fühlbar zu machen. Der Ausbruch der Revolution trug ihn wie andere als liberal bekannte Männer in die Höhe: er wurde zum Staatsanwalt am Kriminalgericht in Berlin ernannt. Als er in die Nationalversammlung gewählt wurde, erregte ihn die Schwierigkeit, zugleich königlicher Beamter und demokratischer Abgeordneter zu sein, Bedenken, die er dem Justizminister Bornemann und dem Ministerpräsidenten Camphausen vortrug; beide gaben ihm die Versicherung, dass die Regierung seine Amtstätigkeit nicht beeinflussen werde, und dass diese überhaupt mit seinen politischen Ueberzeugungen nichts zu tun habe. Temme hielt sich wie Waldeck zur äussersten Linken.

Zu dieser Gruppe gehörte auch der Rheinländer Karl d'Ester, von seinen Freunden der Bravste der Braven genannt, ein fleckenloser Charakter, unerbittlich gegen sich und andere in allem was seine Ideale betraf, als Politiker und in seinem Beruf als Arzt nie an sich denkend. Wie das bei Aerzten oft der Fall ist, war er mehr handelnder als grübelnder Mensch, die Probleme lagen ihm einfach, und die Verwickelungen, die aus der Doppelseitigkeit aller Dingen entspringen, erkannte er nicht an. Was er einmal als schlecht verurteilt hatte, musste fallen, was er für gut und notwendig hielt, musste verwirklicht werden. Er gehörte zu den wenigen Gebildeten, die sich unmittelbar an den revolutionären Erhebungen der Strasse beteiligten, das hatte er in Köln

bei den Hungertumulten des Jahres 1847 getan, und dazu war er auch künftig bereit. Neben diesen waren die bedeutendsten Mitglieder der Linken Lothar Bucher und Schulze, nach seinem Geburtsort gewöhnlich Schulze-Delitzsch genannt, beide waren Juristen, bei e hatten als Patrimonialrichter ländliche und kleinbürgerliche Verhältnisse genau kennen gelernt, beide stammten aus sehr gebildeten Familien. Schulzes Vorfahren waren Bürgermeister und Richter in Delitzsch gewesen; sich verantwortlich für das Wohl eines übersehbaren Gemeinwesens zu fühlen war ihm überliefert. In dem gastlichen Hause seines Vaters war Musik und Poesie gepflegt worden, er hatte selbst dichterische Neigungen.

Die Abgeordneten der Linken waren im Grunde Republikaner, wenn sie auch zunächst die konstitutionelle Monarchie verfochten, das Volk war nach ihnen der eigentliche Quell der Regierungsmacht. Die Nationalversammlung war berufen, die neue konstitutionelle Verfassung mit der Krone zu vereinbaren, ein von Camphausen redigierter Verfassungsentwurf wurde ihnen vorgelegt. Die Linke wies der Versammlung eine durchgreifendere, umfassendere Aufgabe zu, nämlich die Grundsätze, die in der Verfassung zum Ausdruck kommen sollten, ins Leben einzuführen. Der König hatte zugegeben, dass Preussen künftig ein konstitutioneller Staat sei, dass das Volk, vertreten durch seine Erwählten, Anteil an der Gesetzgebung haben solle, dass die Minister der Nationalvertretung verantwortlich sein sollten, er hatte die einzelnen Forderungen der Revolution bewilligt. Tatsächlich aber hatte sich im öffentlichen Leben nichts geändert: dieselben Beamten mit unveränderten Anschauungen waren an allen Stellen geblieben, und auch der Kopf des Königs war, wie man wohl wusste, derselbe wie früher. In einer seiner grossen Reden, die durch Klarheit und Knappheit des Ausdrucks erfreuen, stellte Lothar Bucher als Aufgabe der Nationalversammlung hin, die Revolution, die durch die Steinsche Gesetzgebung im Anfang des Jahrhunderts begonnen, aber durch die bald darauf einsetzende Reaktion aufgehalten und unwirksam gemacht sei, zu

vollenden. «Die Mächte, die Prinzipien, die Institutionen» sagte er, «gegen welche die Revolution gerichtet war, sind zwar verurteilt, zur Vernichtung bezeichnet, aber der Spruch ist ja noch nicht ausgeführt; noch gelten fast alle Gesetze des Absolutismus, noch sind alle seine Behörden in Tätigkeit, und jeder Tag bringt neue Konflikte hervor zwischen den Gesetzen und Werkzeugen des Absolutismus und dem Volk, welches zur Selbstbestimmung und Selbstregierung erwacht ist.» Man müsse sich in der Kammer, meinte er, auf lange Zeit erst einmal einer zerstörenden Tätigkeit hingeben, nämlich die als Verbesserung eingeführten Verunstaltungen der freisinnigen Gesetzgebung von 1807—1812 abschaffen, den alten klassischen Boden, wie er sich ausdrückte, wieder zum Vorschein bringen. Diesen Zweck müsse man im Auge halten und die dazu notwendigen Mittel ergreifen, nicht durch ängstliches Anklammern an den Rechtsboden sich darin beirren lassen. Er bedaure deshalb, dass so viele Juristen in der Versammlung wären, die die Neigung hätten, sich von der formalen Seite des Rechtes beherrschen zu lassen. Sie, die Abgeordneten, wären nicht Richter, die aus unantastbaren Gesetzen ein Urteil abzuleiten hätten, sondern Staatsmänner, deren Pflicht es sei, eine nicht fertig gewordene Revolution auf dem Wege der Gesetzgebung ins Leben zu führen. Indem man von diesem Standpunkt ausging, wurde der von der Regierung vorgelegte Verfassungsentwurf, da er ungenügend erschien, einfach beiseitegelegt und beantragt, dass ein Ausschuss gewählt werde, um eine Verfassung auszuarbeiten. Man erwartete, dass die Krone diese als den Ausdruck des Volkswillens annehmen werde.

Die Linke trat damit in entschiedenen Gegensatz zum Könige, der ebenso hinter dem zurückblieb wie sie über das hinausging, was offiziell der Versammlung zugestanden war. Beide waren sich bewusst, dass sie nicht, wie die öffentliche Losung sagte, zusammenwirkten, sondern dass sie kriegführende Mächte waren. Die Demokraten sahen es darauf ab, in der Versammlung das Uebergewicht zu bekommen und dem Könige

nur die Macht zu lassen, die Beschlüsse der Versammlung auszuführen; der König wollte, wenn er auch dem Druck des Augenblicks nachgegeben hatte, seine Macht womöglich uneingeschränkt in der Hand behalten. Es war bekannt, dass er gern das Wort im Munde führte: gegen Demokraten helfen nur Soldaten. Um ihren Zweck zu erreichen, kam es den Gegnern des Absolutismus hauptsächlich darauf an, seine Stützen zu zerbrechen: den Militarismus und den Adel, der in diesen Organisationen vertreten war. Als Gegengewicht gegen die Bürokratie sollte die Selbstverwaltung in der Gemeinde geschaffen werden, zur Schwächung des Junkertums sollte der Adel abgeschafft und sollten die noch bestehenden Feudalrechte, die das Landvolk belasteten, aufgehoben werden, zum Teil unentgeltlich. Durch eine grosse Rede erreichte Waldeck die Beseitigung des Jagdrechtes, das mit gewissen Gütern verbunden war und den Inhaber befugte, auf fremdem Grund und Boden zu jagen, ein Recht, das für die Landleute so grausame Folgen hatte, das vom Adel so unnachsichtig gehandhabt wurde und auf dessen Bewahrung er so schamlos bestand. Bei dieser Gelegenheit hielt auch Lothar Bucher eine seiner bedeutendsten Reden, in welcher er sich wieder gegen die kleinliche Auffassung der Juristen wandte, die die unentgeltliche Aufhebung der Feudallasten nicht befürworten zu dürfen glaubten. Es besteht vielfach die merkwürdige Ansicht, dass die schwächeren Teile des Volkes, die unter einem teils durch ungerechte Gesetze, teils durch offene Gewalt herbeigeführten Druck gestanden haben, wenn sie von demselben befreit werden wollen, ihre Dränger dafür entschädigen müssen, dass sie sie so lange ausnützen durften, unter dem Vorwande, dass der Staat die Pflicht habe, erworbene Rechte zu schützen. Bucher führte aus, dass die meisten der in Frage kommenden Belastungen den Bauern mit Gewalt oder List aufgedrängt worden seien, und dass es nicht nur auf das bestehende Recht, sondern auch auf die Gerechtigkeit ankomme. Der Staat habe die Pflicht, ein Unrecht, das er geschehen lassen oder selbst zugefügt habe, wiedergutzumachen. Niemals

hätten die Fürsten sich gescheut, wenn sie es ihren Zwecken entsprechend gefunden hätten, in Privatrechte einzugreifen: was die Fürsten getan hätten, dürften auch die Vertreter der Nation tun. Wenn erst die Verfassung angenommen sei, welche durch gewisse Paragraphen das Eigentum heilige, so würde auch das absurdeste Recht unantastbarer als je sein, und künftige Kammern würden die entschädigungslose Aufhebung nicht durchsetzen. Die jetzige Versammlung könne es, weil sie auf dem Boden der Revolution stehe. «Ein hundertjähriges Unrecht,» so schloss er, «wenn auch die Erinnerungen einer ganzen Welt daran hingen, wenn auch die Macht der ganzen Welt dahinter stände, ist nicht eine Stunde Recht vor der höheren Gerechtigkeit.»

Die grössten Schwierigkeiten standen dem Angriff auf das Heer entgegen. Den Anlass gab ein Zusammenstoss zwischen Garnison und Bevölkerung in Schweidnitz, wobei zwanzig Personen aus dem Volke getötet wurden. Daraufhin forderte Waldeck am 9. August eine Reorganisation des Offiziersstandes, und der Abgeordnete Dr. Stein, ein Gymnasiallehrer aus Breslau, stellte den Antrag, der Kriegsminister möge bewogen werden, in einem Erlass an das Heer die Erwartung auszusprechen, dass die Offiziere reaktionären Bestrebungen fernblieben, nicht nur Konflikte mit den Bürgern vermieden, sondern durch Annäherung an sie zeigten, dass sie an der Verwirklichung des konstitutionellen Rechtszustandes mitarbeiten wollten. Zu diesem Antrage wurde noch der Zusatz vorgeschlagen, dass es denjenigen Offizieren, mit deren Ueberzeugung das nicht vereinbar sei, zur Ehrenpflicht gemacht werde, aus dem Heer auszutreten; beides ging durch. Da der Kriegsminister den Antrag ignorierte, mahnte am 4. September Waldeck an die Notwendigkeit, den geforderten Erlass bekanntzugeben. Ihm, der Spaltungen im Volke durchaus nicht zulassen wollte, war die Schaffung eines Volksheeres, wie es Scharnhorst sich gedacht hatte, Herzenssache. Die Offiziere eines solchen durften nicht durch ein strenges Standesgefühl vom Volke geschieden sein und sich demselben übergeordnet fühlen; gerade das überhebliche Standesgefühl aber war

von den letzten Regierungen gezüchtet worden und galt als Grundbedingung der Tauglichkeit der Armee. «Was verlangen wir denn?» rief er in einer besonders leidenschaftlichen Rede aus. «Wir verlangen nur, dass entmutigt werde der teuflische Geist, der ein Abscheu ist allen Offizieren edlerer Natur, wovon ich Beweise in Händen habe.» Der alte Hass seiner Kindheit gegen das preussische Militärwesen flammte in ihm auf.

Der Sinn des Steinschen Antrages stimmte mit einem Heeresbefehl überein, den Friedrich Wilhelm III. zu Beginn seiner Regierung erlassen hatte, in dem er es den Offizieren verwies, «Vorzüge ihres Standes vor dem Zivilstande behaupten zu wollen» und die Bürger zu brüskieren; sie wären es ja, nicht der König, die die Armee unterhielten. Längst aber war diese Auffassung verworfen und vergessen, Friedrich Wilhelm IV. hielt sich nur an diejenigen Verfügungen seines Vaters gebunden, die aus der Reaktionszeit stammten. Obwohl er persönlich gar nichts Soldatisches hatte, setzte er sein Heer sich selbst gleich; war es doch sein Arm, seine Waffe, der Vollstrecker seines Wollens. Das Ministerium Auerwald-Hansemann trat zurück und ein anderes, vormärzlich-bürokratisches, an seine Stelle. Von demokratischer Seite hatte man auf ein Ministerium Waldeck gehofft, von der konservativen auf ein ausgesprochen junkerliches; der König zog einen schleichenden Weg vor. Noch fühlte er sich nicht in der Lage, offen, mit dem Schwerte gegürtet, so wie er sich in manchen Augenblicken zu sehen liebte, her orzutreten und die Revolution niederzuschlagen. Der Waffenstillstand zu Malmö, der den Krieg gegen Dänemark beendete, war allerdings schon abgeschlossen, und die Truppen wurden zurückgezogen; das gemässigte Ministerium war der Vorhang, hinter welchem die Rüstung zum Kampfe vorgenommen werden konnte. Einstweilen wurde der zwischen Regierung und Volksvertretung entstandene Riss dadurch gekittet, dass am 25. September das Ministerium an die kommandierenden Generale eine Ermahnung erliess: «Entschlossen reaktionäre Tendenzen nicht zu dulden, ersuche ich, das gute Einver-

nehmen zwischen Zivil und Militär nach Kräften zu fördern, und wo sich reaktionäre Bestrebungen wider Erwarten bei Truppen zeigen sollten, denselben entschieden entgegenzutreten.» Die Offiziere sollten daran erinnert werden, dass ihnen der Eid auf die Verfassung auferlegt werden würde, und dass sie dadurch mit antikonstitutionellen Bestrebungen in Widerspruch stehen würden, die überhaupt mit der Stellung eines Offiziers in der Armee unverträglich wären. Gerade eine Woche vorher hatte General Wrangel, nachdem er zum Oberbefehlshaber sämtlicher Truppen in den Marken ernannt worden war, einen Armeebefehl erlassen, in dem er es als seine Aufgabe bezeichnete, die öffentliche Ruhe wiederherzustellen, wenn die Kräfte der guten Bürger dazu nicht ausreichten. In einer Ansprache an die Bürgerwehr kam der Satz vor: «Die Truppen sind gut, die Schwerter haarscharf geschliffen, die Kugeln im Gewehr.» Waldeck stellte sofort den Antrag, das Ministerium möge Wrangel zur Zurücknahme des Armeebefehls veranlassen, musste ihn aber zurückziehen. Man nahm stillschweigend an, dass der Erlass des Ministeriums an die kommandierenden Generale Wrangels Armeebefehl zudecke.

Die Wendung

Man müsste die Starrheit und Enge des öffentlichen Lebens im Zeitalter des Absolutismus erfahren haben, um ganz die Trunkenheit zu verstehen, die die bürgerlichen Kreise Deutschlands nach der Revolution ergriff. Es waren nicht so sehr die bestimmten Geschehnisse, die das Gemüt bewegten, wie ein allgemeines Gefühl frischer Lebensströmung, wie wenn es Frühling wird. Der Wind weht von Süden, der schmelzende Schnee tropft von den Dächern, das Eis kracht, und unter der gesprungenen Decke fliesst es grün und rasch dahin; es war nun das starre System, das unwandelbar sein sollte, gebrochen, der Boden aufgelockert, es konnte wieder keimen und blühen, eine neue Welt konnte geschaffen

werden. Wie rostig, ausgesogen, unfruchtbar und hässlich erschien das Alte; das Junge, Künftige, wie glänzend im Schmelz des Frühlingslichtes! Es gab nichts Unmögliches mehr, alle Hoffnungen konnten erfüllt, alle Tränen konnten getrocknet werden. Wenn man den Redeschaum auf den hohen Wogen der Begeisterung Mevissens kennt, wird man sich über seine Aeusserungen bei der Wahl des Erzherzogs Johann nicht wundern: «Noch läuten die Glocken, noch donnern die Kanonen; wir stehen an einem weltgeschichtlichen Momente, ein allgewaltiger Riese erwacht aus jahrelangem Schlummer, der Kyffhäuser hat seine märchenhaften Tore aufgesprengt, aus dem Grabe steigt Friedrich, der grosse Hohenstaufe, der Apostel einer neuen grossen Zeit. Erzherzog Johann steigt auf den erledigten Thron seiner Väter, des Dichters Wort ist zur Wahrheit geworden: «Vorbei ist die arge, die kaiserlose Zeit. Jeder fühlt sich stolz als gleichberechtigter Bürger des mächtigsten Reiches der Erde» Aber auch drei nüchterne Männer, die Reichsminister Peuker, Schmerling und Duckwitz, teilten so sehr die allgemeine Ergriffenheit, dass sie, als sie zum ersten Mal im Bundespalais zusammentrafen, die Hände ineinander legten und feierlich vor Gott gelobten, nach besten Kräften für Deutschlands Glück, Macht und Freiheit zu wirken.

Es war natürlich, dass diese Stimmung ganz besonders in Frankfurt herrschte, der ohnehin so heiteren, zur Freude ladenden Stadt. Aller Augen wendeten sich ihr hoffend zu, und mit lieblicher Würde richtete sie sich als Mittelpunkt Deutschlands ein. Die grossen Familien, die Bethmann, Mumm, Mülhens, Brentano, Lutteroth, öffneten ihre Häuser den berühmten Parlamentariern, in der Mainlust klangen bis in die tiefe Nacht die Gläser. Die Vertreter aller Parteien trafen sich an einem bestimmten Abend jeder Woche in den Gemächern des Erzherzogs, der, das Knopfloch nur mit einem schwarz-rot-goldenen Bändchen geschmückt, das Muster souveräner Schlichtheit und Natürlichkeit gab. Die schönen, klugen und munteren Frankfurterinnen, die Frauen, die ihre Männer in die Bundesstadt begleitet hatten, waren

regelmässige Gäste in der Paulskirche auf ihren Plätzen hinter der Linken, wo junge Stürmer und schlanke, berückende Oesterreicher für ein gelegentliches Spiel der Augen und Herzen stets empfänglich waren. Hier war das Fest der Feste, die Krönung aller der Bankette und Aufzüge, mit denen man in den Jahren des Kampfes etwaige Siege gefeiert oder seine Truppen gemustert hatte.

«Pulver ist schwarz — Blut ist rot — Golden flackert die Flamme.» So lautete der Kehrreim des herrlichen Flaggenliedes, das Freiligrath im März dichtete. Der zweite Himmel, den die Menge der schwarz-rot-goldenen Fahnen über Frankfurt bildeten, schien nichts als Triumph zu bedeuten; aber diese sieghafte Stimmung dauerte kaum bis in den zweiten Sommermonat hinein. Am 2. Juni schrieb Mevissen: «Ganz Europa scheint zu fühlen, dass der Schwerpunkt der Zukunft in der Paulskirche liegt,» und am 11. Juli meinte er, binnen sechs Wochen müsse der Zollverein bis an die Nordsee und das Adriatische Meer ausgedehnt sein, und jeder Deutsche bis zum Mann in der Hütte müsse es materiell empfinden, dass inmitten Europas das mächtigste Reich der Erde kühn und gross sich gestalte. Aber schon am 17. fand er die Stimmung in Berlin sowohl am Hofe wie in der Aristokratie und im Ministerium besorgniserregend. Am 6. August, als auf Anordnung des Reichskriegsministers die Truppen aller deutschen Länder dem Erzherzog als dem höchsten Kriegsherrn huldigen sollten, kam diese Frankfurt abgeneigte preussische Stimmung deutlich zum Ausdruck. Die kleinen Länder fügten sich, der König von Preussen erliess einen Armeebefehl, in dem er das Vertrauen aussprach, seine Truppen würden die altbewährte Tapferkeit zeigen, wenn sie einmal auf Befehl des Königs unter die Führung des Reichsverwesers zu treten hätten. Wie sehr Friedrich Wilhelm sein Königsbewusstsein wiedererlangt hatte, zeigte sich einige Tage später beim Dombaufest in Köln. Als die Herren vom Parlament ihm vorgestellt wurden, sagte er nach ein paar förmlichen Begrüssungen plötzlich scharf herausfahrend gegen Gagern gewendet: «Ver-

gessen Sie nicht, dass es auch Fürsten in Deutschland gibt, und dass ich einer von ihnen bin.» Im allgemeinen spielte sich das Fest unter schmetternden Reden ansehnlich ab; aber verglich man es mit dem des Jahres 1842, so war die Zeit der Erfüllung glanzloser als die der Vorbereitung. In der freien Stadt Frankfurt, im Kreise seiner Anhänger und Bewunderer, gelang es Gagern, den peinlichen Eindruck, den die Drohung des Königs gemacht hatte, abzuschütteln; da, am 26. August, schloss Preussen, das im Auftrage der Zentralgewalt und des Parlamentes Krieg gegen Dänemark zu Gunsten Schleswig-Holsteins führte, den Waffenstillstand zu Malmö, durch welchen es trotz erfochtener Siege die Herzogtümer Dänemark preisgab. Der König begünstigte offenbar die Macht, die er bekämpfen sollte; die provisorische Regierung, die die tapferen Schleswig-Holsteiner sich selbst gegeben hatten, wurde abgesetzt, als Statthalter ein Däne, der ihnen verhasste Graf Moltke, bestellt. Der König machte kein Hehl daraus, dass er die Schleswig-Holsteiner nicht als einen treuen deutschen Stamm ansah, der sich nicht vom Mutterlande wollte trennen lassen, sondern als Aufständische gegen ihre rechtmässige Obrigkeit, gegen einen König und es war klar, dass er das Parlament und die Zentralgewalt, in deren Auftrag er Krieg führte, als hohle Figuranten unbeachtet lassen zu können glaubte. Die Entrüstung war so allgemein, dass die Linke hoffte, die aufgebrachte Versammlung werde sich zu Taten fortreissen lassen, werde in offenen Gegensatz zu Preussen treten. Die Gagernsche Partei jedoch erfasste rasch das Dilemma und beschloss, lieber einen Grundsatz, einen Herzenswunsch aufzugeben, als den Rückhalt zu verlieren, den das monarchische Preussen gegen die republikanische Linke bot; einzig Dahlmann, der als Professor in Kiel so energisch für die Schleswig-Holsteiner sich eingesetzt hatte, der stolz auf die Integrität seines Charakters war, gab die Sache, die in aller Augen so recht seine Sache war, nicht auf. Er erinnerte in leidenschaftlicher Rede daran, dass vor drei Monaten das Haus beschlossen habe, in der schleswig-holsteinischen Sache soll die Ehre

Deutschlands gewahrt werden. «Unterwerfen wir uns bei der ersten Prüfung, welche uns naht, den Mächten des Auslandes gegenüber kleinmütig bei dem Anfange, dem ersten Augenblick der Gefahr, dann, meine Herren, werden Sie Ihr ehemals stolzes Haupt nie wieder erheben! Denken Sie an diese meine Worte: Nie!» Ebenso dringend forderte Robert Blum die Verwerfung des Waffenstillstandes. Man habe erst kürzlich versichert, sagte er, durch Vermehrung des deutschen Heeres um dreihundertvierzigtausend Mann könne man der ganzen Welt trotzen. «Es ist ein Erfahrungssatz so alt wie die Welt, dass der Staat und der Mensch soviel gilt als er Mut hat, und wäre über die deutsche Nation durch die Verhältnisse, wie sie vorliegen, in der ersten Zeit ihres Emporstrebens das Verhängnis der Vernichtung ausgesprochen — es wäre unendlich schmerzlich — aber ertragen möchte ich es noch lieber, als mit Schmach und durch schmachvolle Nachgiebigkeit fortzuleben.» Trotz der Zurückhaltung der Gagernschen Partei ging die Verwerfung des Waffenstillstandes durch, und nun wurde Dahlmann, da das gesamte Ministerium zurücktrat, aufgefordert, ein neues Kabinett zu bilden. Mit Schrecken sah er sich vor die Notwendigkeit gestellt, es aus der Linken zu wählen, mit deren Hilfe er gesiegt hatte; unversehens zwischen zwei Uebel eingeklemmt, zog er es vor, sich in den Abgrund der Schmach zu stürzen, vor dem er eben noch so beweglich gewarnt hatte, und legte den erhaltenen Auftrag in die Hände des Reichsverwesers zurück. Nochmals entbrannte der Kampf um Schleswig-Holstein, von der Linken mit dem Bewusstsein geführt, dass es sich nicht nur um das meerumschlungene Land, sondern um eine grundsätzliche Entscheidung handelte. Die beiden letzten Redner, die auftraten, waren Robert Blum und Fürst Lichnowsky; beide sprachen besser als je, über ihre eigene Fähigkeit hinausgehoben, als weihe sie der grosse Gott des Todes, der seine Hand bereits auf sie gelegt hatte. Am Abend des 16. September wurde der Waffenstillstand genehmigt, am folgenden Tage brach der Aufstand aus, in dessen Verlauf der Fürst

Lichnowsky und General Auerswald, einer von den ersten Führern der ostpreussischen Opposition, ermordet wurden. Zweck des Aufstandes war, durchzusetzen, dass die Linke aus dem Parlament austrete und einen revolutionären Konvent bilde, was schon Hecker und Struve gewollt hatten; aber die Mehrzahl der Demokraten ging nicht darauf ein, und durch von Mainz herbeigerufenes Militär wurde der Aufstand leicht unterdrückt. Mit diesem unheilvollen Tage war der kurze Sommer der Hoffnung und der Täuschung endgültig vorüber.

Das Parlament hatte kein bestehendes Recht als Grundlage; das hätte nichts geschadet, wenn es ein Machtmittel, wenn es ein Heer gehabt hätte. Da es auch kein Heer hatte, blieb ihm als einzige Waffe die Revolution, die Bereitschaft der Massen für es zu kämpfen. Die grössere Hälfte des Parlamentes indessen wollte sich so wenig auf die Massen stützen, wie die Massen ihr dienen wollten; nun hatte sogar die Linke den Beistand der Masse abgelehnt. Ludwig Simon, Trützschler, Schlöffel, Zitz drängten zum radikalen Entschluss; es war Robert Blum, der Führer der demokratischen Partei, der den Ausschlag gegen die Revolution gab. Sein Hang, zu vermitteln, seine Angst vor den unberechenbaren Ausschreitungen entfesselter Volksmassen hielten ihn zurück; auch zweifelte er wohl an der Möglichkeit des Sieges. Doch fühlte er tief, dass er sich die letzte Gelegenheit für seine Idee zu kämpfen, hatte entgleiten lassen. Mit Fröbel und Moritz Hartmann ging er bald darauf im Auftrage der Linken nach Wien, um der dortigen Demokratie die Sympathie ihrer Frankfurter Parteifreunde auszusprechen. Sie wurden in die Verteidigung Wiens gegen Windischgrätz und seine Truppen hineingezogen, und während Fröbel und Hartmann durch Zufall und List entkamen, wurde Robert Blum standrechtlich erschossen.

Ein Sieg der Frankfurter Nationalversammlung über die alten Mächte war nun nicht mehr zu erwarten. Wir hätten, sagte Ludwig Simon, der mit Schlöffel und Zitz als Urheber des Aufruhrs angesehen und angeklagt wurde, das Herz Deutschlands sein können, «wir sind

jetzt höchstens eine Universität, wo eine, nach meiner Meinung sehr langweilige Politik gelesen wird.»

Krisis in Berlin

Ludwig Simon und einige seiner Freunde beschlossen, den Versuch, der in Frankfurt gescheitert war, in Berlin zu erneuern, wo schon einmal eine Revolution gelungen war, wo man auf mehr kampflustige Elemente rechnete als in der Handelsstadt am Main. Der Plan war umfassend: die Abgeordneten der Linken aller Parlamente, namentlich des Frankfurter, Berliner und des sächsischen, sollten sich zu einem Gegenparlament versammeln, gleichzeitig auch die demokratischen Vereine von ganz Deutschland zu einem demokratischen Kongress, wie ein solcher schon im Juni in Frankfurt stattgefunden hatte; Gegenparlament und Kongress auf den 26. und 27. Oktober nach Berlin berufen, sollten Mittelpunkt einer Volkserhebung werden, welche die Reaktion zurückschrecken und die Demokratie befestigen würde. Den Kongress besuchten zweihundertvierunddreissig Abgeordnete von zweihundertsechzig Vereinen aus etwa hundertvierzig Städten; hauptsächlich war der Norden Deutschlands, weniger der Süden und Westen vertreten, der die erste demokratische Tagung in Frankfurt beschickt hatte. Als Vorsitzender bestieg die Tribüne ein ältlich aussehender, altmodisch zierlicher Mann: es war Georg Fein, der brave, immer kampf- und leidensbereite Freund der Handwerker aus den Dreissigerjahren, jetzt schon eine verschollene Erscheinung, fremdartig und unverständlich wie etwas Ausgestorbenes. Dem Wirrwarr der tumultuösen Versammlung hielt er nicht lange Stand, sein Nachfolger wurde Ludwig Bamberger, ein fünfundzwanzigjähriger Jurist und Demokrat sozialistischer Färbung, der ebenso klug wie enthusiastisch war. Im allgemeinen war der Kongress, wenn auch einige von den bekannten Führern teilnahmen, wie Arnold Ruge, Gottfried Kinkel, Wislicenus Virchow, Dohm, der junge

Max Dortü, von Leuten kleinbürgerlichen Standes besucht, die ohne jegliche philosophische oder politische Grundlage des Denkens an den anstossenden Mängeln der Halbbildung litten. Dem Geheul der Schlagworte entsprach die vorsichtige Haltung der Beschlüsse nicht, durch welche der Kongress sich in die Abhängigkeit von der Bourgeoisie begab, anstatt die Arbeiter an sich heranzuziehen. Auch Marx und Engels gaben Anschluss an die Bourgeoisie als Losung aus, solange ihre und der Arbeiter Interessen sich deckten; aber sie behielten doch immer diese, die besonderen Interessen der Arbeiter, als eigentlich zu erstrebendes Ziel im Auge. Diese vernachlässigte der Demokratische Kongress ganz, obwohl Stephan Born, der anwesend war, Vereinigung mit den Arbeitern antrug, und der ehemalige Offizier Adolf von Beust, von Köln abgeordnet, ein sozialistisches Programm vorlegte, dessen Annahme die Verbindung mit den durch Marx beeinflussten westdeutschen Arbeiterkreisen hergestellt hätte. Die Kleinbürger folgten der Bourgeoisie in der Kurzsichtigkeit, mit der sie die Unterstützung der einzigen Macht ablehnten, die etwa dem Heere der Fürsten entgegenzustellen war; denn sie selbst schreckten wie jene vor dem Strassenkampfe ängstlich zurück. Ihre Handlungsweise bestimmte teils die Furcht, die Gunst der Bourgeoisie zu verscherzen, teils unterschätzten sie die Kraft und Brauchbarkeit der Arbeiter, die seit der Revolution einen bedeutenden Aufschwung genommen hatten. Denselben Fehler mangelnder Entschlossenheit im entscheidenden Augenblick beging die Linke des preussischen Parlamentes.

Die Reaktion, der sich entgegenzuwerfen einige tatkräftige Abgeordnete das Gegenparlament und den Demokratischen Kongress zu bestimmen hofften, war auf einem Punkte schon dem Siege nahe, nämlich in Wien. Am 6. Oktober brach mit der Ermordung des Kriegsministers Latour, der die Bekämpfung der rebellischen Ungarn betrieb, der offene Aufstand los, worauf Fürst Windischgrätz Truppen sammelte und gegen die nun ganz von der Demokratie beherrschte Hauptstadt führte. Zur Zeit, wo die beiden ausserordentlichen Ver-

sammlungen in Berlin tagten, hatte die Beschiessung bereits begonnen. An dies Ereignis knüpften sich die Bestrebungen der Radikalen, eine Volkserhebung zu veranlassen. Rettung Wiens wurde die Parole, der Kampf um Wien bedeutete den Kampf um die Einheit und Freiheit von ganz Deutschland.

Im Gegenparlament machte Ludwig Simon mit einigen anderen den Vorschlag, die Bevölkerung Berlins durch einen Aufruf zum bewaffneten Einschreiten für die Freiheit Wiens aufzufordern. Sowohl die Bürgerwehr wie die Maschinenbauarbeiter stellten sich zur Verfügung; es bedurfte nur eines Winkes, um den Aufstand zu entfesseln. Einige tatkräftige Mitglieder der preussischen Linken, Jakoby und d'Ester, waren einverstanden; da hintertrieben es Waldeck und Temme. Mit beschwörenden Worten drangen sie in Ludwig Simon, von seinem Vorhaben abzustehen, bis er nachgab und versprach, den Aufruf nicht zu erlassen. Gerade in diesen Tagen kämpfte die Demokratie im preussischen Parlament für die Abschaffung der Feudallasten, am 17. Oktober stellte Waldeck den Antrag auf unentgeltliche Aufhebung der an Kirchen und Klöster zu leistenden Abgaben, am 31. sanktionierte der König das Jagdgesetz. Er und seine Partei, meinte Waldeck, wären nahe daran, das Uebergewicht in der Versammlung zu erlangen, sie hätten also Aussicht, ihre Forderungen auf gesetzlichem Wege zu erreichen. Dies war in der Tat der Fall; aber es war auch das Zeichen für die Monarchie, die Reaktion einzuleiten. Waldeck begann sofort damit, den gesetzlichen Weg in Bezug auf Wien einzuschlagen, indem er den Antrag stellte, das Ministerium aufzufordern, «zum Schutze der in Wien gefährdeten Volksfreiheit alle die dem Staate zu Gebote stehenden Kräfte und Mittel schleunig aufzubieten.» Er begründete den Antrag in feuriger, klarer, scharfer Rede. Mit Wärme sprach er von der deutschen Kaiserstadt, die Berlin mit der Revolution glorreich vorangegangen sei, mit Entrüstung von dem Bombardement, das ihr drohe. Es handle sich in diesem Kampfe nicht nur um die Freiheit Wiens, sondern ebenso um die von

Berlin und Deutschland. Der Kaiser von Oesterreich wolle die dortige Volksvertretung an einen anderen Ort verlegen unter dem Vorwande, dass sie in Wien nicht ungestört beraten könne; dasselbe könnte in Berlin geschehen. Der Antrag wurde abgelehnt und ein abgeschwächter durchgebracht, nach welchem die Regierung aufgefordert wurde, bei der Zentralgewalt Schritte zu tun, damit die in Wien gefährdete Volksfreiheit und die bedrohte Existenz des österreichischen Reichstages in Schutz genommen werde. Die Rechte wusste wohl, dass mit der Abschiebung auf die Zentralgewalt die ganze Angelegenheit beseitigt war. Während dies geschah, wurden in Oesterreich die Würfel geworfen. Am 2. November fiel Wien; der Augenblick war verpasst.

Man kann nicht annehmen, dass Waldeck und ebensowenig dass Temme die Revolution an sich abgelehnt, sich gescheut hätten, den vielberedeten Rechtsboden zu verlassen. Nicht nur, dass er als Jüngling die französische Revolution bewundert hatte, er erkannte ausdrücklich auch die Berliner Märzrevolution als ein dankeswertes Ereignis an, indem er sagte: «Die Revolution war der gewaffnete Protest des Volkes gegen den alten bürokratischen Militär- und Feudalstaat. Diesen Prozess organisch durchzuführen ist Sache der Volksvertreter.» Mit diesen Worten sprach er ähnlich wie Lothar Bucher aus, dass er mit der ganzen Nationalversammlung auf dem Boden der Revolution stehe, um sie, allerdings in legaler Weise, zu vollenden. Es liegen aber auch Aeusserungen von ihm vor, die beweisen, dass er, wenn der Zweck nicht anders erreichbar sein sollte, revolutionäre Mittel zu ergreifen empfahl. Dem jungen Grafen Alfred Goertz aus Braunschweig, der mit seinem Bruder Adolf einer der wenigen radikalen Demokraten dieses Landes war, einem Freunde d'Esters, schrieb er ein Wort ins Album, das später gegen ihn ausgenützt wurde: «Die Treue, nicht die des Hundes, sondern Mannestreue, die Kraft und die Gradheit werden der äussersten Linken über alle Hindernisse Bahn bereiten zum Heile. Möchte Ihnen, lieber Freund, beschieden sein, tätig bei dem bevorstehenden Heldenkampfe des

Volkes einzuwirken.» Er rechnete und hoffte also auf eine Erhebung des Volkes zugunsten der Verfassung. Als die Regierung Mitte November die Bürgerwehr auflöste, versammelten sich nachts die Majore und Hauptleute derselben, um über die Stellungnahme zu diesem Gewaltakt zu beratschlagen. Waldeck war dabei und erklärte die Auflösung für eine hochverräterische Handlung, der sich zu widersetzen Pflicht sei; dennoch forderte er nicht mit klaren Worten zu revolutionären Unternehmungen auf. War er, wie seine Feinde ihm nachsagten, ein schlauer und hinterhältiger Mensch, der zur Revolution aufreizte, aber sich nicht selbst bloßstellen wollte? Oder verliess ihn im Augenblick der Entscheidung der Mut? Gegen beide Annahmen sträubt sich das bestimmte Gefühl, das man von ihm hat, und doch steht fest, dass er nicht einmal, sondern mehrmals den Ausbruch der Revolution verhinderte. Vielleicht war es so, dass er nur eine solche Revolution für gut hielt, die sich von selbst entzündet, plötzlich wie ein Sturm oder Erdbeben losbricht, so wie es im März in Berlin der Fall gewesen war. Eine von einem Ausschuss angeordnete Revolution mochte ihm so unsympathisch sein wie von oben geleitete volkstümliche Organisationen. Während der ganzen Jahrhunderthälfte rechneten die Freiheitsfreunde auf eine gemeinsame Erhebung des Volkes, in die sie sich gern mit Leib und Seele hineingestürzt hätten, ohne sich zu sparen, die aber bei dem damaligen Zustande Deutschlands so gut wie unmöglich war, abgesehen davon, dass spontane Erhebungen meistens nur vorkommen, wenn die Bevölkerung durch Not und Hunger, wie im Jahre 1847, oder durch irgend eine Brutalität, einen unberechenbaren Vorfall gereizt wird. Vielleicht war es auch eine Hemmung für Waldeck, dass er sich bewusst war, selbst für den Strassenkampf nicht geeignet zu sein; er war damals sechsundvierzig Jahre alt und Familienvater, und ohne feige zu sein, konnte er die tätige Revolution für die Aufgabe jüngerer und kräftigerer Männer halten.

Nach dem Scheitern der Revolution hat Radowitz einmal Betrachtungen darüber angestellt, dass alle

Parteien nicht die Mittel angewandt hätten, durch die sie ihre Ziele hätten erreichen können, und er glaubt den Grund darin einmal in Gewissensbedenken der führenden Persönlichkeiten zu sehen, sodann in mangelnder Tatkraft. Beides mag auch auf Waldeck zutreffen, und beides ist besser zu verstehen, wenn es sich darum handelt, andere zu Taten zu bestimmen, deren Gefährlichkeit man nicht ganz und gar teilt.

Gleichzeitig mit dem Falle Wiens zeigte in Berlin das Ministerium der Nationalversammlung seinen Rücktritt an und Graf Brandenburg, ein natürlicher Oheim des Königs, seinen Auftrag, ein neues zu bilden. Der König schickte sich zu energischen Massnahmen an, nachdem die Volksvertretung darauf verzichtet hatte. Eine Deputation unter Führung des Präsidenten von Unruh, die dem König vortragen sollte, dass sein Ministerium Brandenburg das Vertrauen der Nationalversammlung und des Landes nicht habe, wurde in Ungnade ungehört entlassen. Die von Waldeck vorhergesehene Verlegung der Versammlung in die Provinz trat ein. Temme hat in seinen Erinnerungen erzählt, wie der neue Ministerpräsident, ein königstreuer, ehrlicher Mann, sichtlich unter seiner Aufgabe leidend in die Versammlung kam, um ihr den Willen des Königs zu verkünden, und mit wieviel Ueberlegenheit und Würde von Unruh ihn behandelte. Am anderen Tage, es war der 9. November, rückte Wrangel mit seinen Truppen ein, am 10. versammelte sich der Rest der Abgeordneten, die nach dem Austritt der Rechten noch übrig waren, im Schauspielhause. In diesem immerhin noch beschlussfähigen Rumpf hatte nun die Linke das absolute Uebergewicht. Noch einmal wurde erwogen, ob bewaffneter Widerstand gegen die ungesetzliche Verlegung unternommen werden solle und die Entscheidung einem Ausschuss von fünf Mitgliedern übertragen. Unmöglich war der Widerstand nicht. Die Bürgerwehr hatte sich der Versammlung zur Verfügung gestellt, umgab das Schauspielhaus und hielt die Zugänge zum Gendarmenmarkt besetzt. Ausser der etwa dreissigtausend Mann starken Bürgerwehr waren zehn-

bis zwölftausend Arbeiter zum Kampfe bereit, darunter fünftausend Maschinenbauarbeiter, auf deren Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit man sich unbedingt verlassen konnte. Aber auch dieser Augenblick wurde verpasst; im Ausschuss stimmten nur zwei, es waren Temme und d'Ester, für den bewaffneten Widerstand; man kann annehmen, dass auch Waldeck dabei war, und dass seine Stimme den Ausschlag zum Kampf hätte geben können.

Unter seiner Leitung wurde nun der gesetzliche Widerstand unternommen. Die Versammlung klagte das Ministerium des Hochverrates an, erklärte den Belagerungszustand für ungesetzlich, erklärte, dass die Regierung nicht das Recht habe, Steuern zu erheben, die sie, die Versammlung, nicht bewilligt habe, und forderte das Volk auf, sie nicht zu zahlen. Von seinen Soldaten umgeben, konnte der König alle Massregeln und Drohungen der ohnmächtigen Abgeordneten verlachen. Am 5. Dezember oktroyierte er eine Verfassung, der die von Waldeck ausgearbeitete, die sogenannte Charte Waldeck zugrundegelegt war, nachdem man sie ihres demokratischen Charakters entkleidet hatte. An die Stelle des gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts trat im Mai 1849 ein neues Wahlgesetz, in dem ein Dreiklassenwahlrecht vorgesehen war. Am 15. Mai wurde der Artikel, nach welchem niemand seinem gesetzlichen Richter sollte entzogen werden können, aufgehoben und am folgenden Tage Waldeck verhaftet.

Uhland und der Kaisergedanke

Am Vorabend der Eröffnung des deutschen Parlaments loderten Feuer auf dem Rossberg bei Reutlingen, auf dem Georgsberg, auf der Alten Burg, der Achalm und dem Hohenstaufen; so begrüsste das Volk in Schwaben die Nationalversammlung und seine Vertreter. Kein deutscher Stamm ist von Natur so demokratisch wie die Schwaben; fast alle ihre Abgeordneten gehörten der Linken an oder stimmten meistens mit ihr, sogar einige Professoren, sogar der Fürst Waldburg-

Zeil, der ins Parlamentsalbum schrieb: Für die Freiheit bis zum letzten Atemzuge. Karl Mathy war der einzige, der ausgesprochen rechts war; aber er war, wenn auch in Schwaben gewählt, ein Badenser. Schon in den Dreissigerjahren hatten Uhland und Pfizer ein deutsches Parlament verlangt; aber höher als die Einheit stellten die Schwaben wie die Linke überhaupt die Freiheit. Sie interessierten sich im allgemeinen weniger für die Verfassung als für die soziale Frage, fühlten ihren Wählern gegenüber die Verantwortung, etwas zu tun, um die Not der unteren Klassen zu heben. «Ich will kein einiges Deutschland mit hungernden Bauern und Arbeitern,» schrieb der Professor Friedrich Theodor Vischer, der im Bezirk Reutlingen-Urach gewählt war, einem Freunde. Es quälte ihn, dass er Wochen und Monate hindurch Diäten bezog, ohne dass irgend etwas geschah, um den Notleidenden zu helfen, ohne dass auf ihre Klagen und Beschwerden eingegangen wurde. «Ich weise hin auf das Gespenst der Not,» sagte er einmal, «das uns aus den hohlen Wangen frägt: Warum so langsam?» Ihm stand Schoder zur Seite mit dem Vorschlag, bei der Verhandlung über die Grundrechte keine Diskussion zuzulassen und möglichst schnell diejenigen Bestimmungen zu behandeln, die für das Wohl des Volkes wichtig wären.

Der berühmteste unter den schwäbischen Abgeordneten war Ludwig Uhland. Er war von seiner politischen Tätigkeit im Jahre 1836 zurückgetreten, weil es ihm schien, dass das öffentliche Leben im kleinen Kreise der Heimat sich erschöpfe, wenn es nicht in einem grösseren weitergeleitet werde. Als die Revolution ausbrach, erschien er wieder als Sprecher in einer grossen Volksversammlung in Tübingen und verfasste eine von vielen unterzeichnete Eingabe an den ständischen Ausschuss mit dringlichen Forderungen, deren wichtigste die folgenden waren: Ausbildung der Gesamtverfassung Deutschlands im Sinne eines Bundesstaates mit Volksvertretung durch ein deutsches Parlament am Bundestage, allgemeine Volksbewaffnung, Pressfreiheit, Versammlungsfreiheit und vollkommene Herstellung einer

wirklichen Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Gemeinden und Bezirks-Körperschaften. In der Einleitung sagte er, das grosse Grundgebrechen Deutschlands lasse sich in wenige Worte fassen: es fehle «die volksmässige Grundlage, die freie Selbsttätigkeit des Volkes, die Mitwirkung seiner Einsichten und Gesinnungen bei der Bestimmung seines staatlichen Lebens.» Als eine Reinigung des Bundestages notwendig erschien, wurde er einer der siebzehn Männer, die den schlechten Ruf der Gesandten durch ihre Beliebtheit ausgleichen sollten. Er erklärte sich bereit, die Wahl anzunehmen, obwohl er, wie er sagte, es richtiger gefunden hätte, wenn die Betreffenden nicht von der Regierung, sondern vom Volke bestimmt worden wären, und nachdem er dem Könige die Bedingung gestellt hatte, dass er an keine Instruktion gebunden sei. Schon im Kreise der Siebzehn zeigte sich, wie schwer seine Auffassung der Dinge mit den herrschenden Meinungen in Einklang zu bringen war. Die, mit denen er der Bildung nach am ehesten übereingestimmt hätte, waren fast alle Anhänger der konstitutionellen Monarchie, sei es, dass sie die englische oder die französische Verfassung zum Muster nahmen. Uhland hatte kein System, keine Theorie. Wenn er durch Willen und Wort Deutschland eine Form hätte geben können, so würde er wie der Freiherr vom Stein das Reich wiederhergestellt haben, wie es im Zeitalter der Hohenstaufen und den folgenden Jahrhunderten war. Das war unmöglich; aber derselbe volkstümliche Sinn, der sich in den politisch-sozialen Formen jener Zeit ausgewirkt hatte, lebte noch in ihm und sprach aus seinen Urteilen. Er wollte die konstitutionelle Monarchie da nicht bekämpfen, wo sie einmal war; aber er hielt sie nicht für eine ursprünglich deutsche, dem deutschen Wesen gemässe Form und wollte sie nicht auf die neuen Schöpfungen angewendet wissen, die das deutsche Volk auszubilden im Begriff wäre. Deshalb stimmte er gegen die Erblichkeit der Würde des Oberhauptes und gegen die Uebertragung des Rechts der Entscheidung über Krieg und Frieden und des Abschlusses von Staatsverträgen nach aussen auf dasselbe. Er geriet dadurch in

Gegensatz zu Dahlmann, der mit der ihm eigentümlichen verbissenen Wut die konstitutionelle Monarchie wissenschaftlich vertrat.

Das Doktrinäre, das namentlich die Professoren so oft hemmte, war ihm zuwider. In der Frage der Volkssouveränität hielt er sich an das, was durch die Umstände geboten war und stimmte dafür, es unverzüglich, ohne Ausflüchte und Verschleierung zu tun. Die Erklärung einiger Abgeordneter, sie stimmten der Wahl des Reichsverwesers nur in dem Vertrauen bei, dass die Regierungen ihre Zustimmung erteilten, nannte er eine unselige, unaufrichtige. «Wir wollen nicht einen Reichsverweser zusammenflicken,» schrieb er, «aus einer Wahl, die keine entscheidende ist, und aus einer Zustimmung, die keine erforderliche und keine freiwillige ist. Werfen wir darum alle jene halben Anträge auf Bezeichnung und Zustimmung beiseite. Beschliessen wir eine ganze, vollzählige, entscheidende Wahl, beschliessen wir sie heute, vollziehen wir sie morgen. Wir nehmen uns diese Wahl nicht heraus, die Macht der Dinge, die Gefahr des Vaterlandes legt, drängt sie in unsere Hände.» Seine Stimme gab er nicht dem österreichischen Erzherzog, sondern Heinrich von Gagern, weniger seiner Person wegen, als weil er ein Bürger, kein Dynast war. Er wollte einen Bürger nicht nur für das vorläufige, sondern für das eigentliche Reichsoberhaupt und stimmte im Januar 1849 gegen den Antrag, die Würde einem regierenden deutschen Fürsten zu übertragen, und für einen aus allen Deutschen wählbaren Präsidenten. Vielen schien es etwas Undenkbares, dass ein Bürger eine Würde einnehmen sollte, die ihn über regierende Fürsten stellte; er meinte, die Stürme, die über Deutschland hingingen, würden bedeutende Menschen hervorwühlen, denen das gesamte Volk statt Hausmacht wäre. Nachdem der von ihm bekämpfte Antrag durchgegangen war, wonach nur Fürsten als Reichsoberhaupt in Betracht kamen, versuchte er wenigstens das Prinzip der Erblichkeit zu Falle zu bringen. In seiner grossen Kaiserrede vom 22. Januar wiederholte er den Entwurf, den er bei der Wahl des provisorischen Oberhauptes aus-

gearbeitet und nicht benutzt hatte. Die Erblichkeit und die damit zusammenhängende Unverantwortlichkeit, sagte er, sei ein Grundsatz der konstitutionellen Monarchie, deren Schattenseiten er hervorhob. Sie sei ein personifizierter Begriff der einheitlichen und stetigen Staatsgewalt, ein allegorisches Wesen, eine Fiktion des Regierens, keine natürliche Wahrheit. Unter der Bevormundung der verantwortlichen Räte könne ein selbständiger Charakter nicht gedeihen, wolle er selbständig handeln, so komme er mit seiner konstitutionellen Stellung in Widerspruch. Das System sei nicht ursprünglich deutsch. Er erinnerte an die deutschen Wahlkönige, Männer von Fleisch und Bein, tatkräftig im Guten und im Schlimmen; die Erblichkeit habe sich in ihrer Familie erhalten, so lange sie tüchtig gewesen wären. Es sei zu Gunsten des Erbkaisertums angeführt worden, man könne nicht wohl die erbliche Monarchie in den Zweigen erhalten und in der Krone abschaffen; dem halte er entgegen, man könne nicht eine in ihrer Wurzel demokratische Bewegung, wie die von 1848 sei, in eine monarchische Krone auslaufen lassen. Ohnehin würden durch Aufhebung der politischen Standesrechte und durch freisinnige Wahlgesetze die einzelnen Länder im Sinne der modernen Zeit demokratisiert werden. Er schloss mit der dringenden Bitte, das Wahlrecht zu retten, das er das kostbarste Volksrecht nannte, das letzte fortwirkende Wahrzeichen des volksmässigen Ursprungs der neuen Gewalt. Der berühmt gewordene Satz folgte: «Glauben Sie, meine Herren, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oeles gesalbt ist.»

Aufmerksam hörten die Abgeordneten der Paulskirche, obwohl sie mit Reden überlastet waren, dem Dichter zu; aber überzeugen tat er keinen. Die Versammlung war reich genug an Menschen von Bildung und Geschmack, dass Uhlands Reden stets Beachtung fanden. An der Anerkennung seiner Kunst war dem schlichten, wortkargen Manne wenig gelegen; es gab gewiss nicht viele, die so durchaus nur um der Sache willen da waren, ihr Mandat nur als Pflicht dem Volke gegenüber auf-

fassten, und es gab gewiss kaum einen unter den Bedeutenderen, der so wenig Erfolg hatte. Einsamkeit umgab ihn wie eine zweite Haut; er trug sie mit sich wie eine Tarnkappe, die unsichtbar macht, so dass er wie im leeren Raume stand, während er von Zuhörern umringt war.

Was ihn so einsam machte, war seine Weltanschauung. Sie beruhte auf Hochschätzung der Persönlichkeit, während seine Zeit nach Entpersönlichung strebte, nach System, nach bewusst wissenschaftlicher Erfassung des ganzen Lebens, selbst derjenigen geistigen Regungen, die man bisher einer eigenen, unerforschlichen Gesetzlichkeit überlassen hatte. Seine Neigung gehörte dem Mittelalter; aber er stand ihm freier gegenüber als Radowitz, der sich ihm von aussen genähert hatte, während Uhland durch sein Volkstum darin heimisch war. An der Beibehaltung oder Wiederherstellung von Aeusserlichkeiten lag ihm nichts, nur an der Erhaltung derjenigen Kräfte und Gesinnungen, aus denen das damalige Leben hervorgegangen war, und von denen er hoffte, dass sie in der Gegenwart Formen hervorbringen würden, die dem modernen Bedürfnis entsprächen. So lag ihm nichts am Titel Kaiser, sondern alles an einer starken Persönlichkeit, der ein reges, selbsttätiges Volk gegenüberstände; es war ungefähr dasselbe was Radowitz meinte, wenn er einen freien König und ein freies Volk als den Inbegriff seiner Verfassungsideen bezeichnete. Die Linke war stolz darauf, dass Uhland meistens mit ihr stimmte, dass sie ihn zu den ihren zählen konnte; aber für das Ganze seiner Auffassungen hatte sie fast ebensowenig Verständnis wie die Rechte. Er selbst sagte einmal zu seiner Frau: «Wenn mir heute die Rechte gründlich verleidet ist, wird mir morgen die Linke zum Ekel.» Das Hausen mit Schlagwörtern, die Willkür im Neubilden war ihm an dieser zuwider, mehr noch allerdings an der Rechten der absolutistische preussische Geist und der Konstitutionalismus.

In seiner Kaiserrede erwähnte Uhland als Beweismittel gegen die Erblichkeit auch die etwaige Uebertragung dieser Würde an Preussen. Dadurch würde Oesterreich für immer aus Deutschland ausgeschlossen

werden, wie ja auch der Ausschluss Oesterreichs das Ziel der Partei war, die sich die Kleindeutsche oder die Erbkaiserliche nannte. Er sah die Schwierigkeit ein, die dem Verbleiben Oesterreichs im einheitlichen Deutschland entgegenstand; aber obgleich er sie als fast unlösbar erkannte, beharrte er darauf, dass sie gelöst werden müsse. Er verglich das Reich, das geschaffen werden sollte, mit einem Dombau und erinnerte daran, dass die alten Meister, wenn sie eine Kirche aufführten und der Vollendung ungewiss waren, einen Turm fertig machten und für den anderen den Sockel legten. «Der Turm Preussen ragt hoch auf,» sagte er, «wahren wir die Stelle für den Turm Oesterreich.» Es habe ihn oft beglückt, dass inmitten der Zerrissenheit der Versammlung das Bewusstsein der Einheit doch stark genug sei, sie wie mit eisernem Bande zusammenzuhalten; werde Oesterreich abgetrennt, so sei das Band zerschlagen. Es gab viele, denen solche Warnungen das Herz berührten, viele, die auf Uhlands Seite stritten, aber sie unterlagen; der Drang nach Zentralisation wirkte so sehr mit der Gewaltsamkeit gesetzmässiger Bewegungen, dass alle Vorschläge, die Weisheit, Liebe und Phantasie zur Bewahrung Oesterreichs ersannen, kaum erwogen, beiseite geworfen wurden.

Grossdeutsch und Kleindeutsch

Unter den tragischen Problemen dieses chaotischen Jahrhunderts war das Verhältnis Oesterreichs zu Deutschland ganz besonders unentwirrbar verwickelt. Das alte Kaiserreich hatte noch Stolz und Purpur genug, um seine tödliche Krankheit zu verhüllen. Es trat immer, auch wenn es wankte, auch als es stürzte, herrschermässig auf; Herrscher sein war ihm zur Gewohnheit geworden und wurde ihm willig oder unwillig zugestanden. Nicht die Siege und die Popularität Friedrichs des Grossen und nicht die bewundernswerten Anstrengungen Preussens in den Befreiungskriegen hatten das Gefühl in den Deutschen auslöschen können, dass

Oesterreich die zur Vorherrschaft in Deutschland berufene Macht sei; so stark wirkte in diesem Punkte die Ueberlieferung. Als nach dem Falle Napoleons Europa neu eingerichtet wurde, plante der Freiherr vom Stein, dass das Elsass und der Breisgau Oesterreich zurückgegeben werde, damit es Deutschlands Vormauer im Westen werden könne; aber Kaiser Franz und Metternich verschmähten die angebotene Krone und liessen gleichgültig die Schutzpflicht an Preussen übergehen, das sich am Rhein festsetzte. Die Phantasie verirrt sich in unübersehbaren Möglichkeiten, wenn man sich ausmalt, dass der Kaiser damals anders entschieden hätte. Wenn nun auch die Regierung deutlich anzeigte, dass Oesterreich seinen Schwerpunkt nach Osten und Süden verlegen wollte, dass ihm Böhmen, Ungarn, Italien wertvoller waren als Deutschland, so dachte es doch nicht daran, seine Vormachtstellung in Deutschland aufzugeben. Die Eigenart der preussischen Könige, ihre Angst vor den modernen, von Westen einströmenden Ideen, kam diesem Anspruch entgegen, und die drei grossen östlichen Agrargebiete Russland, Oesterreich und Preussen bildeten einen Block, in dem Preussen sich den beiden älteren und mächtigeren Despotien unterordnete. Die Vorstellung blieb in Deutschland bestehen, dass die Vorherrschaft über Deutschland Oesterreich zukomme, und wenn das in Preussen weniger der Fall war, so muss man seine letzten Könige ausnehmen; besonders zu Friedrich Wilhelms IV. Weltbilde gehörte es, dass das Kaisertum bei Oesterreich sei.

Der Freiherr vom Stein und der kleine Kreis seiner Anhänger indessen gingen von dieser Voraussetzung ab, als Franz II. ausdrücklich die Bedingungen der Vormachtstellung abgelehnt hatte, wenn er auch nicht auf sie verzichtete; daraus, dass Oesterreich keine Rheinlande mehr besass, keine realen Interessen in Deutschland mehr hatte, folgte für ihn, dass Preussen die Grundlage der Macht Deutschlands bilden müsse. Arndt vertrat diese Ansicht in einer Schrift mit der ihm eigentümlichen dichterischen Leidenschaft; es war die Zeit, wo man darauf rechnete, dass Preussen eine Verfassung

bekommen, dass es sich überhaupt in der Richtung weiterbewegen werde, die es unter der Leitung Steins eingeschlagen hatte. Die furchtbare Enttäuschung, die die Regierung Friedrich Wilhelms III. den deutschen Preussenfreunden bereitete, hob ihren Glauben an Preussens Bestimmung nicht auf; es blieb in den Augen der kleinen Schar, die nach Freiheit und Einheit strebte, die durch historische Notwendigkeit zum Fortschritt und zur Grundlage Deutschlands bestimmte Macht, Oesterreich die beharrende und erstarrende.

In diesem Sinne erhob im Jahre 1831 Paul Achatius Pfizer, ein junger schwäbischer Jurist, seine Stimme. Von dem brennenden Wunsche ausgehend, dass das ohnmächtige Deutschland wieder ebenbürtig unter den abendländischen Nationen stehen möge, schrieb er Preussen den Beruf zu, diese Sehnsucht zu verwirklichen. Oesterreich, sagte er, sei in der Vergangenheit stecken geblieben und könne deshalb nicht das Licht sein, das Deutschland voranleuchte. So herrlich die mittelalterliche Vergangenheit Deutschlands gewesen sei, einmal Erstorbenes lasse sich nicht wieder zum Leben erwecken, und weil Oesterreich entgegen dieser Ordnung der Natur das Tote zu seinem Lebensprinzip machen wolle, müsse Deutschland seine Wiedergeburt in Verbindung mit dem beweglichen, energischen Preussen vollziehen. Er leugnete nicht, dass Preussen etwas Dürftiges, Trockenes an sich habe, was dem von sinnlichem Leben erfüllten Süden widerstehe; er war sich bewusst, dass Preussens militärischer Absolutismus die Freiheitliebenden abschreckte; allein er erklärte diese Eigenschaften damit, dass Preussen noch um seine Stellung in Europa kämpfen und deshalb zur Wehr nach aussen fest zusammengefasst werden müsse; sobald es einmal mit Deutschland zu einer Grossmacht verschmolzen sei, könne es im Innern die Freiheit sich entfalten lassen, die der hohen Kultur des deutschen Volkes entspreche. Ermöglicht müsse die Verschmelzung dadurch werden, dass Oesterreich ganz von Deutschland getrennt werde, und dass die kleinen deutschen Staaten auf einen Teil ihrer Souveränität verzichteten.

Weder in Schwaben noch im übrigen Deutschland hatte der Briefwechsel zweier Deutschen, in dem Pfizer seine Gedanken niederlegte, nennenswerte Folgen; für ihn persönlich die, dass er, damals Assessor, seinen Abschied nehmen musste und Publizist wurde. Immerhin wurde das Buch als staatsgefährlich in Oesterreich verboten.

Durchaus für Preussen entschied sich eine wesentlich andere Gruppe, nämlich die Vertreter der Finanz und Grossindustrie: Hansemann, Camphausen, Mevissen, Beckerath, die Preussen schon als protestantische Macht schätzten, die zwar zunächst noch zurückhaltend gegen ihre Bedürfnisse war, aber doch allmählich sich mehr auf das moderne Wesen einliess als Oesterreich, wo die Industrie noch wenig entwickelt war, und wo der Klerus sie mit allem, was sie im Gefolge hatte, bekämpfte. Die Grossindustriellen stiessen in den Rheinlanden überall, wo noch katholischer und österreichischer Einfluss überwog, auf den Widerstand, den der Klerus ihrer Idee vom Fortschritt entgegensetzte, und waren deshalb natürliche Gegner Oesterreichs. Mevissen nannte die Erkenntnis von der Notwendigkeit des Ausschlusses von Oesterreich eine kostbare Frucht von 1848. So pietätlos haben sich nur wenige geäussert; fast alle, die für den Ausschluss stimmen zu müssen glaubten, taten es widerwillig, sich windend unter einem Schicksalszwange.

Heinrich von Gagern hatte von seinem Bruder das Steinsche Programm übernommen; aber wie sein Bruder, machte er kein Hehl daraus, dass er Preussen nicht liebe. Er fand, dass es gleichgültig gegen das übrige Deutschland sei, Oesterreich sogar abgeneigt; dem Auseinanderfallen Oesterreichs würde es mit Behagen zusehen. Hätte er seinem Gefühl zu folgen sich erlaubt, würde er sich für Oesterreich eingesetzt haben; aber er hielt es für unmöglich, dass Oesterreich mit der Masse seiner ausserdeutschen Länder in einen Bundesstaat eintreten könne, und dass Deutschland ein Bundesstaat werden müsse, war seine unerschütterliche Ueberzeugung. Er und seine Anhänger, die sich die erbkaiserliche Bundesstaatspartei nannten und die von den anderen kurzweg

die preussische Partei genannt wurden, waren anfangs in der Minderheit; zur Zeit der Eröffnung des Parlaments war der König von Preussen so verhasst und verachtet, dass der Vorschlag, ihn an die Spitze des neuen Deutschlands zu stellen, nur Hohn hervorgerufen hätte, und die Erbkaiserlichen hielten deshalb vorsichtig mit ihren Plänen zurück. Im Herbst, als die Beratungen über die Verfassung begannen, hatten sich die Verhältnisse geändert; die preussische Partei konnte offen mit ihren Absichten hervortreten und die zahlreichen Gegner zu überwinden suchen. Sie stützten sich dabei auf die Tatsache, dass Preussen, wenn man von Oesterreich absehe, die stärkste Macht in Deutschland sei, wie Dahlmann sich ausdrückte, der grösste Fetzen deutschen Tuches, aus dem deshalb der deutsche Rock geschneidert werden müsse. Selbst er, der unentwegteste Streiter für Preussen, bekannte Freunden gegenüber, dass ihm Preussen gleichgültig, wenn nicht antipathisch sei. Er habe stets Gustav Adolf geliebt, nicht Friedrich den Grossen, dem er nur mit Anstrengung habe gerecht werden können. Schon diese Vorliebe für den schwedisch-deutschen Retter des evangelischen Bekenntnisses zeigt an, dass er und mit ihm viele andere sich das neue Deutschland nur als protestantische Macht denken wollten, dessen Königsträume wollten sie verwirklicht sehen. Die Katholiken, die dem natürlicherweise widerstrebten, verschanzten sich dagegen hinter dem glanzvollen Erinnerungsbilde des heiligen Reichs. In Erwiderung auf eine neue Werbeschrift Pfizers: die teutsche Einheit und der Preussenhass, verfasste der Abgeordnete für Westfalen, der Freiburger Dr. Buss, eine Gegenschrift unter dem Titel: «Die deutsche Einheit und die Preussenliebe.» «Der Jubel der Nation,» hiess es darin, «der im vorigen Jahre bei dem Einsturz des Zwingers und dem Heranleuchten des nie vergessenen Reichs von der unteren Donau bis zum Belt im stillen Norden wie ein Gewissen der Nation aufrauschte ... dies Zusammenzucken der blutig auseinandergefolterten Glieder zu schönem Leib ... das wäre also nur ‚eine politische Phantasie?'» Sinnvoll und geschickt charakterisiert er den Unterschied von Klein-

deutschen und Grossdeutschen so, dass jene die Einheit in der Zentralisation, diese in der Ganzheit fänden. Er selbst nannte die Zentralisation schädlich, die Ganzheit Deutschlands nicht zu missen; das Prinzip der Zentralisation sei romanisch, das der Dezentralisation germanisch. Einer Neuschöpfung bedürfe es nicht, es handle sich um die Wiederherstellung des Reichs, das nie aufgehört habe zu bestehen; denn das 1806 Geschehene sei rechtsungültig. Es ist ein tragischer Umstand für Deutschland, dass die Katholiken, die so viel kostbare Tradition bewahrten, einer Organisation angehören, deren Mittelpunkt im Auslande liegt, deren Haupt nicht über den Nationen steht, sondern ein italienischer Bischof und Vertreter Italiens ist; das berechtigte Misstrauen, dass sie ausserdeutsche Interessen den deutschen voranstellten, trübte den Blick der Protestanten für ihren heilsamen Einfluss.

Preussen herabzusetzen, wurde den Grossdeutschen nicht schwer, in die meisten ihrer Anklagen stimmten ja die Anhänger Preussens selbst ein. Preussen, sagten sie, sei ein halbslavischer Staat, an dem die reichen Ströme deutscher Kultur vorübergeflossen wären, dessen Wesen Absolutismus im Inneren, Eroberungssucht nach aussen sei; es sei widersinnig, dass ein solcher Staat über Deutschland herrsche. Entrüstet wies Heinrich von Gagern die Annahme zurück, er beabsichtige eine Vorherrschaft Preussens über Deutschland zu begründen. Wenn Preussen an die Spitze Deutschlands trete, so folge daraus nicht, dass Deutschland preussisch, vielmehr das Preussen deutsch werden müsse. Er rollte das Programm seines Bruders auf: Preussen dürfe in dem neuen Bundesstaate kein eigenes Parlament, keine Gesandten im Auslande haben, es müsse Reichsland werden, dadurch auf eine Linie mit den anderen Ländern gestellt. Die Hohenzollern müssten aus preussischen deutsche Könige werden, Deutschlands Hauptstadt werde nicht Berlin, sondern Frankfurt oder sonst eine bequem gelegene deutsche Stadt sein. Das Untergehen oder Aufgehen Preussens in Deutschland wurde ein beliebtes Stichwort. Auch Friedrich Wilhelm IV. hatte in seiner

berüchtigten Proklamation vom 21. März verkündet: «Preussen geht fortan in Deutschland auf»; aber abgesehen davon, dass er sie schon nach ein paar Tagen zurücknahm, legte niemand mehr grossen Wert auf seine Beteuerungen. Als zuverlässig dagegen galt sein Bruder, der Prinz von Preussen, und sicherlich hatte er schon im Herbst 1848 die Meinung, die er zwei Jahre später als seinen Wahlspruch äusserte: «Preussen muss als Preussen an die Spitze Deutschlands kommen, nicht aber als Provinz in dasselbe aufgenommen werden, das heisst nicht in dasselbe aufgehen. Und so wird es auch kommen.» Man konnte sich nicht darüber wundern, da ja selbst die kleinsten Länder nicht daran dachten, ihre Souveränität und ihr Wesen aufzugeben, wie konnte man es von dem grössten und mächtigsten erwarten? Es ist begreiflich, wenn manche zweifelten, ob Gagern ehrlich an das preussische Aufgehen glaubte, oder ob das Wort ihm nur einen hübschen Schleier bedeutete, hinter dem ein etwas garstiges Gesicht der Zukunft sich versteckte. Aber er hatte die Gabe, an Vermittelungen und Uebergänge glauben zu können, und sicherlich glaubte er, dass es möglich sein würde, Oesterreich von dem deutschen Bundesstaate auszuschliessen und doch unauflöslich mit Deutschland zu verbinden. Es kam ihm wie ein bösartiger Angriff auf seine Ehre vor, wenn man ihm vorwarf, er habe von einem einigen Deutschland geschwärmt und wolle nun einen edlen deutschen Stamm aus Deutschland verbannen; er behauptete, von Deutschland abgetrennt, könne Oesterreich seine Aufgabe, den Osten der deutschen Kultur zu gewinnen, viel besser lösen, die Interessen aber, die es immer mit Deutschland gemein haben würde, könne eine die beiden Länder verbindende Union dem Auslande gegenüber wahren. Er überzeugte die Gegner nicht. Ein völkerrechtliches Bündnis, entgegneten sie, wie es mit jedem ausländischen Staat geschlossen werden könne, verbürge den Zusammenhang nicht, den man wolle und dessen man bedürfe. «Ein solches Bündnis ist die Bruderhand zum Abschied,» sagte Uhland in seiner bedeutenden Rede vom 24. Oktober, in welcher er die von der preussischen

Partei vorgeschlagenen Paragraphen der Verfassung bekämpfte, die besagten, dass kein mit nichtdeutschen Ländern verbundener Staat Glied des deutschen Bundesstaates sollte werden können. Ging die preussische Partei davon aus, dass für Deutschland ein straff zentralisierter Bundesstaat notwendig sei, und dass dieser Grundbedingung alles andere unterzuordnen sei, so war für die Grossdeutschen grundlegende Bedingung, dass der neue Staat das ganze Deutschland, alle Stämme ohne Ausnahme müsse umfassen können, und dass zu diesem Erfordernis die entsprechende Form gefunden werden müsse. Indem man die Deutschen Oesterreichs preisgebe, überantworte man sie den Slaven, die in dieser Monarchie die Mehrheit hätten. Und was für einen Stamm wolle man preisgeben! «Manchmal, wenn in diesem Saale österreichische Abgeordnete sprachen,» sagte Uhland, «und wenn sie gar nicht in meinem Sinne redeten, war mir doch, als ob ich eine Stimme von den Tyrolerbergen vernehme oder das adriatische Meer rauschen höre.» Der Dichter betonte, man solle nicht allein den Verlust an Gebiet und Volkszahl bedenken, nicht allein staatsmännische Gesichtspunkte in Betracht ziehen, sondern sich vorstellen, wie der deutsche Gesichtskreis sich verengen, wieviel ärmer an Kraft des Geistes und Gemütes Deutschland ohne Oesterreich sein werde. Der Ansicht der preussischen Partei, Oesterreich habe vor allem den Beruf, den Osten zu kolonisieren, begegnete er mit den Worten, es möge immerhin eine Laterne des Ostens sein, es habe den höheren Beruf, eine Pulsader im Herzen Deutschlands zu sein.

Es waren hauptsächlich zwei Richtungen, die sich in dem zunehmend erbitterter werdenden Kampfe gegenüberstanden, eine zentralistische und eine föderative, jede einer bestimmten Auffassung vom Charakter und der historischen Aufgabe der Deutschen entsprechend. Die preussische Partei wollte Deutschland zu einer Macht werden lassen, die zwischen den auf Eroberung gestellten, stets sprungbereiten Nachbarn Frankreich und Russland ebenso kraftvoll, ebenso gepanzert dastehe, nicht mehr in Gefahr überfallen und vergewaltigt zu

werden, nicht mehr geneigt, sich verräterisch dem Stärkeren anzuschliessen. Die föderalistische Richtung war aus der Vergangenheit herausgewachsen und durfte sich deshalb wohl als der deutschen Eigenart angemessen betrachten. Ihre Vertreter dachten sich das deutsche Reich als ein Friedensreich in der Mitte Europas, dessen Wehrkraft mehr zur Verteidigung als zum Angriff eingerichtet sei, das aber durch den Charakter gelassener Machtfülle den Frieden des europäischen Staatenvereins verbürge. Einige dachten sich Deutsch-Oesterreich eng mit der Donau-Monarchie, loser mit Deutschland verbunden, andere wollten das gesamte Oesterreich mit Deutschland zu einem Körper verschmelzen. Das letztere wünschten namentlich einige Oesterreicher. Die Vorstellung eines so ungeheuren, damals siebzig Millionen umfassenden Reiches, das sich von Norden über die Alpen bis an das Schwarze Meer senken, bis an die Schwelle Konstantinopels reichen würde, das den Ruhm der Hohenstaufenzeit zu erneuern versprach, hatte etwas wie die Vision eines grossen Kunstwerks Entzückendes. Dem Reich, das seine Glieder nicht in die Schranken der Nationalität einschnüren würde, das jedem seine Sprache und seine Kultur liesse, würden sich die einst abgetrennten, das Elsass, die Schweiz, Holland freiwillig wieder anschliessen. Wie einseitig und dürftig erschien dagegen Kleindeutschland, von dem viele fürchteten, es würde nicht einmal über den Main hinausdringen. Die Kleindeutschen wiederum wiesen den ghibellinischen Traum zurück: es war, als sollte sich die Auflehnung Heinrichs des Löwen gegen den in südliche Ferne schweifenden Barbarossa erneuern.

In Deutschland war es hauptsächlich Radowitz, für den der Gedanke eines mächtigen, aber friedlichen Mitteleuropa mehr als ein Traum war, der ihn ergriff und ausbildete. Er war in dem eigentümlichen Verhältnis, dass er seine Wirksamkeit bewusst Preussen geweiht hatte, dass er dem König von Preussen persönlich ergeben, und dass er Katholik war, erfüllt von dem Ideal eines mittelalterlichen Reichs, das ohne Oesterreich nicht gedacht werden konnte. Alles führte dazu, dass er einen

Staatenbund für die Deutschland angemessene Form halten musste. Sein Plan war, drei ineinandergreifende Kreise zu schaffen, deren engster der deutsche Bundesstaat ohne Oesterreich wäre, deren zweiter den Bundesstaat mit Deutsch-Oesterreich verbände und deren dritter das gesamte Kaiserreich mit den beiden ersten zusammenfasste.

Die Linke hielt zu den Grossdeutschen; da sie aber im allgemeinen nationalistisch und zentralistisch dachte, so hoffte sie auf den Abfall der nichtdeutschen Länder vom Kaiserreich, worauf der Anschluss Deutsch-Oesterreichs an Deutschland von selbst erfolgen würde. Wenn sich Gagern über die Sympathie der Linken für Italien, Ungarn, Böhmen und ihre Absonderungsgelüste wie über Verrat entrüstete, so war die Linke nicht im Unrecht, wenn sie ihm seine Absicht, die Oesterreicher aus Deutschland hinauszudrängen, als undeutsch vorhielt. So reich war aber die Linke an originellen Köpfen und so mannigfaltig der Kreis ihrer Ideen, dass gerade aus ihrer Mitte eine Stimme gegen den Nationalismus sich erhob, der doch zu den Idolen der Zeit gehörte. Der Glaube, es werde das Bedürfnis sich nach Abkunft und Sprache abzuschliessen alle Völker ergreifen und Europa umgestalten, war allgemein, und man neigte dazu, diesen Drang nicht nur für unabwendbar, sondern auch für etwas Erhabenes, Heiliges zu halten. Zu den wenigen, die eine andere Auffassung vertraten, gehörte der Thüringer Julius Fröbel. In seiner Schrift «Wien, Deutschland und Europa», die das österreichische Problem behandelte, nannte er die Doktrin der nationalen Absonderung platt und leugnete, dass der grosse Trieb der Geschichte auf Sonderung abziele; er sei vielmehr auf Verschmelzung gerichtet. Die Bedeutung der Stadt Wien bestehe darin, das vier grosse Rassen, die germanische, romanische, slavische und tatarische dort miteinander in Verschmelzung träten; in dieser Rolle stehe Wien noch eine unabsehbare Entwicklung bevor. Die Eifersucht unter den Nationalitäten, wie sie gegenwärtig bestehe, habe einen vorzugsweise negativen Charakter und gehöre der dynastischen Politik an, die

künftig verschwinden werde. Es sei notwendig, dass ein aus Deutschland, Polen, Ungarn, den südslavischen und wallachischen Ländern zusammengesetzter Staatenbund entstehe, dessen Bundeshauptstadt Wien sei, sonst werde Wien an die russische Grenze kommen. Die kleine Broschüre «Wien, Deutschland und Europa» wurde von schicksalhafter Bedeutung für ihren Verfasser; sie rettete ihm, der mit Robert Blum zusammen als Abgesandter der Linken nach Wien gereist war und auf den Barrikaden gekämpft hatte, das Leben, während sein Gefährte erschossen wurde. Er hatte sie bei sich, als er gefangen genommen wurde, sie geriet in die Hände des Fürsten Windischgrätz, der Wien erobert hatte, und erwarb ihm die Sympathie des als unerbittlich hart verrufenen Feldherrn. Im Parlament fand der Plan des mitteleuropäischen Europa wenig Anklang; er passte ebensowenig zu den Ideen der preussischen Partei, die sich auf den Bundesstaat versteift hatte, wie zu denen der im allgemeinen ganz zentralistischen Linken.

Als nach dem Falle Wiens die Zeichen der Reaktion sich auf allen Seiten mehrten und die Besorgnis zunahm, es möchten alle Früchte der Revolution verlorengehen, wenn das neue Deutschland nicht schleunig unter Dach gebracht würde, verschärfte sich der Streit um Oesterreich. Die Erbkaiserlichen waren überzeugt, die Verfassung sei nur dadurch zu retten, dass es gelinge, Friedrich Wilhelm zum deutschen Kaiser zu machen. Für Gagern war der deutsche Kaiser ein Heiligtum aus der Burschenschaftszeit. Die ehemaligen Burschenschafter seines Kreises erinnerten sich während der Debatte, gleichsam um sich an eine hohe Verpflichtung zu mahnen, an den einst oft wiederholten Vers von Schenkendorf: «Ihr Sterne; seid mir Zeugen — Die ruhig niederschaun — Wenn alle Brüder schweigen — Und falschen Götzen traun — Ich will mein Wort nicht brechen — Und Buben werden gleich — Will predigen und sprechen — Von Kaiser und von Reich.» Wie eine Geisterstimme, rätselhaft unverständlich, ging der Jünglingsschwur durch die Paulskirche. War der Kaiser,

den die kleindeutsche Partei schaffen wollte, der König von Preussen, der «sel'ge Erbe auf entsühntem Thron», der neue Rudolf oder Karl, von dem Schenkendorf geträumt hatte? Friedrich Theodor Vischer, der wie Uhland grossdeutsch dachte, meinte, es sei unlogisch, einen der Teile an die Spitze zu stellen, also zum Ganzen zu machen. Dass ein Fürst Kaiser werden sollte, einer von denen, die das Kaisertum bekämpft, besiegt, ausgerottet hatten, war ein Widerspruch in sich. Würde der mächtigste dieser Fürsten auf einmal verbrennen, was er angebetet hatte und anbeten, was er bisher verbrannte? Die deutsche Geschichte lehrte, dass das Kaisertum verfiel, als aus den Kaisern erbliche Fürsten wurden; wenn man nun einen erblichen Fürsten zum Kaiser machte, konnte man sich einbilden, er würde die uralte Idee erneuern, wonach der Kaiser der Quell des Rechtes und der Freiheit sein sollte? Hatte man eine Revolution gemacht, um einen Fürsten mehr als zuvor zu haben? Viel mehr vom alten Kaisertum hatte trotz des modernen Namens der vom ganzen Volke gewählte Präsident an sich, den Uhland wollte. Dieser allerdings hätte sich nur auf das Volk stützen können, eine neue, unberechenbare, eine revolutionäre Macht; den Erbkaiserlichen kam es darauf an, eine bestehende, legitime Macht zu gewinnen und die konnte ihnen nach ihrer Ueberzeugung nur der König von Preussen zubringen. Den leidenschaftlichen Widerstand der Grossdeutschen, in dem sich die Linke mit den Ultramontanen vereinigte, zu überwinden, war keine Aussicht; da drang in den verzweifelten Kampf wie ein böser Zauberspruch die an das Reichsministerium gerichtete Note des Fürsten Windischgrätz, dass Oesterreich zu einem unteilbaren und unauflöslichen Einheitsstaat erklärt sei, dass Deutschland dies Gesamtreich in den Bund aufzunehmen habe, und dass die Frankfurter Verfassung entsprechend abzuändern sei.

In Oesterreich hatte sich seit der Eroberung Wiens etwas Unerhörtes, ein Wunder begeben. Das alte, der Auflösung nahe Oesterreich, dessen Hauptstadt ein Haufen Studenten und Arbeiter beherrschte, war wieder

auferstanden, kraftvoller und selbstbewusster als je. Es hatte sich gezeigt, dass es doch ein Organ der Einheit in dem scheinbar willkürlich zusammengesetzten Reiche gab, nämlich das Heer mit seinen Führern. Die Radetzky, Windischgrätz, Schwarzenberg empfanden ihre Armee, in der Ungarn, Kroaten, Deutsche, Polen zu einem Körper verschmolzen waren, als Oesterreich; trotz des blödsinnigen Kaisers und seiner Versprechungen und des neugebackenen Reichstags zogen sie das Schwert, unterwarfen sie die Rebellen und legten sie die Besiegten dem Hause Habsburg zu Füssen. Ein achtzehnjähriger Kaiser bestieg den Thron, der, obwohl kühl von Natur und nüchternen Geistes, das mystische Bewusstsein als Erbe seiner Ahnen im Blute hatte, das unantastbare Haupt des unsterblichen Oesterreich zu sein. So jung und unerfahren er war, fand er den Ton, der die Massgebenden an ihn fesselte; er konnte wohl liebenswürdig sein, aber er war nicht gemütlich, sondern immer erhaben, wobei vielleicht eine gewisse Beschränktheit ihm zu Hilfe kam, und er zögerte nicht, selbst diejenigen, die ihm eben den Thron gerettet hatten, schneidende Ungnade fühlen zu lassen, wenn es für die Monarchie nützlich schien.

Dieser Regierung, die Blum erschossen hatte, die gern jede Gelegenheit ergriff, um Verachtung und Hohn über die Ohnmacht des deutschen Parlaments und der Linken insbesondere auszugiessen, stand die grossdeutsche Linke ganz anders gegenüber, als dem in Zersetzung begriffenen, hilflosen Reich und seinen demokratischen Vertretern. Niemand hatte mehr den Mut zu beantragen, dass Deutschland der zentralisierten Monarchie, in der die Slaven das Uebergewicht hatten, sollte angegliedert werden. Zur allgemeinen Ueberraschung stellte Welcker, bisher einer unter den feurigsten Grossdeutschen und obwohl nicht Demokrat, heftiger Gegner des preussischen Kaisertums, den Antrag, das Parlament möge ohne Säumen dem König von Preussen die erbliche Kaiserwürde übertragen; die Bemühungen um Oesterreich wären erschöpft, was Deutschland jetzt von Oesterreich angesonnen werde, sei

unausführbar. Es gelang jedoch nicht, das verblüffte Haus zu überrumpeln; erst ein Handel mit der Linken brachte die nötige Stimmenzahl zusammen. Das absolute Veto, das dem Reichsoberhaupt zugestanden war, wurde durch das suspensive ersetzt und das Versprechen gegeben, die Verfassung, so wie sie jetzt war, als endgültig zu betrachten, keine Abänderung an ihr vornehmen zu lassen. Achtzig Mitglieder der erbkaiserlichen Partei verpflichteten sich durch Unterschrift zu diesen Bedingungen, an ihrer Spitze Heinrich von Gagern. Diese Uebereinkunft kam am 22. März zustande, sechs Tage später wurde mit zweihundertundneunzig Stimmen Friedrich Wilhelm IV. zum erblichen Kaiser der Deutschen gewählt; Zweihundertundachtundvierzig hatten sich der Wahl enthalten. Der Präsident Simson, der die gute Gesellschaft durch die Feinheit seiner Erscheinung und seines Auftretens entzückte, sprach im Anschluss an die Verkündigung des Wahlergebnisses die Verse aus Hermann und Dorothea: Dies ist unser! So lasst uns sagen und so es behaupten. Die preussische Partei triumphierte, sie glaubte, wenn auch nicht ohne Opfer, das Ziel erreicht zu haben, das ihr als das einzig heilbringende für Deutschland vorschwebte.

Macht und Recht

Als im Januar 1849 die Frage des Reichsoberhauptes in der Nationalversammlung aufgeworfen wurde, hielt Dahlmann eine Rede zu Gunsten des preussischen Erbkaisers. Er wolle, sagte er, seine Meinung unbekümmert aussprechen, wenn sie auch auf verschiedenen Seiten sehr missfallen werde. «Ihr dämpfet das Feuer der Anarchie in Deutschland nicht, ihr dämpft dies zerstörende Feuer weder in den kleinen Staaten, noch in den mittleren, noch in den grossen endlich und in den grössten der rein deutschen Staaten als nur auf einem Wege, nur auf dem Wege, dass ihr eine kraftvolle Einheit einsetzt und durch diese Einheit die Bahn für die deutsche Volkskraft eröffnet, die zur Macht führt. Die

Bahn der Macht ist die einzige, die den gärenden Freiheitstrieb befriedigen und sättigen wird, der sich bisher selbst nicht erkannt hat, denn es ist nicht bloss die Freiheit, die er meint, es ist zur grösseren Hälfte die Macht, die ihm bisher versagte, nach der es ihn gelüstet.» Das war ein Hieb, der die Linke treffen sollte. Als der badische Fabrikant Karl Mez in die Nationalversammlung gewählt worden war, richtete er ein offenes Schreiben an seine Wahlmänner, worin er sagte: «Ich hoffe, wir werden Freiheit und Einheit nebeneinander stellen können; wäre dem unglücklicherweise nicht so, dann stünde mir die Freiheit höher als die Einheit.» Diejenigen, die mit dem Stabe patriotischer Leidenschaft den Quell der Revolution aus dem Felsen schlugen, der nun zum Strome geworden war, dachten die Macht mit den grossen Prinzipien des Rechts und der Freiheit, die sich untereinander bekämpfen und die doch alle im menschlichen Geiste wurzeln und gleichen Anspruch auf Verwirklichung haben, zu vereinigen. Diejenigen, welche hauptsächlich das Interesse der unteren, so vielfach gedrückten Klassen vertraten, stellten die Freiheit und das Recht in den Vordergrund; aber auch sie wünschten ein mächtiges Reich, das seinen Angehörigen Schutz und Rückhalt geben könne, das der Kraft und den Idealen des Volkes wirksam Gestalt gebe, wie ja gerade die Demokraten sich für die Schaffung einer deutschen Flotte einsetzten. Karl Mez hatte in einer Statistik die Notiz gelesen, wenn das Geld gesammelt würde, das in Deutschland für den Tabakverbrauch in die Luft verflöge, könne davon die grösste Flotte der Welt erbaut werden. Sofort machte er seinem Freunde Hecker den Vorschlag, dem Rauchen zu entsagen und das dadurch ersparte Geld für die künftige deutsche Flotte zu bestimmen. Beide, obwohl leidenschaftliche Raucher, gaben sich nicht nur das Wort darauf, sondern haben es sogar durch die Wechselfälle eines langen, bewegten Lebens gehalten. Freiligrath dichtete die herrlichen, kriegerisch rauschenden Flottenträume. Es ist begreiflich, wenn die Vertreter des Handels und der Industrie, denen daran lag, dass vorteilhafte Verträge

mit dem Auslande geschlossen und Absatzgebiete eröffnet wurden, wenn sie nur Aktien- und Bankenfreiheit hatten, die Freiheit der übrigen der Macht opferten; aber Dahlmann! Dahlmann, der Apotheker, der die Macht in vielen Kästen und Dosen abgelagert hatte, auf seiner feinen Wage abwog und tütchenweise zwischen König und Volksvertretern und Ministern verteilte, so dass keiner zuviel und keiner zuwenig bekam! Er, der anerkannte Hort der deutschen Freiheit und des deutschen Rechtes, der die deutsche Jugend und die deutschen Bürger, ja sogar die Könige darin unterwies, was auf jeden an Recht und Macht kam, er stiess den Schrei nach Macht aus und gab die Anweisung, wie der Freiheitsdrang durch das Machtgelüsten abzulenken sei. Despoten hatten das Mittel, unzufriedene Völker durch blendende Erfolge in der äussern Politik zum Schweigen zu bringen, von jeher gern geübt; aber seine Empfehlung klang befremdend im Munde eines Abgeordneten, der deshalb beliebt war, weil er den Machtgelüsten eines Königs gegenüber sich auf das Recht gesteift hatte. In den Worten, die er im Januar 1849 aussprach, wurde eine Gesinnung laut, die in Deutschland bisher nicht heimisch gewesen war, die der Deutsche als wesentlich preussisch abgelehnt hatte, indem er sagte, Preussens Herrschaft werde nichts anderes erzeugen als Absolutismus im Innern und Eroberungssucht nach aussen. Auch Heinrich von Gagern hatte stets aus diesem Grunde die Herrschaft Preussens über Deutschland abgelehnt, wenn er auch Preussens Macht für Deutschland gewinnen wollte, als Schutzwehr sowohl gegen das Ausland wie gegen die unteren Klassen; aber sie dachten sich alle diese Macht im Dienste stehend freiheitliebender, das Recht heilig haltender Preussen.

Kurze Zeit nach Dahlmanns Rede erhob sich eine Stimme in den «Grenzboten» zur Frage des preussischen Erbkaisertums. «Ich nehme mir die Freiheit, dass ich ein guter Preusse bin; ich bin zuerst preussisch und hernach alles übrige... Wir Preussen haben als Volk soviel Selbstgefühl und politische Einsicht, dass wir

weder für unseren Fürsten die Ehre eines altfränkischen Titels brauchen, noch die Ansicht hegen, dass aus einer Verbindung mit den anderen Bruderstämmen die nächsten und grössten Vorteile uns zufliessen werden... Die kleinen deutschen Staaten führen in unseren Augen — das soll hier endlich geradeheraus gesagt sein — nur ein Scheinleben, sie sind in Wahrheit gar keine Staaten mehr, sie waren auch bis jetzt nur eine Lüge... Wenn den Preussen die Ueberzeugung kommt, dass es in den alten Grenzen, in den alten Verhältnissen nicht weiter geht, das die Kraft, welche wir in uns fühlen, grössere Räume, freie Bewegung braucht, dann werden wir mit Güte oder Gewalt nehmen, was wir brauchen, um ein ganzer, runder und in sich abgeschlossener Staat zu werden, und die Gegner einer Vereinigung mit uns werden wir zwingen, sich mit uns zu verbinden, soweit es *uns* vorteilhaft erscheinen wird.» Die Preussen seien bereit, ihren Namen hinzugeben, um mit den Deutschen Deutsche zu werden, was diese allein nie durchsetzen würden. Sollten die Deutschen es aber verschmähen, mit den Preussen ein neues Deutschland zu schaffen, «so bauen wir es allein... und das neue Deutschland wird dann den Namen Preussen führen.»

Das waren Trompetenstösse, die den preussischen Staatsmann ankündigten, der Deutschland schaffen sollte, die beherrschende Figur der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, Bismarck; es war eine schneidende Antwort auf die Herausforderungen, die von deutscher Seite nach Preussen gedrungen waren. Auch ihnen hatte Dahlmann besonders scharfen Ausdruck gegeben, wie er denn später gesagt hat, er habe für Preussen gestimmt, weil Preussen der grösste Fetzen des protestantischen Deutschland sei, und er habe an das Beste Deutschlands, nicht an Preussen dabei gedacht, was ihm auch die eingefleischten Preussen so wenig verziehen, wie er darnach frage, ob sie es täten. Aehnlich hatte Gagern unverhohlen ausgesprochen, dass er Preussen nicht liebe, dass er aber erwarte, es werde in Deutschland aufgehen, weil Deutschland es brauche. Vom preussischen Standpunkt aus war das eine Ueber-

hebung der Schwächeren; man hielt es dort für an der Zeit, sie an das Recht der Stärkeren zu erinnern. Der heilige Wolfgang zwang den Teufel, ihm Steine zum Bau der Kapelle herbeizutragen, und der heilige Gallus den Bären, ihm zu dienen; würden aber die deutschen Idealisten so viel Gewalt über die im Kommando geübten Preussen haben? Es ist gefährlich, einem Mächtigen immer seine Macht und zugleich seine Unliebenswürdigkeit und Ideenlosigkeit vorzuhalten. Ob Preussen in Deutschland aufgehen könne, selbst wenn es wollte, das war eine Frage; aber sicher war, dass Preussen Deutschland verschlingen konnte. Hätte einst das kleinstaatliche, geschwächte, uneinige Griechenland über Rom herrschen können? Kann in der Welt überhaupt etwas herrschen ausser Macht und etwas bestehen neben Macht? Sind Freiheit und Recht etwas anderes als Waffen, mit denen die Ohnmacht sich zur Macht emporkämpft? Lammfelle, in denen sich die Wölfe verstecken, solange sie in der Minderzahl sind?

Stüve

Im Sturme des Jahres 1848 klammerten sich alle Fürsten an ihre tatkräftigsten Gegner aus den verflossenen Jahrzehnten, um sich durch sie zu decken: in Hannover wurde Stüve Minister. Das bedeutete für ihn eine Genugtuung, aber keinen Sieg in der Sache; denn der Täuschung, als werde durch die Revolution etwas von dem erreicht werden, was er wünschte, gab er sich nicht hin. Das Ausrufen von Schlagworten, die Anbetung von Idolen, deren Wesen und Macht eigentlich niemand kannte, wie Parlamentarismus, Konstitutionalismus, Volkssouveränität, Einkammersystem, hatte seit 1830 stark zugenommen, gerade das, was ihm zuwider war. Man erwartete Heilung aller Uebel von diesen Begriffen, während er in den Begriffen überhaupt ein Uebel sah. Er hatte inzwischen seine Erfahrungen vertieft, er hatte eine Revolution, eine grosse Welle der Hoffnung, mitgemacht und gesehen, was für Ergebnisse

daraus erzielt waren. «Die Erfolglosigkeit des Jahres 1830» schrieb er, «muss dem Umstande zugeschrieben werden, dass ein Stand sich solche aneignete. Das ist in Frankreich der Stand der grossen Kapitalisten, in Deutschland das mit demselben mehrfach gleichgestellte Staatsdienertum». An die Gefahr, dass auch in Deutschland Industrie und Kapitalismus einseitig die errungene Freiheit ausnutzen werden, scheint er weniger gedacht zu haben, vielleicht weil beides in Hannover noch sehr unentwickelt war. Seine Beanstandung galt hauptsächlich dem Beamtentum, das die ihm zugefallene Macht nicht zum Besten des Volkes anwende, sondern die Beute verräterisch den Junkern ausgeliefert habe. Es müsse also gegen die Staatsdiener gekämpft und die Verwaltung in dem Sinne geändert werden, dass das Ständewesen und das Gemeindewesen gehoben werde. Er war auf diesem Gebiet so erfahren, so vorsorglich, dass er vorschlug, die Landgemeinden nicht anzutasten, da jeder Versuch neuer Organisation nur zu vermehrter Unterjochung führen werde; in den Städten müsse notwendigerweise den Uebergriffen der Regierung Einhalt getan werden. Alles was geschehen müsse, sagte er, müsse sofort geschehen, ohne dass neue Gesetze beraten und Organisationen gemacht würden, denn damit würde alles hinausgeschoben und schliesslich nichts gemacht werden. Es kam ihm darauf an, dass das Notwendige schnell gemacht werde; darum erfüllte ihn die Frankfurter Versammlung, wo in langen Reden über die Grundrechte beraten wurde, mit Misstrauen und Schrecken. In den alten Demokratien, sagte er, sei nur selten geredet, im allgemeinen sofort abgestimmt worden. Das Machen von Verfassungen war ihm, dem Freunde des Gewachsenen, Gewordenen, überhaupt ein Greuel, vollends das Aufstellen von Grundrechten, die für ganz Deutschland gelten sollten, dem Lande der Länder, die so verschieden im Charakter und in den Bedürfnissen waren. Sein Freund, der Advokat Detmold, der in Frankfurt Abgeordneter war und ihn von allem, was dort vorging, unterrichtete, schrieb ihm, man wolle in Frankfurt alles und alles fertig machen, wie wenn

morgen der jüngste Tag käme. Auch Einheit, fand Stüve, lasse sich nicht machen und vorschreiben, sie sei etwas Unwahres und Unsicheres, wenn sie nicht auf Einigkeit sich gründe. Als die Idee des preussischen Kaisertums auftauchte, stellte er sich vollends feindselig zu Frankfurt und zu Gagern, ihrem eifrigsten Vertreter. Auch Stüve war Burschenschafter gewesen und seine Vorliebe für Kaiser und Reich war klarer und bestimmter, als bei den meisten, weil er aus einer Stadt stammte, die stets Schutz beim Kaiser gegen die Fürstbischöfe gesucht und in der sich di mittelalterliche Tradition lange erhalten hatte; aber gerade, weil er die Geschichte kannte, und weil er mitten im praktischen öffentlichen Leben stand, sah er auch klar, dass die Richtung der Gegenwart von dem monarchisch-republikanischen, aristokratisch-demokratischen alten Reich weit ab führte, dass dem neuen Kaiser die Aufgabe des alten, die Schwächeren gegen die Uebergriffe der Stärkeren zu schützen, nicht zufallen werde. Auch er hatte früher, wie die anderen, gemeint, nur Preussen könne die Grundlage des erneuerten Deutschland sein; aber immer mehr sah er in Preussen nicht die Deutschland einigende, sondern die Deutschland vergewaltigende Macht. Er war durch sein politisches Wirken allmählich zum Hannoveraner geworden und teilte unwillkürlich die Erbeifersucht Hannovers auf Preussen; man hatte hier nicht vergessen, dass Preussen sich von Napoleon Hannover hatte schenken lassen, man hatte mitangesehen, wie es Teile von Sachsen an sich gerissen hatte. Preussische Herrschaft zu ertragen, war für Hannover wie für Osnabrück eine unerträgliche Vorstellung. Die freiheitliebenden und zugleich konservativen, humorvollen, gemächlichen, breit und bequem dahinlebenden Niedersachsen waren sich ihrer Unterschiedenheit von den Rheinländern sowohl wie von den Berlinern, von der Art, die man als preussisch zu bezeichnen pflegte, sehr bewusst. Sich der Täuschung hinzugeben, wie Gagern tat, Preussen werde in Deutschland aufgehen, war ihm unmöglich. Stüve lehnte die monarchische Spitze ab; wie Uhland, fand er sie nicht

durch den Charakter des Reiches bedingt. Sein Wunsch war, dass man als Vorbild für Deutschland weder Frankreich noch England, sondern die Schweiz, Holland, die Vereinigten Staaten von Amerika wähle.

Wenn Stüve sowohl dem preussischen wie dem österreichischen Kaisertum sich widersetzte, so war ihm das Ideal der Linken, die eine und unteilbare Republik, doch noch unleidlicher. Wie gering er auch die Fürsten im allgemeinen einschätzte, er war doch überzeugt, dass sie die Träger der Stammeseigentümlichkeit wären, und dass, wenn sie fielen, die zentralisierte Republik unausbleiblich sein werde. Es war für ihn unbeschreiblich bitter, zwischen dem Ergebnis des Frankfurter Parlaments und der Rückkehr zu der alten, fluchbeladenen Jämmerlichkeit des Bundes wählen zu müssen. Einige Punkte machten ihm die Annahme der Frankfurter Grundrechte unmöglich: die Freizügigkeit, die mit der seinen Ansichten ganz widerstrebenden Gewerbefreiheit zusammenfiel, die Teilung der Bauerngüter, von der er glaubte, dass sie den Bauernstand zugrunderichten werde, die Trennung von Schule und Kirche. Der Staat müsse seiner Meinung nach das Recht behalten, zu verlangen, dass jeder Bürger irgend eine Religion bekenne, dass jedes Kind in irgend einem religiösen Bekenntnis erzogen werde; Bekenntnissen ferner, die den Sitten und Gesetzen zuwiderliefen, die Zustimmung zu versagen. Er meinte, dass der materiellen Richtung der Zeit, der Unnatur der industriellen Verhältnisse, der Ueberlastung der unteren Klassen nur durch Religion ein Gegengewicht gegeben werden könne. Wenn er sich aus diesem Grunde zur unbedingten Annahme der Grundrechte nicht entschliessen konnte, erklärte er sich doch bereit, sie zu publizieren und ins Leben zu führen, soweit sie der Verfassung und dem Wohle des Landes anzupassen wären.

Weder mit Radowitz, noch mit Bunsen, noch mit Gagern konnte er sich verständigen. Die Neigung zum Föderativsystem hätte ihn mit Radowitz verbinden können, aber sein Preussentum schied sie; auch seine Persönlichkeit, seine Vielseitigkeit und Redegewandtheit

mag den bäuerlich schweren Osnabrücker fremdartig berührt haben. Mit Gagern wusste er erst recht nichts anzufangen, er erschien ihm verschwommen, oberflächlich, hohl. Da vertrug er sich noch besser mit seinem König Ernst August, wenn er ihn auch sachlich bekämpfte; denn dieser verbohrte Engländer verstand sich doch auf die Regierungsgeschäfte und handhabte sein Recht, das freilich Unrecht war, mit Umsicht und Beharrlichkeit. In den Augen der liberalen wie der demokratischen, wie der royalistischen Staatsmänner war der hannoversche Minister ein Bauer und Partikularist, zu schwerfällig, zu eigensinnig, zu selbstsüchtig, um die grossen Ideen der Zeit zu ergreifen. Man wusste, dass er anfänglich von den Eisenbahnen nichts hatte wissen wollen, und das gab ihm ein bestimmtes Gepräge des Unmodernen, wenn er auch später ihre Einführung in Hannover unterstützt hatte.

Sicherlich ist es gut, dass es Menschen gibt, die das Unerprobte wagen, die sich kühn einem unbekannten Element vertrauen, der Sterne gewiss, die sie lenken, den Untergang nicht fürchtend, die ohne Kenntnis der Vergangenheit über die Trümmer einst heiliger Altäre hinweg den Boden für neue Lebensentwicklungen bereiten. Das Alte kann gut sein und dennoch einem neuen Geschlecht nicht mehr passen; das Neue kann ungewohnt, hart und dem entgegengesetzt sein, was bisher als verehrungswürdig galt, und es kann doch das sein, dem aus entscheidenden Gründen ein Volk entgegendrängt. Stüve gehörte nicht zu den Abenteurern der Politik und am allerwenigsten zu den gläubigen Anhängern von Theorien. Er zog seine Kräfte und seine Urteile aus dem Boden der Heimat, aus der engen Welt, in der er zu Hause war, die er beherrschen und durchwirken konnte. Gelegentlich machte er über Geschichtschreibung die Bemerkung, seit man Universalgeschichte schreibe, schaffe man entweder Dichtwerke, die sehr schön sein könnten, oder denn Werke eines vagen, unbestimmten, allgemeinen Charakters. Er selbst ging in seinen historischen Schriften von irgend einem Punkt der osnabrückischen Geschichte aus, die

er durch und durch kannte, griff davon in weitere Kreise über, die dazu Beziehung hatten, und gelangte so zur Geschichte des Reichs oder des Auslandes. Auf diese Art strömte in seine Darstellung das Blut persönlicher Erfahrung, persönlichen Liebens und Hassens. So verlor er auch in der Frage der Einigung Deutschlands die Interessen seiner Heimat Osnabrück und seiner weiteren Heimat Hannover nicht aus dem Auge.

Radowitz und der König

Fast noch einsamer im Parlament als Uhland war Radowitz, wenn auch in anderer Art. Auch ihn betrachteten viele als unpraktischen Romantiker, aber, wie man sich auch zu ihm stellen mochte, er war doch ein Staatsmann und einer, der Einfluss auf den König von Preussen hatte. Weil er insofern nützlich oder gefährlich werden konnte, war die Aufmerksamkeit, die man ihm zuwendete, durch politische Leidenschaft gefärbt, und zwar überwiegend im Sinne der Abneigung. Sie war am stärksten auf der Seite der monarchisch-junkerlichen Partei und ganz besonders auf der Seite des frommen Gerlachschen Kreises in deren Augen er ein Verräter war, seit er dem Könige riet, ehrlich auf dem Wege der Verfassung vorzugehen. Der König, sagte er, habe eine freieste Konstitution und die Regeneration Deutschlands zugesagt, das seien Tatsachen, die der Geschichte und dem Recht angehörten; beide Zusagen müssten erfüllt werden, und zwar streng nach dem Sinn, in welchem sie gefordert und vom Könige zugestanden wären, das erfordere das Gewissen und die Ehre, das gebiete die Notwendigkeit. Dieser Standpunkt war den Gerlachs unfassbar, ebenso Radowitzens Rat, der König möge sich des sogenannten Proletariats annehmen. «Die Vorschläge gingen sogar bis zur kommunistischen Progressivsteuer, die er eigens empfahl.» Radowitz seinerseits fand keine Partei so verwerflich wie die Ultras, die dem König von Dänemark den Sieg über Schleswig-Holstein wünschten; er lobte die Haltung der Demo-

kraten im Gegensatz dazu. Ueberhaupt waren gewisse Punkte der Verständigung zwischen ihm und den Demokraten vorhanden. Heinrich Simon hatte sich einmal in der Via Mala mit einem zufällig getroffenen Reisegefährten so gut unterhalten, dass er nachforschte, wer es gewesen sein könne; zu seiner Ueberraschung kam heraus, dass es Radowitz gewesen war. Er nannte ihn einen geistvollen Mann mit dem Aplomb eines preussischen Militärs; nichts was er gesagt habe, sei ohne Kern und Geist gewesen. Zehntausendmal lieber sei ihm ein solcher Mann mit Ideen, die den seinigen diametral entgegengesetzt wären, als einer, der ohne feste Prinzipien nach augenblicklichen Einflüssen hin und her schwanke. Aehnlich sagte Radowitz, dass es in politischen Dingen hauptsächlich auf Ehrlichkeit und Wahrheit ankomme, und dass er auch den Träger eines Irrtums als einen seiner Seele nicht feindlich Gegenüberstehenden betrachten könne, wenn er aus Ueberzeugung handle. Irgend ein Zusammengehen mit der Linken war ihm aber durch ihre Neigung zur Republik unmöglich gemacht und noch mehr durch die Abneigung und Ehrfurchtlosigkeit gegen Kirche und Religion, die viele von ihnen zur Schau trugen. Aber auch die Katholiken, die man als seine natürlichen Verbündeten hätte betrachten können, standen ihm durchaus nicht ohne Vorbehalte gegenüber. Seine nächsten Freunde, seine Frau, die er liebte und bewunderte, waren gläubige Protestanten; er hatte eingesehen, dass es auch in dieser Kirche wahre Christen und Kinder Gottes gebe und hätte nie einen Versuch gemacht, sie zu bekehren. Ueberhaupt, wenn er auch alle Dinge im Lichte seines Glaubens sah, hatte er doch zu viel Ehrfurcht vor der Unermesslichkeit und Mannigfaltigkeit der Welt, um alle Dinge unter einen Model zwingen zu wollen. Er würde nie etwas gegen die Gebote der Kirche getan haben, und in allen kirchlichen Fragen ging er immer in Uebereinstimmung mit den Katholiken vor; sich aber sonst den Leitsätzen einer Partei zu unterwerfen, dazu war er zu sehr seine eigenen Lebens- und Gedankenwege gegangen. Die Geistlichen, die sich als Abgeordnete in der Paulskirche befanden,

waren zum Teil beschränkt, ihr Wesen hatte oft das Massive von Leuten, die bei geringer Bildung eine beherrschende Stellung unter dem niederen Volke innehaben; Kettelers, des Erzbischofs von Mainz, bedeutende Persönlichkeit trat damals noch nicht in ihrer eigentümlichen Kraft hervor. Die Kirche war der einzige Masstab, den sie an die vielen verschiedenen Geschäfte anlegten, die in der Nationalversammlung erledigt werden sollten. In Radowitz, der jede Sache nach ihren eigenen Bedingungen wertete, witterten sie etwas ihrer Art Fremdes, sogar Entgegengesetztes, was sich besonders in seiner Anhänglichkeit an Preussen geltend machte. Niemand konnte sich trotzdem dem Eindruck seiner Persönlichkeit entziehen. Er sprach nur selten, dann aber sachlich und erschöpfend, so dass er alle Parteien fesselte.

Nachdem Radowitz sich für die konstitutionelle Monarchie entschieden hatte, ergab sich von selbst eine weitgehende Uebereinstimmung mit der preussischen Partei, besonders mit Gagern bahnten sich gute Beziehungen an. Beiden war es Bedürfnis des Herzens, ein einiges Deutschland zu schaffen, beide strebten die Vereinbarung mit den Fürsten an, beide hatten ähnliche Gedanken in Bezug auf Oesterreich, hofften auf eine völkerrechtliche Union mit dem gesamten Kaiserreich, nur dass Radowitz diesen wie alle seine Pläne sorgsamer durchdacht und befestigt hatte. In seinen Grundanschauungen allerdings, die sich gleich geblieben waren, sowie in seinem Wesen und Charakter, war Radowitz sehr von Gagern verschieden. Obwohl er in der sozialen Frage mehr mit der Linken als mit irgend einer andern Partei übereinstimmte, hatte er nie paktiert; er war nicht wie Gagern durch seine Vergangenheit mit ihr verbunden und stand ihr deshalb unanfechtbarer gegenüber; Gagern wurde am meisten von der äussersten Linken, Radowitz von der äussersten Rechten gehasst. Mit den Vertretern der Industrie und der Banken, die Gagern nahestanden, hatte Radowitz gar keine Fühlung.

Die Aufgabe, die sich Gagern gestellt hatte, die Wahl des Königs von Preussen zum Kaiser der Deut-

schen in der Nationalversammlung durchzusetzen, war schwer, viel schwerer aber noch die, die naturgemäss Radowitz zufiel, den König zur Annahme der Wahl und der Verfassung zu bewegen.

Durch die Revolution war Friedrich Wilhelm in ein Gestrüpp von Widersprüchen gestürzt, aus denen der von Natur schon in sich so Widerspruchsvolle sich nicht mehr herausarbeiten konnte. Sein Stolz litt es nicht, dass es erschien, als habe er unter Zwang gestanden; deshalb gab er vor, es sei längst seine freie, eigene Absicht gewesen, sich an die Spitze Deutschlands zu stellen und seinem Volk eine Verfassung zu geben; aber tatsächlich wollte er absoluter König von Preussen bleiben und Kaiser von Deutschland höchstens dann werden, wenn Oesterreich, Russland und alle deutschen Fürsten ihn darum bäten. Seine Proklamation und der fabelhafte Umritt vom 21. März waren in ganz Deutschland mit Hohn und Spott beantwortet worden, sofort stellte er das so feierlich Verheissene beiseite. Er konnte nur leben, wenn er sich auf allen Seiten gedeckt und gesichert fühlte. Am 25. März hielt er in Potsdam eine Ansprache an das Offizierkorps, in der er zwar das Verhalten der Truppen rühmte, aber auch das der Berliner. Seine Person, sagte er, sei niemals sicherer gewesen als im Schutze der Bürger. Nach einem anderen Bericht soll er sogar gesagt haben, es herrsche ein ausgezeichneter Geist in der Bürgerschaft und er wünsche, dass das Offizierkorps den Geist der Zeit ebenso erfasse, wie es ihn erfasst habe. Am 31. März sagte er zu einer Deputation, das Volk von Berlin habe sich so edel und hochherzig gegen ihn benommen, wie das vielleicht in keiner anderen grossen Stadt der Welt möglich gewesen wäre; am Tage vorher hatte er dem Minister Camphausen aus Potsdam geschrieben, er werde nicht nach Berlin zurückkehren, bis es von den Klubbisten und dem Mordgesindel gereinigt sei. Er hatte sich eine Theorie zurechtgemacht, wonach ein ausländisches Gesindel von Polen, Juden und Süddeutschen die Berliner Revolution gemacht hätten. An Bunsen schrieb er am 13. Mai, die Mannschaft seines göttlichen

ersten Garde-Bataillons habe in der Königstrasse einen reichen Mannheimer Kaufherrn getötet, nachdem sie ihm erst das Leben geschenkt und er sie rücklings mit der Axt wieder angefallen habe. So sahen die Bassermann und Mathy in der Vorstellung des Königs aus. Diese hatten nichts dagegen, wenn er die Berliner Revolution als teuflischen Unrat verdammte; aber sie hofften doch, dass er für die nationalen Bestrebungen der preussischen Partei in Frankfurt Verständnis haben werde. Man wusste, dass er grossdeutsch dachte, dass er die Vorstellung liebte, der Kaiser von Oesterreich werde als deutscher Kaiser Inhaber der höchsten Ehre, er selbst als von ihm belehnter Reichserzfeldherr Inhaber der höchsten Gewalt sein. Solche Gedanken lagen den Kleindeutschen so fern, dass sie wie über eine Marotte darüber hinwegsehen zu können glaubten. Sie ahnten nicht, was Friedrich Wilhelm im Dezember an Radowitz schrieb: «Jeder teutsche Edelmann, der ein Kreutz oder einen Strick im Wappen führt, ist hundert mal zu gut dazu, um solch Diadem aus Dreck und Letten der Revolution, des Treubruchs und des Hochverrats geknetet, anzunehmen. Die alte, legitime, seit 1806 ruhende Krone teutscher Nation, das Diadem von Gottes Gnaden, das den, der es trägt, zur höchsten Obrigkeit Teutschlands macht, der man Gehorsam schuldet um des Gewissens willen, die *kann* man annehmen, *wenn* man in sich die Kraft dazu fühlt und die *angeborenen* Pflichten es zulassen. *Die* Krone aber vergibt keiner als Kayser Franz Joseph, *ich* und unseres Gleichen und Wehe dem! der es ohne uns versucht und Wehe dem! der sie annimmt, wenn ihr Preis: der Verlust eines Drittels von Teutschland und der edelsten Stämme unseres teutschen Volkes ist.»

Es konnte Radowitz wohl bange werden, wenn er die Zuversicht der erbkaiserlichen Partei mit den Ansichten des Königs und seiner versteckten Rachsucht verglich. Allerdings gab es auch Wünsche und Strebungen in ihm, die die Aussicht offen liessen, er werde die Krone doch nicht ausschlagen, wenn sie ihm tatsächlich angeboten werde. Sein Ehrgeiz war unbegrenzt,

und man konnte zweifeln, ob er nicht grösser sei als seine innere Unsicherheit und seine Furcht vor Oesterreich und Russland. Es gelang, ihm einige Kundgebungen zu entreissen, die als ein Eingehen auf die Wünsche der erbkaiserlichen Partei gedeutet werden konnten. Allerdings setzte Camphausen nicht durch, dass die Grundgesetze in Preussen proklamiert wurden, wofür er war, obwohl er, als eine konservative Natur und als Preusse, die Nationalversammlung nicht durchaus billigte. Camphausens vornehme Ruhe und Sicherheit imponierten dem Könige wohl; aber er vergass doch nicht, dass der ihm aufgedrungene Minister ein rebellischer Untertan gewesen war, und dass er weder Kreuz noch Strick im Wappen führte. Dagegen bildete sich eine Beziehung gegenseitiger Verehrung und zarter Huldigung zwischen Camphausen und der Frau des Thronfolgers, der Prinzessin Augusta von Weimar, die, der Tradition ihres Hauses getreu, deutschgesinnt und verfassungfreundlich war und ihren Mann um so eher beeinflussen konnte, als sie klüger als er war. Ihr Wunsch, ihren Mann und später ihren Sohn als Kaiser von Deutschland zu sehen, bestärkte den Minister in geeigneter Bearbeitung des Königs; in grosser Erregung wartete man in diesem Kreise, wie die Entschliessung des absonderlichen Herrn ausfallen werde.

Etwa gleichzeitig wie an Radowitz, schrieb der König an Bunsen: «Die Krone, die ein Hohenzoller nehmen dürfte, wenn die Umstände es möglich machen könnten, ist keine, die eine, wenn auch mit fürstlicher Zustimmung eingesetzte, aber in die revolutionäre Saat geschossene Versammlung macht... sondern eine, die den Stempel Gottes trägt... Die Krone, die die Ottonen, die Hohenstaufen, die Habsburger getragen, kann natürlich ein Hohenzoller tragen, sie ehrt ihn überschwänglich mit tausendjährigem Glanze. *Die* aber, die Sie — leider meinen, verunehrt überschwänglich mit ihrem Ludergeruch der Revolution von 1848, der albernsten, dümmsten, schlechtesten — wenn auch gottlob, nicht bösesten dieses Jahrhunderts. Einen solchen imaginären Reif aus Dreck und Letten gebacken, soll ein legitimer

König von Gottes Gnaden und nun gar der König von Preussen sich geben lassen, der den Segen hat, wenn auch nicht die älteste, doch die edelste Krone, die niemand gestohlen worden ist, zu tragen.» Man sollte meinen, der König habe sich seinen Freunden gegenüber unmissverständlich ausgedrückt; aber da Logik und Folgerichtigkeit nicht seine Sache war, hatten sie sich gewöhnt, seine Aeusserungen als Schaupfennige und Spielmarken, nicht als bare Münze hinzunehmen.

Voll freudiger Zuversicht, wie er immer war, kam Bunsen im Januar 1849 nach Berlin; aber sie wich bald tiefer Niedergeschlagenheit. Er fand den König umgeben von Ratgebern, die der äussersten Rechten angehörten, die ihn in seiner Abneigung gegen alles, was von Frankfurt kam, bestärkten, ihm den übelsten Klatsch über die Versammlung zutrugen. Von Radowitz erfuhr er, dass er auf die, welche er Freunde nannte, denen er sein Herz auszuschütten liebte, die er umarmte und küsste, die er zu sich beschied, um ihre Meinung zu vernehmen, nicht hörte, vielmehr auf solche, die diesen Freunden entgegenwirkten und sie verleumdeten, die ihn, Bunsen, als Liberalen und Emporkömmling, als «Mann von hirnverbrannten, sinnenzerrüttenden Vorschlägen und Plänen» hassten und verachteten. In Frankfurt, wohin Bunsen sich begab, loderte die niedergebogene Flamme seiner Begeisterung wieder hoch auf: der «ewig junge Arndt, der hohe Gagern, der edle Beckerath, der treffliche Bassermann» entzückten ihn, und er tröstete sich des festen Glaubens, dass das hier angefangene Werk durch keine Macht der Erde zerstört werden könne, es war ihm zu Mute, als sei er aus der Fremde in die eigentliche Heimat gelangt, ein Bürger unter Bürgern, ein Deutscher unter Deutschen, während er in der Wilhelmstrasse in Berlin ein Ausländer und Eindringling war. Als er am 31. März 1849, wieder in England, erfuhr, dass die Wahl in Frankfurt erfolgt war, riet er dem Könige dringend zur Annahme. Deutschland könne hinfort nur, schrieb er, die Argumente der erbkaiserlichen Partei wiederholend, als Bundesstaat neben dem österreichischen Gesamtstaat bestehen unter einem erblichen Oberhaupte.

Friedrich Wilhelm habe zu wählen zwischen der hohen Stellung, die ihm angeboten sei, und kümmerlicher Abhängigkeit von Russland und Oesterreich. Der König antwortete unter dem Geläut der Osterglocken, wie er nicht unterliess, zu bemerken, er sei zu dem traurigen Schluss gekommen, dass er sich mit dem alten Freunde nicht mehr verständigen werde. «Sie sind von den Eindrücken der Revolution von 1848 überwältigt. Sie haben dem scheusslichen Bastard von Mensch und Teufel einen ehrlichen Namen ‚Teutschland' gegeben. Ich hingegen habe vom 18. bis 19. März 1848 bis heut nichts darin erkannt, als den Abfall von Gott.» Ihm sich widersetzen, bedeutete Gott verlassen; er nahm keinen Anstand, das auszusprechen, da er sich als die von Gott eingesetzte Obrigkeit ansah Der Sinn seines Bescheides an die «geradezu unqualifiable Deputation der Paulskirche» sei: «Ich kann euch weder ja noch nein antworten. Man nimmt nur an und schlägt nur aus eine Sache, die gebothen werden kann — und ihr da habt gar nichts zu biethen: Das mach ich mit meines Gleichen ab; jedoch zum Abschied die Wahrheit: Gegen Demokraten helfen nur Soldaten. Adieu!»

Die Abgeordneten der Nation reisten am 30. März ziemlich hoffnungsvoll ab; sie waren sich bewusst, dass der König sie nicht liebte, wie sie ihn nicht liebten, aber doch weit entfernt, zu ahnen, dass er, dem sie die schwer erkämpfte Krone überbrachten, dieselbe für Dreck und sie selbst für infame Wühler und Gotteslästerer ansah. Sie reisten langsam, damit die jubelnden Empfänge, auf die sie rechneten, den König in Stimmung brächten; wenn auch nicht am Rhein, so gab es doch befriedigende in den norddeutschen Städten. Der König empfing die Frankfurter Herren im Thronsaal, den Helm unter dem Arme, umgeben von den Prinzen seines Hauses und den Ministern; es war wohl nicht der Bartholomäusdom, aber es war doch ein Augenblick, der ihm Genugtuung gab für den 18. März und allen Schimpf, den er seitdem wie einer, der am Pranger steht, hatte leiden müssen. Mit klaren Worten den Abgeordneten die Krone vor die Füsse zu werfen, das gewann er aber doch nicht über

sich; in einem Winkel seiner Seele gereute es ihn vielleicht, die Vision von Macht und Ruhm, die an ihm vorüberstrich, nicht zu ergreifen, und er wollte der Möglichkeit einer unvorhergesehenen Wendung noch Raum lassen. Er sei bereit, sagte er, durch die Tat zu beweisen, dass die Männer sich nicht geirrt hätten, die auf seine Liebe zum gemeinsamen Vaterlande gerechnet hätten; aber er könne es nicht tun ohne Einverständnis der Fürsten und freien Städte, und ohne dass mit allen Regierungen zusammen geprüft wäre, ob die Verfassung ihn in den Stand setze, die Geschicke Deutschlands zu leiten. Diese Bedingungen, die so unerfüllbar schienen, wie die Aufgaben, die böse Königinnen und Stiefmütter in Märchen den erwählten Glückskindern stellen, waren zum Teil schon erfüllt, indem neunundzwanzig Regierungen, freiwillig oder gezwungen durch das Drängen des Volkes, sich bereits der Verfassung angeschlossen hatten, und obwohl die erbkaiserliche Partei sich verpflichtet hatte, die Verfassung unverändert zu erhalten, stellte sie doch in Aussicht, dass sie eine Revision in der Versammlung durchbringen werde.

In der zweiten Kammer des Landtages, der vor einigen Wochen in Berlin zusammengetreten war, erregte die ablehnende Antwort des Königs grosse Bestürzung, und man dachte daran, durch eine Adresse ihn doch noch zur Annahme zu bewegen. Da trat, es war am 5. April, zwei Tage nach der unglücklichen Audienz, Waldeck, der Führer der äussersten Linken, zu einer grossen Rede, der sogenannten Gründonnerstagsrede auf. Zuerst stellte er den Antrag, «in Erwägung, dass die Einheit der deutschen Stämme nur einen Wert hat, wenn zugleich die in der Revolution erkämpfte Freiheit zur vollen Geltung gelangt, dass eine solche deutsche Einheit bei der freiheitsfeindlichen Politik, welche das gegenwärtige Ministerium seither befolgt hat, durchaus nicht zu erwarten steht, dass endlich unter diesen Umständen eine neue Adresse an die Krone keinen günstigeren Erfolg verspricht als die früher beschlossene» zur Tagesordnung überzugehen. Dann setzte er die Unvereinbarkeit der berechtigten Freiheitsansprüche des Volkes mit der

Gesinnung der Regierungen auseinander. «Das Volk,» sagte er, «will erlöst sein von dem grauenhaften Druck der Bürokratie, der auf ihm lastet; es will seine eigenen Angelegenheiten selbst regieren; es will in der Gemeindeverwaltung zur Selbständigkeit gelangen, die seine Mündigkeit fordert; es verabscheut den Druck auf Schrift, Rede und Versammlung, und es ist ihm ganz gleichgültig, ob derselbe ausgeübt wird durch Karlsbader Beschlüsse, Gesetze, Belagerungszustand oder durch oktroyierte Verfassung.» Er sprach von dem Volksheer, das gern aufstehe gegen auswärtige Feinde, aber nicht Schergendienste für die Gewalt tun wolle, die auf Grund blinden Gehorsams alles von ihm verlangen zu können sich einbilde; von dem Volkskaiser, der seine Macht nicht auf diplomatische Noten und eine kleine Majorität, sondern auf Millionen deutscher Herzen gründen werde. «Was aber hat das Ministerium für eine Vorstellung von dem deutschen Kaiser? Es will eine Kraft, einen starken Arm, zuerst nach innen und dann nach aussen. Diese Kraft, diesen starken Arm nach innen, den kennen wir; das ist der Arm, der die Volksvertreter verjagt, der sich wie ein bleiernes Gewicht auf die Presse legt, der nicht duldet, dass die Volksvertreter ihren Wahlmännern Rede stehen. Unter diesem Arme seufzen wir, und glauben Sie, andern Ländern einen Dienst zu tun, wenn sie diesen Arm auch darüber verbreiten?» Das Haus Hohenzollern habe den Beruf gehabt, das alte Reich, das morsch und hohl gewesen sei, aufzulösen und habe ihn erfüllt, das Haus Habsburg habe seinen Anspruch durch sein Verhalten während der Revolution verscherzt. Darin liege ausgesprochen, dass die beiden Dynastien, die zum Kaisertum bestimmt geschienen hätten, nicht in Frage kämen, und dass auf den Volkskaiser zunächst verzichtet werden müsse. Man konnte wohl aus diesen Vordersätzen den Schluss ziehen, dass Waldeck eine republikanische Spitze des erneuerten Deutschland jetzt für das Wünschenswerte halte.

Am 21. April erklärte der König plötzlich zur bittersten Enttäuschung der noch Hoffenden, dass er die angebotene Krone samt der Reichsverfassung endgültig

ablehne. Den Ausschlag hatte wohl nicht die Haltung der preussischen Demokratie und nicht einmal nur der drohende Widerstand Oesterreichs gegeben, sondern hauptsächlich das Gefühl, dass er nur eins war und sein konnte, nämlich absoluter König von Preussen, dass alles andere nur Rollen waren, die er bei festlichen Gelegenheiten spielte. «Es jinge wohl, aber es jeht nich,» sagte der Berliner Volkswitz.

Die Nationalversammlung nach der Ablehnung

Die erbkaiserliche Partei war gescheitert, ihre Führer standen der Linken jämmerlich blossgestellt gegenüber. Die Demokraten konnten nun sagen: euer König, den ihr zum Grundstein eures Systems gemacht, an den ihr euch festgeklammert habt, allen Warnungen zum Trotz, gibt euch deutlich zu verstehen, dass ihr in seinen Augen ebenso anrüchige Subjekte seid, wie wir Demokraten und Republikaner. Die Fürsten ändern sich nicht. Was gilt ihnen Deutschland? Sie haben von jeher, wie die Aasgeier, Stücke aus dem deutschen Fleisch gerissen, und wer den verwundeten Leib heilen wollte, den haben sie wie einen Verbrecher verfolgt. Naht ihr ihnen bittend, so bekommt ihr einen Fusstritt, fordert ihr mit dem Schwert in der Hand, so unterwerfen sie sich. Den Fusstritt habt ihr euch zugezogen; es ist immer noch Zeit, es mit dem Schwerte zu versuchen.

Noch einmal hätte die gespaltene revolutionäre Bewegung in einen Strom zusammenfliessen können. Friedrich von Gagern hatte gesagt: wenn es nicht mit den Fürsten geht, so muss es ohne sie oder gegen sie gehen; Heinrich hatte das Programm seines Bruders übernommen, und die Voraussetzung war eingetroffen: Oesterreich und Preussen hatten sich nacheinander versagt. Nun hatte man doppelt recht, sich anstatt auf die Fürsten auf das Volk zu stützen. Indessen das Verhältnis zwischen der Nationalversammlung und dem Volke hatte sich innerhalb eines Jahres sehr geändert. Die

langen Beratungen über die Grundgesetze und die Reichsverfassung interessierten das Volk nicht, es wollte die schnelle Abstellung drückender Belastung oder die Anerkennung und Befestigung wichtiger Rechte wie zum Beispiel des allgemeinen Wahlrechts. Als Monate hingingen, ohne dass irgend etwas geschah oder sich änderte, kühlte sich die anfängliche Begeisterung ab. Weder für die Handwerker noch für die Arbeiter zeigte die Versammlung Verständnis und aufrichtiges Interesse. Es wurde zwar ein Ausschuss gewählt, der die wirtschaftlichen Fragen zu behandeln hatte und auch fleissig arbeitete, aber die Wünsche des Volkes nicht berücksichtigte. Allen dringenden Bitten der Handwerker um Erhaltung des, wenn auch reformierten, Zunftsystems zum Trotz erklärte er sich für Gewerbefreiheit. Eine Garantie, ein staatlicher Schutz der Arbeit wurde rundweg abgelehnt. Der Antrag des alten Schlöffel, im Interesse der Erwerbslosen eine innere Kolonisation vorzunehmen, indem man die Staatsdomänen und den in toter Hand ruhenden Besitz parzelliere und den Erwerbslosen gegen billig angemessene Rente überlasse, erregte nichts als Heiterkeit. Ebensowenig wurde sein Antrag, alle Feudallasten ohne Entschädigung aufzuheben, beachtet. Der Entwurf für das Wahlgesetz, den die Professoren vorlegten, sprach allen Dienstboten, Handwerksgesellen, Fabrikarbeitern und Taglöhnern das Wahlrecht ab. Die energische Entrüstung der Demokraten brachte ihn allerdings zu Falle, auch viele nichtdemokratische Abgeordnete sprachen sich gegen ihn aus, der alte Jahn mit den Worten: «Alles, was ihr ausschliessen wollt, ist die wahre Kraft des Volkes.» Die Erbitterung der Arbeiter über die erfahrene Nichtachtung blieb trotzdem bestehen, das Vertrauen war verloren; ganz offenbar war es, dass die mächtige Partei des Parlamentes sich bemühte, das Volk abzuwehren, nicht es heranzuziehen. So zusammengesetzt wie es war, wie hätte dies Parlament Leiter eines Volksaufstandes werden können?

Gagern, auf den alle blickten, hegte wohl in den Dämmerungen des Herzens Jugendheiligtümer wie

Freiheit, Volkstümlichkeit, Heroismus; aber wenn er es überhaupt tat, so wird er nicht länger als einen Augenblick ernstlich daran gedacht haben, die Revolution zu entfesseln: es hätte ihm zumute sein müssen, als schlügen Wellen über ihm zusammen und zögen ihn in eine schlammige Tiefe. Anlage, Erziehung und Gewohnheit hatten ihn so gemacht, dass er nur auf gebildete, gepflegte Menschen wirken konnte; diese beherrschte er sogar bis zu einem gewissen Grade, aber den Massen gegenüber mit ihren ungeregelten Gedanken und Trieben fühlte er sich fremd und unsicher. Waren sie einmal losgelassen, konnte man sie nicht hin- und herschieben, wie man einen Regenschirm aufspannt und wieder zumacht; sie würden einen Lohn für die blutige Arbeit fordern, ein durch sie erkämpfter Sieg konnte den Siegern ebenso verhängnisvoll werden wie den Besiegten. Nicht nur aber vor der Masse graute ihn, sondern auch vor den Führern der Demokratie. Nach allem was im Laufe des Revolutionsjahres gesprochen und geschehen war, konnte kaum noch ein fruchtbares Bündnis zwischen den Parteien geschlossen werden, sie hatten sich zu klar als unversöhnbare Gegner erkannt. Nicht schliessen konnte sich der Riss, vielmehr wurde er tiefer als zuvor, wenn es sich endgültig zeigte, dass der Klassengegensatz grösser war als der gemeinsame Wunsch nach Einheit und die gemeinsame Gegnerschaft gegen den Absolutismus. Die Erbkaiserlichen konnten hoffen, wenn sie sich jetzt Preussen unterwarfen, zu retten, was ihnen wichtig war, die Demokraten konnten es nur mit Hilfe des Volkes. Sie hatten den Vorteil, dass sie ausharrten, während die anderen abfielen; ohne Kampf gab Gagern die von ihm proklamierte Volkssouveränität, die unter seiner Leitung hergestellte Reichsverfassung auf. Er konnte sich nicht wundern, dass die Linke ihn hasste, ihn und Mathy, der allgemein als der Zähler vor der Null galt, als der böse Geist, der ihm einflüstere, von dem er besessen sei. Mathy trat in der Versammlung persönlich wenig hervor; aber mittelbar, durch Gagern, in dessen Gesellschaft er immer gesehen wurde, übte er grossen Einfluss aus.

Am 28. April setzte der König die Frankfurter Versammlung von seiner Ablehnung der Krone und der Verfassung in Kenntnis, und gleichzeitig erliess er ein Rundschreiben an die deutschen Regierungen, worin er sie zur Beratung einer brauchbaren Verfassung einlud und ihnen Hilfe versprach für den Fall, dass die Haltung der Nationalversammlung Krisen in ihren Ländern verursachen sollte. Damit war tatsächlich der Krieg zwischen Frankfurt und Preussen erklärt. In der Versammlung herrschte zunächst die Ansicht, dass ihre Rechtstitel nicht etwa infolge der königlichen Ablehnung erloschen wären, dass sie vielmehr dem Volk, aus dessen Wahlen sie hervorgegangen war, und den Ländern gegenüber, die die Verfassung angenommen hatten, verpflichtet sei, sich als Organ der Einheit zu erhalten, bis ein neuer Reichstag ihre Machtvollkommenheit übernommen hätte. Am 4. Mai erliess sie eine Aufforderung an die Regierungen, Kammern, Gemeinden, an das gesamte deutsche Volk, die Reichsverfassung zur Geltung und Anerkennung zu bringen und schrieb zugleich auf den 15. August den ersten Reichstag aus. Dieser Erlass konnte wohl als Aufruf zur Revolution angesehen werden, denn wie sollte das Volk, wenn die Regierungen sich widersetzten, anders als auf revolutionärem Wege die Verfassung zur Geltung bringen? Als am 14. Mai die preussische Regierung die preussischen Abgeordneten aus Frankfurt zurückberief, beschlossen diejenigen, welche der Erbkaiserlichen Partei angehörten, nicht Folge zu leisten. Dahlmann, dessen Stolz es war, nur den Geboten des eigenen Rechtsbewusstseins zu gehorchen, erklärte auf das bestimmteste, ausharren zu wollen. Diese Gesinnungstreue dauerte sechs Tage. In der Rheinpfalz und in Baden erhob sich schon das Volk; es war klar, dass die Nationalversammlung, die einzige Behörde, die Deutschland vertrat, nicht wie ein Senat von Greisen unparteiisch auf den Sesseln verharren konnte, wenn um das Dasein Deutschlands gestritten wurde, es musste, wie zur Zeit des Waffenstillstandes von Malmö, Partei ergriffen werden. Wie damals, unterwarfen sich die Erbkaiserlichen, teils seufzend, teils

zähneknirschend, der Macht, die den Sieg in der Hand hatte, deren Einfluss zu stärken ihre ganze Arbeit des verflossenen Jahres gewesen war. Am 20. Mai traten fünfundsechzig Mitglieder der preussischen Partei aus der Versammlung aus, darunter Gagern, Dahlmann und die anderen Professoren, Mathy, Arndt. Etwa hundert Abgeordnete blieben übrig, die der Linken angehörten oder die es nicht für anständig hielten, das sinkende Schiff zu verlassen. Zu ihnen gehörte Uhland, auf den der Austritt der Erbkaiserlichen Partei einen peinlichen Eindruck gemacht hatte. Er verfasste im Namen der Versammlung einen Aufruf an das deutsche Volk, der am 26. Mai erlassen wurde. Darin setzte er ihre Lage auseinander, die Schwierigkeiten, die durch den Widerstand der fünf mächtigen deutschen Regierungen und sogar der Zentralgewalt gegen die Durchführung des Verfassungswerkes entstanden wären. Sie, die Versammlung, glaube trotzdem, ausharren zu müssen, setze den gegnerischen Regierungen den feierlich ausgesprochenen Grundsatz der Nationalsouveränität entgegen und lehne sich an diejenigen Staaten und ihre Bevölkerung, die die Verfassung anerkannt hätten. Die Tatsachen hätten bewiesen, dass eine Vereinbarung mit neununddreissig Regierungen und ihren Landesversammlungen nicht herzustellen wäre, und dass die Nationalversammlung das Werk habe unternehmen müssen, wenn es überhaupt zustande kommen sollte. Die übriggebliebene kleine Zahl von hundert Mitgliedern hoffe sie durch Nachwahlen zu ergänzen, wolle aber jedenfalls ausharren, um die vom Volk empfangene Vollmacht einem Reichstage zu übergeben, der am 15. August zusammentreten solle. Man könne diesen Beschluss nicht als unberechtigten Eingriff in die Regierungsrechte bezeichnen, da die Zentralgewalt ihn zu fassen sich geweigert habe. «Für diese Bestrebungen», hiess es dann, «die Nationalvertretung unerloschen zu erhalten und die Verfassung lebendig zu machen, nehmen wir in verhängnisvollem Augenblicke die tätige Mitwirkung des gesamten Volkes in Anspruch. Wir fordern zu keinem Friedensbruch auf, wir wollen nicht

den Bürgerkrieg schüren; aber wir finden in dieser eisernen Zeit nötig, dass das Volk wehrhaft und waffengeübt dastehe, um, wenn sein Anrecht auf dieVerfassung und die mit ihr verbundenen Volksfreiheiten gewaltsam bedroht ist, oder wenn ihm ein nicht von seiner Vertretung stammender Verfassungs-Zustand mit Gewalt aufgedrungen werden sollte, den ungerechten Angriff abweisen zu können; wir erachten zu diesem Zwecke für dringlich, dass in allen der Verfassung anhängenden Staaten die Volksvertretung schlüssig und vollständig hergestellt und mit ihr das stehende Heer zur Aufrechterhaltung der Reichsverfassung verpflichtet werde.»

Auch dieser Aufruf war, obwohl er sich dagegen verwahrte, ein Signal zum Ausbruch der Revolution; er hätte mehr Macht haben können, wenn seine Sprache offener gewesen wäre, aber auch dann hätte es an zusammenhängenden Massen und an entschlossenen Führern gefehlt. Die Erhebung in Sachsen war bereits durch preussische Truppen niedergeschlagen, in der Rheinpfalz und Baden wuchs sie noch; hier war also noch ein Herd in Glut, von dem aus das Feuer über ganz Deutschland ausgebreitet werden konnte. Die entschlossensten Mitglieder der Linken drängten dazu, und einigen schien es zu diesem Zwecke nützlich, das Parlament nach Stuttgart zu verlegen, weil man von da aus eher mit dem nördlichen Deutschland in Verbindung treten könne. Uhland riet dringend ab: die Rechtmässigkeit der Versammlung sei in der Auffassung des Volkes mit dem Sitz in Frankfurt verknüpft, in Stuttgart werde sie zu einer Art von Winkelkonvent herabsinken, der von der süddeutschen Bewegung beherrscht werden würde, anstatt sie zu leiten. In seiner noblen Ehrlichkeit bekannte er, dass er auch um der Ruhe seines schwäbischen Vaterlandes willen die Verlegung nicht wünschte. Er wurde in dieser Frage ebenso überstimmt, wie in dem Beschluss, eine Regentschaft von fünf Mitgliedern zu wählen, die die Versammlung vollzugskräftig machen sollte; gewählt wurden Schüler, Karl Vogt, Franz Raveaux, Heinrich Simon, Becher.

Die auf Stuttgart gesetzten Erwartungen erwiesen sich als durchaus trügerisch: die Bevölkerung der Residenz verhielt sich gleichgültig oder feindselig, man hatte jeden Rückhalt verloren, das Land, das fast durchweg demokratisch gewählt hatte, zeigte sich der Revolution abgeneigt. Zu förmlicher Entzweiung kam es, als die Reichsregentschaft von der Regierung fünftausend Mann forderte, um den Einmarsch preussischer Truppen, die zur Unterdrückung der pfälzischen und badischen Revolution bestimmt waren, zu verhindern; der Minister Römer, Mitglied der Linken und des Rumpfparlaments schlug die Forderung ab. Uhland verteidigte als Römers Freund seinen Entschluss damit, dass die Annahme der Forderung den Bürgerkrieg in Württemberg entzündet haben würde, da durchaus nicht das ganze Land auf Seiten der Nationalversammlung stehe. Die Abgeordneten, ihrer letzten Stütze beraubt, waren entrüstet; sie hatten nicht Unrecht, wenn sie Römer des Verrats und Uhland des Widerspruchs ziehen. Wenn er zu seiner Rechtfertigung erklärte, dass er auch heute noch für Volksbewaffnung stimme, aber nicht die ganze württembergische Volkswehr in jede beliebige Hand gelegt sehen wolle, so konnte das den Vorwurf der Unfolgerichtigkeit nicht ganz entkräften. Mit seiner Person setzte er sich unbedingt für seine Ueberzeugung ein, wie um sich als Ersatz darzubringen dafür, dass er sein Land vor Unglück behüten wollte. Nachdem die württembergische Regierung die Nationalversammlung aufgefordert hatte, ihren Sitz ausserhalb Württembergs zu verlegen und den Zugang zum Versammlungsort mit Soldaten besetzen liess, erklärte er es für angemessen, dass sämtliche Abgeordnete sich dorthin begäben, um Gewalt an sich vollziehen zu lassen. «Es wäre der Nationalversammlung nicht angestanden», äusserte er sich dazu, «auf die blosse Meldung, dass die Strassen durch bewaffnete Macht abgesperrt seien, den Gang nach ihrem Sitzungssaal aufzugeben; sie war es sich und dem Volke, das sie zu vertreten hat, schuldig, tatsächlich und augenfällig festzustellen, dass sie nur der äusseren Gewalt weiche, und

zugleich gegen diese Gewaltmassregel angemessene Verwahrung einzulegen. Dass hiebei zwei Abgeordnete aus Württemberg zur Seite des Präsidenten mit an der Spitze gingen, war nahezu die einzige Gastfreundschaft, welche der Versammlung zuteil geworden ist... Es war nicht zuviel verlangt, wenn man erwartete, der Zivilkommissär werde unter Hinweisung auf die von uns aufgestellten Truppen den Durchgang verweigern und sodann den Präsidenten der Nationalversammlung seine Verwahrung entgegensetzen lassen. Damit wäre der Sache von beiden Seiten Genüge geschehen. Nicht zu erwarten war aber, dass die wiederholten Versuche des Präsidenten, seinen Protest zu erheben, übertrommelt wurden, und noch weniger war es durch die Umstände geboten, dass von der Seite her und vor den Reihen des Fussvolkes die Reiterei heranzog, um, wenn auch nur im Schritte vorrückend, die unbewaffneten Volksvertreter hinwegzudrängen oder abzuschliessen.» So endete am 18. Juni das erste deutsche Parlament kläglich; da keine gesammelte Kraft hinter ihm stand, so war es, das dem Namen nach die deutsche Nation vertrat, nur ein versprengtes Häuflein, wie Don Quichote in allem seinen Tun und Reden ebenso lächerlich wie erhaben.

Die zur Tat Entschlossenen gingen nach Baden, um die dortige Revolution zu schüren und womöglich auszubreiten, Raveaux und Trützschler befanden sich als Reichskommissare schon dort. Einen Monat später wurde auch dieser Aufstand durch die Preussen erdrückt. Am 23. Juli kapitulierte Rastatt. Die Uebergabe erfolgte auf Gnade und Ungnade, doch hatte Graf Groeben, der Anführer der preussischen Truppen, versprochen, sich zu verwenden, «dass der Besatzung alle diejenigen Rücksichten zuteil werden, welche die Umstände gestatten.» Infolgedessen rechnete man auf freien Abzug zum mindesten der Mannschaft; anstatt dessen wurden alle gefangen genommen und eilig vor ein preussisches Kriegsgericht gestellt. Es bestand aus lauter preussischen Soldaten, nämlich einem Major, einem Hauptmann, einem Premier- und einem Se-

kondeleutnant, einem Unteroffizier und einem Gemeinen. Die badische Regierung verzichtete auf jede Vertretung, einzig der Staatsanwalt war Badener. Später erst wurde festgesetzt, dass jeder nicht einstimmig gefasste Beschluss der Genehmigung des Grossherzogs bedürfe. Die Entrüstung darüber, dass ein preussisches Kriegsgericht über die badische Revolution aburteilte, war allgemein; der offenbare Rechtsbruch machte es noch deutlicher, dass es sich nicht um verletztes und gesühntes Recht, sondern um Rache handelte. In seiner präzisen und klaren und zugleich von Gefühl gehobenen Ausdrucksweise schrieb Uhland darüber an Professor Mittermaier, den bekannten Rechtsgelehrten in Heidelberg, der erster Präsident des Vorparlaments gewesen war: «Die Auflehnungen der öffentlichen Meinung gegen das rastlos fortarbeitende Blutgericht in Baden sind nicht bloss Ausdruck des natürlichen Gefühls oder der politischen Parteiung, es steht ihnen das strenge, tiefverletzte Rechtsbewusstsein zur Seite. Wohl hätte sich erwarten lassen, dass im rechtsgelehrten Deutschland gerade dieser Standpunkt nachdrücklicher, entschiedener eingenommen würde... Es handelt sich nicht lediglich um eine badische Angelegenheit. Mag die Reichsgewalt zerfallen, das Vaterland mehr als je zerrissen sein, dennoch ist es eine gemeinsam deutsche Sache, dass nicht auch die Rechtsbegriffe untergehen, dass an keinem einzelnen Orte die Rechtsordnung und mit ihr die deutsche Bildung und Nationalehre zu Boden liege.» Die württembergische Regierung verwendete sich für Auslieferung der beteiligten Württemberger, glaubte aber, sie nicht verlangen zu können, weil es allgemeine Rechtsregel sei, dass dem Lande, in welchem ein Verbrechen begangen sei, auch die Bestrafung desselben zustehe. Uhland meinte nun, dieser Rechtssatz sei hinfällig, wenn die Angeklagten in dem betreffenden Lande einer Behandlung ausgesetzt wären, die mit der Verfassung und den Gesetzen dieses Landes selbst in Widerspruch ständen. «Ist es nun mit der badischen Verfassung, mit den badischen Gesetzen, geschweige mit den von Baden

verkündeten Grundrechten des deutschen Volkes, vereinbar, dass die Strafrechtspflege dieses Landes einseitig von der Regierung — ein wohl niemals erhörter Fall — der Militärgewalt eines anderen Landes überantwortet ist? dass die Standrechte fortdauern und von Monat zu Monat, als wären es die gleichgültigsten Fristerstreckungen, erneuert werden, nachdem die Grundbedingungen jeder Standrechtsbestellung, Kriegsgefahr, Aufruhr, so augenscheinlich beseitigt sind, dass der grössere Teil des eingerückten Heeres zurückgezogen werden konnte?» Ihm wie vielen anderen bedrückte es schwer das Herz, dass die Opfer des Kriegsgerichtes für dieselbe Sache fielen, welche von anderen vertreten, ja eingeleitet war, die sich ehrenvoller und genussreicher Sicherheit erfreuten.

Es wurden ungefähr vierzig Todesurteile gefällt, wovon vierzehn Soldaten trafen. Unter den Bürgerlichen, die erschossen wurden, waren der Kommandant von Rastatt, Gustav Nikolaus Tiedemann, Sohn des berühmten Heidelberger Professors, von dem zwei andere Söhne, einer mit einer Schwester Heckers verheiratet, nach Amerika auswanderten, Adolf von Trützschler, der als Reichskommissar in Mannheim den Preussen in die Hände gefallen war, Max Dortü, ein Freund Schlöffels, Sohn eines reichen Vaters, Auskultator am Berliner Kammergericht, vielversprechend und vielbeklagt wie dieser. Er befand sich in Marseille, um nach Italien zu gehen und unter Garibaldi zu kämpfen, als ihn die Nachricht vom Ausbruch der badischen Revolution traf, und kehrte sofort um. Da er beim Zusammenbruch des Aufstandes Freiburg zu spät verliess, wurde er von den Preussen gefangen und am 31. Juli erschossen. Er ist auf dem Kirchhof in Wiehre begraben. Der junge Schlöffel war schon vorher in dem für die Insurgenten unglücklichen Gefecht bei Waghäusel gefallen. Sein unglücklicher Vater ging nach Amerika, wo er bald starb. Zu langjähriger Zuchthaushaft wurden unter anderen Otto von Corvin und Gottfried Kinkel verurteilt. Dem Bruder des Königs, dem Prinzen Wilhelm, der

den Oberbefehl über die preussischen Exekutionstruppen hatte, waren auch diese harten Urteile kaum hart genug.

Engels

Seine erste Reise machte der junge Engels nach Xanten, als der Heimat Siegfrieds, de er am höchsten verehrte, zu dem ihn Verwandtschaft der Seele zog. Die kleine, unter dem Schirm zweier Helden, des germanischen Siegfried und des christlichen Viktor, erwachsenen Stadt, fast nur Kirche, ein von herrlichen alten Mauertoren eingeschlossenes Kleinod, entzückte ihn, und er zeichnete den empfangenen Eindruck mit der Hingabe des jungen Dichters, als der er sich fühlte, im Tagebuch auf. Das von zahlreichen Altargemälden durchglühte Säulenhaus des Viktordomes ergriff ihn; es bedürfe strenger Selbstbeherrschung, fand er, sich einer so edlen Berückung zu entziehen. Sein Sinn war damals weit ausgespannt, umfasste das Schöne der Natur und der Kultur; was aus der Vergangenheit seines Volkes in die Gegenwart hineinragte, nahm er mit Ehrfurcht in sich auf. Dazu fand er im Hause seiner Eltern, die zwar gebildete Menschen, aber doch in den Interessen des Tages und ihrer Klasse beschränkt waren, keine Anregung; aus ihm selbst kam die Sehnsucht, sich anzueignen, was immer das Leben aus seiner unerschöpflichen Fülle hervorbringt. Der Mann im Berufe pflegt dies Offensein für alles Lebendige zu verlieren, vollends wer eine bestimmte Aufgabe erfüllen soll, muss sich gegen vieles blind machen, was ihn ablenken würde. Ohne Fanatismus hätte der Kampf um die Befreiung des Proletariats nie ein Ergebnis gezeitigt. Marx war von Natur mehr auf ein einziges Ziel eingestellt, man hat bei ihm nicht den Eindruck, dass er sich beschränkte, sondern dass er sich immer klarer über sein Ziel wurde. Auch Engels war sich, als er mit Leidenschaft die Sache der Arbeiterschaft ergriff, kaum bewusst, wieviel er aufgab; aber wenn man seinen

Jugendüberschwang mit seiner späteren Einstellung vergleicht, wird man von dem Unterschied bewegt. Während er den Interessen und dem Willen seines Vaters zuwiderhandelte, ist es doch, als ob er allmählich in die Schranken des Vaters einträte, allerdings den Standpunkt der Arbeitnehmer, nicht den der Arbeitgeber vertretend. Als er einsah, dass er als Dichter nichts Grosses hervorbringen würde, gab er sich ganz dem Kampfe für sie hin.

Es gab unter den Achtundvierzigern mit der alten Zeit verbundene Menschen, wie Hoffmann von Fallersleben, die die Industrie wegen ihrer zerstörenden Folgen verwünschten, die, wie es im allgemeinen der katholische Klerus tat, Deutschland gern im agrarischen Zustande festgehalten hätten; Engels eigener Grossvater von mütterlicher Seite, der Rektoor van Haar in Hamm, dessen leidenschaftliche Gerechtigkeitsliebe auf den Enkel übergegangen zu sein scheint, hatte geraten, man solle alle Maschinen zerstören und nur kleine Modelle davon in Kunstkabinetten aufbewahren. Marx und Engels hingegen bejahten die Industrie und ihre moderne Entwicklung, sie wollten Industrie und wollten Massen von Arbeitern, aber sie sollten eine ihrer Zahl entsprechende Bedeutung in Staat und Gesellschaft haben. Im Beginn ihres Kampfes war die deutsche Industrie noch so unentwickelt, dass sie, um die zu ihren Plänen passende Gesinnung zu verbreiten, mit der Bearbeitung von Handwerkern vorliebnehmen mussten. Engels tat zwar in Paris sein Möglichstes, um die Straubinger auf seine Gedankenwege zu führen, aber die kleinstädtische, kleinbürgerliche Enge ihres Geistes machte ihn nervös, und es war ihm langweilig und schien ihm auch nutzlos, sich mit den veralteten Hungerleidern abzugeben. Noch viel mehr als die Handwerker aber verachtete er die Bauern, denen sozialdemokratische Ideen durchaus nicht einzuflössen waren. Der Gegensatz der agrarischen und der industriellen Weltanschauung tritt scharf hervor in der Art, wie Marx und Engels auf der einen und die Bauern auf der anderen Seite sich zu einander stellten.

Als Engels 1848 nach dem Scheitern des badischen Aufstandes nach Frankreich flüchtete und dort die Landleute in den Kampf hineinzuziehen hoffte, fand er zu seiner bittersten Enttäuschung, dass sie von Revolution nichts wissen wollten, dass sie Paris, die Stadt, die er vornehmlich liebte, hassten und für Napoleon schwärmten. Der Mann der Kriegsfurie, der Diktator, der Held mit der ganzen Unberechenbarkeit, der wetterleuchtenden Magie des Schicksalhaften, der war für sie der höchste Wurf des Menschentums. Er hatte erwartet, dass der Bauer in Frankreich, dem Lande der Zentralisation und Zivilisation, dem deutschen überlegen wäre; aber nun fand er, dass er derselbe Barbar sei wie jener. Der Bauer gehörte hier und dort immer noch dem germanischen Mittelalter an, das das Leben in kleinen Gemeinschaften begünstigte, innerhalb welcher sich mächtig und unergründlich die Persönlichkeit entfaltet. Engels hatte jeden Sinn für die Grossartigkeit dieser vergangenen Welt verloren, die Idee der Gemeindefreiheit und Selbstverwaltung war ihm törichtes, demokratisches Gerede. Weil er zum Siege der Arbeiterschaft für notwendig hielt, dass alle Produktionskräfte im Staate konzentriert würden, hielt er möglichst weitgehende Zentralisation für notwendig und die eine, unteilbare Republik, das französische Ideal, für die beste, die einzig zu erstrebende Staatsform. Jeder andere, etwa kulturelle Gesichtspunkt wurde dem sozialistischen untergeordnet. Bauern und Kleinbürger, weil sie seiner Idee nicht förderlich waren und weil sie an allem Gewohnten, Instinktiven festhielten, dem Bewussten, Rationellen misstrauten, wurden verachtet und ebenso die Länder, wo das bäuerliche und kleinbürgerliche Element überwog. Dazu gehörte Deutschland, besonders der agrarische Norden. Schleswig-Holstein nannte er das Land, wo plattdeutsche Bauernlümmel und zünftige Straubinger herumstrolchten. Die niedersächsische naturwüchsige Mittelbauerndemokratie, die Hannoveraner Gross- und Mittelbauern, «die nichts haben als ihren Boden», betrachtete er nur von dem Standpunkt aus, wie leicht oder wie schwer sie sich der

terroristischen Herrschaft des Proletariats ergeben würden. Immerhin hatte Deutschland schon einige ziemlich stark industrialisierte Gegenden, die es des Interesses wert machten. Von Oesterreich hoffte er, dass der Dampf der Eisenbahnen seine mittelalterliche Barbarei in Fetzen reissen werde. Die Schweiz, wo der Freiherr vom Stein sich so wohl gefühlt hatte, das Lieblingsland der älteren deutschen Revolutionäre, flösste Engels geradezu Abscheu ein; sein scharfer Blick erfasste es als ein übriggebliebenes Stück Mittelalter und stellte fest, dass ihre Demokratie mit der der modernen Länder, das heisst mit der Frankreichs, nichts zu tun habe. Die Urkantone besonders waren ihm als «die Rudimente der alten christlich-germanischen Barbarei» verhasst. Sie hielten, sagte er, «mit tierischer Hartnäckigkeit an ihrer Lokalborniertheit und ursprünglichen Barbarei» fest, beständen mit dem ganzen Starrsinn roher Urgermanen auf ihrer Kantonalsouveränität, das heisse auf dem Recht, «nach Belieben dumm, bigott, brutal, widerhaarig und käuflich zu sein.» Die Invasion der Franzosen, meinte er, habe überall Licht verbreitet, aber an den Granitwänden ihrer Felsen und Schädel sei sie abgeprallt. Dänemark, das sich für den echten Repräsentanten germanischen Wesens halte, fand er so unmöglich, dass ihm der kleinste Deutsche noch lieber als der grösste Däne sei. Eine solche Klimax von Moralitäts-Zunft- und Stände-Misere existiere nirgends mehr. Es gebe nur eine einzige Stadt in Dänemark, und dort kämen die gottvollsten Zunftprozesse vor, noch toller als in Basel oder Bremen. In Schweden gebe es zwei ordentliche Städte mit achtzig- und neunzigtausend Einwohnern, die übrigen hätten nur tausend bis dreitausend, alle Poststation wohne ein Mensch. In Norwegen bestehe noch dieselbe stupide Bauernwirtschaft wie zur Zeit des edlen Knut, die Isländer nannte er beiläufig die schmierigen Wickinger von anno 900. Von den slavischen Ländern liess er kaum eines ausser Russland gelten, von dem er rühmte, dass es allerlei Bildungselemente, nämlich industrielle, in sich aufgenommen habe. «Schon dass der russische Adel fabriziert,

schachert, prellt, sich korrumpieren lässt und alle möglichen christlichen und jüdischen Geschäfte macht, vom Kaiser und Fürsten Demidoff bis herab zum lausigsten Bojaren vierzehnter Klasse, schon das ist ein Vorzug.» Je charakterloser und materieller die Menschen waren, desto besser waren seine Zukunftsaussichten, denn desto eher würden sie alle teils in industrielle Unternehmer, teils in Arbeiter verwandelt werden, und desto weniger würden sie in der Lage sein, der grossen sozialen Revolution Widerstand entgegenzusetzen.

Seinem Temperament und dem von Marx und ihm aufgestellten P ogramm entsprechend, die bürgerliche Revolution solange zu unterstützen, bis sie den Interessen der sozialen schade, nahm er tätigen Anteil an den Aufständen in Elberfeld, in der Pfalz und Baden. Mit seiner knabenhaft geschmeidigen Gestalt, seiner tollkühnen Lust an Gefahren, war er in diesen Kampfesabenteuern am rechten Platze. Inmitten von Begeisterung und gerührter Verbrüderung, Wirrsal und Ratlosigkeit beobachtete er kaltblütig und belustigt, lobte den Mut und die umsichtige Führung des ehemaligen preussischen Artillerieoffiziers Willich, dessen Adjutant er war, und erkannte sogar die tapfere Haltung Kinkels an, den er sonst als den «saffianledernen» verspottete. Im allgemeinen verachtete er natürlich die Länder Pfalz und Baden, sie kamen ihm komisch vor wie etwa vorsündflutliche Saurier, die sich in der behenden Maschinenwelt der Gegenwart verlegen ausnehmen, eine rückständige Gesellschaft, von der vernünftige Menschen nicht erwarten, geschweige denn wünschen können, dass sie mit ihrer Revolution Glück hätten. Da gab es, von Mannheim abgesehen, keine grossen Städte, keine Bourgeoisie, kein Proletariat, keine stosskräftigen Scharen düsterer, zum Aeussersten entschlossener Arbeiter, sondern Bauern und Kleinbürger, gemächliche, fröhliche Naturen, die die Revolution zwischen zwei Gläsern Wein oder Most machen zu können glaubten. Der Südwesten Deutschlands war reich an jenen urwüchsigen selbständigen Menschen wie jener Engelmann von Bacharach, der zur Zeit des

Frankfurter Attentats auswanderte, die weniger durch Schule und Wissenschaft als durchs Leben gebildet waren, tatkräftig, frisch zugreifend, die wohl gern und mit Schwung arbeiten, aber im ruhigen Tempo, und in ebenso kräftigen Zügen geniessen mögen. Das Republikanertum war ihrem aufrechten Wesen und einfachen Sinn angemessen, und die frischen, fröhlichen Frauen teilten ihre Gesinnung. Sie kümmerten sich nicht viel um Verfassungen, Philosophie oder Nationalökonomie, ihre Gemeinde war ihre Welt; sie wollten gern möglichst wenig Steuern zahlen, ihre Angelegenheiten selbst besorgen, unbehelligt von alles besserwissenden Beamten, so leben wie die Schweizer, ihre Nachbarn, denen die Freiheit so gut bekam. Von den zahlreichen Sympathieadressen und Geldspenden, die während des Sonderbundskrieges der eidgenössischen Tagsatzung aus Deutschland übersandt wurden, kamen die meisten aus Baden, nicht nur aus Mannheim und Heidelberg, sondern aus kleinen Orten wie Ettlingen, Mundelfing, Lahr, Lörrach und Schopfheim. Die Nachbarschaft und Stammverwandtschaft wurde darin betont. Aus der kleinen Landschaft Baar, einer Hochebene des Schwarzwaldes, kam die Bitte, die Schweizer möchten ihnen nicht den Vorwurf des Verrates machen, weil die Wiege der Voreltern Siegwart Müllers in einem Winkel des Schwarzwaldes gestanden habe. «Freilich hat dieser viel Unglück über die Schweiz gebracht; die Triebfedern seiner unheilvollen Tätigkeit aber sind nicht auf dem Schwarzwalde, sie sind auf und hinter anderen Bergen zu suchen.» In den Augen von Engels taugten jene Berge so wenig wie diese. «Könnte Deutschland,» schrieb er, «sich jemals in diese föderierte Tabak- und Bierrepublik verwandeln, so würde es auf eine Stufe der Erniedrigung gelangen, von der es selbst in seinen schmachvollsten Zeiten keine Ahnung gehabt hätte.»

So bitter hatte Engels die Gleichgültigkeit der Besitzenden gegen die Besitzlosen, so einseitig die Gewohnheit ihn gemacht, alles was geschah und was er vernahm, auf das Los und die Zukunft der Fabrik-

arbeiter zu beziehen. Je eher sich die Menschheit in hartherzige, alles besitzende Bourgeoisie und nichts besitzendes, zornig leidendes Proletariat schied, desto lieber war es ihm, damit der letzte Kampf beginnen konnte. Er fragte sich offenbar nie, wie es auf Erden aussehen würde, wenn nach dem Weltkriege, den er voraussah, die Herrschaft des Proletariats gewonnen, dann die Welt neu eingerichtet wäre. Der lange Heinzen stellte die Frage, ob denn damit das Ende gekommen sei? «Zeigen Sie mir die Folge dieser Folge,» sagte er, «zeigen Sie mir, was Ihre Freundin, die Geschichte, aus dieser Folge machen wird?» Aber Engels hielt es nicht der Mühe wert, Fragen dieses «unwissendsten Menschen des Jahrhunderts» zu beantworten, der der Ueberzeugung war, das Heil sei von den kleinen Bauern zu erwarten. Er dachte sich die Entwicklung sehr schnell, glaubte die entscheidende Revolution ganz nah; andererseits nahmen ihn der unmittelbar vorliegende Kampf und die Arbeit des Tages zu sehr in Anspruch, als dass er sich darum hätte kümmern mögen, wie das endlich erreichte Ziel auf die Menschheit wirken, was für Aufgaben sie hernach haben werde.

Stüve

Am Ende des Jahres 1850 trat Stüve mit dem gesamten März-Ministerium zurück. Er ging wieder nach seinem geliebten Osnabrück und widmete sich ganz der städtischen Verwaltung als Bürgermeister, Landrat, Kirchenvorstand, Vorstand der Polizei und des Armenwesens; es war die Tätigkeit, in der er immer die grösste Befriedigung gefunden hatte. Dennoch war seine Stimmung trüber als vor der Revolution; er erlebte nun zum zweiten Male, dass die Frucht der Revolution nicht denen zugefallen war, die sie am meisten erstrebt und die meisten Opfer für sie gebracht hatten, sondern teils dem Beamtenstande, der eigentlich bekämpft worden war, teils den Kapitalisten und Indu-

striellen. In seinen Mussestunden verfasste er eine Denkschrift über das Staatsdienertum, in der er seine ganze Abneigung gegen diesen Stand noch einmal zusammenfasste. Der Staat, sagte er, sei in seiner Dienerschaft aufgegangen, habe eine allgemeine Versicherungsgesellschaft ausgebildet, die ihn beherrsche und fessle. Infolge des starren Anciennitätssystems sei es nicht möglich, den rechten Mann an die rechte Stelle zu bringen, es sei eine Einrichtung für die Mittelmässigen, die dazu noch durch den Dienstgehorsam herabgedrückt würden. Es sei schlimm für das Volk, dass eine solche Klasse solchen Einfluss auf Staat und Kirche ausübe. Eine neue Feudalaristokratie werde aus ihr entstehen, nicht weniger gefährlich als die alte.

Neben dieser beschäftigte ihn die Arbeiterfrage, je mehr sich nach 1848 die Industrie entwickelte. Als 1846 Arndt gelegentlich meinte, die Arbeiterfrage sei durch Zünfte zu lösen, fand Stüve, das sei unüberlegt geredet; denn aus dem Kapitalübergewicht folge das Lohnarbeitertum, und blosse Lohnarbeiter könnten keine Zünfte bilden. Jetzt kam er doch zu demselben Schluss, und zwar dachte er, am ehesten könne das Knappschaftswesen, dessen Betrieb am Bergwerk in der Umgebung von Osnabrück er genau kannte, als Vorbild dienen. Die Knappen dort besassen fast alle ein Stück Land, das sie nebenher bearbeiteten; es schien ihm wünschenswert, dass auch den Arbeitern Gelegenheit zum Landerwerb gegeben werde. Auch das Kuxwesen, meinte er, könne in irgend einer Art nachgeahmt werden; die Kuxe waren zum Teil in den Händen der Bergarbeiter.

«Will man die Fabrikanten mit aller Gewalt als die Krone der Schöpfung begünstigen,» sagte er, «so lege man ihnen wenigstens Bedingungen auf». Er dachte an Krankenkassen, Sparkassen, Invalidenkassen, Witwen- und Waisenkassen, wofür das Bergwesen Muster geben könne. Allerdings sagte er sich, dass ein Uebermass von Fürsorge keinen guten Einfluss auf die Menschen haben werde; andererseits sah er ein, dass die Arbeiter, sich selbst überlassen, nicht imstande wären, sich eine er-

trägliche Existenz zu schaffen. Er bewies Kenntnis und liebevolle Berücksichtigung der menschlichen Natur, wenn er meinte, das grösste Uebel für die Arbeiter bestehe darin, dass sie keine Möglichkeit hätten, in ihrem Kreise aufzusteigen und infolgedessen keine Liebe zu ihrem Stande gewinnen könnten. Setzte er aber den Beamten seine Ideen und Pläne auseinander, hielten sie ihn für verrückt oder für einen Kommunisten.

Schwerer drückte ihn vielleicht noch die Erfahrung, die er bei denen machte, die der Hilfe bedurften. Er war überzeugt, dass die individuelle Freiheit zur Ausbeutung der Schwachen durch die Starken führen müsse, und dass nur genossenschaftliche Bildungen dagegen helfen könnten. Wie sollte es aber jetzt zu solchen kommen, die einst so vielgestaltig, so wirkungsvoll aus dem Volke hervorgegangen waren? Es schien ihm, als ob die Kraft organische Einigungen zu schaffen, dem Volke verloren gegangen wäre. Hätte man aber sie gemacht, von oben vorgeschrieben und eingerichtet, so wären sie nichts Gesundes, Lebensvolles geworden, nicht das, was ihm vorschwebte, sondern hätten nur die Macht der Bürokratie verstärkt. Wo war der göttliche Hauch, der sprach: Es wachse! und es wuchs? Oft brütete er über dem Unterschied zwischen dem Gemachten und dem Gewordenen, der ihn von jeher beschäftigt hatte; darin, dass der moderne Mensch machen wolle, was nur wachsen könne, sah er ja das wesentliche Kennzeichen der neuen Zeit. War es so, dass der bewusste Verstand überhaupt nur zerstören, dass nur der unbewusste Mensch schaffen kann? Der Kraft des Verstandes, die auflösend und scheidend sei, stellte er die schaffende Kraft des Gefühls gegenüber, die allein das Tüchtige, Lebensfähige hervorbringe, das was die liebevolle Anhänglichkeit des Menschen an sich ziehe.

Dennoch, trotz aller Enttäuschungen, blieb ihm das Gefühl, das ihn zu den Einrichtungen seiner Vaterstadt zog, an denen noch etwas Volkstümlichkeit, etwas vom Wesen alter Freiheit und alter Traulichkeit haftete,

und für deren Erhaltung er sein Lebenlang gearbeitet hatte. Er musste es erleben, dass sie eine nach der anderen verschwanden, von ihm abgerissen wurden, wie er es ausdrückte. Denn sie waren sein, ein Stück von ihm selbst, er hatte seine Seele hineingelebt.

Einmal, es war der Dreikönigstag des Jahres 1858, machte er seiner Gewohnheit nach mit seinem Bruder einen Spaziergang vor den Toren der Stadt. In den Aesten der hohen Bäume, die seit der Kindheit seine Gefährten waren, hing die frühe Dämmerung, von den Türmen klang das tiefe Geläut, das ihm so wohlvertraut war, dazwischen der langhingezogene Pfiff eines vorübersausenden Eisenbahnzuges. Schwermütige Gedanken befielen ihn: der Glockenchor kam von drüben, aus einer unsichtbaren, nie mit irdischen Sinnen berührbaren Welt, der andere Ton aus der Welt der neuen Erfindungen, der neuen Bedürfnisse, die ein neues, ein fremdes Geschlecht sich einzurichten im Begriff war. Noch vermischten sie sich; aber es war vorauszusehen, dass die eine Stimme immer schwächer werden, immer achtloser vernommen werden würde, die welche ihm das Allerhöchste, das eigentliche, wahre Leben bedeutete. Vielleicht dachte er an seine längstverstorbene Mutter, die am Spinnrade sitzend ihm zugehört hatte, während er ihr seine ersten Arbeiten vorlas und von seinen ersten Erfolgen im Berufe erzählte. Mit welchen Hoffnungen hatte er den Kampf unternommen, zu dem die Umstände, seine Begabung, das Zutrauen seiner Landsleute ihn beriefen, und was war das Ergebnis? «Schrankenloser Industrialismus, plutokratisches Treiben, drohende Umwandlung der niederen Bevölkerungsklasse in ein Fabrikproletariat, Auflösung der Familienverhältnisse.»

Es versteht sich von selbst, dass Stüve die Einverleibung Hannovers in Preussen schmerzlich empfand. Seit 1848 hatte er das Ereignis vorhergesehen und gefürchtet: er war in langer, opfervoller Arbeit Hannoveraner geworden; Preusse zu werden, hatte er keine Zeit mehr und wäre es wohl unter keinen Umständen geworden. Die kriegerische Auseinandersetzung mit

Oesterreich, Oesterreichs Abtrennung von Deutschland, alles das konnte nur bittere Gefühle in ihm erregen. Im Kriege des Jahres 1870 stand er abseits von der Begeisterung, die das ganze Volk ergriff; nicht Sieg noch Niederlage, meinte er, werden dem deutschen Volke Gutes bringen können. Das Prinzip der Auflösung, das Deutschland durchdrungen habe, dessen Kern die Grossindustrie und die Börse sei, werde weitere Fortschritte machen, die Herrschaft werde dahin fallen, wo die meisten Kräfte wären: im Soldatentum und in der Börse. Der Sieg, die Entstehung des Kaiserreichs, änderte nichts an seiner düsteren Diagnose; die Zukunft brachte mit der Vergrösserung des Staates Zunahme der Zentralisation und damit Verstärkung der ihm so sehr verhassten Bürokratie. Die Kleinstaaterei, die immer mehr in Verachtung geriet, wirke doch, so meinte er, dem Bürokratismus und dem Sozialismus, zwei untereinander verwandten Mächten, am ehesten entgegen; beide gediehen im zentralisierten Staat, der kein Boden für Selbstverwaltung und genossenschaftliches Wesen sei. Hielt er die Selbstverwaltung an sich auch für ein hohes Gut, so fand er doch, dass sie nichts fruchte, wenn alles Bedeutende in der Zentralverwaltung zusammengefasst sei und ihr nur das Lokale, Unwichtige übrig bleibe.

Wenn er sich umsah, schien es ihm, als ob Gewalt und Zahl das einzige wären, woran die Menschen noch glaubten, ihre Götter. Die Fürsten dächten nur noch daran, wie sie im Falle der Mediatisierung reiche Leute blieben, selbst der Papst, meinte er, wisse nur noch zu zählen.

Radowitz' Ende

Am 1. Januar wünschte Friedrich Wilhelm IV. seinem «herrlichen Kriegsheere, Linie und Landwehr, Glück zum Neuen Jahr.» Er dankte ihm für die unentwegte Treue, die sie ihm mitten in Verführung und Hochverrat des fluchwürdigen Jahres bewahrt hätten.

Er sprach nun gern von seiner göttlichen Armee und von dem greulichen Jahr 1848, das spätere Geschlechter mit Tränen aus der Geschichte wegwaschen zu können wünschen würden. Der ersehnte Augenblick war gekommen, wo er die Rebellen zu seinen Füssen sah und Rache an ihnen nehmen konnte, wo er wieder der Herr war, von niemandem abhängig und niemandem verantwortlich als Gott. Allerdings konnte er jede Spur des gottlosen Jahres doch nicht austilgen; er hätte es vermutlich getan, wenn nicht Radowitz gewesen wäre.

Der König hatte die liebenswerte Eigenschaft, dass er seinen Freunden treu anhing, selbst wenn sie nicht mit ihm übereinstimmten; obwohl Radowitz ihn in seinem innersten Wollen durchschaute, missbilligte und bekämpfte, liess Friedrich Wilhelm in seiner Liebe zu ihm nicht nach und gab den Traum eines Zusammenwirkens nicht auf. Im April 1849, als es galt zu zeigen, dass er Recht gehabt habe, die Kaiserkrone zu verwerfen, berief er ihn in seinen Rat; er hatte dann Recht gehabt, wenn es ihm in vollkommenerer Art als der Frankfurter Versammlung gelang, das einige Deutschland zu schaffen. Für das erste Erfordernis hielt Radowitz, dass der König sich ehrlich zu der Verfassung bekennte, die er oktroyiert hatte; dieser dagegen trachtete danach, sich aus der Schlinge zu befreien, in die er geraten war. Nicht mit Unrecht kam ihm die feierliche Handlung der Eidesleistung auf die Verfassung wie ein öffentliches Eingeständnis erlittener Niederlage vor; denn er und alle mussten sich erinnern, wie oft und laut er verkündet hatte, nie eine Verfassung dulden, nie ein Teilchen von seiner unbeschränkten Königsmacht aufgeben zu wollen. In den Augen von Radowitz war diese Schande geringer, als die Schande des Wortbruchs sein würde, wenn der König die Verfassung aufhöbe. Er war der Ansicht, dass es nicht nur die Ehre des Königs verlange, an der Verfassung festzuhalten, sondern dass sie notwendig sei, dass es mit dem System des Absolutismus nicht weitergehe. Der erfinderische Sinn des Königs hatte sich jedoch einen Schleichweg ausgedacht, um sein Ziel zu erreichen.

Bereits war aus der Verfassung der allergröbste demokratische Unflat, wie Friedrich Wilhelm sich ausdrückte, entfernt; nun stellte er noch eine Reihe bedeutender Veränderungen als Bedingung, wovon er die Eidesleistung abhängig machen wollte. Er hoffte, dass das Parlament auf seine Forderungen nicht eingehen würde, nachdem es schon so viele sich hatte gefallen lassen; aber er rechnete nicht mit der Erweichung, die seit der Reaktion die Versammlung angekränkelt hatte; es gab keine stolze, prinzipienstarke Linke mehr. Oder war es Klugheit, dass sie sich unter leisem Murren und Winseln doch ein Stück nach dem andern entreissen oder aufdrängen liessen? Denn sie siegten ja auf diese trübselige Art; machte der König ihre Verfassung zunichte, so nahmen sie ihm seinen Vorwand, nicht zu schwören. Als er am 6. Februar 1850 den Eid leistete, fühlte sich vielleicht niemand so erlöst, wenn auch nicht befriedigt, wie Radowitz, der den Widerstrebenden unter beständigem Ringen, wobei er seine ganze Kraft einsetzen und doch mit äusserster Schonung verfahren musste, bis zu diesem Punkt geschleppt hatte. Der König half sich, indem er mit der Eidesleistung eine listige Rede verknüpfte, in der er erklärte, wieso er zwar schwöre, aber eigentlich doch nicht schwöre. Er sei hier, sagte er, nicht als König, nicht gedeckt durch verantwortliche Minister, sondern als Person, als Mann von Ehre. Die Verfassung, das schlechte Werk des Jahres 1848, könne er sanktionieren, weil sie verbessert sei, und weil er darauf rechne, dass sie noch weiter, den Lebensbedingungen Preussens entsprechend, verbessert werden werde. Die Verfassung sei kein Ersatz der göttlichen Vorsehung, der Geschichte und der alten heiligen Treue, denn in Preussen müsse der König regieren, weil das Gottes Ordnung sei, und weil es Gottes Ordnung sei, wolle er regieren. Das Gelübde, das er bei der Eröffnung des Vereinigten Landtages, am 11. April 1847, getan habe: «Ich und Mein Haus, Wir wollen dem Herrn dienen,» stehe noch in Kraft und stehe über allen anderen. Zwischen diesen Feststellungen,

dass alles beim alten geblieben sei, gelobte er feierlich, die Verfassung fest und unverbrüchlich zu halten.

Um dies Ziel zu erreichen, hatte Radowitz viel verschlucken müssen, was ihm bitter war. Schon die Oktroyierung der Verfassung war ihm widerwärtig gewesen, vollends das Dreiklassenwahlrecht, das auch Dahlmann und Gagern als plutokratisch beanstandeten; aber als ein Abzeichen des mit der Finanz geschlossenen Bundes wurde es durchgesetzt. Auch die Hoffnung musste er aufgeben, Deutschland in der Form zu begründen, die ihm als Höchstes vorschwebte, als das europäische Mittelreich der Kraft und des Friedens, in drei ineinandergreifenden Bünden mit dem gesamten Oesterreich vereinigt. Anstatt dessen schuf er die Union, damit doch dem Schwall der Zeit ein Keim entrissen werde, der in Zukunft weiterwachsen und sich entfalten könne. Sie sollte nach seinem und des Königs Wunsche auf Freiwilligkeit beruhen: die Fürsten, welche es wollten, sollten ihr beitreten, auf die andern sollte keinerlei Druck ausgeübt werden. Sehr bald sah Radowitz ein, dass auf diesem Wege zu einem einigen Deutschland nicht zu gelangen war; nur die kleineren norddeutschen Staaten schlossen sich an Preussen an, die grösseren, Hannover, Bayern, Sachsen, wollten von der geringsten Einschränkung ihres Sonderwesens nichts wissen, von den süddeutschen war man nur Badens sicher, das seit seiner durch Preussen erstickten Revolution zu einer Art preussischen Vasallenstaates geworden war. Trotz des Widerstrebens auf allen Seiten gab Friedrich Wilhelm seiner Zustimmung zu der Politik des Freundes öffentlichen Ausdruck, indem er ihn zum Minister des Auswärtigen ernannte. Der grosse Augenblick war doch gekommen: Radowitz stand an der Stelle, wo er Macht zum Handeln hatte, von der er nicht geglaubt hatte, dass sie ihm je zuteil werden würde. Der Widerstand gegen ihn war grösser als je, die Entrüstung allgemein; der royalistische Adel Preussens verabscheute ihn, der Zar bezeichnete seine Ernennung als Kriegserklärung an Europa, die österreichische Regierung und Hofpartei überschüttete ihn

mit Hohn und Abneigung. Für die gesamte Reaktion war er ein Revolutionär, nicht besser als die Frankfurter, als Demokraten und Jakobiner. Er ertrug das gelassen, was auch seine Seele leiden mochte. Denn er war nicht eigentlich eine Kampfnatur; der Entschluss, zu kämpfen, entsprang seiner Ueberzeugung von der Notwendigkeit. Der Einspruch des im Bewusstsein seines Sieges über die Revolution sich wiegenden Oesterreich war so entschieden und so herrisch, dass ein Krieg unvermeidlich war, wenn die Bemühung um ein einiges Deutschland nicht ganz aufgegeben werden sollte; also bereitete Radowitz den Krieg vor. Der König entbrannte in stolzer Streitbarkeit; zu einer konservativen Deputation, die ihn am 14. September in Sanssouci aufsuchte, sagte er, dass die Erklärungen Preussens gegen Oesterreich seine eigensten Gedanken wären, dass er nicht nur der beste Preusse, sondern auch der beste Deutsche sei, und dass er in Bezug auf die Einigung Deutschlands auf dem ehrlichen und geraden Wege beharren werde, den er bisher gegangen sei, wohl wissend, dass, sollte es zum Aeussersten kommen, sein treues Volk ihm zur Seite stehen werde. In der Thronrede bei der Eröffnung der Kammer am 21. November teilte er mit, dass er die volle Kriegskraft des Landes aufgerufen habe, dass er den Krieg nicht suche, aber eine Einrichtung des Gesamtvaterlandes fordere, die der Stellung Preussens in Deutschland und Europa angemessen sei und der Summe der Rechte entspreche, die Gott in die Hand der preussischen Regierung gelegt habe. Beinahe mit Innigkeit sprach er von der Verfassung; er schien in diesem entscheidenden Augenblick das Bedürfnis des vollen Einverständnisses mit seinem Volke zu fühlen. Acht Tage später liess er sich zu einem Vertrage mit Oesterreich herbei, in dem er die Union preisgab und zu dem alten, verhassten Bundestage zurückkehrte. Ihm war es dabei sicherlich zumute wie einem, der in seine Heimat und alte geordnete Verhältnisse zurückkehrt. Die Absonderung von Russland und Oesterreich ertrug er nicht, eine Politik zu verfolgen, die sich den Mächten entgegensetzte, die die

Legitimität in Europa vertraten, das war ihm, wie wenn er sich Hals über Kopf in einen Abgrund stürzte. Auf einem seltsamen Schlangenwege, der Diagonale aus seinem wirklichen und seinem scheinbaren Willen, war er endlich in das alte Geleise eingefahren.

Der Minister, der den Vertrag zu Olmütz abschloss, war nicht Radowitz, sondern sein Nachfolger und Gegner Manteuffel; Radowitz hatte schon am 6. November seinen Abschied erbeten und erhalten. Mit einem eigenhändigen Schreiben dankte ihm der König für seine Amtsführung, die die meisterhafte und geistreiche Ausführung seiner Gedanken und seines Willens gewesen sei. Trotz aller Tribulation sei es eine schöne Zeit, ein schöner Moment seines Lebens gewesen, und er werde dem Herrn dankbar dafür sein, solange er atme. Die Betonung der Freundestreue konnte Radowitz kaum über die Untreue des Königs trösten. Als ein Gescheiterter, völlig Vereinsamter, wund und aufgerieben, todmüde, zog er sich zurück.

Einen gab es, der Radowitz nach seinem Werte zu schätzen wusste, besonders seit er konstitutionell geworden war, das war Bunsen; er nannte ihn einen Mann von Genius und Charakter und setzte seine ganze Hoffnung in Bezug auf die Entwicklung Deutschlands auf ihn. Mit dem Vertrage von Olmütz erlosch diese Hoffnung; die Nachricht davon traf ihn sehr schwer. Seit seinem letzten Aufenthalt in Berlin, seit der König die Kaiserkrone abgelehnt hatte, fühlte Bunsen sich von ihm getrennt, eigentlich durch ihn getäuscht; er hatte nie so tiefe Einblicke in seine zersetzte Seele getan wie Radowitz. Dieser Schnitt in seine Erfahrungen, der ihn mehr auf sich selbst stellte, hob sein Selbstbewusstsein und stärkte seine Ueberzeugung. Er gehörte zu jenen, damals seltener werdenden Männern, die sich mit Stolz den Fürsten und dem Adel gegenüber als Bürger fühlten, nicht etwa als Besitzende, sondern als Vertreter des Standes, dessen Tüchtigkeit ihm Würde und Bedeutung gebe und ihn zum wichtigsten Träger des Staates mache. Mehrmals in dieser Zeit ermahnte er seine Söhne, keine Beamten zu werden und

deutete die Bitterkeiten an, mit denen seine scheinbar so glänzende Laufbahn erfüllt gewesen war. «Für die Beamtenschaft, das Hungerbrot der Knechtschaft, will ich keinen Sohn mehr erziehen.... Ich bin entschieden dagegen, dass du dich zum Beamten ausbildest. In Zukunft muss ein tüchtiger junger Mann nur dann dienen, wenn er selbständig ist und den Dienst lassen kann, wenn er will. Das Beamtentum des alten Preussenstaates ist in Zukunft sonst nur Knechtschaft.» Das Schillersche Pathos: Ich kann nicht Fürstendiener sein! verband sich in ihm mit der Erinnerung an seinen armen, hart arbeitenden, aber unabhängigen Vater. Im Masse wie sein Zorn gegen die Fürsten wuchs, stieg seine Liebe zum deutschen Volke, das, wenn es auch bisher wenig politisches Geschick gezeigt habe, doch das erste der Welt werden würde, wenn man es nur machen lasse.

Der König hatte sich inzwischen einen neuen Anhänger eingefangen, der geschickt und bereit war, ihn, wie früher Radowitz getan hatte, als Erneuerer mittelalterlicher Freiheit zu preisen, nämlich Markus Niebuhr, den Sohn des berühmten, dessen Schützling Bunsen in Rom gewesen war. Sicherlich im Auftrage des Königs, der es nicht ertrug, Freunde zu verlieren, schrieb ihm Markus, ein Hauptziel der Revolution sei gewesen, die korporativen Freiheiten der Provinzen, Kreise, Städte und Landgemeinden zu beseitigen; diese zu retten, habe der König einschreiten müssen. Der König wolle die alten Stände, die in Preussen, der Mark, Pommern und Sachsen Jahrhunderte alt wären, bewahren, um einen lebendigen Staat zu haben. Die Freiheit bestehe darin, dass nicht organisiert werde, sondern dass man das Leben sich entwickeln lasse, sie bestehe nicht im Parlament allein, sondern in der freien Gemeinde und in der Menge einzelner freier, selbständiger Männer. Bunsen hatte für dies Lied, das früher Radowitz so schön gesungen hatte, nie Verständnis gehabt; da der König niemals Leben sich frei entwickeln liess, niemals mittelalterliche Stände geduldet hätte, so wenig wie seine Vorfahren es getan hatten,

interessierte es ihn nicht, was an diesen Ideen an sich gut und richtig war. In Briefen an den König tadelte er das einreissende Polizeisystem und die Willkür des Königs in den geistlichen Angelegenheiten mit harter Offenheit. Seine Entrüstung über die Wendung, die die Dinge in Preussen und Deutschland nahmen, war so gross, dass er absichtlich jede Rücksicht beiseitesetzte. Die märkischen Junker, die nach England kämen, um Hunde zu kaufen und Jagdpferde zu besehen, sagten offen, der König werde die Verfassung aufheben, die er natürlich nur mit einem Vorbehalt beschworen habe; so berichtete er einem Freunde. In der Tat schickte der König seinen Kabinettsrat Niebuhr nach England, um sich dort beraten zu lassen, wie die Verfassung im ständischen Sinne und nach Prinzipien echt germanischer Art umgestaltet werden könne. Trotz Niebuhr jedoch fühlte sich der König ohne die Billigung Radowitzens in seinem Vorhaben nicht geheuer und erbat seinen Rat. Radowitz hätte sich dem Könige gegenüber nie mit so unbekümmerter Formlosigkeit geäussert, wie Bunsen das tat; aber seine Antwort enthielt doch eine strenge Ablehnung. Er war zu der Erkenntnis gekommen, dass in den letzten Jahren eine Umwälzung in Deutschland geschehen war, die sich in Staat und Gesellschaft auswirkte, und der sich zu widersetzen unmöglich war: Deutschland war kein Agrarstaat mehr. «Es ist alles ganz anders geworden in Stadt und Land. Der Bau des Bodens ist überhaupt nicht mehr ein Amt, sondern ein Gewerbe geworden wie jedes andere.» Damit hielt er die Einrichtung der Stände, so wie sie früher gewesen war, für hinfällig. «Ich kann keinen Teil nehmen an einem Werke,» schrieb er dem König, «das, anstatt gesunde Reformen innerhalb der bestehenden Verfassung zu erzielen, einen brennenden Kampf um dieselbe entzünden und Eure königliche Majestät wie Ihrem Volke nur verderblich werden müsste.»

Es war ein Sterbender, der so warnte: am 25. Dezember 1853 erlag er einer Krankheit. Die Zukunftsbilder, die ihm während der drei Jahre, die ihm nach seinem Rücktritt von der öffentlichen Wirksamkeit

noch beschieden waren, vorschwebten, hatten prophetische Züge: er sah ein deutsches Kaisertum mit preussischer Spitze voraus, Oesterreich werde in seine Bestandteile zerfallen, und dann werde das europäische Mittelreich erstehen, das er vergebens zu begründen versucht hatte. Die Regierungsform, welche jetzt Konstitutionalismus genannt werde, werde eine solche Ausbildung erfahren, dass wahre Selbstverwaltung und wahre Regierungsgewalt nebeneinander stünden. Zwischen allen europäischen Staaten werde ein internationaler Pakt geschlossen, die Heere auf das Notwendige zurückgeführt werden. Grosse sozialistische Organisationen würden eine Gemeinschaft zwischen Kapital und Arbeit herstellen.

Zuweilen indessen war sein Vertrauen in eine friedliche und befriedigende Lösung des sozialen Problems geringer. «Kommende Geschlechter werden die rein politischen Systeme, die sich seit 60 Jahren in Europa bekämpfen, weit zurücktreten sehen vor der kolossalen Frage über die absolute Berechtigung des Sondereigentums. Auch hierin wird man vor den zukünftigen Gefahren die Augen schliessen, bis sie unabwendlich geworden und den ganzen sozialen Zustand der europäischen Menschheit aus den tausendjährigen Angeln heben.» Er meinte, wenn die sittliche Kraft in der Politik ihren Einfluss bei den Völkern verliere, blieben nur zwei materielle Kräfte in Wirksamkeit: das Heer und das Proletariat; das eine oder das andere ergreife dann die Herrschaft. «Wer weiss, ob nicht das Resultat einer Ausgleichung zwischen beiden, der sozialistische Despotismus, dazu bestimmt sein kann, die Uebergangsform abzugeben, durch welche der moderne Staat unter grossen Leiden und grossen Erfahrungen hindurchgehen muss, ehe er zu einer der göttlichen Weltordnung entsprechenden Gestalt gelangt.» Es war, als hätte er die russische Revolution sich heranwälzen gesehen.

Bald nach dem Tode seines Freundes nahm die Trübung im Geiste Friedrich Wilhelms, dieses einst so funkelnden, gefeierten Geistes, bedenklich zu. «Radowitz nennt Dualismus, was entweder Tollheit oder Unredlich-

keit ist oder werden muss,» hatte Bunsen einmal in Beziehung auf den König gesagt. Beide hatten das Verhängnis des unglücklichen Fürsten begriffen. Eine seiner letzten Regierungshandlungen war, dass er am 3. Dezember 1857 Bunsen in den Adelsstand erhob. Man kann es unfolgerichtig oder beklagenswert finden, dass Bunsen, der so frei und stolz sein Bürgertum zur Schau getragen hatte, diese Auszeichnung sich gefallen liess, aber es gehört zu seinem Charakter. Uhland lehnte den ihm angebotenen preussischen Orden pour le mérite und den bayrischen Maximiliansorden ab, um, wie er sagte, mit den politischen Grundsätzen, die er nie zur Schau getragen, aber auch niemals verleugnet habe, nicht in unlösbaren Widerspruch zu geraten. Zum Wesen des Königs gehört es, dass es ihm Bedürfnis war, den alten Freund wiederzusehen und zu versöhnen. Kurz ehe sein Geist erlosch, lud er Bunsen, der damals in Heidelberg war, zu sich ein, und sie verlebten einige Zeit in herzlich freundschaftlichem Umgang.

Victor Aimé Huber

Zu den Einsamen gehörte auch Victor Aimé Huber. Man meint, er hätte sich mit Radowitz verstehen müssen, der so viel wahres Interesse für die soziale Frage hatte; aber wenn Huber das auch anerkannte, so verargte er es doch Radowitz, dass er sich mit dem konstitutionellen System eingelassen und den König dazu bestimmt hatte, es anzunehmen. Er selbst blieb starrer Anhänger der absoluten Monarchie, ohne deshalb mit der konservativen Junkerpartei einig zu sein. Diese nämlich söhnte sich bald mit dem Konstitutionalismus aus, der, so wie er betrieben wurde, nicht viel am Bestehenden änderte, durch welchen sie ausserdem den König noch besser als früher beherrschen zu können glaubten, und zwar in einem Sinne, der Huber durchaus missfiel. Wie Radowitz den König dazu bestimmt hatte, eine grossartige soziale Reformtätigkeit in die Hand zu nehmen, so wollte Huber, dass die Aristokratie

sich dieser Aufgabe unterziehe. Er nannte die Fürsorge für die Schwächeren den ritterlichen Dienst, der dem Adel zukomme, fand aber bei demselben nicht das geringste Entgegenkommen. Zu seinem Kummer musste er es erleben, dass er Verständnis und wohlwollende Beachtung nur bei den Demokraten und Sozialisten fand. Ein grosses Uebel für die Armen Berlins war, dass mit den Häusern, die sie bewohnten, schrecklicher Wucher getrieben wurde; um dem entgegenzuwirken, kam der Landbaumeister K. W. Hoffmann auf den Gedanken, Wohnungen herzustellen, die den Armen billig vermietet würden. Es bildete sich zu diesem Zweck eine Baugesellschaft aus Liberalen und Demokraten, die Huber trotz seiner politischen Haltung im Hinblick auf seine sozialen Bemühungen, die sie schätzten, zur Teilnahme heranzogen. Die Absicht der Baugesellschaft stimmte so sehr mit Hubers Grundidee, eigentumslose Arbeiter in arbeitende Eigentümer zu verwandeln, überein, dass er freudig die Gelegenheit, dafür zu wirken, ergriff. Er war zu ehrlich und zu sachlich, um nicht die Tüchtigkeit seiner politischen Gegner anzuerkennen und am Zusammenarbeiten mit ihnen Freude zu haben. Bis zum Ende des Jahres 1851 waren sechzehn Häuser mit hundertsechsundvierzig Arbeiterwohnungen erbaut, ein schöner Erfolg, der aber im Verhältnis zu dem Elend, dem abgeholfen werden sollte, nichts bedeutete. Alles was Huber anfing, um das Leben der Arbeiter zu erleichtern, ihnen einen Anteil an der Kultur der höheren Klassen zu verschaffen, alles was er in Wernigerode, wohin er übersiedelte, in dieser Art unternahm, erwies sich als unzulänglich, kleinlich, ärmlich im Vergleich mit dem, was seiner eigenen Ansicht nach hätte geschehen sollen. Was die Gegner taten, die die Unterstützung ihrer Partei hatten oder eine Partei um sich bildeten, und die den revolutionären Weg nicht scheuten, war lebensfähig und trug Früchte. Ausserordentlich bewunderte er die Tätigkeit von Schulze-Delitzsch, den er besuchte, und dessen Persönlichkeit und Familienleben ihm sehr zusagte; aber auch das, was Lassalle

anstrebte, billigte er, wenn auch nicht den Weg, den er einschlug, um es zu erreichen. Die Erfahrungen, die er machte, entwickelten und änderten allmählich seine Ansichten; er sah nun ein, dass nur durch genossenschaftlichen Betrieb der Industrie, durch Teilnahme der Arbeiter am Geschäftsgewinn geholfen werden könne. Er überzeugte sich, dass auf eine wohlwollende Haltung seitens der Arbeitgeber, auf vertrauensvolles Zusammenwirken der Fabrikanten und Arbeiter nicht zu rechnen wäre, solange die Arbeiter nicht eine Macht darstellten, die den Mächtigen ebenbürtig gegenüberstehe. Das sei aber nur zu erreichen, wenn sich die Arbeiter zu kräftigen Genossenschaften vereinigen könnten, alleinstehend würden sie immer ausgebeutet, für gesundheitsgefährliche Arbeit schlecht bezahlt, dem Hunger und Elend preisgegeben werden. Viel mehr als Marx, Engels und Lassalle ging er auf die Arbeiter — es waren Handwerker, die für ihn in Wernigerode in Betracht kamen — persönlich ein, suchte er ihre Gesellschaft, obwohl ihm das bei seiner zurückhaltenden, etwas schwerfälligen Art nicht leicht wurde. Lassalle empfand das und huldigte seiner treuen Arbeit in einem feurig hingeworfenen Brief, in dem er seiner Liebe und Verehrung Ausdruck gab und sich gegen Hubers Angriffe wirkungsvoll verteidigte. Huber hatte wiederholt erklärt, wenn die Aristokratie ihren sozialen Beruf dauernd verkenne, und wenn sich die Unfähigkeit der Arbeiter sich selbst zu helfen erweise, dann werde auch er für weitgehende Staatshilfe stimmen; mit Recht konnte Lassalle behaupten, dass diese Bedingungen bereits eingetreten wären. Er hatte auch recht, wenn er nicht ohne Humor darauf hinwies, dass die Methode, sich seinen Gegnern gefürchtet zu machen, viel wirkungsvoller sei als die Hubers, seine Freunde überzeugen zu wollen. Hubers Schwerblütigkeit begann wohl zu erglühen unter der Werbung einer genialen Persönlichkeit, aber sie war ihm doch fremd und unheimlich geblieben, als Lassalle's plötzlicher Tod das ungestüm von einer und zögernd von der andern Seite angesponnene Band zerriss. Wie sehr er recht gehabt

hatte, erfuhr Huber, als seine Parteigenossen, die Konservativen, indem sie eine Herausforderung von ihm beantworteten, ihrer mit Verachtung gemischten Abneigung offenen Ausdruck gaben. Er hatte den Kampf eröffnet durch eine Schrift: «Die Machtfülle des altpreussischen Königshauses und die konservative Partei», in der er diese, nachdem er sie oft und oft und immer vergeblich ermahnt hatte, in der Arbeiterfrage die Führung zu übernehmen, heftig angriff. «Diese Partei,» sagte er, «ist nicht nur keine Stütze, sondern sie ist ein Stein am Halse jeder Macht, der sie sich anhängt, vom Königtum bis zur Zunft.» In ihrer Erwiderung warfen ihm die Konservativen vor, dass er den Liberalen in die Hand arbeite, und dass er, auf seine kleinen sozialen Versuche stolz, auf die grossartige soziale Tätigkeit der Grossgrundbesitzer in Gemeinde und Kreis herabsehe. «Hubers wahre Herzensmeinung,» hiess es, «ist, dass der Staat erst seine richtige Form gewinne, wenn er in eine grosse Suppenanstalt verwandelt ist, und wir würden seinem ferneren Lieblingsgedanken, dass er zum obersten Dirigenten dieser Anstalt bestimmt sei, gern die Erfüllung wünschen, wenn es möglich wäre, dass seine Versuche und Bemühungen in kleinen Kreisen jemals einen grossen historischen Staat ausfüllen, und zwar allein ausfüllen könnten.»

Dieser Schlag von seiner eigenen Partei traf Huber um so schneidender, als er fühlen mochte, dass die Anspielung auf die geringen Ergebnisse seiner eigenen Tätigkeit, wenn auch nicht an dieser Stelle berechtigt, doch an sich begründet war. Vielleicht fühlte er auch, dass wirklich der Sinn für viel Grosses und Schönes, das über die Erde ausgegossen ist, ihm verkümmert war, seit seine Augen auf das trübe Grau des Menschenelends hinzustarren sich gewöhnt hatten. Der Anblick des hoffnungslosen und sinnlosen Daseins ohnmächtiger Armut verzaubert wie das Haupt der Meduse: ihr entsetzter Blick verzehrt das Fleisch des Getroffenen und zehrt den Schmelz von allen Bildern des Lebens. Je unfähiger einer ist, das Leiden zu erleichtern, das er

sieht, desto schwerer bedrückt es ihn, als litte er es selbst, desto mehr empfindet er es als Schuld. Es war Hubers Schicksal, dass er die Unzulänglichkeit aller Mittel, die er gern angewendet gesehen hätte, begriff, zu schweigen von denen, die ihm selbst als Einzelnen zu Gebote standen, und dass er doch die Wege, die Marx oder Lassalle einschlugen, nicht billigen konnte. Die Vermögenslage seines Schwiegervaters hatte ihn immer in den Stand gesetzt, sich, wohin er kam, in Rostock, in Marburg, sofort ein Haus zu kaufen; die Abgeschlossenheit in einem Eigentum, das Verbundensein mit einem Stück Land war für sein Gefühl die Grundlage eines gesunden Daseins. Dies Ziel, den Arbeiter aus einem eigentumslosen Arbeiter zu einem arbeitenden Eigentümer zu machen, entschwand immer mehr ins Unerreichbare; die Industrie und die wachsende Grosstadt verschlangen Land und Menschen und Natur und die alten bäuerlichen Träume und Ideale.

Vae Victis

Der kurze Tag der Revolution hatte mit einem zu feurigen Morgenrot begonnen: er endete in Sturm und Regen. Den wieder auf seinem Throne befestigten König von Preussen erfüllte Rachsucht zum Ersticken; er konnte sie am ausgiebigsten in Baden befriedigen, wo seine Truppen den offenen Aufstand niedergeworfen hatten und die badische Regierung nicht hinderte, dass ein preussisches Kriegsgericht über die Rebellen aburteilte. Diejenigen, die dem Tode entgingen und zu langer Haft verurteilt wurden, mögen im ersten Augenblick von der natürlichen Todesfurcht befreit, aufgeatmet haben; aber später, im Ekel des Zuchthausdaseins hinsiechend, dachten sie vielleicht oft mit Neid der Gefährten, die in unbefleckter Blüte aufrecht fallen durften. Am meisten Mitgefühl in weiten Kreisen erregte Gottfried Kinkel, dessen Neigung zu theatralischer Ueberladung und «verfluchter Schönrednerei», wie Freiligrath sagte, wenn sie manche abschreckte,

doch auf viele Eindruck machte, und dessen uneigennützige Hingabe an das Interesse der Armen und Zurückgesetzten ihn wahrhaft liebenswert machte. Er schwelgte nicht nur in Worten, sondern setzte sich mit Haut und Haaren für die Revolution ein, sogar Engels spendete ihm ein Lob wegen tapferer Haltung in der Schlacht. Dass ein Dichter, der nicht Hass, sondern Liebe gepredigt und Schönheit ausgesät hatte, in der kahlen Zelle eines preussischen Zuchthauses Wolle spulen musste, entrüstete auch Unbeteiligte und erweckte dem Bestreben seiner Frau, ihm zu helfen, Sympathie. Seine Rettung durch Karl Schurz ist von den verwegenen Abenteuern des Revolutionsjahrhunderts eines der anmutigsten, spannendsten und gerundetsten, auch dadurch anziehend, dass der junge Befreier in vielen Zügen dem Bilde des Helden gleicht, wie es deutsche Geschichte und Sage aufstellt. Schlicht, zuversichtlich der eigenen Kraft trauend, klug und doch kindlich, ohne Furcht und Tadel übernahm er die gefährliche Aufgabe, als wäre es selbstverständlich, dass sie gerade ihm zufiel; ihn unterstützten eine Anzahl Mitverschworener, die sich treu und verschwiegen in die Hand arbeiteten, um das Werk gelingen zu lassen. Da es glückte, war es wie eine Komödie, in der der König von Preussen der Geprellte war, ein heiteres Gelächter des gebundenen Volksriesen, der wohl weiss, dass er eines Tages die Ketten sprengen wird.

Sehr ungleich fiel das Los derer, die ins Ausland flüchten konnten. Diejenigen, welche über einige Mittel verfügten, diejenigen, welche begabt, welche noch jung waren, haben durch eine rühmliche Laufbahn unter schwierigen Umständen den Gehalt ihres Wesens erwiesen; andere, die kein Glück hatten, sind untergegangen oder verschollen. Viele wandten sich der Schweiz zu, die nicht nur durch geographische, sondern auch durch seelische Nähe lockte. Sie war vorzugsweise die Heimat der Guten, wie Moritz Hartmann in einem schönen Gedicht auf den Tod Heinrich Simons das Exil genannt hat; nirgends konnte der Deutsche sich so zu Hause fühlen wie in dem stamm- und sprachver-

wandten Lande, das der Mecklenburger Theodor Müller als den freiesten und glücklichsten Winkel des ehemals deutschen Reichsbodens pries. Es befanden sich nach 1848 acht- bis zehntausend deutsche Flüchtlinge dort. In manchen Fällen verlor sich zwar das Gefühl der Zugehörigkeit rasch und verkehrte sich sogar zuweilen ins Gegenteil; nur solche, die zu dem bäuerlich-kleinstädtisch - aristokratischen, spröden Charakter der Schweizer passten, konnten Zutrauen erwecken und sich einleben. Das Ungebundene, Unsichere, Abenteuernde des Flüchtlingswesens fügte sich schlecht in die geordnete Stabilität des Landes; andererseits zogen die Schweizer Demokraten gern Gleichgesinnte heran und war für strebsame Gebildete reichlich Verwendung. Auch gab es unter den massgebenden Persönlichkeiten der Schweiz immer solche, die das Bedeutende erkannten und selbst dann zu schätzen wussten, wenn es über die Schranken der ererbten Sitte hinausschlug. Das erfuhr Richard Wagner in Zürich, seinem ersten Asyl, wo ihm Freundschaft, Verständnis, Hilfe, Nachsicht in grossartiger Weise zuteil wurde.

Als Ludwig Bamberger und Franz Zitz, die miteinander geflüchtet waren, ziellos in den Strassen Basels umhergingen, beide vor kurzem noch in guten, Zitz sogar in glänzenden Verhältnissen, nun gezwungen, den Kreuzer zu sparen, unsicher, was der nächste Tag bringen würde, wie sie künftig das Leben fristen sollten, erfüllt von dem Bewusstsein gescheiterter Hoffnungen, fiel Bamberger eine Stelle aus Hauffs Märchen vom Kalifen Storch ein: Stumm und traurig wanderten die Verzauberten durch die Felder. So verzaubert mögen viele sich vorgekommen sein, die plötzlich aus mehr oder weniger gesicherten und glücklichen Verhältnissen heraus auf die bleichen Wege der Fremde geschleudert waren. Aus der Berliner Nationalversammlung kamen Temme und d'Ester, beide von der Reaktion mit besonderer Erbitterung verfolgt. Der berüchtigte Polizeipräsident von Hinkeldey hatte bei Gelegenheit einer Haussuchung d'Esters Papiere an sich genommen und nicht zurückerstattet. Als er sie von der Schweiz aus

verlangte, mit der Begründung, dass er sie nötig habe, um in der Schweiz seinen ärztlichen Beruf ausüben und sich die Mittel zum Leben verschaffen zu können, antwortete ihm der Ministerpräsident von Manteuffel, die preussische Regierung sei nicht dazu da, Hochverrätern die Mittel zu ihrer Subsistenz zu verschaffen. Indessen liess ihn die Regierung des Kantons Freiburg ohne Papiere die Praxis ausüben, und er erwies sich auch dort als der Bravste der Braven, unermüdlich hilfsbereit und hoffnungsvoll. Er erlag schon 1859 den Strapazen seiner Tätigkeit in armer Gebirgsgegend. Temme, der in seinen Erinnerungen mit warmen Worten des Freundes gedenkt, überlebte ihn um zweiundzwanzig Jahre. Sein ernstes, gerades, zurückhaltendes Wesen sagte den Schweizern zu, er wurde geachtet und geliebt. Stephan Born, der zuerst eine kleine Druckerei in Murten gründete, dann Lehrer an der von dem Kölner Flüchtling Beust in Zürich gegründeten Schule, dann Professor an der Industrieschule und am Gymnasium in Neuenburg wurde und schliesslich als Universitätsprofessor und Redaktor der «Basler Nachrichten» nach Basel kam, wurde Temmes Schwiegersohn und der Herausgeber seiner Memoiren.

Heinrich Simon, als Mitglied der Stuttgarter Reichsregentschaft des Hochverrats angeklagt, kaufte sich mit seinem Freunde Konrad von Rappard das Bauerngut Mariafelden am Zürichsee. Rappard stammte aus einer monarchisch-konservativen Familie, mit der er trotz seiner revolutionären Betätigung in gutem Einvernehmen blieb. Da er durch die Reaktion sein Vermögen verloren hatte, verfiel er darauf, seine Fertigkeit im Mikroskopieren, womit er sich früher zum Vergnügen beschäftigt hatte, gewerblich auszunützen, indem er Präparate aus dem Tier- und Pflanzenreich herstellte. Zu ihm gesellte sich nach dem Tode ihres Mannes seine Schwester, Frau Trendelenburg aus Berlin, die in solchen Arbeiten bewandert war. In Zürich, wohin das Geschäft verlegt wurde, lernte sie Loewe, den letzten Präsidenten des Rumpfparlaments, kennen, heiratete ihn und ging mit ihm nach Amerika. Heinrich Simon

gründete, nachdem die Freunde das Gut Mariafelden an den Hamburger Wille verkauft hatten, mit seinem Bruder eine Schieferbaugesellschaft, die sich gut entwickelte. Im Jahre 1860 ertrank er im Wallensee. Zur Einweihung seines Denkmals, das ein Schüler und Freund Sempers angefertigt hatte, kamen von nah und fern Freunde und Kampfgefährten: Jakoby aus Königsberg, Ludwig Simon und Bamberger aus Paris, Moritz Hartmann aus Genf, Mayer, Wislicenus und andere. Auch Schweizer, unter ihnen Gottfried Keller, beteiligten sich und feierten den Verstorbenen, der sich durch «freundliches, liebevolles, wohlwollendes Benehmen und die wahrhaft echte Humanität eines biederen deutschen Mannes» die hohe Achtung und warme Liebe aller Bürger gewonnen habe. Die Gemeinde Murg, in deren Bezirk sich der Unglücksfall ereignet hatte, errichtete einen Ehrenbogen, auf dem der Spruch angebracht war: Die zur Gerechtigkeit weisen, werden leuchten vor dem Herrn immer und ewiglich. Jakoby führte in seiner Rede die seltsame alte Weissagung an, einst werde der Brocken mitten in der Schweiz liegen und knüpfte daran den Wunsch, dass Bruderliebe ein freies Deutschland mit der freien Schweiz vereinen möge.

Ludwig Simon, der sich als Reichskommissar im württembergischen Schwarzwald an der badischen Revolution beteiligt hatte, wurde im Sommer 1851 in Trier zum Tode verurteilt und vom Scharfrichter, Meister Hammel aus Köln, auf dem Marktplatz in effigie hingerichtet. Er selbst erlebte gleichzeitig in der Schweiz eine glückliche, wenn auch ruhelose und nicht sorgenlose Zeit, reich durch den Umgang mit befreundeten Schicksalsgenossen und durch die Eindrücke, die er in dem altrepublikanischen Lande empfing. Sofort fiel ihm auf, dass in der Schweiz mehr Eigentümlichkeit, Naturwüchsigkeit und Frische herrsche als in Deutschland. Wie wohltuend muss ihn der Mangel an Phrase berührt haben, die in den politischen Kämpfen Deutschlands Ohren und Sinne betäubt hatte. Im lieblichen Appenzellerlande bemerkte er den Unterschied zwischen des katholischen Inner-Rhodens einzel-

stehenden Höfen und den vereinigten Ortschaften im reformierten, industriellen Ausser-Rhoden; überall aber fand er als Grundlage der Freiheit den Individualismus, worunter er nicht etwa im tadelnden Sinne Vereinzelung, sondern die selbständige Bedeutung der einzelnen Volksglieder verstand. Dieser Individualismus wirke urkräftig von unten auf ein Verhältnis des Einzelnen zur Gemeinde, der Gemeinde zum Kanton, des Kantons zur Eidgenossenschaft, des ganzen Volkes zu seinen Vertretern. In dieser und mancher anderen Hinsicht erschien ihm die Schweiz vorbildlich. Ohne das Selbstgefühl und die Bildung, wie sie in der Schweiz verbreitet wären, könne auch das allgemeine Stimmrecht nicht helfen; es fördere nur gerade so viel Humanität zutage, wie wirklich im Volke lebe. In Weissbad traf er den siebzigjährigen Pfarrer Kuenzer aus Konstanz und Schmidt von Loewenberg, die beide bald starben, ferner Würth von Sigmaringen und den Tiroler Fallmerayer mit schönen, sprechenden braunen Augen, dessen überlegenen Humor körperliches Leiden etwas gedämpft hatte. Es gab Stoff zu unendlichen Gesprächen und Debatten. Fallmerayer zog aus dem Erlebten den Schluss, dass der Westen matt und sterbensreif sei, und dass die Kultur auf ein junges Volk übergehen müsse, wie sie einst aus dem sterbenden Römerreich auf die Germanen übergegangen sei. Diese Rolle spielten jetzt die Russen; er sah es als unausweichliche Notwendigkeit an, dass sie den Westen überfluten würden. Ludwig Simon fand den Vergleich insofern nicht zutreffend, als den Unterbau des alten Römerreichs Sklaven gebildet hätten, während jetzt die Arbeiter da wären, aus denen Verjüngung und Wiedergeburt hervorgehen könne. Allerdings, meinte er, bestehe die Gefahr, dass sie, wenn sie sich mit den sie ausbeutenden oberen Klassen nicht verglichen, sondern dauernd verfeindeten, für die Ideen der russischen Kommune gewonnen würden und mit dem drohenden Feind gemeinsame Sache machten.

Vor dem Schimmer der Alpen, den stürzenden Wassern, dem Geläute der Herden, der heiteren Pracht der Natur, schwand auf manche Stunde das Grauen vor

der Zukunft, das Bewusstsein von dem Hader der Parteien, von dem Triumph der Sieger und dem Tod und Unglück der zurückgebliebenen Kameraden. Auf der Ebenalp sah Simon zum ersten Male Alpenrosen, in Mürren fand er einen schönen Fremdling, dem er seit langer Zeit nachstellte, den Schmetterling Apollo, der ein Kleinod seiner Sammlung werden sollte. Ueberall traf der Wanderer auf Freunde: an der Aare unweit Thuns, auf dem Gute des schweizerischen Nationalrats Carlen, waren Itzstein und Raveaux, «zwischen Thun und Nichtstun», wie der letztere sagte. Itzstein, nun fünfundsiebzig Jahre alt, geistiger Umnachtung nah, fütterte Carlens Pfauen, Tauben und Enten. Er hatte sich nur durch schleunige Flucht vor der Verhaftung durch die Preussen retten können, durfte aber zurückkehren, nachdem bewiesen war, dass er sich an der Revolution nicht beteiligt hatte. Die Erinnerung an schöne Augenblicke aus glücklicher Zeit blitzte noch manchmal aus seinem verdunkelten Geiste auf; er stellte dann die silbernen Becher vor sich hin, die man dem schneidigen Kämpfer überreicht hatte, und sang dazu die alten Freiheitslieder, in die keiner mehr einstimmte. Er starb 1855 achtzigjährig und wurde auf dem Dorfkirchhof von Hallgarten begraben. Auf seinem Grabstein steht folgende Inschrift: Müde von den Jugendkämpfen deutscher Freiheit ruhet hier ein mutig Herz. Auch Raveaux war nur noch eine kurze Lebenszeit beschieden; er ging, da er in der Schweiz ungern gesehen wurde, zuerst nach Strassburg, dann nach Brüssel, wo er 1851 starb. Aus Frankreich schrieb er scharfe Urteile über die dortigen Zustände. Die alte Zentralisationswut, derzufolge nicht die geringste Reparatur an einem Dorfschulhause vorgenommen werden könne, ohne die Genehmigung einer ganzen Legion von Behörden, herrsche in der Republik ebenso wie früher im Königreich. Auch die Sucht nach Aemtern und Orden und nach leicht erraffter Reichtum stiess ihn ab. Er warnte die Deutschen, sich nicht von Frankreich ins Schlepptau nehmen zu lassen, nur von sich selbst dürften sie das Heil erwarten.

In Bern wurde die Familie Vogt besucht, die nach Märchenweise immer da war, wenn der Flüchtling den Ring drehte oder ins Horn blies. Damals verlobte sich eine Tochter mit Hans Kudlich, der als Mitglied des österreichischen Parlaments sich dauernden Dank und Ruhm erworben hatte, indem er den Antrag auf Befreiung der Bauern stellte. Der schlimme Karl Vogt wohnte mit dem tugendhaften Nauwerk in Bönigen am Brienzersee. In der sogenannten Michelei fanden sich die Emigranten oft zusammen und führten die Maibowle ein, die in der Schweiz nicht bekannt war; dazu wurde Guitarre gespielt und mehrstimmig gesungen. In Wabern bei Bern befand sich ein Knabeninstitut, das Gladbach, ein Flüchtling aus den Dreissigerjahren, gegründet hatte; das gab manchem Unterkunft und Beschäftigung. In Genf war der Westfale Friedrich Kapp, eine blonde blauäugige Germanengestalt, den Nietzsche vielleicht als lachenden Löwen hätte gelten lassen. Der Deutsch-Russe Alexander Herzen hatte ihn als Lehrer seines Sohnes angestellt, mit der Bedingung, dass er ihn zum Atheisten erziehe. Es war eine Aufgabe wie für Kapp geschaffen, der die Kirchen Pfaffenkasten nannte, und dem es später glückte, seinen eigenen Kindern die Existenz Gottes und seines Sohnes geheimzuhalten. Kapp richtete mit Franz Zitz zusammen in Amerika eine internationale Advokatur ein. Als er in den Sechzigerjahren nach Deutschland zurückkehrte, schrieb er mit junggebliebenem Hasse eine Geschichte des Soldatenhandels der deutschen Fürsten; aber mit den Fürsten hatte sich auch das Publikum geändert: das Buch wurde nicht beachtet.

Zürich versammelte in seinem strahlenden Becken flüchtige Künstler: Richard Wagner, Gottfried Semper, Herwegh, Johann Scherr, Köchly, Vischer, Kinkel. Herwegh, wegen seines vornehmen Auftretens der Marquis genannt, lehrte Richard Wagner Schopenhauer kennen. Die beiden sinnlichen und genussüchtigen Männer, die sich nichts versagten, schwärmten zusammen mit François Wille für die Weltverneinung. Gründlicher und verständnisvoller lebte sich Köchly in das zürche-

rische Wesen ein, hielt Vorträge für ein gemischtes Publikum im Rathaus und dachte wenn er die schönen schweizerischen Nationalfeste miterlebte, voll Trauer an die deutsche Heimat, wo sich ein solches Zusammengehörigkeitsgefühl auf dem Grunde gemeinsamen historischen Lebens nicht hatte entwickeln und eine allverständliche Symbolik erzeugen können. Wenn in Mariafelden bei Willes oder bei dem Braunschweiger Dr. Giesker Dramen mit verteilten Rollen gelesen wurden, übernahm er gelegentlich den Antonius, während die Gräfin Plater, ehemals Schauspielerin Karoline Bauer, die Kleopatra las; auch Heinrich Simon wirkte zuweilen mit. Im Verein mit dem schroffen und originellen, geist- und kenntnisreichen preussischen Artillerieleutnant Rüstow, der wegen einer Schrift über die Umwandlung des kör iglichen Heeres in ein Volksheer hatte flüchten müssen, verfasste er eine Geschichte des griechischen Kriegswesens.

Gottfried Kinkels Versuch, sich dem alten Freunde in Basel, dem Genossen sorglos froher Jugend zu nähern, blieb ohne Widerhall. Jakob Burckhardt verharrte in Schweigen. Angehöriger eines Landes, in dem die schöne Geformtheit des Mittelalters, wenn auch allmählich umgewandelt, doch in ihrem Wesen fortbestand, war ihm das Umfangensein von gewachsenen Formen Lebensbedingung. Er bedachte nicht, was für einen Bruch Deutschland durch den Absolutismus erlitten hatte und schätzte den Drill des Polizeistaates, der ihn selbst nichts anging, immer noch höher als Revolution. Eine einst beglückende und bereichernde Beziehung so mit Stumpf und Stiel zu zerreissen, hat etwas von der Grausamkeit des Mordes; aber es liegt darin auch das Bewusstsein, dass ein schöner Lebensaugenblick wie ein Kunstwerk, losgelöst aus der irdischen Folge, sein unantastbares Dasein hat. Auch Herwegh wandte sich von Richard Wagner ab, als dieser Favorit des Königs von Bayern geworden war; vergebens versuchte Wagner später die ihm einst wertvolle Verbindung wieder anzuknüpfen.

Nur wenige Flüchtlinge wurden Engländer in dem Sinne, wie viele Schweizer wurden, und dass daran nicht die fremde Sprache schuld war, beweist die Tatsache, dass die Verschmelzung in Amerika wohl möglich war. Die Schranken des alten abgeschlossenen Kulturlandes und des englischen Charakters, die kühl zur Schau getragene Verehrung des Geldes neben der methodischen Frömmigkeit, waren für die deutschen Flüchtlinge, meist arme Idealisten, gar nicht oder nur nach langer Zeit zu überwinden. Zu denen, die ganz mit dem englischen Leben verwuchsen, ohne doch je ihr Deutschtum zu vergessen, gehörte der liebenswürdige Offenburger Karl Heinrich Schaible, der, ursprünglich Mediziner, sich dem Lehrfach zuwandte, Professor an der königlichen Militärakademie und Examinator an der Universität London wurde und ausserdem noch vielerlei Aemter und Ehrenämter übernahm. Eugen Oswald, während der Revolution Sekretär des unglücklichen Trützschler, wurde Professor an der königlichen Marineschule in Greenwich, Eduard Bronner ein hochangesehener Arzt in Bradford und Gründer des dortigen ophthalmologischen Hospitals, Johannes Ronge gründete eine humanistische Gemeinde und Schule, Graf Oskar von Reichenbach trieb naturwissenschaftliche Studien, Gustav Bergenroth machte im Auftrage der englischen Regierung Forschungen in den Archiven Spaniens, Hermann Müller-Strübing, ein alter Burschenschafter, der sieben Jahre auf der Festung gesessen hatte, machte sich durch historische Studien über Alt-Griechenland einen Namen, Kinkel, Arnold Ruge, Karl Blind, Lothar Bucher errangen sich als Journalisten und Lehrer eine geachtete und leidlich gesicherte Stellung.

Für den inneren Zustand des englischen Emigrantenkreises war es erschwerend, dass Marx und Engels nur zwischen unbedingtem Anschluss und Feindschaft die Wahl liessen. Besonders Kinkel, der saffianlederne, wie Engels sagte, war ihnen verhasst, und sie ertrugen es ungern, dass Freiligrath, von dem Marx durchaus nicht lassen wollte, sich den Verkehr mit ihm nicht verbieten liess. Zwar hielten sie auch Freilig-

rath im Grunde für einen Spiessbürger, aber sie rechneten es ihm hoch an, dass er bis zum Aeussersten mit seiner Poesie und seiner Person mit ihnen gegangen war und sowohl in seinen Ueberzeugungen wie in der freien Menschlichkeit seines Wesens sich immer gleich blieb. Während Engels mühelos auf englischen Gesellschaften und Fuchsjagden den Kavalier spielte, gewöhnte sich Freiligrath nie an die Fremde, wenn ihn auch die Möglichkeit, den Seinigen durch seine Arbeit ein freundliches Heim zu schaffen, entschädigte. Sein Lied erklang seltener, etwa um einen Freund zu begrüssen oder bei festlichen und traurigen Anlässen, wie er denn auf den Tod der verehrten Johanna Kinkel herrliche Strophen dichtete. In unverminderter rhythmischer Kraft brach seine Poesie hervor, als der deutsch-französische Krieg und die sich daran knüpfende Einigung Deutschlands wie die späte Gewährung einst vergebens erstrebter Güter erschien; allein er erkannte bald, dass sie nicht in der Gestalt des Wunsches kamen. «Du gehst mir zu weit in deiner Einheitsfreude» schrieb er 1874 an Berthold Auerbach. «Ich brauche dich nicht daran zu erinnern, wie ich in den Tagen der Gefahr mich rückhaltlos auf die nationale Seite gestellt habe. Dass ich aber darum das ‚Reich', wie es aus dem Kampfe hervorgegangen ist, für das Höchste halten sollte, für das Ideal, nach dem wir alle gestrebt, für das wir Kerker und Exil nicht gescheut haben, das fällt mir nicht ein. Ich akzeptiere die Dinge, wie sie sind, als eine zeitweilige Notwendigkeit, aber ich begeistere mich nicht dafür.» Der Bruderkrieg mit Oesterreich war seinem Gefühl zuwider, ebenso der nationale und finanzielle Auftrieb und die Zentralisierung, die Deutschland preussisch und Preussen noch preussischer machte, als es je gewesen war. Als er 1868 nach Deutschland zurückkehrte, liess er sich nicht in seiner westfälischen Heimat nieder, so sehr er an ihr hing, sondern wählte Stuttgart, die Hauptstadt des demokratischen Schwabenlandes. Unter den zahlreichen alten Freunden, die ihn besuchten, war auch ein ehemaliger Gegner: Georg Herwegh; die Sache, für die sie beide

gekämpft und Verbannung erlitten hatten, vereinte sie. Als Herwegh im Jahre 1875 starb, fuhr Freiligrath, selbst schon der Auflösung nah, nach Baden-Baden, um dem toten Freiheitssänger die letzte Ehre zu erweisen. Das folgende Jahr, für viele Achtundvierziger das letzte, brachte ihm das Ende. Sein Grab bedeckten Freunde und Anhänger mit den schwarz-rot-goldenen Farben, die keiner so schön wie er besungen hat.

Es gibt kaum einen deutschen Dichter, der von seinen Zeitgenossen so wahrhaft geliebt und herzlich gefeiert worden ist, wie Freiligrath. Die Sammlung, die seine Freunde einleiteten, um dem Alternden, der kein Vermögen hatte zurücklegen können, die Heimkehr zu ermöglichen, erzielte achtundfünfzigtausend Thaler; alle beteiligten sich daran, auch die politischen Gegner wollten zeigen, dass sie den Mann und sein Werk zu ehren wussten. Er verkörperte besonders rein die ideale Leidenschaft, die aus dem Mittag des Jahrhunderts hervorschlug, die allen verständliche brüderliche Liebe zu den Aermsten seines Volkes, die Sehnsucht, sein Volk gross und frei zu sehen; aber den Zerstörungsdrang der Verzweiflung und des Hasses selbst nahm man von den Lippen eines so guten, treuen und ehrenhaften Mannes so geduldig hin wie Blitzschlag und Hagelwetter von der Natur. Einmütig krönte Liebe und Dankbarkeit den Dichter, der nie nach Gunst gejagt hatte, der aus der Tiefe deutschen Volkstums erwachsen, gleicher Art war mit dem Bürger und Bauer, wie er seit Jahrhunderten besonnen und ernst und unbändig in Lust und Leidenschaft durch die deutschen Gauen schritt.

Die meisten Flüchtlinge sog Amerika auf, das ungeheure junge Land, das Bedarf an tüchtigen Arbeitskräften hatte. Nirgends sind die Auswanderer so wie dort mit den Interessen des Landes verwachsen; sie sahen ein, dass in diesem Mischkessel ein Sonderdasein sich nicht halten konnte. Wenn nach den Bewegungen von 1830 Tausende nach Amerika gingen, so waren es nach 1848 Hunderttausende; von 1851 bis 1855 sollen siebenhundertzwanzigtausend Deutsche in Amerika eingewandert sein. Die meisten von ihnen errangen sich

in kurzer Zeit geachtete Stellungen, mehrere haben in die amerikanische Geschichte eingegriffen. Friedrich Kapp, der über die deutschen Flüchtlinge in Amerika geschrieben hat, bemerkt, dass sie ihren Einfluss und ihre Erfolge nur sich selbst und nicht ihrem deutschen Namen dankten, da Deutschland damals wenig angesehen war und ihnen keinen Rückhalt verschaffte. Sie übertrugen den Schwung der Gesinnung, der sie in der Heimat beseelt hatte, auf die neuen Verhältnisse, und es ist ihrer Beteiligung zu danken, dass im Sklavenkriege dem Norden der Sieg zufiel. Im Jahre 1860 hielt ein amerikanischer Senator in St. Louis eine Rede mit Bezug darauf, dass die freiheitliche Bewegung im Staate Missouri hauptsächlich auf den deutschen Flüchtlingen beruhte, die sich seit 1848 dort niedergelassen hatten: «Wo immer die Deutschen hinkommen, ist es ihre Aufgabe, der Freiheit eine Gasse zu brechen. Wer das Recht gegen das Unrecht verteidigt, ist überall an seinem Platze, wo immer er geboren sei. Lasst also getrost Missouri germanisiert werden. Es war der germanische Genius, der die Magna Charta in England erobert hat, es war die deutsche Philosophie, die, wohin sie immer gedrungen, die Herzen aller freien Männer mit Hoffnung erfüllte, ja, es war nur der deutsche Genius, welcher überall auf der ganzen Erdenrunde zur Freiheit ermutigt hat.»

Waldheim

«Mein guter alter Freund,» schrieb am 7. März 1865 Richard Wagner an Roeckel, nachdem dieser seine Erinnerungen an das Zuchthaus Waldheim veröffentlicht hatte, «dein Buch ist furchtbar. Mit deiner Bescheidenheit, Ruhe, unerschütterlichen Menschenliebe dies alles dargestellt, ist diese Lektüre geradezu mordbrennerisch aufregend.»

Anfang Mai 1849 brach in Dresden die Revolution aus, weil der König, von Preussen beeinflusst, sich weigerte, die Reichsverfassung anzuerkennen und auf

den Rat des reaktionären Ministers von Beust heimlich die Hauptstadt verliess, um dadurch einen offenen Konflikt herbeizuführen. Dazu wäre es bei dem Gegensatz zwischen dem in den Vorstellungen des Absolutismus festgewachsenen König und dem teils liberal, teils demokratisch, teils kommunistisch gesinnten Volke vermutlich schon eher gekommen, wenn die Regierung sich nicht eines behutsam schaukelnden Verfahrens bedient hätte, das ihr den Schein geben sollte, im Rechte zu sein. Von den drei Männern, die die provisorische Regierung übernahmen, hatten besonders der geheime Regierungsrat Todt und der Kreisamtmann Heubner den Fehler allzu grosser Weichheit; Tzschirner, Vertreter der äussersten Linken, war entschlossener und rücksichtsloser. Sowohl Todt wie Heubner wurden auch von den Gegnern als höchst human bezeichnet, nur aus Pflichtgefühl unterzogen sie sich der Aufgabe, die ihnen aufgebürdet wurde, und waren viel zu sehr darauf bedacht, die Feinde zu schonen, um sie niederwerfen zu können. Allerdings waren sie auch durch ihre Lage gelähmt; sie hatten keine Unterbeamten, zur Ausführung eines Befehls mussten sie sich jeweils die geeigneten Leute zusammensuchen, die Parteien der Opposition waren nicht organisiert, es war unmöglich, Ordnung und Zusammenhang in die Bewegung zu bringen, unmöglich, den disziplinierten sächsischen und preussischen Truppen lange Widerstand zu leisten. Angesichts der verzweifelten Lage verliessen Todt und Tzschirner die Stadt, Heubner blieb zurück, um bis zum äussersten seine Pflicht zu tun. Die Leitung des Aufstandes übernahm, nachdem auch der Kommandant Heinze geflohen war, Stephan Born, der aus Leipzig herübergekommen war; mutig und gewandt, wie er war, griff er zu und führte, als der Widerstand aufgegeben werden musste, den Rückzug zweckmässig aus. Richard Wagner und Bakunin genossen in diesen Tagen «Sturm und Leben». Trotz des Flehens seiner verängstigten Frau, war Wagner nicht im Hause zu halten; er verteilte Zettel unter die Soldaten, um sie zum Anschluss an die Revolution zu bewegen, er bestieg den Turm der Kreuz-

kirche, um nach Zuzügen Ausschau zu halten, die von allen Seiten herankamen, er kletterte über die Barrikaden, die die Strassen versperrten. Die Flammen des brennenden Opernhauses, wo er vor einem Monat die Neunte dirigiert hatte, das Sturmläuten, die unaufhörlich fallenden Schüsse: es war ein Freiheitsrausch, wie die damalige Generation ihn aus der Stummen von Portici kannte, die auch Wagner zu schätzen wusste. Wieviel tätigen Anteil Bakunin an den Ereignissen genommen hat, ist nicht mit Sicherheit festzustellen; vielleicht war er überhaupt nur gegenwärtig, ohne einzugreifen. Lange bestand die Meinung, er sei der eigentliche Urheber und Leiter des Mai-Aufstandes gewesen; so stark war der Eindruck, den seine geheimnisvolle Persönlichkeit machte. Der Brand des alten Opernhauses wurde zu einem Hauptpunkt in den Verhören gemacht, wie wenn darin das eigentlich Verbrecherische gelegen hätte. Bakunin sagte später darüber: «Einmal in diesen Kampf verwickelt, hatte ich ihn ernst genommen und fand es natürlich, dass man ein Theater und einige Häuser verbrannte, deren Opfer für unsere Verteidigung notwendig war. Der Krieg ist kein Kinderspiel, und man muss sehr naiv sein, um darüber Erstaunen zu empfinden.»

Als der Sieg der preussischen und sächsischen Truppen unabwendbar geworden war, beschloss Heubner, den Sitz der provisorischen Regierung nach Freiburg zu verlegen, wo die Zuzüge aus dem Lande sich sammeln und den Kampf wieder aufnehmen sollten. In einem Wagen verliessen Heubner, Richard Wagner, Semmig und der Postsekretär Martin Dresden. Alle waren während der fünf Revolutionstage in ununterbrochener Erregung gewesen, Heubner, durch die Verantwortung fast erdrückt, hatte die letzten drei Tage und Nächte nicht geschlafen. Obwohl sie gewarnt wurden, liessen sich Heubner und Bakunin in einem Gasthof in Chemnitz vom Schlaf überwältigen, wurden verraten und gefangen und erst nach Dresden, dann mit Roeckel zusammen auf den Königstein gebracht. Roeckel war, als die Revolution ausbrach, in Prag,

um auf den Rat Bakunins die Tschechen zum Anschluss an den sächsischen Aufstand zu bewegen, und kehrte, als er sah, wie aussichtslos seine Bemühungen waren, zurück, um nach Kräften mitzuwirken. Er wurde von Soldaten gefangen, als er Zuzügen entgegenging, denen er den Weg in die Stadt weisen wollte. Roeckel war bereit gewesen, die Mittel zu ergreifen, die der Zweck, den er verfolgte, erforderte, und wurde deshalb ebenso wie Bakunin wie ein Raubtier an der Kette gehalten und von bewaffneten Männern bewacht. Bakunin wurde an Oesterreich, später an Russland ausgeliefert, Heubner und Roeckel wurden zum Tode verurteilt, aber zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt, da der König von Sachsen seine Milde darin bekundete, dass er keine Todesurteile vollstrecken liess.

Es wurden etwa zwölftausend Personen gerichtlich verfolgt; darunter waren gegen dreissig Bürgermeister, die meisten Abgeordneten des aufgelösten Landtags, viele Beamte, Stadträte, Advokaten, Lehrer, Militärs, Geistliche. Von den zweihundertfünfzig Teilnehmern an der Revolution, die nach und nach im Zuchthaus Waldheim eingeliefert wurden, starben vierundzwanzig, darunter der Advokat Bernhard und der Oberlehrer Ditzschold. Roeckel war der letzte, der im Jahre 1862 das Zuchthaus verliess, weil er zu stolz war, um ein Begnadigungsgesuch einzureichen. Die Regierung, der es peinlich war, noch Maigefangene zu haben, griff schliesslich zu dem Mittel, den Hartnäckigen auf die Bitte seiner Frau freizulassen unter der Bedingung, dass er nach Amerika auswandere. Da er sich weigerte, das zu tun, gab man ihm unter der Hand zu verstehen, dass sie nicht ernst zu nehmen sei.

Zwanzig Jahre nach dem Buche von Engels über die Lage der arbeitenden Klassen in England, erschien Roeckels Buch über das Zuchthaus in Waldheim, wie jenes der Führer durch eine Hölle. Roeckels Buch ist ganz anders als das von Engels, nicht von der jugendlichen Flamme durchglüht, die entzückt, indem sie erschreckt, sondern mit kalter, beherrschter Leidenschaft geschrieben, ruhig, besonnen, eher mildernd als

übertreibend, vernichtend. Engels durchstreifte die Hölle von Manchester als ein Fremdling, erfüllte sich mit ihren Schrecken, strömte seine Entrüstung aus; Roeckel lebte darin elf Jahre lang, Tag für Tag, selbst eins der Opfer, aber doch durch seine Bildung, seine geistige Ueberlegenheit nicht einem solchen Uebermass von Quälereien ausgesetzt wie die politischen Gefangenen, die den unteren Ständen angehörten oder gar wie die gemeinen Verbrecher. Diesen galt hauptsächlich seine Teilnahme, die von den Beamten, denen sie ausgeliefert waren, nicht wie Menschen betrachtet wurden, sondern wie rechtlose Sklaven, die misshandelt werden durften, bis jeder Funken selbständigen Lebens und Ehrgefühls in ihnen erstickt war, und die doch oft menschlicher und zartfühlender waren als ihre Henker. Dennoch schildert Roeckel auch diese, die Gefängniswärter, die Inspektoren, die Aufseher nicht als brutal und böse, einzig etwa die protestantischen Geistlichen als ganz des natürlichen Mitgefühls für das Unglück entbehrend; im übrigen fand er, der unablässig bemüht war, den Gefangenen Erleichterungen zu verschaffen, dass die Verantwortlichen vom König herab, der aus Milde keine Todesurteile unterschrieb, aber die zu zwanzig und dreissig Jahren und die zu lebenslänglichem Zuchthaus Verurteilten seelenruhig an Hunger, Verzweiflung und infolge ungesunder Lebensweise hinsterben liess, eher gutmeinende als übelwollende Menschen wären. Es sei das System und die Gewohnheit, meinte er, die sie in einer Handlungsweise beharren lasse, wie man sie nur verhärteten Bösewichten zutraue. Wenn er die Direktoren auf die Nutzlosigkeit einerseits und auf die offenbare Ungerechtigkeit ihres Verfahrens aufmerksam machte, so zeigten sie sich nicht unzugänglich, sondern gaben ihm, zuweilen unter Tränen, Recht; sie erklärten alles mit dem System, das nun einmal so sei und so sein müsse, oder sie schoben die Verantwortung auf einen Höheren ab.

Das Buch, das Richard Wagner mordbrennerisch aufregend nannte, wurde wenig beachtet. Das lag zum Teil vielleicht daran, dass auch die Gebildeten im all-

gemeinen den zum Zuchthaus Verurteilten als ein Geschöpf zwischen Mensch und Tier betrachteten, etwas, was in den bodenlosen Abgrund geglitten ist, wo es einen nichts mehr angeht, zum Teil unterlagen auch sie der Vorstellung des unantastbaren Systems: es ist so und muss wohl so sein. Uebrigens waren, wie Roeckel selbst sagt, einige dem modernen Gefühl unerträgliche Härten des Systems bereits behoben. Das Erscheinen des Buches fiel in eine Zeit, wo die Angriffslust und der Freiheitsstolz, der die Menschen in der ersten Hälfte des Jahrhunderts beseelt hatte, erloschen waren. Gesetzlich war der Absolutismus gebrochen, und wenn er tatsächlich noch fortbestand, so war es, weil die umgeschlagene Stimmung der Gebildeten nach Beherrschung verlangte. Unterwürfig, ja bewundernd, beugte man sich der Regierung des starken Armes und fand es in der Ordnung, wenn der eine oder andere dabei gedrückt und erdrückt wurde.

Die Sieger

Im Sommer 1849, als die Revolutionäre in Baden gefangen, erschossen, eingekerkert wurden und die Flüchtlinge in der Fremde auf mühevollen Wegen dem Broterwerb nachgingen, trafen sich Gagern und die Familien Mathy und Bassermann im Taunus, um sich durch eine Sommerferienwoche zu erfrischen. Mathy begleitete Gagern nach Norddeutschland, wo er, namentlich in Bremen, wie ein König gefeiert wurde; ein Schiff wurde auf seinen Namen getauft. Die Grossbürger ehrten ihn als den Führer der guten Sache, und noch einmal atmete er erfreut den Weihrauch, der ihm die Liebe des Volkes zu verbürgen schien. Er wusste, dass die Demokraten ihn hassten, dass sie ihn zum Hohn den Edeln nannten, umgekehrt wie die Geusen einst stolz den Bettlernamen annahmen. Anfangs ertrug er es; seine Anhänger sagten ihm, dass die Demokraten und Kommunisten und Republikaner verworfene Menschen seien ohne Ehrfurcht vor Gott und Vaterland

und allem was guten Menschen heilig ist; aber allmählich fing er an, sich auf der preussischen Seite einsam und fremd zu fühlen. Der Aufschwung der Industrie und des Geldwesens, die Bankokratie, von der man sprach, hatte das irgend etwas mit den Idealen der Burschenschaft und seines geliebten verstorbenen Bruders zu tun? Bunsen sagte: «Das Jahr 1851 ist das Jahr des Untergangs der Deutschen meines Geschlechts gewesen.» Auf die Schicht, die Gagern vertreten hatte, traf das zu, letzte Ausläufer einer kleinstaatlichen, kleinstädtischen Zeit, hinter denen keine Macht, nichts Vorwärtsdrängendes mehr stand. Er verkaufte sein Gut Monsheim und liess sich in Heidelberg nieder, ohne wieder handelnd hervorzutreten, obwohl er bis 1880 lebte. An das Aufgehen Preussens in Deutschland glaubte er nicht mehr, in der Gründung des Kaiserreichs sah er nicht die Frucht seiner Kämpfe, so wenig wie die neuen Deutschen ihn als ihren Vorkämpfer ehrten.

Anders war die Lage für die Rheinländer: sie konnten sich wirklich als Sieger betrachten, nicht nur weil weder die Republik noch die demokratische Monarchie zustandegekommen war, sondern weil sie mit ihrem eigentlichen Anliegen durchgedrungen waren, weil dem Industrialismus und Kapitalismus die Bahn freigemacht war. Hansemann hatte als Finanzminister diese Ziele im Auge behalten und eine neue Regelung veranlasst, wonach bei der Gründung von Privat-Aktienbanken von der solidarischen Haftung abgesehen werden sollte. Unverhofft kam ihm das Schicksal zu Hilfe; gerade damals musste die alte Schaaffhausensche Bank in Köln, auf die die rheinischen Unternehmer hauptsächlich angewiesen gewesen waren, ihre Zahlungen einstellen. Hansemanns Findigkeit und Energie gelang es, das Unglück zum Glück zu wenden; er verwandelte nämlich die Schaaffhausensche Privatbank in einen Bankverein, dessen Aktien zum Teil der Staat übernahm, sich daraufhin das Recht zur Ernennung eines Direktors ausbedingend. Diese Stelle trug er Mevissen an, und Mevissen griff zu. Es war September

1848, die Zeit, wo das Ansehen der Nationalversammlung bereits im Schwinden begriffen war, und Mevissen, der in Frankfurt überhaupt kein geeignetes Feld für seinen Tätigkeitsdrang gefunden hatte, atmete auf bei der Aussicht, mit aller Kraft «die Finanzen zu kultivieren» und die materielle Grundlage für den unendlichen Fortschritt Deutschlands zu schaffen. Auch Hansemann hatte, als er Minister wurde, dafür und für sich selbst vorgesorgt, in dem er für den Fall seines Sturzes sich den Posten als Präsident der Königlichen Bank sicherte. Die siegreichen Junker, die ihn hassten, weil er die Aufhebung aller Grundsteuerbefreiung betrieben hatte, verdrängten ihn von dieser Stelle schon im Jahre 1850, worauf er das Werk gründete, das ihn unsterblich machen sollte, die Diskontogesellschaft.

Am 1. November 1848 trat der Bankverein in Köln ins Leben und gedieh unter der Leitung Mevissens, der Direktor blieb, auch nachdem der Staatsanteil amortisiert war, rasch zu ausserordentlichem Flor. Nun endlich hatte Mevissen den Platz gefunden, wo sein Genie sich entfalten konnte, nun endlich konnte er ausführen, was ihm vorschwebte, seit die Lehre Saint-Simons in seinem Geist gezündet hatte, das Bankwesen zur Stütze der Industrie, zum Mittelpunkt des wirtschaftlichen Lebens machen. Das neue Christentum, das nach Saint-Simons Meinung die Religion der industriellen Epoche werden sollte, liess er einstweilen beiseite, um sich ganz der Erzeugung materieller Güter zu widmen, die die Unterlage der neuen, grossartigen Kultur werden sollten. Seit dem Jahre 1828 hatte er sein Ideal, die Aktiengesellschaft, als die auferstehenden mittelalterlichen Korporationen angepriesen, ohne die Regierung überzeugen zu können; nun war er in der Lage, das Kapital, das bisher unproduktiv festgesessen hatte, zu lockern und zu bewegen und der Unternehmungslust zuzuwenden. Zunächst wurden Versicherungsgesellschaften gegründet; Mevissen verkündete, dass das Versicherungswesen eine Einrichtung sei, durch welche der grosse staatsbildende Gedanke des Eigentums gestützt werde, durch welche der Mittelstand, der

jetzt die Herrschaft anzutreten im Begriff sei, in den Stand gesetzt werde, seine Existenz zu befestigen. Nachdem dann die mechanische Baumwoll-Spinnerei und -Weberei gegründet war, kam Wichtigeres und Folgenschwereres an die Reihe, nämlich die Erschliessung des rheinisch-westfälischen Kohlenreviers, wozu endlich die Konzession erlangt war. Je mehr sich die Industrie hob, desto weniger genügte Mevissen, was die Regierung bisher in Hinsicht auf die Entwicklung des Bankwesens zugestanden hatte. Das Institut der Aktien-Kreditbank hielt er für das geeignete Mittel, um den Geldverkehr zu heben, und da sich die preussische Regierung ablehnend verhielt wegen des spekulativen Charakters, den diese Art von Banken hätten, setzte sich Mevissen mit dem Grossherzogtum Hessen in Verbindung und erreichte im Jahre 1853 die Gründung der Darmstädter Bank für Handel und Industrie. Dadurch war Süddeutschland in den materiellen Aufschwung hineingezogen, und Mevissen gab sich der Hoffnung hin, allmählich werde der Unternehmungsgeist von ganz Deutschland Besitz ergreifen. Bald, meinte er, werde Deutschland an Zahl und Grossartigkeit seiner Bankinstitute alle Länder überflügeln. Als im Herbst 1855 der König in Köln den Grundstein zur Rheinbrücke legte, besuchte er unter Mevissens Führung die Baumwollspinnerei. Mevissen war inzwischen ein mächtiger Herr geworden: der König sah ein, dass es besser war, mit den neuen Aristokraten zu paktieren, als sie zu Feinden zu haben, mochten sie auch Götzendiener sein und Baal und Astarte anbeten. Vollends als Mevissen mit seinen schönen alten Motiven aufwartete, nicht nur dass die Aktiengesellschaften die Flügel wären, mit denen sich das deutsche Volk zur Sonnenhöhe reiner Menschlichkeit aufschwingen werde, sondern auch, dass in den Aktiengesellschaften der heilige Brudergeist mittelalterlicher Korporationen auferstanden sei, wurde Friedrich Wilhelm weich; beide störte es nicht, dass gleichzeitig die letzten Arbeiterassoziationen mit Stumpf und Stiel vertilgt wurden. Im folgenden Jahre erteilte der König die zur Erwei-

terung des rheinischen Eisenbahnwesens bisher verweigerte Konzession. Schon glaubte Mevissen auch in die Hauptstadt mit einem Kreditinstitut eindringen zu können, das mit Rücksicht auf die ostpreussischen Verhältnisse im Namen den Zusatz «zur Förderung von Ackerbau, Handel und Industrie» bekommen sollte. Viel Gewinn könne man sich davon nicht versprechen, meinte er, aber es werde dem grossen Zweck dienen, «die hohe Aristokratie des Landes mit der Industrie in den innigsten Kontakt zu bringen.» Die alte Geburtsaristokratie sollte in den Kapitalismus hineingezogen und dadurch ihre Verschmelzung mit dem neuen Finanzadel eingeleitet werden. Von jeher hatte es die Herren von der Industrie gewurmt, dass der Geburtsadel sich vom Erwerbsleben abschloss. Der hohe Adel hatte schon 1847 Verständnis für diese Absichten gezeigt, und es gelang wirklich, einige Fürsten und Grafen für die geplante Kreditbank zu gewinnen, so dass die Gründungsakte im Jahre 1856 vollzogen werden konnte. So weit wollte die Regierung aber doch nicht gehen; sie erteilte die Konzession nicht.

Der preussische Staat behielt den Kräften gegenüber, die auf dem Gebiet der Wirtschaft so mächtig erwuchsen, das misstrauische Gefühl der Herrschaft, der die Zügel entgleiten, die sie doch so viel wie möglich und so lange wie möglich festhalten möchte. Die Kapitalisten und Unternehmer ihrerseits waren ungeduldig, sich ganz und gar zu befreien; Unabhängigkeit der Wirtschaft vom Staat war die allgemeine Losung. Mevissen stand nicht ganz auf diesem Standpunkt. Er war klüger und weitsichtiger als die meisten seiner Genossen, und zu dem Bewusstsein von Erfolg und Macht gehörte, wenn es ihn ganz befriedigen sollte, das Bewusstsein vom Idealismus seiner Absichten. Wenn seine Organisationen und Maschinerien spiegelten und troffen von dem ethischen Oel, womit er sie unermüdlich einsalbte, so entsprach das nicht nur der Phrasenlust, sondern auch der Ueberzeugung. Das Bankwesen und der Aufschwung der Industrie sollten das Vaterland gross machen, die Menschen auf die höchste Stufe der

Entwicklung tragen, nicht etwa den Egoismus steigern. Alle die grossen wirtschaftlichen Korporationen, so entwickelte er, wären Doppelwesen, insofern sie zugleich privater und öffentlicher Natur wären. Ihr Zweck sei nicht etwa nur, die Unternehmer, sondern vor allen Dingen die Nation zu bereichern und in ihren wirtschaftlichen und kulturellen Zwecken zu fördern, woraus folge, dass sie den Staat angingen, dass der Staat mit ihnen in organische Verbindung treten müsse. Noch allerdings war der Zwang, den der Staat ausgeübt hatte und bis zu einem gewissen Grade noch ausübte, den Unternehmern in zu peinlicher Erinnerung, als dass ihnen diese Theorie eingeleuchtet hätte. Mevissen selbst blieb unbestimmt in seinen Erklärungen, wie sich der Einfluss des Staates gestalten sollte. Zwang und Bevormundung, sagte er, solle der Staat nicht ausüben, er solle hauptsächlich anregen und mässigen. Einstweilen ging unentwegt die Befreiung der Wirtschaft von staatlicher Aufsicht vor sich. Am 11. Juni 1870 wurde durch eine Novelle zum Handelsgesetz die Gründung von Aktienbanken und industriellen Aktiengesellschaften vollständig freigegeben, der Konzessionszwang für immer aufgehoben. Der Antichrist begann aus dem Staat hinaus und in andere Organe zu schlüpfen.

Dieser nach etwa vierzigjährigem Kampfe errungene Sieg fiel ungefähr zusammen mit der Kriegserklärung gegen Frankreich, dessen kapitalistische Blüte das bewunderte, beneidete Vorbild der rheinischen Industriellen gewesen war. Das neue deutsche Reich, das die erbkaiserliche Partei 1848 erstrebt hatte, wurde gegründet: die Finanzaristokratie stellte sich als festeste Säule zwischen Feudalaristokratie, Militär und Bürokratie. Die entfesselte Erwerbsgier stürzte sich auf den eroberten Markt und badete in den einströmenden französischen Milliarden. Der Anblick dieses Taumels wirkte ernüchternd auf Mevissen; er musste sich zugestehen, dass dieser Zustand nicht als das von ihm in Aussicht gestellte Reich der Vernunft und Humanität angesprochen werden konnte. In der Sprache der Bibel hätte man ihn fragen können, was ihn denn berechtigt

hätte, zu glauben, er werde Geist ernten, wenn er auf Fleisch säe? Warum aus einer materiellen Grundlage das Edle, Gute und Schöne erwachsen solle? Aber er beantwortete sich etwa aufsteigende Zweifel selbst, indem er die Schuld den fünf Milliarden zuschrieb, die er der Kaiserin Augusta gegenüber den Fluch Deutschlands nannte. Er hätte gewünscht, man sollte die Forderung ermässigen und anstatt dessen Belfort behalten, keinesfalls, fand er, hätte eine für die damalige Zeit so unerhörte Geldsumme auf einmal dem deutschen Kapitalmarkt zugeführt werden dürfen. Die hässlichen Erscheinungen, die das unüberlegte Verfahren zur Folge gehabt habe, wären etwas Vorübergehendes, meinte er; der Fortschritt werde nach Ueberwindung solcher Hemmungen desto energischer auf dem Wege zur Humanität fortschreiten. Immerhin betonte er wieder, dass die Regierung nicht gut tue, sich misstrauisch von der Wirtschaft fernzuhalten. Diesen Standpunkt nahm er wieder ein, als Lasker im Jahre 1873 Enthüllungen über Missbräuche im Eisenbahnkonzessionswesen vorbrachte. Um ihre Glieder vor Korruption zu bewahren, wollte die Regierung infolgedessen den Staatsbeamten verbieten, in die Verwaltung von Aktiengesellschaften einzutreten. Das sei verkehrt, sagte Mevissen, es müsse vielmehr eine organische Verbindung zwischen Staat und Wirtschaft hergestellt werden. Der Staat müsse nicht abseits stehen, nicht den Bewegungen der Wirtschaft folgen, sondern sie leiten, sich beständige Einsicht und Aufsicht wahren.

Allmählich sah Mevissen ein, dass die schwindelhaften Spekulationen der sogenannten Gründerzeit doch nicht nur eine Entgleisung gewesen waren, wie er damals meinte. Besonders an den Aktienbanken, sagte er im Jahre 1885, sei es schwer, den allgemeinen Interessen gegenüber den privaten Geltung zu verschaffen. Die deutsche Grossfinanz habe sich ebenso anfechtbaren Gewohnheiten ergeben wie die ausländische. «Meiner Erfahrung nach ist nirgend die Moral so lax, das Gewissen so weit in Europa als in der Hautefinance. Diese laxe Moral wird wesentlich dadurch unterstützt, dass

die bedenklichen, oft bis an den verschleierten Betrug oder an Untreue mindestens streifenden ‚geschickten' Manipulationen sehr verdeckt und den ausserhalb des engen Kreises der Fachgenossen stehenden Personen kaum oder gar nicht verständlich sind. Die Börsenkreise insbesondere haben dafür eine eigene, nur den Eingeweihten verständliche Sprache und daneben eine Methode der Ausführung, welche auf Geheimhaltung und geschickter Verdrehung der wirklich in Frage stehenden Verhältnisse... beruht.» Wie würde Karl Heinzen, wenn er schon die Hegelsche Philosophie eine Gaunersprache nannte, diese Börsensprache der Grossfinanz bezeichnet haben! Als im Jahre 1880 die Rheinische Eisenbahngesellschaft auf den Staat überging, machte Mevissen die ihn sehr betrübende Erfahrung, dass die Aktionäre die Angelegenheit nur als ein finanzielles Geschäft betrachteten; für die grundsätzlichen Bedenken, die ihn bewegten, hatten sie kein Verständnis. Selbst die ihm so nahe Stehenden gingen gern darauf ein und rechtfertigten es, dass Staat und Publikum die Aktiengesellschaften gar nicht als ein edles Organ der Mitarbeit am öffentlichen Leben, sondern schlechtweg als Erwerbsgenossenschaften betrachteten. In allen Kreisen und Ständen machte es sich bemerkbar, dass die Deutschen die Verbindung mit der Oeffentlichkeit im Wählen und Gewähltwerden sahen, übrigens aber sich durchaus als Privatpersonen fühlten und ihre Geschäfte als private Angelegenheit betrieben, anstatt dass sie durch ihre Geschäfte sich organisch mit der Oeffentlichkeit verbunden gefühlt hätten. Je wichtiger, umfassender und einflussreicher die Geschäfte waren, desto unzuträglicher musste es sich auswirken, wenn sie in die Sphäre des Privatinteresses eingeschränkt wurden. Zu lange waren die Deutschen vom Staat ausgeschlossen, ihm entfremdet gewesen; sie bedachten nicht, dass sie ihn nur überwinden könnten, wenn sie selbst eine wahrhaft staatliche, die Interessen der Allgemeinheit berücksichtigende Gesinnung hätten.

Tragik lag nicht in Mevissens Möglichkeiten; ein Zweifel am Werte seiner Unternehmungen und seiner

ganzen Richtung kam ihm doch nicht. An seiner Person und seiner persönlichen Stellung gab es keinen Flecken, keinen Mangel; er war mit Orden beladen, er war Mitglied des Herrenhauses, konnte sich Herrschern ebenbürtig fühlen, Kaiser und Kaiserin zeichneten ihn aus und holten sich Rat bei ihm, die Kreise der Finanz und Industrie blickten wie zu einem Vater zu ihm auf. Das Ideal, das ihm beim Studium Saint-Simons aufgegangen war, war verwirklicht und zum Teil durch ihn selbst. Das Bewusstsein war lebhaft und deutlich in ihm, dass Deutschland ein Industriestaat geworden war, der unter anderen Bedingungen stand als der alte, agrarische. Bereits trat die Industrie auch zum Ackerbau in Beziehung und sie müsse das, meinte er, immer mehr tun. Auf dem Gebiete der Mühlenindustrie, des Rübenzuckers, des Spiritus sei es schon geschehen, überall würden sich die Aktiengesellschaften der Kultur des Bodens bemächtigen. Seine Ansichten wurden dieser Einstellung entsprechend mehr und mehr pazifistisch; es missfiel ihm, dass das neue Reich sich unter Preussens Leitung zum Militärstaat entwickelte, wenn er auch wünschte, dass es zum Schutze von Handel und Industrie zu Lande und zur See mächtig wäre. Die Befreiungskriege, sagte er gelegentlich, wären gewiss etwas recht Schönes gewesen und der Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht passend für die einfachen Verhältnisse eines agrarischen Landes; aber für den Industriestaat müsse ein System erdacht werden, wonach die unabkömmlichen produktiven Kräfte dem Lande erhalten blieben, damit nicht verderbliche Stockungen einträten. Zuweilen erinnern seine Aussprüche an ähnliche von Marx und Engels, wie wenn er davon spricht, dass die modernen Genossenschaften Werke erschaffen hätten, die selbst die grossen Werke des Altertums und Mittelalters in Schatten stellten. Vielleicht waren es Anklänge an Gespräche, die zur Zeit der «Rheinischen Zeitung» im Montagskränzchen geführt wurden.

Die Mitstreiter Mevissens vom Vereinigten Landtage und der Nationalversammlung standen alle auf der

Höhe des Lebens, wenn ihnen auch im privaten Leben Schmerzen nicht erspart blieben: Mathy verlor seinen einzigen Sohn, Camphausen alle seine sechs Söhne. Er zog sich vom geschäftlichen und öffentlichen Leben zurück und widmete sich wissenschaftlichen Studien. Mathy, der von jeher wie Mevissen die materiellen Interessen vertreten hatte, nur dass er sie nicht wie dieser mit einem Faltenwurf schöner Sentenzen bekleidete, ergab sich der Finanz, von Hansemann angeregt. Hansemann hatte einen grossartigen Plan: er wollte ein Netz von Banken über Deutschland ausbreiten, die nach gemeinsamen Grundsätzen ausgearbeitet wären und den Uebergriffen der wenigen grossen Bankhäuser, die es gab, Konkurrenz machen würden. Hansemanns pure Lust an der Geldmacherei war seinen Parteifreunden immer anstössig gewesen. Wenn Mathys nüchternem Sinn auch das Schwelgen in Phrasen fernlag, so liebte er es doch, wenn er an der Gründung von Banken und Eisenbahnen arbeitete, zu denken, er wirke für die Erhebung der Volkskraft, und es verdross ihn, wenn Hansemann sagte, die Hauptsache sei das Geldverdienen. Für die Idee des Banknetzes, durch welches das Bedürfnis nach einheitlicher Gesetzgebung gesteigert werde, begeisterte er sich jedoch und beteiligte sich eifrig. Es war eine grosse Genugtuung für ihn, seine Banktätigkeit in seinem Vaterlande Baden an hoher Stelle fortsetzen zu können: er wurde 1862 in den badischen Staatsdienst berufen; 1864 wurde er Präsident des Handelministeriums, 1866 Staatsminister. Schon in der vormärzlichen Zeit hatte er für Gründung eines Bankinstitutes gekämpft, um Baden unabhängig von den Frankfurter Banken zu machen; jetzt nahm er den Plan wieder auf, der damals an dem Widerstande der Bürokratie gescheitert war. Als die Opposition einiger Mannheimer Unternehmer seinen Ministertisch umbrandete, mag er über seine veränderte Stellung und die veränderte Zeit gelächelt haben.

Bassermanns weichere Natur konnte den Zwiespalt zwischen einst gehegten Hoffnungen und erreichtem Ziel nicht überwinden. Als es sich entschied, dass

Preussen zum Bunde zurückkehrte, dass er und seine Partei, er allen voran, schliesslich nur der Reaktion Vorschub geleistet hatte, brach er an Leib und Seele zusammen. Einige Jahre schleppte er sich in Sanatorien herum, zuweilen von Mathy widerwillig betreut, mit dem er sich nicht mehr verstand; im Jahre 1855 machte er, erst vierundvierzig Jahre alt, seinem Leben ein Ende.

Nachdem Marx im Jahre 1855 seinen einzigen Sohn verloren hatte, schrieb er an Lassalle, Baco habe gesagt, wirklich bedeutende Menschen hätten so viele Beziehungen zur Natur und zur Welt, so viele Gegenstände des Interesses, dass sie jeden Verlust leicht verschmerzten; er gehöre nicht zu diesen bedeutenden Menschen. Dennoch für ihn wie für Camphausen und Mathy ging das Leben mit seinen Forderungen weiter; aber gewiss ist, dass der gebildete Arme alles Glück und alle Schmerzen, die aus dem Herzen fliessen, heisser fühlt als der Reiche. Marx und seine Frau hatten keine Bedienung, die ihnen die Kinder abnahm, er musste schwere Denkarbeit leisten dicht neben ihrem Kinderlärm und Kindergeschrei, er musste täglich sich mühen, um nur Brot und Kartoffeln für sie herbeizuschaffen, sie erwarteten alles aus seiner Hand, und weil sie nur ihn und seine Frau hatten, hatten diese nur sie. Sowohl Camphausen wie Mathy und Marx waren durch besonders innige Liebe mit ihren Frauen verbunden und besassen sie bis ins Alter, auch darin hatte das Geschick der neuen Könige mit dem ihres Gegenkönigs Aehnlichkeit, das in der äusseren Entwicklung so sehr verschieden war. Marx fehlte oft das Geld, um sich Schreibpapier und Briefmarken zu kaufen, die erbärmlichste Not stieg ihm bis an den Hals, er, der grossartig im Geben war, musste borgen und betteln; aber nie verliess ihn die Genialität seines Geistes, die Energie seiner Persönlichkeit, die Glut seiner Empfindung.

Als ein Doppelwesen wie Tag und Nacht oder wie Licht und Schatten stieg das Zeitalter der Industrie herauf. Den grossen Kapitalisten, Fabrikanten, Unternehmern aller Art standen die Arbeiterführer, die

Begründer sozialistischer Lehren, der Bourgeoisie stand das Proletariat gegenüber. Das Proletariat und seine Führer waren besiegt. Die Arbeiter, die sich an der Revolution beteiligt hatten, die in kommunistischen Vereinen waren, kommunistische Ideen verbreiteten, waren getötet, von Soldaten misshandelt, lagen in den Gefängnissen oder verkümmerten in Sklavenarbeit. Ihr sinnloses Elend erhellte nicht der freie Gedanke, nicht die Musik, die Dichtung, die Hoffnung, einen leuchtenden Namen auf die Blätter der Geschichte zu schreiben, nicht einmal die Anrufung Gottes, an den sie nicht glaubten, einzig der Glaube, den ihre Führer ihnen gegeben hatten, an die Gerechtigkeit ihrer Sache und ihren künftigen Sieg. Er war nicht weniger stark als einst der Glaube, mit dem Vergewaltigte ihre Quäler vor den Richterstuhl Gottes luden: mochten sie jetzt auf der Folter oder dem Scheiterhaufen leiden, der Herr der Rache war da, der die Schuldigen in die Hölle stürzen würde. So dachten die jetzt Besiegten; mögen sie sich breitmachen auf ihren Thronen, mögen sie Fabriken bauen und den Arbeitern das Blut aussaugen, mögen sie die Unersättlichkeit in immer neu gegrabenen Geldkanälen stillen — sie arbeiten nicht für ihre Kinder, sondern für uns. Ebenso wie ihr Geld anschwillt, wächst unser Heer, unsere Ungeduld, unser Zorn, unsere Einsicht. Wenn der Augenblick da ist, wo sie ihre ganze Macht in einem Punkte gesammelt haben, wie in einer einzigen schweren Blüte zusammengeschossen, wird sich unsere schwielige Faust vorstrecken und sie brechen.

In der «Deutschen Brüsseler Zeitung» vom 23. Januar 1848 hatte es Engels mit triumphierendem Hohne den Gegnern zugerufen: «Kämpft nur mutig fort, ihr gnädigen Herren vom Kapital! Wir haben euch vor der Hand nötig, wir haben sogar hie und da eure Herrschaft nötig. Ihr müsst uns die Reste des Mittelalters und der absoluten Monarchie aus dem Wege schaffen, ihr müsst den Patriarchalismus vernichten, ihr müsst zentralisieren, ihr müsst alle mehr oder weniger besitzlosen Klassen in wirkliche Proletarier, in Rekruten für

uns verwandeln, ihr müsst uns durch eure Fabriken und Handelsverbindungen die Grundlage der materiellen Mittel liefern, deren das Proletariat zu seiner Befreiung bedarf, zum Lohn dafür sollt ihr eine kurze Zeit herrschen. Ihr sollt Gesetze diktieren, ihr sollt euch sonnen im Glanz der von euch geschaffenen Majestät, ihr sollt bankettieren im königlichen Saal und die Königstochter freien; aber vergesst es nicht — der Henker steht vor der Tür!»

Schlank und verwegen im blutroten Kleide, ein Schelm von Bergen, stand Engels da, das zuckende Richtschwert in der Hand; aber der Augenblick, wo er es schwingen konnte, den er so nah glaubte, lag in unendlicher Ferne, und in unerreichbare Tiefe waren für die Olympier in den Siebziger- und Achtzigerjahren die Titanen der Arbeit versunken, die sie vierzig Jahre vorher als Brüder begrüsst hatten.

Ende

Ein neues Geschlecht müsse kommen, sagte Stüve in seinen letzten Lebensjahren, das die alten Zustände nicht kenne und nicht an der Sehnsucht nach ihnen krank liege. Als er im Jahre 1872 starb, wuchs dies Geschlecht schon heran. Die alternden Demokraten, sei es, dass sie in Deutschland geblieben waren, sei es, dass sie aus der Fremde zurückkehrten, empfanden die Veränderung bitter. Franz Ziegler, der 1848 Oberbürgermeister von Brandenburg war und 1849 als Steuerverweigerer zu Festung, Amtsentsetzung und Verlust der Nationalkokarde verurteilt worden war, schilderte 1864 in einem traurigen Brief an Ruge seine Vereinsamung, obwohl er in diesem Jahre in den preussischen Landtag gewählt war. Von der Idealität ihrer Jugend, schrieb er, dem Respekt vor der Wissenschaft und ihren Trägern, der Durchbildung des Charakters bis zur Opferfreudigkeit sei keine Spur mehr, die Mittelmässigkeit in breiter Selbstvergötterung, die glatte, hausbackene Halbbildung sei obenauf. Die

Politik sei ein Tagesgeschäft geworden wie jedes andere, die Justiz sei zum Teil depraviert, die Zeitungen wären Vermögensinstitute, das Volk werde künstlich zum Bourgeois gemacht, alles jage nach materieller Gewalt, also nach Reichtum. Stein, der Breslauer, habe sich kürzlich bei ihm ausgeweint, Lothar Bucher stehe ganz allein, Temme werde als Schwachkopf bezeichnet, Waldeck als alter, schwacher Narr. Der Brief war unter dem Eindruck der Nachricht vom Tode Lassalle's geschrieben. «Ich werde acht Tage nicht ausgehen, ich mag nicht sehen, wie die Myrmidonen auf dem Grabe des Achilles tanzen.» Als im Anfang der Siebzigerjahre Ludwig Simon von Trier starb, der sich mit einem bescheidenen Vermögen nach Genf zurückgezogen hatte, dichtete Moritz Hartmann einen Nachruf, in dem die schönen Verse vorkamen: Da starb ein Braver — still, fast unbeweint — Als ein verlorner Posten und vergessen — Ausharrend treu und hingestreckt, indessen — Schon ferne ziehen Freund und Feind — Die Weltgeschichte selbst, auf neuen Bahnen — Mit neuem Losungswort und neuen Fahnen.

Für das neue Geschlecht war die vormärzliche Zeit etwas komisch Spiessbürgerliches, Winkliges, wo das Leben sich um kleine Albernheiten drehte, und das Jahr 1848 eine etwas kindische Komödie mit einem Schuss Sentimentalität. Es hatte in der ganzen Jahrhunderthälfte nichts Grosses gegeben, als den Zollverein. Das neue Geschlecht verschwor sich Bismarck, vergötterte Bismarck, kannte nur ihn: es war, als habe Deutschland vorher nie einen grossen Staatsmann besessen. Der Freiherr vom Stein war schon lange vergessen. In Westfalen, dem Lande, das er sich zur zweiten Heimat erkoren hatte, aus Wohlgefallen an den aus alter Zeit erhaltenen Freiheiten, erinnerten sich einzelne seiner noch, vor allen der alte Harkort. In den Jahren der Reaktion, als er, entrüstet über die Wendung, die das öffentliche Leben genommen hatte, zur Opposition übergegangen war, fand sein Plan, dem revolutionären Minister aus Preussens grosser Zeit ein Denkmal zu setzen, Anklang. Aus den Bergen, die

Wittekinds Burgen getragen hatten, wo Hermann der Befreier sein Schwert aufreckte, sollte sein Bild hervorwachsen, beschworen durch die Not seines Volkes, als eine gegen die Junker im Osten gerichtete Drohung. Auf den Aufruf, der im Jahre 1857 erlassen wurde, erfolgte der erste Beitrag von vier in Paris lebenden Arbeitern, dann kamen einige aus Oldenburg und Holstein. Bald darauf erkrankte Friedrich Wilhelm IV., von der Regentschaft erhoffte man Aenderung des Kurses, da schien es nicht angebracht, die Regierung dadurch herauszufordern, dass man den grossen Jakobiner ehrte, den Friedrich Wilhelm III. gefürchtet und gehasst hatte. Bei Harkort hatte wohl Pietät mitgesprochen, aber im Ganzen war dies Denkmal doch eine Parteisache gewesen, die man fallen liess, als die Umstände sie nicht mehr angebracht erscheinen liessen. Erst zwölf Jahre später wurde der Plan in Westfalen ausgeführt; in Berlin wurde Stein 1875 ein Denkmal errichtet, ohne dass die Bevölkerung sich dafür interessiert hätte.

Nach dem Scheitern der Nationalversammlung verfielen die vorher so gefeierten Professoren dem Spott; sie mit ihrer Redseligkeit und ihren Doktrinen sollten Schuld daran sein, dass das Ziel nicht erreicht worden war. Sie zogen sich verbittert zurück, Gervinus fasste den Plan, eine Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts zu schreiben, dessen Gang er mitwirkend beobachtet hatte. In der Einleitung, die er im Jahre 1853 veröffentlichte, stellte er die Behauptung auf, dass das Jahrhundert trotz der augenblicklichen Reaktion den Sieg der Demokratie im Sinne von Massenherrschaft bringen werde. Die Geschichte sei nicht mehr von Einzelnen, sondern von der Masse getragen. Grosse Einzelne könnten nicht mehr wie einst zur Wirkung gelangen, dagegen nehme die Zahl der mittleren Begabungen zu, auch auf künstlerischem Gebiet walte das Mittelmässige vor. Alle Schichten der menschlichen Gesellschaft gerieten in Bewegung, auch diejenigen, die früher im Dunkel geblieben wären. Es sei allgemeine Forderung geworden, dass der Staat nicht

für Einzelne und Wenige, sondern für alle zu sorgen habe, dass den Gedrückten und Entbehrenden geholfen werde. Die Geschichte im grossen nehme einen gesetzlichen Verlauf, und dessen Ziel sei die Herrschaft der Masse.

Wegen dieser Schrift, die einen durchaus wissenschaftlichen Charakter hatte, erhob die badische Regierung gegen Gervinus Anklage auf Hochverrat und Gefährdung öffentlicher Ruhe und Ordnung. Seine Verurteilung wurde zwar durch das Oberhofgericht kassiert; aber die Regierung entzog ihm die Venia legendi, und er lebte seitdem als Privatgelehrter.

Ungefähr gleichzeitig kam Mevissen zu ähnlichen Ergebnissen, wenn sein Standpunkt auch ein anderer war und er als praktischer Mann und Industrieller Folgerungen daraus zog, die Gervinus fernlagen. Die Herrschaft der Masse sei in Europa angebrochen, sagte er in dem Entwurf zu einer Denkschrift, deren Bestimmung nicht ersichtlich ist; vielleicht dass sie irgend einer Behörde hätte eingereicht werden sollen. Das Jahr 1848 habe ihr die Bahn eröffnet, sie sei nunmehr unabwendbar. Die Demokratie habe Jugendkraft, sie werde alles nivellieren, um ihre eigene Welt zur Erscheinung zu bringen. Ihr geistiges Niveau sei niedriger als das der Monarchie, aber das Niveau ihres Willens, ihrer Schöpferkraft sei höher. Abzuwenden sei die Herrschaft der Masse nicht, die Frage sei, wie sie schon in der Gegenwart auf friedlichem Wege vorbereitet werden könne. Ihre wesentlichen Tendenzen wären folgende: erstens Gleichberechtigung aller, zweitens Wandelbarkeit der Personen, denen die Macht der Gesellschaft anvertraut sei, drittens bewaffnete Neutralität nach aussen, viertens Steigerung des materiellen Wohlbefindens. Der ersten Tendenz werde genügt durch das allgemeine Wahlrecht. Im Hinblick auf die zweite müsse die Monarchie ihre leitende Tätigkeit möglichst beschränken und den niederen Organen zuweisen, was von ihnen ohne Schaden besorgt werden könne. Der Bau von Strassen, Eisenbahnen, Kanälen könne Kreisen, Bezirken und Provinzen, das Bankwesen

und die Kreditinstitute könnten eigenen Korporationen überlassen, die Belehnung der Bergwerke müsse aufgehoben und in freies Eigentum verwandelt werden. Die Bildung grosser, mächtiger Korporationen sei auf allen Gebieten produktiver Tätigkeit unbedingt zu fördern. — An diesem Punkt, bei seinen so sehr geliebten Aktiengesellschaften angelangt, hat Mevissen diese Untersuchung abgebrochen.

Scheinbar waren Gervinus und Mevissen falsche Propheten; nach 1870 konnte man denken, die absolute Monarchie mit ihrem Anhang sei wieder zur Herrschaft gelangt. Und doch war sie nur die Form, unter der die neuen Mächte, Kapitalismus, Industrialismus, Masse, siegten, gedeckt von der gewaltigen, aus dem altpreussischen Absolutismus hervorgewachsenen Persönlichkeit Bismarcks.

Vergleicht man Stein und Radowitz auf der einen Seite und Bismarck auf der andern, so sieht man einen Niedergang der Kultur, wie er in einer kurzen Zeitspanne, ohne dass vernichtende Kriege oder andere gewaltsame Erschütterungen vorhergingen, erstaunlich ist. In dieser Zeitspanne aber hatte sich ein lange vorbereiteter Umschwung vollendet, der nun in veränderten Zuständen sowohl wie in andersgearteten Menschen und Idealen zutage trat. Grosse Menschen wirken aus und für sich selbst, zugleich aber vertreten sie Mächte, die durch sie zur Herrschaft gelangen wollen. In Stein und Radowitz ging das alte agrarische Reich unter, durch Bismarck siegten Kapital und Industrie. In Bismarck siegten Mächte, die grossartige Erscheinungen erzeugten und denen vielleicht noch grossartige Entwicklungen vorbehalten sind; aber sie waren materieller Art und rasselten auf metallischen Rädern über die Erde. Indessen auch wenn man von der Verschiedenheit des Kulturstandes absieht, an dem beide teil hatten, so muss man Stein im Vergleich mit Bismarck den grösseren Staatsmann nennen. Bismarck war Preusse und blieb es auch im Grunde, Stein war Deutscher; Bismarck begann seine Laufbahn als ausgesprochener Parteimann, als Junker, der die Fortdauer des Absolu-

tismus wollte, weil und solange dieser die Interessen des Grossgrundbesitzes vertrat, er hasste den neuen Industrieadel und die grossen Städte mitsamt dem Proletariat, das des Industrieadels Gegner war, und wenn er auch später von den Junkern abrückte, sich mit der Bourgeoisie aussöhnte und das allgemeine Wahlrecht zuliess, so waren das doch eigentlich nur Abfindungen und Zugeständnisse. Stein war niemals Parteimann, sondern ein geborener Vater des Volkes, dem es in allen seinen Gliederungen wert war. Wenn er hasste, und er hasste leidenschaftlich, so waren die Feinde des ganzen Volkes Gegenstand des Hasses. Die väterliche Haltung gegenüber dem Volke zeichnet hauptsächlich Stein vor Bismarck aus. In manchen Zügen der Naturkraft und Originalität waren sie einander ähnlich; aber ihr Geist und ihre Seele und ihre Weltanschauungen waren so verschieden, wie die Welten, die sie vertraten. Auch Stein wollte sein Volk mächtig machen; aber seine Macht sollte auf dem Grunde seines sittlichen Charakters ruhen. Die Veredelung des Volkes sah er als den letzten Zweck aller staatsmännischen Tätigkeit an, in allen Problemen der Regierung und Verwaltung war ihm der Einfluss auf die Religiosität und Sittlichkeit des Volkes das Ausschlaggebende; für die Grundbedingung aber der Sittlichkeit hielt er die Freiheit und das Recht. Deshalb bekämpfte er den Absolutismus. Sittlichkeit, Religion, ideale Prinzipien sind kindlichen Menschen, kindlichen, ländlichen Zuständen eigen, wo die Menschen der Natur untergeordnet sind, der Natur, in der sich die Götter offenbaren. Der primitive Mensch orientiert sich nach den Sternen. Später, wenn sich der Verstand entwickelt und die Genussucht, herrscht das Prinzip des Nutzens vor, sei es als Eigennutz oder der Gemeinnützigkeit. Stein richtete sich noch nach den Sternen, und auch Radowitz tat es, aber viel bewusster und mit dem Blick des Scheidenden, unter dem der Erdball sich schon wendet, neuen, dunkel verhängten Abgründen des Himmels entgegen. In den Jahren seines Handelns kannte Stein noch kein Proletariat, erst im Alter sah er die Gefahren und Uebel, die zunehmender

Kapitalismus und Industrialismus im Gefolge hatten, mit Schaudern herannahen. Schwere Schatten des Zweifels fielen auf sein Ende; ganz im Schatten lag der Weg von Radowitz. Er meinte, als er jung war, dass die Ideale der Vergangenheit sich noch einmal würden erwecken lassen, immer mehr unterschied er zwischen dem, was möglich und was unmöglich war, und die Klarheit des nahen Todes brachte ihm die vollendete Einsicht, dass das agrarische heilige Reich unwiederbringlich dahingegangen sei, dass ein neues Zeitalter, des Geldes und der Maschine, heraufziehe. Zwischen zwei Zeitaltern stehend, mit einem Herzen, das dem untergehenden gehörte, konnte er die heroische Gradheit und Sicherheit Steins nicht haben; aber er konnte die mit der neuen Zeit verbundenen Probleme gründlicher durchdenken als jener und endete mit einem grossartigen Zukunttsbilde auf Grund des Neuen. Auch ihm war die Macht etwas Göttliches, und er wollte ein mächtiges Deutschland und eine starke Regierung; aber er betonte immer wieder, dass die blosse Macht ohne geistigen Gehalt ungöttlich sei. «Die materielle Gewalt,» sagte er, «schafft noch keine wahre Regierung: sie ist ein Kennzeichen der Obrigkeit, aber nicht ihr Wesen. Nicht nur die eiserne Rute der Militär-Okkupation — es müssen andere, der moralischen Weltordnung entnommene Bedingungen hinzutreten. Unter diesen ist die Liebe zum eigenen Volke die höchste.» Sein Wunsch war, dass sich Preussen durch moralische Eroberungen zum Haupte Deutschlands mache, dass ihm infolge geistiger Ueberlegenheit die Hegemonie von selbst und von Rechtes wegen zufalle.

Bismarck verachtete sowohl Gagern wie Radowitz; er nannte Radowitz «den Garderobier der mittelalterlichen Phantasie des Königs» und hatte Unrecht; Radowitz hatte Recht, als er Bismarck einen «ungezogenen Buben» nannte, «der seinen Geist in Schmähungen ausgibt für das, was er nicht versteht oder nicht kennt.» In Wirklichkeit beklagte es Radowitz, dass der König nur mit der Garderobe des Mittelalters spielte, während er, Radowitz, sein Wesen wieder lebendig zu machen suchte;

was das eigentlich sei und was Radowitz damit wollte, davon hatte Bismarck tatsächlich keine Ahnung. Bismarck hat selbst zugegeben, dass er damals seine politischen Gegner, wie das üblich sei, ohne weiteres für beschränkt im besten Falle, wahrscheinlich aber für bösartig und gewissenlos gehalten habe. Radowitz übertraf Bismarck an tiefsinniger Auffassung der Menschen und Dinge, an prophetischem Blick; aber es fehlte ihm auch nicht an den praktischen Fähigkeiten, wie der Staatsmann sie haben muss, der in der Gegenwart wirken will. Wäre Friedrich Wilhelm IV. ein paar Jahre früher erkrankt oder gestorben, so hätte er vielleicht schon damals eine Einigung Deutschlands zustande gebracht, wenn auch nicht in der Form des Kaiserreichs. Einer späteren Zeit erschien Bismarck wie ein Gigant gegenüber verkümmerten Gelehrten, die nur reden und schreiben, aber nichts machen konnten; und doch hat er nur eine Figur gegossen, die andere geschaffen hatten.

Im Märchen stellt der König dem armen Jüngling, der die Königstochter liebt, eine unmässige Aufgabe, an der er scheitern soll; er muss einen Becher vom Grunde des Meeres holen oder am Ende der Welt einen Schlüssel ausgraben oder einen Drachen töten. Die guten Geister sind mit dem Mutigen, er kämpft mit dem Drachen und trifft ihn ins Herz. Aber da ist ein anderer, ein Ritter, der dem armen Jüngling die Königstochter nicht gönnt, obwohl er sie nicht liebt. Voll Zorn sieht er die glücklichen Stösse des Helden, stellt sich auf die Seite des Drachen und tut alles Erdenkliche, um den siegenden Knirps zu Falle zu bringen. Wie nun dieser, zu Tode wund und erschöpft neben dem toten Drachen in Schlaf fällt, kommt dem Ritter ein Einfall: er schneidet dem Lindwurm die Zunge aus und bringt sie dem König als Wahrzeichen, wie es verabredet war, und der, hocherfreut, gibt ihm Tochter und Krone. So etwa war es mit Bismarck: die Arbeit war getan, das Blut war vergossen, der Drache erlegt, er brauchte ihm nur die Zunge auszuschneiden. Führte denn aber Bismarck die Königstochter heim? Es lag ihm ja nichts an ihr, und es

waren noch andere Freier da, die sich während des Kampfes vorsichtig im Hintergrunde gehalten hatten. Auch sonst stimmt der Vergleich nicht in allen Punkten, hauptsächlich insofern nicht, als Bismarck von niedrigen Beweggründen nicht geleitet war. Andererseits auch nicht von hohen. Er wurde für die Ideale seiner Gegner nicht durch Ueberzeugung ergriffen, er war kein Saulus, der zum Paulus wurde, sondern dadurch, dass der preussische Machttrieb ihn ergriff, dass er von Anfang an dessen Verkörperung war. Deutschland war ihm nichts, Preussen war ihm das Höchste, war sein Glaube, er entbrannte in Hass gegen alle, die Preussen und seinen Vertreter, den Monarchen, antasteten; aber das Bild des künftigen Deutschland, das dadurch entstand, dass Preussen Deutschland in sich hineinzog, weckte den Eroberer in ihm. Den alten Nebenbuhler Oesterreich zu überwinden, den ehernen Felsen der preussischen Herrschaft über ganz Deutschland zu stabilisieren, das war ein Ziel, das ihn lockte. Eher als an Saulus kann er an die germanischen Häuptlinge erinnern, die Christen wurden, weil sie unter diesem Zeichen zu siegen glaubten. Seine Unbekümmertheit um Satzungen, Vorurteile, Heiliges und Unheiliges, sein trotziges Auf-sich-selbst-Ruhen, nur Sich-selbst-Befragen, hatte für alle, selbst für viele seiner Gegner, etwas Bestechendes. Man bewundert ihn, wie man einen Tiger bewundert, der gelassen daliegt im Gefühl seiner Kraft, nur das leise Ticken des Schweifs verrät die nervöse Ungeduld des Raubtieres. Die Gefühle und Erwägungen, die einst den Freiherrn vom Stein bewogen hatten, die Erneuerung des alten Reichs zu fordern, waren ihm ganz fremd. Er übernahm das Kaisertum, wie er die anderen Ideale der Achtundvierziger übernommen hatte, ohne dass sie in sein inneres Leben übergegangen wären, weil diese Form der Einheit die einfachste, populärste und doch wohl für Preussen günstigste war. Was konnte es im Zeitalter der Industrie und Bankokratie und bei der Gesinnung aller Beteiligten auch anders sein, als eine am hellen Tage von mittelmässigen Schauspielern aufgeführte

Maskerade. Der Kaiser wäre lieber König von Preussen geblieben, der Kronprinz hätte gern die Rolle des Kaisers gespielt, die Fürsten waren darauf bedacht, sich nicht von den Prominenten ausstechen zu lassen, der Regisseur stand grimmig daneben, unzufrieden mit dem Spektakelstück, mit den Akteurs, mit sich selbst. Immerhin hatte der König, in diesem Augenblicke ganz der Vertreter seines Bruders, eine Befriedigung: Deutschland war in Preussen aufgegangen, nicht umgekehrt, und die Krone war ihm von den Fürsten angetragen, nicht vom Volke, dem sein Platz im Zuschauerraume angewiesen war. Dass die Bourgeoisie applaudierte, ist begreiflich; denn sie waren die eigentlichen Sieger.

Als das geeinigte Deutschland dastand, zeigte es sich, wer das Erz zum Gusse geliefert hatte: die neuen Herren, die von der Hochfinanz und von der Grossindustrie, die sich 1848 unscheinbar hinter Gagern gestellt hatten, traten nun offen hervor, und die Grossgrundbesitzer paktierten mit ihnen. In den Jahren zwischen 1850 und 1870 hatte sich die Umwandlung Deutschlands aus einem agrarischen in einen Industriestaat, die um 1840 sichtbar zu werden begonnen hatte, vollendet; es erübrigte nur noch, das Geschehene in äusseren Formen festzulegen und zu sanktionieren. Die Unternehmer bestiegen ihre Throne, und es war kaum des Aufhebens wert, als fünfzig Jahre später die Inhaber der alten verschwanden. Bismarck, der Junker, war Begründer des Industriestaates; das war deshalb möglich, weil der Industriestaat die Tendenz des Absolutismus zum zentralisierten Grosstaat aufnahm und fortsetzte.

Wie grossartig und geistvoll die Persönlichkeit Bismarcks auch war: das Vorbild eines Volkes zu sein war er nicht geeignet. Rasch und durchgreifend änderten sich in Deutschland die Menschen und die Verhältnisse. Macht, Gewalt, Geld, Masse, das waren die Prinzipien des neuen Reiches, auch der Opposition; der Sozialismus kämpfte unter denselben Zeichen, wenn auch zum Besten der Arbeiter. Gemessen an den immer mehr sich zentralisierenden Verhältnissen wurde alles Kleine und Kleinstädtische lächerlich, verächtlich; der

Grosstaat, die Grosstadt, der Grossbetrieb konnten allein im allgemeinen Wettbewerb bestehen. Wie die Denkmäler grösser werden mussten, um die grossen Plätze zu dekorieren, veränderte sich in allen Verhältnissen das Mass; überall herrschten aufgeblasene, hohle, auf künftigen Inhalt berechnete Formen. Nach 1870 würde es im Auslande auch um bestimmter eigener Zwecke willen niemandem mehr eingefallen sein, die Deutschen als die Träger des Freiheitsgedankens zu bezeichnen, und nicht einmal sie selbst wollten es mehr sein. Sie wollten nicht das Volk der Denker und Dichter noch die Schwärmer für Freiheit und Recht mehr heissen, sie wollten Macht haben und Macht als Prinzip bekennen. Der Erfolg wurde vergöttert, der doch nichts beweist, als dass die Zeit erfüllt ist oder dass man, auf das Gute verzichtend, sich mit dem Nächstbesten begnügte, oder dass man um augenblicklichen Gewinnes willen die Zukunft gefährdete. Gerade auf dem Unerreichbaren, das er anstrebt, beruht der Ruhm des grossen Staatsmannes. Das Phantastische seiner Pläne macht den Zauber aus, der Napoleon für alle Zeiten und Völker umgibt. Auch die grössten irdischen Dinge verschrumpfen bald ohne einen Ausblick in die Unendlichkeit.

Das neue Geschlecht glaubte nur noch an die sichtbaren Dinge, nicht mehr an die unsichtbaren. Der Gekreuzigte des Mittelalters, die Ideen des Humanitätszeitalters, Licht, Liebe, Leben, die des neunzehnten Jahrhunderts, Freiheit und Recht, wurden als alte Götzenbilder mitgeschleppt, etwa als Talismane, an die Aberglauben fesselt, aber schaffende Kräfte im Leben des Volkes waren sie nicht mehr. Nur einige Katholiken, nicht alle, wollten noch die alten feierlichen Gebote Gottes auf das Wirtschaftsleben der modernen Menschen angewendet wissen und verlangten, um den Folgen unersättlicher Gewinnsucht zu steuern, eine Geschäfts- und Erwerbsgrenze zu Gunsten höherer Güter.

Versenkt man sich in die Betrachtung des neunzehnten Jahrhunderts, so kann man sich der Trauer nicht erwehren, wenn man sieht, wie die alte deutsche Kultur, während einige auf ihre Auferstehung hofften,

zwischen den zwei Ungeheuern Geld und Masse, lautlos unterging. Wie eine Insel, die das Meer verschlingt, sieht man noch ein paar Gipfel ragen, um die Adler ihre Kreise ziehen, und langsam verschwinden.

Ob es möglich ist, dass die Menschheit ohne jenseitige Götter lebt und eine Geschichte hat, kann niemand wissen; notwendig ist es vielleicht, dass fremd und unkenntlich gewordene einmal völlig ausgerottet werden; nur was ganz ausgelebt hat, kann auferstehen.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Stein	9
Unlösbare Probleme	22
Arndt und Jahn	27
Luden	35
Revolutionäre Familien	38
Revolutionäre anderer deutscher Länder	48
Frankfurt	56
Hallgarten	66
Die Familie Gagern	70
Stüve	78
Dahlmann	85
Friedrich Harkort	88
Friedrich List	94
Rheinländische Magnaten	102
Tod und Persönlichkeit Friedrich Wilhelm III.	117
Die Bürokratie und die Gegner in Oesterreich	126
Friedrich Wilhelm IV.	131
Bunsen	140
Radowitz	151
Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms	159
Der erste Angriff	165
Wiederaufleben der Tendenzen des 16. Jahrhunderts	171
Am Rhein	178
Feuerbach	192
Saint-Simon und Weitling	200
Stirner	209
Burckhardt und Deutschland	213
Hoffmann von Fallersleben	221
Herwegh und Freiligrath	226
Die Unterirdischen	233
Die Lage der arbeitenden Klassen in England	238

Seite

Radowitz 247
Industrialismus und Armut 256
Das Bank-Gespenst 259
Victor Aimé Huber 262
Emigranten 265
Religiöse Opposition 272
Badische Politiker 279
Schwaben und Uhland 286
Der Vereinigte Landtag 294
Das Kommunistische Manifest 306
Monarchie oder Republik 317
Oesterreich 326
Die Revolution in Berlin 336
Die Nationalversammlung in Frankfurt 346
Die Hilfskräfte der Demokratie 361
Das Handwerk 366
Arbeiterorganisation 375
Winkelblech und der Föderalismus 381
Sachsen 391
Die fremden Nationen 403
Die Berliner Nationalversammlung 411
Die Wendung 423
Krisis in Berlin 429
Uhland und der Kaisergedanke 435
Grossdeutsch und Kleindeutsch 441
Macht und Recht 454
Stüve 458
Radowitz und der König 463
Die Nationalversammlung nach der Ablehnung . . . 473
Engels 483
Stüve 489
Radowitz' Ende 493
Victor Aimé Huber 502
Vae Victis 506
Waldheim 518
Die Sieger 523
Ende 535

DATE DUE

GAYLORD

PRINTED IN U.S.A.

DD207 .H8 mustk
Huch, Ricarda Octav/1848; die revolution
3 8152 00074 1376

DD207 Huch
H8

...1848; die revolu-
tion des 19. jahrhun-
derts in Deutschland

DATE	ISSUED TO

DD207 Huch
H8

...1848; die revolution
des 19. jahrhunderts in
Deutschland